GUTENBERG, HAUSFREUND FÜR GEBILDETE FAMILIEN





LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer. 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. N. Büchner, Redacteur. **1846.**

Inhalt der Europäischen Eisenbahn Nr. 13: Die Zeit ist hin, wo Bertha spann! — Rhapsodie eines jungen Ehemanns. — Hanns Dampf. — Die theuren Stiefel. — Eine Weiber-Revolte. — Der Schmidt zu Gretna-Green. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten.

Der Sclavenmarkt in Constantinopel.

Außer einigen Circassierinnen von hohem Preise, die unter Privatpersonen aus freier Hand verkauft werden, bezieht man im Allgemeinen die Sklavinnen aus dem Bazar, wo dieser beklagenswerthe Handel noch täglich betrieben wird. Bei meinen Wanderungen hatte ich wohlbedacht den Sklavenmarkt in Konstantinopel nicht übergangen, der um Vieles bedeutender ist, als der zu Smyrna. Erst seit einem Jahre ist den Europäern der Zutritt zu diesem Markte gestattet, der mit den übrigen Bazars zusammenhängt. Es ist ein geräumiger, viereckiger Hof, mit einigem Gebüsche bepflanzt, und von einer hölzernen Gallerie umgeben, wo man im Schatten um eine Reihe Behälter herumwandeln kann, die auf der Seite des Zuschauers durch ein Gitterwerk abgeschlossen sind. Große Leinwandstücke, hier und da von einem Baume zum andern gespannt, werfen schattige Vierecke in den von der Sonne glühend beschienenen Hof. Unter dieser Art von Gezelten kauern in Gruppen auf Strohmatten zehn- bis zwölfjährige Negerinnen, Beine und Schultern entblößt, mit nichts als einem um die Hüften geschlungenen blauen Schurz und einem auf der Brust offen stehenden Hemde von grober Leinwand bekleidet. Ihr Gesicht ist in der Regel sehr häßlich, ihre Büste jedoch bewundernswerth. Ernste Türken und verschleierte Frauen schreiten um sie herum, mustern sie der Reihe nach, und theilen dann und wann zur großen Freude der Kinder Zuckerwerk unter sie aus. Andere Neugierige sitzen auf Estraden oder sind in einem großen Kiosk, den man zu einem Kaffeehause umgestaltet hat, ganz gemächlich mit Rauchen beschäftigt. Die Einkäufe gehen äußerst schnell vor sich; wenn die kleine Negerinn die Prüfung bestanden hat, und der vom Verkäufer ganz leise erfragte Preis dem Käufer zugesagt, so erhebt die junge Sklavin sich auf ein Zeichen ihres Herrn, bindet eine Schürze, die ihr ganzes Vermögen enthält, ein Hemde nämlich und ein Paar kupferne Armbänder, an den vier Ecken zusammen, und folgt ihrem neuen Herrn mit augenscheinlichem Vergnügen, und ohne ein Lebewohl an ihre Gefährtinnen. Außer diesen jungen Mädchen, deren Preis zwischen zwei- und fünfhundert

Franken sieht, sieht man wohl einige abgelebte, schreckbar häßliche Negerinnen von frommen Muselmännern sehr wohlfeil einkaufen. Auf Befragen geben diese als Grund an, Muhammed gebiete, denen Brod zu geben, welche keine Kräfte mehr haben, es sich selbst zu verdienen.

Der Preis der weißen Sklavinnen ist bei weitem höher, und sie werden nicht, wie die Negerinnen, im Hofe der Sonnenhitze ausgesetzt, sondern bleiben in den unter der erwähnten Gallerie angebrachten vergitterten Behältern, zu welchen den Christen der Zugang untersagt ist; den allzuneugierigen Herumwandler verfolgt der Verkäufer mit unruhigen Blicken oder weiset ihn auch wohl durch eine drohende Geberde zurück. Mit einiger Gewandtheit und vieler Geduld gelang es mir endlich doch, mich mehren dieser Behälter zu nähern. Gleich den türkischen Frauen unter den Falten eines weiten Feredjé versteckt, schienen die weißen Sklavinnen, die mir zu Gesicht kamen, jung und schön zu sein, obgleich sie mit Hülfe der Schminke sich ein ganz und gar theatralisches Ansehen beigelegt hatten. Da sie bemerkten, daß sie meine Aufmerksamkeit an sich zogen, so verbargen einige von ihnen schamhaft das Gesicht unter dem Schleier, Andere, und zwar die meisten, warfen mir kecke Blicke zu, oder mit dem Finger auf meine europäische Tracht deutend, machten sie sich lustig darüber auf eine Weise, die meiner Eigenliebe ganz und gar nicht schmeicheln wollte. Männliche Sklaven sah man selten im Bazar; ich bemerkte nur etwa zwanzig Negerknaben, die Knöchelchen spielten, und dabei ein gellendes Geschrei ausstießen. Zwei von ihnen trugen einen Eisenring am Fuße, ich erfuhr, daß sie hatten entfliehen wollen, und daß sie durch diese Bande von wiederholten Versuchen der Art abgehalten werden sollten. Während meines Aufenthalts in Konstantinopel habe ich den Sklavenmarkt öfters besucht, aber keine andere Züchtigungen wahrgenommen, als jene Eisenringe am Fuße von zwei oder drei Negerknaben, die übrigens dadurch in ihren Zeitvertreiben auf keine Weise verhindert waren. Es hat mir stets geschienen, daß die Sklavenhändler die unglücklichen Kinder, mit denen sie Handel treiben, mit fast väterlicher Zärtlichkeit behandelten, und ich kann an die Mißhandlungen nicht glauben, die sie nach den Behauptungen gewisser Staatsökonomen täglich zu erleiden haben sollen. Ein Sklavenmarkt ist ohnedieß schon etwas so Niederschlagendes, daß es nicht auch noch einer überspannten Philanthropie bedarf, um zu einem so trüben Gemälde noch peinliche Zuthaten lediglich zu erfinden. Ein großer Irrthum wäre es, den Zustand der Sklaven in der Türkei mit dem Loose der Neger in der neuen Welt zu vergleichen. Sie leben in den türkischen Häusern wie ehemals die Familiares in den römischen. Die weiblichen Sklaven gesellen sich der Lebensweise ihrer Herrinnen zu: ein eintöniges Leben allerdings, ohne große Freuden, ohne große Leiden, wo Alles vorhergesehen ist und wo die Abgeschlossenheit einen vollkommenen Schutz gewährt gegen alle die unvorhergesehenen Ereignisse, an denen der Faden unseres Daseins sich fortspinnt. Gleichwohl haben einzelne dieser Töchter Asiens seltsame Geschickswechsel erlebt.

Vom Sklavenmarkt ist im Gedanken wohl ein weiter Schritt zu den Tempeln der Religion; weil indessen in der Wirklichkeit die Hauptmoscheen Konstantinopels in der Nähe des Bazars liegen, so soll diese Nachbarschaft mir zur Veranlassung dienen, mich ohne weitern Uebergang nach St. Sophia zu begeben. Die Pforten der Moscheen und des alten Serails sind den Ungläubigen nicht mehr verschlossen; Gewinnsucht hat die religiöse Unduldsamkeit überwunden. Es genügt jetzt, einen Firman zu kaufen, den Aufsehern Trinkgelder zu geben, mit einem Worte, hundert Thaler etwa anzuwenden, um die Tempel des Islam und die alte Residenz der Sultane besichtigen zu dürfen.

Es wird überflüssig sein, über das gar nicht besonders merkwürdige Innere des alten Serails mich zu verbreiten, über seine Salons mit Vergoldungen aus den Zeiten Ludwigs XV, mit Trumeaus, schlechten Fresken und mit Lehnsesseln von Acajou und Pendulen im Geschmacke der Kaiserzeit. So sehen alle Schlösser der Welt aus. Die viel zu berühmten Gärten des Serails bestehen in überaus regelmäßigen Parterren, wo Einfassungen von klassischem Buchsbaum um Rauten, Dreiecke und flammende Herzen anmuthig herumgezogen sind.

In jenen Zeiten, wo man in die Moscheen nur mit Lebensgefahr oder in Kraft einer seltenen Vergünstigung eintreten durfte, hat man auch überaus herrliche Beschreibungen von St. Sophia gemacht. In unsern Tagen, wo jeder Reisende für sein Geld die muselmännischen Tempel besuchen darf, muß man die Wahrheit bekennen, und ich muß gestehen, daß ich bei der Beschauung der Basilika Constantins die Bewunderung nicht empfunden habe, auf die ich mich vermöge der pomphaften Beschreibungen gefaßt gemacht hatte. St. Sophia, erbaut von Constantin, wiederhergestellt von Justinian, verstümmelt durch den Islamismus, bietet von Außen dem Blick eine verwirrte Anhäufung unförmlicher Gebäude dar, von einer schwerfälligen, gedrückten Architektur, die durch so viele nachgefolgte Modifikationen ihren Cha-

ralter, meiner Ansicht nach, völlig eingebüßt hat. Das Innere der Basilika ist ohne Majestät, sie scheint klein, trotz ihren kolossalen Dimensionen. Die obere Gallerie ist von Säulen von Porphyr getragen, die verschiedenen Ordnungen angehören, meistens aus den Tempeln von Ephesus genommen, und mit übel zusammen stimmenden Kapitälern versehen sind. Unter der beschmutzten und schadhaften Mörtelbekleidung der Wände blicken hier und da die ehemaligen goldenen Mosaiken wie Flecken hervor. Eine Eigenthümlichkeit der innern Einrichtung fällt dem Blick verletzend auf. Das Schiff erstreckt sich beinahe von Norden nach Süden; die Muselmänner aber, die sich betend nach Osten wenden müssen, haben diesem Gebrauch zufolge, und unbekümmert um die Gesetze der Baukunst, den Strohmatten, mit denen das Marmorpflaster bedeckt ist, ihre Richtung gegeben; und so sind diese reihenweise gelegten Matten über die ganze Breite des Schiffes schräg hingezogen. Die schwarzen Streifen, welche sie von einander trennen, fallen unangenehm ins Auge, und geben dem Gebäude ein verdrehtes und unregelmäßiges Ansehen. Die meisten Säulen sind von ihrer lothrechten Stellung gewichen, ein Theil ist nach links, der andere nach rechts geneigt, und dies genügt, um alle Symmetrie zu zerstören, ohne doch dem Gebäude den imposanten Charakter einer Ruine zu geben. Tausende von Gläsern voll Oel hängen an den Eisendrähten einige Fuß über Kopfhöhe, und im Hintergrunde des Schiffes erheben sich zwei Wachskerzen von riesenhaftem Durchmesser, und zweitausend Pfund schwer; dies nebst einigen Springbrunnen sind die einzigen Verzierungen von St. Sophia. In der Moschee herrscht gewöhnlich die größte Stille; in einiger Entfernung von einander knien fromme Muselmänner; Andere, auf ihre Matten hingestreckt, pflegen in aller Ruhe ihres Mittagsschlafes; zuweilen kauert am Fuß einer Säule ein Alter auf den Fersen im Kreise um ihn herumhockender Kinder, und psalmodirt mit näselnder Stimme Verse aus Muhammeds Buche. — Die gottesdienstlichen Gebäude der Türken dienen zugleich als Schulen und als Zufluchtsörter der Armen. In den Nebengebäuden der Moscheen sind Küchen eingerichtet, welche von der öffentlichen Mildthätigkeit für die Armen unterhalten werden. Türken, die sich zu einer weiten Reise anschicken, legen oftmals ihre Schätze in den Häusern der Andacht nieder. In der Suleimanhé (Moschee Solimans) sieht man eine Anzahl lederner Koffer an der Mauer aufgestapelt, worin das Vermögen vieler verwaisten Kinder aufbewahrt wird. Beim Tode ihrer Eltern wurden diese Koffer in die Moschee unter den Schutz der heiligen Religion gegeben. Noch nie ist eine Entwendung begangen worden an diesem heiligen Orte zum Nachtheil der schutzlosen Kinder, die nach erreichter Volljährigkeit das elterliche Vermögen unberührt finden. Daß aber das Todtliegen dieser Kapitalien während so langer Jahre ein wirklicher Verlust für sie ist, das fällt den Türken nicht ein.

Napoleon auf St. Helena.

„Eine kleine Insel im Mittelländischen Meere zur Wiege — eine verlorne Insel im Ocean zum Grabe" — mit wenigen Worten ist so Napoleons Geborenwerden und Dahinschreiten bezeichnet. Wie die Sonne sollte er entstehen und niedergehen im Schooße des Meeres, nachdem sein Genie die Welt erleuchtet hatte.

In seinem ruhmwürdigen Leben giebt er einen Beweis seines großartigen Charakters, daß er nach seiner zweiten Abdankung sein Schicksal vertrauungsvoll in die Hände seiner erbittertsten Feinde legte, daß er die englische Gastfreundschaft in Anspruch nahm und sich, wie er sich selbst darüber aussprach: „wie Themistocles an den Heerd seiner Feinde setzen wollte." Jeder Denkende wird einwerfen: Was konnte er aber auch von dieser Seite hoffen? Hatte er nicht 10 Jahre lang gegen England Krieg geführt? Nicht in allen Ländern die Waaren Albions verbrannt? Hatte er denn ganz vergessen, daß Alt-England unversöhnlich ist, wie das alte Carthago? Daß es feindselig und rachsüchtig ist, wie Venedig, Genua, Amsterdam; wie alle Republiken und Handelstädte, seinen Ruhm besonders darin findet, wenn es sich um Geld- oder Silberbarren handelt? Gedachte er denn gar nicht des unglücklichen Tippo Saib, des Sultans von Mysore, der als ein Opfer Englands fiel, weil er tapfer und thätig war, und die Unabhängigkeit Indiens gegen die Ansprüche Englands aufrecht halten wollte? Napoleon sah sich sehr getäuscht, als er sich den Händen der Britten überlieferte; nachdem man ihn eine geraume Zeit den Augen der Müssiggänger in Portsmouth bloßgestellt, ließ man ihn, gefolgt von seinen Getreuen, von dem Bellerophon, den Northumberland besteigen und führte ihn nach St. Helena, zum andern Ende der Welt, die er vormals beherrschte.

Napoleon traf am 14. October 1815 vor Helena ein, und wurde am 16. desselben Monats, Abends 7 Uhr, ausgeschifft. Ehe er das Boot bestieg, das ihn ans Land bringen sollte, ließ er den Schiffscapitain zu-

sen, um von ihm Abschied zu nehmen, und ihm aufzutragen, den Offizieren, Soldaten und den Seeleuten seinen Dank abzustatten. Das Gefolge des Kaisers ward um 8 Uhr ans Ufer gesetzt. Von dem Admiral, dem Grafen Bertrand und einigen englischen Offizieren begleitet, schritt Napoleon der Stadt zu, welche aus einer einzigen, zwischen hohen Felsen eingeklemmten Straße besteht. Er mußte in einem armseligen Wirthshause, dem einzigen vorhandenen, das den pomphaften Titel: „Zu den drei vereinigten Königreichen" führt, die Nacht zubringen, um dort sich einzurichten, bis Longwood, einige Stunden von der Stadt gelegen, das ihm zur Residenz angewiesen war, bereit sein würde, ihn zu empfangen.

Napoleon befand sich in dieser Herberge so unbehaglich, daß er am anderen Morgen um zehn Uhr schon zum englischen Admiral und zum Großmarschall sandte, um mit ihnen Longwood in Augenschein zu nehmen. Sie machten den Weg dorthin zu Pferde. Als sie zurückkehrten, bemerkte der Kaiser in einem Thale ein kleines Haus, dessen Umgebung lachend und höchst pitoresk war. Er hielt sein Pferd an, und blickte auf das hübsche Gebäude. Es war so sauber, die Verhältnisse zeigten sich so regelmäßig und geschmackvoll, als ob es, völlig erbauet, mit einem Schiffe aus Europa gekommen wäre. Napoleon hegte den größten Widerwillen, in die armselige Herberge, wo er die Nacht zubrachte, zurückzukehren, er wandte sich daher zum Admiral, deutete mit dem Finger auf einen Pavillon, welcher in der Nähe des hübschen Hauses lag und sprach: „Herr Admiral, dort das Plätzchen sagt mir bei weitem mehr zu, als mein Zimmer in den drei vereinigten Königreichen; wenn der Eigenthümer dieser freundlichen Villa mir auf kurze Zeit den Pavillon abtreten wollte, könnte ich dort angenehmer die Zeit abwarten."

Der Kaiser und der Admiral stiegen von ihren Pferden, und schritten in das Haus, das einem achtbaren Kaufmann von St. Helena, Namens Balcombe, zugehörte, der sich bereit erklärte, dem erlauchten Gefangenen seinen Pavillon abzutreten, für funfzehn Guineen wöchentliche Miethe. „Wir sind freilich gewohnt, ich und meine Familie, jeden Abend dort, der schönen Aussicht wegen, den Thee zu trinken, da aber der Pavillon dem General Bonaparte zu gefallen scheint, würde ich mir ein Gewissen daraus machen, ihm seinen Wunsch abzuschlagen."

Der Admiral übersetzte dem Kaiser diese in englischer Sprache geäußerten Worte; Napoleon machte mit der Hand eine Geberde des Dankes, und während der Erstere mit dem Kaufmann die näheren Bedingungen besprach, schritt der Gefangene auf Helena, durch die Alleen, dem Pavillon zu. Ein chinesischer Diener öffnete ihm die Thür, und der Kaiser nahm gleich Besitz von dem freundlichen Landhause. Er ersuchte den Admiral, der zur Stadt zurückkehren mußte, ihm Herrn de Las-Cases, sowie seinen Kammerdiener Marchand und so viel von seiner Baggage zu senden, wie er unumgänglich nöthig brauche.

Das Bivouac von Austerlitz, selbst die Baracke auf der Insel Lobau, waren Paläste im Vergleich zu diesem Pavillon von Briars. Er bestand aus einem einzigen Raume, der fast viereckig erschien, mit zwei Eingängen und zwei Fenstern. An den letzteren waren weder Rouleaux noch Gardinen; über diesem Salon befanden sich einige niedrige Gemächer, wo die Beamten seines Hauses wohnen sollten.

Der Graf Las-Cases ließ nicht lange auf sich warten. Als er über die Hügel schritt, welche das Haus des Herrn Balcombe umgaben, bemerkte er schon von Weitem den Kaiser auf der Schwelle des Pavillons.

„Willkommen!" rief ihm Napoleon entgegen, als er nahe genug war, „warum haben Sie Ihren Sohn nicht mit hieher gebracht?"

„Ich wußte nicht, ob Ew. Majestät erlaubten —"

„Sie können nicht gut ohne ihn sein, ich selbst nicht, lassen Sie ihn ja hierher kommen."

Marchand, der Kammerdiener, war in die Stadt gegangen, um ein Bett herbeizuschaffen. Napoleon befand sich also mit dem Grafen Las-Cases allein, allein in der tiefsten Einsamkeit! — Die Nacht nahte heran. Welche Gefühle mußten die Brust des Mannes bestürmen, der die Welt beherrscht hatte, dessen Wink Tausende in Bewegung setzte — er jetzt gefangen, auf einer felsigen Insel, allein! Las-Cases konnte seine Empfindungen nicht bewältigen, schwere Seufzer entstiegen seiner Brust. Beide schritten schweigend neben einander und nahmen die Lokalität in Augenschein.

Als man sich zur Ruhe begeben wollte, bemerkte man, daß ein Fenster dicht am Kopfende des Bettes des Kaisers war; Las-Cases verbarricadirte es nach Kräften, um der äußeren Luft den Eingang zu verwehren, denn Napoleon war sehr empfindlich und reizbar dafür geworden; der leiseste Zugwind zog ihm Rheumatismus und Zahnschmerzen zu. Der Graf Las-Cases schlief auf der Bodenstube genau über dem Kaiser, in einem Raum sieben Fuß lang, in dem nur ein elendes Bett mit einem Strohsack war, später schlief der Sohn des Grafen auf einer Matratze auf Brettern. Die Diener Napoleons



hüllten sich in ihre Mäntel und schliefen auf dem Fußboden.

Nichtsdestoweniger gefiel sich Napoleon in dieser armseligen Behausung, die er scherzweise seine „Eremitage" nannte. Er spazirte oft in dem Garten umher, welcher, wie alle Gärten der Insel, mit tiefen Abgründen durchschnitten war, viele Hügel von Granit-Marmor verliehen dem Ganzen ein pittoreskes Ansehen. Der Kaiser begegnete eines Tages an einer Allee den beiden Töchtern des Herrn Balcombe, eine vierzehn, die andere sechzehn Jahr alt. Die jungen Mädchen begrüßten ihn mit großer Freundlichkeit, pflückten die schönsten Blumen und überreichten sie ihm: aber er mußte ihnen diese Aufmerksamkeit theuer bezahlen, denn sie überhäuften ihn mit unzähligen Fragen, die er ihnen mit der größten Bereitwilligkeit beantwortete. Als sich die anmuthigen Kinder entfernten, lächelte der Kaiser und sprach zum Grafen Las-Cases: „Wahrlich, ich glaubte, ich stände vor Gericht, oder ich befände mich auf einer Maskerade."

An demselben Tage hielt es der Kaiser für angemessen, dem Eigenthümer der Besitzung einen Besuch abzustatten; in kleinen wie in großen Dingen folgte bei ihm dem Gedanken schnell die Ausführung. Er ließ sich bei Herrn Balcombe anmelden. Der Hausherr, von einem Gichtanfall gequält, war im Schlafrocke und lag ausgestreckt auf einem Sopha, seine Frau und seine beiden Töchter waren bei ihm. Als Napoleon eintrat, entschuldigte sich der Patient und beklagte es außerordentlich, daß er seinen hohen Gast nicht mit der ihm gebührenden Ehrerbietung empfangen könne; der Kaiser antwortete im liebenswürdigsten, wohlwollendsten Tone:

„So ist es grade Recht, mein Herr! Wir sind Bürger einer Stadt, einer ist nicht verbunden, dem anderen Ehrerbietung oder Huldigung zu beweisen, nur freundlichen Beistand und Herzlichkeit erbitte ich mir von Ihnen."

Die Unterredung wurde ziemlich belebt, und wandte sich zur Literatur. Die beiden jungen Mädchen zeigten sich unterrichteter als es der Kaiser geglaubt hatte. Sie hatten manches französische Werk gelesen, unter anderen auch „Mathilde" von Cottin. Der Kaiser kannte es ebenfalls, er sprach mit ihnen über den Inhalt.

Ein dicker, großer Engländer, der gegenwärtig war, hör'te der Unterhaltung aufmerksam zu, endlich fragte er sehr naiv: ob die Prinzessin, die Freundin Mathildens, deren Charakter so herrlich wäre, jetzt noch am Leben sei.

„Nein, mein Herr," entgegnete Napoleon mit mühsam behauptetem Ernste, „sie ist schon todt und begraben!"

Während seiner langen Gefangenschaft auf der Felseninsel, verbrachte Napoleon die angenehmsten Augenblicke im kleinen Pavillon von Briars; seine Excursionen von dort aus, seine Besuche bei seinem angenehmen Wirth, seine Arbeiten, alles trug das Gepräge der friedlichen Einsamkeit seiner Behausung. Gegen neun Uhr Morgens ging er schon in den Garten hinab, nahm in einer schattigen Laube Platz und diktirte dem Grafen Las-Cases oder dem General Gourgeaud Berichte über seine denkwürdigen Schlachten in Italien.

Gegen vier Uhr Nachmittags begann er seine Spaziergänge und setzte dieselben bis zur Mittagstafel, die, wie auf Elba, um sieben Uhr servirt wurde, fort. Dann begab er sich zu seinen Getreuen, wie er seine Verbannungsgefährten nannte, und nahm den Kaffee in ihrer Mitte ein. Dort fand die geistreichste, freiste Unterhaltung statt, man sprach über Politik, über Gegenstände der Kunst und Literatur. Napoleon nahm den lebhaftesten Antheil an diesen Gesprächen und steigerte ihr Interesse durch seine glänzenden Bemerkungen, durch seine witzigen Vergleiche und Impromptus.

Oft, wenn Alle sich schon zur Ruhe begeben hatten, machte der Kaiser mit einem seiner Vertrauten noch einen Spaziergang im Mondscheine. In einer dieser, in den tropischen Ländern so überaus klaren Nächte, ertönte eine Schiffsglocke von einem der Fahrzeuge, welche im Hafen vor Anker lagen. Napoleon hemmte plötzlich seinen Schritt, denn das Glockengeläut hatte stets auf ihn eine magische Wirkung, er ergriff den Arm seines Gefährten und sprach bewegt: „Hören Sie die Glocke? Sie versetzt mich nach Europa — sie hat den Klang von der zu Brienne." — Nach einer Pause fügte er hinzu: Ich will eine solche Glocke von England kommen lassen; ihr eherner Mund soll uns zum Mittagsmahle versammeln, wenn wir uns zu Longwood eingerichtet haben werden.

Oft dehnte der Kaiser seine Wanderungen bis zur Cascade von Briars aus, bis zum Thale von James-Towe. Ihm sagte diese Gegend besonders zu und er verbrachte dort oft mehrere Stunden, las in einem Buche, oder versank, von dem Geräusch des Wasserfalles eingewiegt, in Träumereien. Nicht fern von dieser Stätte, die seinen Unglücksgefährten so theuer war, grub man später unter seinem Lieblingsbaum, wo er so gern zu sitzen pflegte, das Grab des großen Mannes und Helden.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Von den drei Schneidern.)

Eine höchst merkwürdig Geschicht
Und abentheuerlich Gedicht
Von den drei Schneidern, das ist war,
So jämmerlich umgekommen in dem Jar,
Da Thau und Regen thäten feuchten
Und Gottes Sonn am Tage leuchten,
Da Burschen bei schmucken Dirnen thäten
Im Kämmerlein sich oft verspäten.

Es waren mal drei Schneiderlein
So dünn wie Haselstöckelein,
Die thäten selbander reisen
Mit Scheer' und Bügeleisen.
Und als sie kamen nach Cöln, der Stadt,
Die ihres gleichen nicht mehr hat,
Erhob sich ein gewaltiger Wind,
Da thät das erste Mutterkind
Weit in die Wolken rei-rei-rei-reisen
Mit Scheer und Bügelei-ei-ei-eisen.

Es waren mal zwei Schneiderlein,
So dünn wie Haselstöckelein,
Die thäten zusammen marschiren
Mit Nadel und auch mit Zwiren.
Und als die Stadt Bonn nicht mehr war fern,
Da stolpert das zweit über ein Quetschenkern
Und thät auf der Stell krepi-pi-pi-piren.
Mit Nadel und auch mit Zwi-Zwi-Zwi-Zwiren.

Es war mal ein Schneiderlein
So dünn wie ein Haselstöckelein,
Das wanderte gar wohlgemuth
Mit Ellenmaaß und Fingerhut.
Und als es kam nach Mainz am Rhein,
Wo gar viel lustige Vögel sein,
Fiel's in ein Nadelöhr hinein
Und starb drin wohlgemu-mu-muth
Mit Ellenmaaß und Fingerhu-hu-hut.

(Anecdotenjäger.)

— Bei einer Kirche war ein alter und ein junger Pfarrer angestellt. Zu dem Alten kam kein Mensch in die Kirche, beim jungen konnte kein Apfel zur Erde. Das ärgerte den alten und er ließ eines Sonntags aussprengen: „der junge predige." Die Kirche war wie gewöhnlich übervoll. Plötzlich aber ward der Alte auf der Kanzel, hinter welche er sich versteckt hatte, sichtbar, und schadenfroh die überraschte Gemeinde überschauend, sprach er die berühmten Worte: „Aetsch, der Alte predigt!"

— Folgender Toast wurde von dem in Bern wohnenden Schreinermeister Lorenz ausgebracht: „Thüre Aidgenossen, Fründe, Brüder! Und i nimes! — und i brings! — bi dem forlige Alos! wo! — nit nur dorum! — sondere au deßwege! — und nit allai deßwege! — sondere au derowege — i bi bi-wegt! — und! eh goht mer z'Herze! denn! i waiß, — und, ihr Alle wiße, — daß, — jo, — i giteau mee's z'sage, — daß, — indem wir alli, — das scheni Band umschlunge; — Kummer und Verdruß, — Alles isch fuet, — ihm allei verdanke mer's, — und, — eekenne mer jo alli, wer wurd nit mit mir? denn! — i bi fest überzigt, mir alli hend en, — und er isch's, und er blibt's! — unser aidgenößischi Fahne! — in Kopf und Herz! — Darum! — thürste Frind und Aidgenossen trink eni! und i kan nit anderst! — und mit tiefer Rierung! — und der Grund! — und dorum! — Vivat ho! und nonemal! ho! — und abermal! ho!"

(Große Aufopferung.) Während der Sturmfluth, welche am 21. vorigen Monats die Küsten der Nordsee verheerte, wurde an der Weser großes Unglück verhütet, indem ein entschlossener Wasserbau-Conducteur und dreihundert muthige Männer eine That verübten, welche vielleicht in den Annalen der Wasserbaukunde unerhört ist. In der Dorfschaft Offenwarden erscholl plötzlich in der Nacht um 10 Uhr der Schreckensruf: das Wasser geht über die Dämme. Der Conducteur eilte an der Spitze von dreihundert Dorfbewohnern an die gefährdete Stelle — bei einer vor Kurzem angelegten Schleuße, bei welcher die Erde aufgelockert war, ging das Wasser über. Auf den gefährdeten Stellen wurden Stroh- und Misthaufen gebettet, und die Männer legten sich mit ihren Leibern darauf, und wehrten so trotz der empfindlichen Nässe und Kälte und der augenscheinlichsten Lebensgefahr dem Andringen der Wogen, bis die Fluth vorbei war, und hatten so die Freude, ihr Hab und Gut erhalten, gerettet zu sehen.

(Der Welt Ende.) Der chiliastische Prophet Miller in Massachusets (nordamerikanische Freistaaten) verkündigte am Anfange dieses Jahres das Ende der Welt. Mehrere seiner Anhänger glaubten daran und ein reicher Fabrikbesitzer schenkte seinem ungläubigen Neffen sein ganzes großes Vermögen, sich nur so viel baares Geld zurückbehaltend, als er nöthig glaubte, um bequem leben zu können. Der Termin des Weltunterganges verging, und so viel wir wissen, leben wir Alle noch. Jetzt verlangt der Kaufmann sein Geld wieder, der Neffe aber ist im Besitz, will dasselbe nicht herausgeben, beruft sich auf die gerichtliche Schenkung und man ist sehr gespannt auf den Ausgang um so mehr, als dieser Fall sich tausende von Malen wiederholt hat, und wenn der Millerit den Prozeß gewinnen sollte, alle Anhänger des Miller ihre Schenkungen gleichfalls für nichtig erklären wollen.

(Seltsame Verkettung.) In Straßburg hat sich ein eigenthümlicher Fall zugetragen. Ein junger Mann, der von einem Gläubiger hart gedrängt wurde, und der ohne seine Schuld, nur durch Unglücksfälle, außer Stand war, zu zahlen, machte noch einen letzten Versuch, den Hartherzigen zur Milde zu stimmen. Vergebens! Während der reiche Mann einen kostbaren Schmuck, nachdem er ihn wohlgefällig betrachtet hatte, sorgfältig einsiegelte und seinem Kammerdiener zur Besorgung an die „bekannte" Adresse übergab, ließ er den armen Bittenden hart an und auf dessen flehende Bitte gab er die einzige Antwort: „Wenn Sie morgen nicht zahlen, so lasse ich Sie einsperren!" — Muthlos, niedergeschlagen, beinahe verzweifelnd, entfernte sich der Unglückliche. Was sollte er

nun anfangen, um dem harten Schicksale des Schuldarrestes zu entgehen? Da fiel ihm ein, daß er von einem Menschenfreunde gehört, der schon manchem Nothleidenden geholfen. Er kannte ihn zwar nicht, aber er faßte sich ein Herz und machte sich auf den Weg nach dessen Wohnung. Aber als er sie erreicht hatte, blieb er unentschlossen vor der verschlossenen Thüre des Vorzimmers stehen. Ach, es ist so schwer, die erste, von der Noth gebotene Bitte auszusprechen. Aber es mußte sein, und zitternd wollte er eben nach der Glocke greifen, da wurde die Thür hastig aufgerissen, und mit zornrothem Gesichte erschien ein Herr, jenes Schmuckkästchen in der Hand haltend, welches der junge Mann bei seinem hartherzigen Gläubiger gesehen hatte. „Da," rief der Herr, indem er dem Erschrockenen das Schmuckkästchen in die Hand drückte, „nehmen Sie das augenblicklich mit fort und lassen Sie sich nie wieder mit dergleichen Aufträgen bei mir sehen." — „Aber, mein Herr —!" stammelte der junge Mann. — „Kein Wort weiter, und nun fort;" donnerte der Andere ihm zu. „Was soll ich aber mit dem Schmucke anfangen?" — „Was Sie wollen! — Und die Thüre flog dem Ueberraschten vor der Nase zu. — Einen Augenblick stand der junge Mann unentschlossen da, dann aber eilte er zu einem Juwelier, verkaufte den Schmuck, den er als sein Eigenthum zu betrachten sich für berechtigt hielt, bezahlte mit dem dafür gelösten Gelde seinen Gläubiger und lieferte den noch ziemlich beträchtlichen Ueberschuß gewissenhaft an die Armendirection ab.

(Halb sieben!) Ein Berliner Schusterjunge kam eiligst in einen Kaufmannsladen und fragte: „Mein bester Herr! können Sie mir nich sagen, wie spät es is?" — Gleich halb sieben, mein Sohn," erwiederte der Kaufmann. — „Ach, hören Se," sagte der Schusterjunge, „krieg ich nich enn paar Rosinen zu?"

(Peking.) In dem himmlischen Reiche wird bei einer Schuldklage nicht der Schuldner eingesperrt, sondern der Gläubiger erhält Stockprügel, „weil er der Unsittlichkeit Vorschub leistete."

— In Magdeburg ist vor Kurzem eine in unsern Zeiten ziemlich selten gewordene romantische That, die Entführung eines Mädchens verübt worden. Ein Sänger gastirte, als die Magdeburger Gesellschaft in Halle spielte, daselbst, und knüpfte ein zärtliches Verhältniß mit einer jungen Schönen des Chores, welche die Tochter eines Magdeburger Bürgers, an. Briefe wurden später gewechselt, und als einige Zeit darauf derselbe Sänger auch in Magdeburg gastirte, entwickelte diese Liebe die schönsten Blüthen. Der Vater, ein ehrsamer Bürger, welcher keine Ahnung davon hatte, wie nöthig das Studium der Romantik jungen Leuten zur vollkommenen Ausbildung ist, that Einspruch, ja er war so kern- und kreuzbarbarisch, daß er seine schöne Tochter gleich einem alten Burgvoigt unter Schloß und Riegel legte. Mehrere Fluchtversuche wurden gemacht, doch vereitelt — List mußte helfen. Die junge Künstlerin hatte wohl von dem frommen, sich immer weiter ausbreitenden Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel" Kenntniß erlangt und griff zur Heuchelei — versicherte reumüthig, nicht mehr an den Geliebten denken zu wollen, wurde der Haft entlassen und durfte wieder auf dem Theater auftreten. Plötzlich war die Gute verschwunden — der Geliebte hatte sie auf der Eisenbahn entführt. Der Vater hat gegen den Sänger eine Kriminalklage auf „Jungfernraub" eingeleitet — Jungfernraub wurde nach der Carolina mit dem Tode bestraft, man muthmaßt jedoch, daß die Untersuchung Ergebnisse liefern wird, welche gestatten, die Strafe zu mildern.

(Ein Erzähler wie viele.) Ein Nachtwächter saß einst im Kreise guter Freunde und erzählte mit der größten Ruhe und Breite eine höchst langweilige Geschichte, die nie enden wollte und welche selbst die Phlegmatischen ungeduldig machte. Indessen hielten sie es noch lange aus. Endlich aber sagte Einer: „Hör mal, Lude, sei so jut und beeile Dir een Bischen mit Deener Jeschichte; ick verreise det andre Monat."

— Ein ahnenstolzer Graf kam bei einem Festin dicht an einen Neugeadelten zu sitzen, dessen Voraltern Handwerksleute gewesen waren. Um ihn zu necken, brachte der Graf das Gespräch auf Kleidungsstücke und Putz. „In der That!" rief er endlich aus und klopfte seinen Nachbar auf die Schultern, „ich muß es Ihrem Großvater noch in der Erde nachrühmen, daß er mir die besten Röcke gemacht hat, die ich jemals getragen." „O, das ist mir sehr wohl bekannt," versetzte der Neugeadelte kaltblütig; „ich habe noch vor ein paar Tagen die unbezahlten Rechnungen dafür mit andern alten Papieren in's Feuer werfen lassen."

— Ein nordischer König sagte zu einem fremden Gesandten: „Wie ich höre, so machen Sie hier Liebschaften?" „O nein," sagte der Gesandte, „ich kaufe sie schon ganz fertig."

(Die geizige Wirthsfrau.) Eine geizige Wirthin sagte zu einem Gaste, der viel Zuckerbrocken in seinen Kaffee that: „Hören Sie, Herr! Viel Zucker ist gerade nicht am gesündesten." — „So?" sagte der Gast, indem er nun mit der ganzen Hand Zucker aus der Dose nahm und in den Kaffee that, „es ist mir lieb, daß ich's weiß, denn das Leben ist mir ohnehin eine Qual."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Camails, Crispinen, Cardinales und Visiten haben sich in ein sehr schönes Halbmäntelchen verschmolzen, das man ein andalusisches nennt. Diese andalusischen Mäntelchen sind fast alle von schwarzem oder dunkelblauem Sammet und so reich mit Posamentirarbeit besetzt, daß man wohl sagen kann, diese Besetzungen verdrängen die Stickereien und Bänder. Die Form ist elegant, ausgezeichnet und ganz darauf berechnet, die darunter befindliche Toilette geltend zu machen. Sie finden den größten Beifall. Dasselbe läßt sich auch bereits von den Balltoiletten sagen, da man schon anfängt zu tanzen. Der beliebteste Stoff zu Ballkleidern ist der orientalische Krepp, etwas ganz Neues, wobei die Seide, das Gold und das Silber auf dem Kreppe ungemein leichte, zierliche und unbeschreiblich mannichfaltige Muster hervorbrin-

gen. Ueberhaupt werden allem Anscheine nach die Balltoiletten diesen Winter von wahrhaft orientalischem Luxus sein. Die Blumen, die man dazu bestimmt, oder vielmehr die Blätter, – denn man zieht jetzt den Blumen die Blätter vor, sind von brillantirtem Sammet, die bei Licht glänzend aussehen. Man wird aber auch Federn tragen und die kostbarsten darunter sind die feinen Reiherfedern, die so außerordentlich theuer sind, daß sie sonst nur die Sultaninnen und die Könige tragen konnten. Der Reiherbusch des Königs Ludwig XVI. z. B. kostete 30,000 Frcs. Als Besatz ist der Sammet noch immer sehr beliebt. Wir sahen Kleider zu kleinen Soireen von Pompadourstoff mit grünen und weißen Streifen und mit Blumen, die an den Seiten Schleifen von granatfarbigem Sammet hatten, welche Puffen von dem Kleiderstoffe hielten; die Zahl dieser Schleifen betrug an jeder Seite des Rockes sieben; eine vorn offene Berthe von dem Kleiderstoffe war ähnlich mit Sammetband garnirt, und eine große Sammetschleife füllte die Oeffnung der Berthe in der Mitte des Leibchens aus. Ein andres Kleid von französischblauem Atlas, das mit zwei breiten schwarzen Spitzenstreifen und zwei schmalen Sammetbändern besetzt war, hatte eine große Schleife à la Ludwig XIV., von schwarzem Sammetband, welche die Spitzenberthe schloß. Diese Kleidform mit der Besetzung von weißen Spitzen als Volant, schürzenartig oder an den Seiten bildet die erste Reihe der Soireetoiletten. Auch gepreßten Sammet verwendet man häufig zu Kleiderbesatz. Ein Kleid von schwarzem Damast, mit Sammet und schwarzen Spitzen garnirt, mit einem Hute von dunkelblauem oder filzfarbigem Sammet mit einem kleinen Busche von vier Federn an der Seite, und ein Palletot von schwarzem Sammet ohne Besatz ist ein untadeliger ausgezeichneter Promenadenanzug. Marder dient sehr häufig zur Besetzung von Oberröcken, theils in Form von Volants, theils schürzenförmig. Die Muffe bleiben klein, und die ausgezeichnetsten haben keine Schnüren. Wie es scheint, ist das Pelzwerk beliebter nie gewesen, als in diesem Jahre, trotzdem, daß die Kälte noch immer auf sich warten läßt. Die Kopfputze sind unendlich verschieden; man sieht kleine Puffs von orientalischen Bändern mit Verzierung von Fransen oder Borten in Gold oder Silber, oder auch Puffs von schwarzen Spitzen untermischt mit ponceaurothem Sammet; catalonische Resillen (Netze) Kopfputze à la Mabreau ganz von Goldblonde. Die Haarputze sind noch immer sehr breit und sehr hoch; einige Damen tragen halbgewölbte Scheitel mit einer Flechte, die diademförmig etwas auf die Stirne vorgeht. Ein sehr beliebter Haarputz ist in diesem Augenblicke die folgende Art: Man dreht zuerst das Haar helmartig und hält es so durch einen Kamm mit ächten Perlen und Brillanten oder mit Korallen, Granaten oder Smaragden fest, und trennt dann das Ende in zwei Theile; aus dem ersteren macht man eine Flechte und aus dem zweiten eine Rolle, die man mit Nadeln befestigt. Das Ende der Rolle, die nicht so breit ist als die Flechte. liegt glatt über dem Kamm. Diese Art der Haarputze macht Lockenbüschel à la Maria Stuart nöthig. Schließlich noch einige vollständige Anzüge: Kleid von Seidengaze mit zwei Röcken und mit Puffen von gleichem Stoffe garnirt, der zweite Rock durch drei Rosen bis zur Höhe des Knies aufgenommen, und durch eine Gazeschleife festgehalten; glattes ausgeschnittenes Schneppenleibchen mit drei schrägen Streifen um die Achseln, die vorn durch eine Rose in einer Schleife festgehalten werden; sehr kurze Aermel, die aus drei schrägen Streifen gebildet sind. — Kleid von grünem Sammet, vorn auf dem Rocke mit einem breiten Hermelinstreifen besetzt, der sich ganz schmal an der Taille endigt; glattes ausgeschnittenes Leibchen mit einem Hermelinstreifen als Berthe, der sich um die Taille auf den Hüften herumzieht, in der Form von Schößchen; sehr kurze, mit Hermelin besetzte Aermel. Ueberrock von Atlas, am Leibchen, auf dem Rocke und vorn an den Aermeln mit Sammet besetzt, der mit Seide gestickt ist und mit runden Knöpfen zusammen gehalten wird. Diese Sammetbesetzung am Leibchen rundet sich zu Schößchen auf den Hüften, doch laufen dieselben nach hinten zu ganz schmal. Hut von Sammet, der in große Falten gelegt ist; Langshwal von Sammet.

Herren-Mode. Die Taille der Soireefracks macht man schmal, gebogen und die Hüften um 4 Cent. übersteigend. Die Schöße reichen nicht ganz bis zu den Knien und sind etwas gerundet und erweitern sich bis zum Taillenschluß. Auf der Anglaise sind gewöhnlich 6 Knopflöcher angebracht, und zwar 5 davon auf dem umfallenden Theile. Die Aermel sind halbweit und die Oeffnung, welche 12 Cent. lang ist, wird durch 3 Knöpfe geschlossen. Der Kragen ist niedrig und fällt etwas breit um und der Ausschnitt zwischen Kragen und Revers bildet die Figur eines sich unten verengenden M. Leib, Schöße und Aermel sind mit schwarzem Atlas gefüttert. Kragen, Vordertheil und Schöße sind überwendlich genommen und am Rande gesteppt und die Knöpfe müssen vom Posamentirer zu dem Stoffe passend gearbeitet werden. Dazu ein Gilet von strohgelber Valencen, lang und die Hüfte um 4 Cent. übersteigend. Unter der Tasche ist es zweckmäßig, quer durch den Stoff einen Keil anzubringen, um bei der großen Länge die gehörige Hüftenweitung zu erreichen. Die Knöpfe von demselben Stoffe und rings herum wird das Gilet mit Stickerei besetzt. Soiree-Pantalons macht man häufig von schwarzem Cachmir-Satin, von mittlerer Weite, fallen gerade herab und haben befestigte Sprungriemen. Als Straßentoilette trägt man häufig den Twine-Palitot gewöhnlich von braunem Tuch oder Buckskin. Der Stehkragen an demselben niedrig, der Umfall breit. Die Taschen sind etwa 10 Cent. unter den Hüften und fast gerade geschnitten. Die breiten Revers schlagen sehr tief um und sind etwas breiter als der Kragen. Die weiten langen Aermel haben runde Aufschläge. Revers und Kragen sind mit seidenem Stoffe in der Farbe des Oberzeuges bedeckt, übereinstimmend mit dem Futter des Rocks. Die Knöpfe werden vom Posamentirer dazu gearbeitet. Der unter diesem Paletot getragene Oberrock ist häufig von blauem Casimirtuche, hat einen niedrigen Stehkragen mit breitem Umfall. Die breiten eckigen Anglaisen werden bis zum dritten Knopfloche zugeknöpft. Die Taille übersteigt etwa um 4 Cent. die Hüften, ist gerundet, und die Schöße reichen bis an die Knie. Der Rock ist durchweg mit passendem Seidenzeuge gefüttert. Das Gilet dazu ist von weißem englischen Piqué. Die dazu getragenen Pantalons sind weit, von gestreiftem Satin-Buckskin; sie fallen gerade herab auf die Stiefeln und sind mit Sprungriemen versehen. Ueberhaupt macht man die Ueberröcke mit niedrigem Stehkragen und breitem Umfall. Von den 6 Knopflöchern auf den breiten, eckigen Anglaisen kommen 5 auf den Umfall. Die Aermel halbweit, die auf der Handbiegung fest anschließen, dann niedrige Aufschläge. Die Taille lang und gerundet, und die Hüfte übersteigend. Die weiten Schöße, welche Falten bilden, übersteigen nicht die Kniee. Der Rock ist mit passendem Seidenzeuge in Schooß und Aermeln gefüttert. Die Gilets macht man mit Shawlkragen, unten spitz auslaufend und unten mit Schößen und Patten versehen; die Knöpfe von demselben Stoffe, und sind rings herum mit Hinterstichen gesteppt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Brougham-Paletot. 2. Pardessus von Atlas, mit Marcasit-Schnallen ausgeputzt. 3. Pelzpelisse. Oberrock mit Sammetband ausgeputzt. 4. Paletot-Twine, lange Taille. 5. Kleid mit Schooßleibchen mit Sammet ausgeputzt. 6. Kleid mit Posamentirarbeit vorne herab ausgeputzt, darüber ein Jäckchen mit langem Schooßleibchen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer. 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 2. N. **Büchner**, Redacteur. **1846.**

Inhalt der Europäischen Eisenbahn Nr. 1: Typographisch-poetischer Neujahrwunsch des Eisenbahn-Redacteurs. — Vergehen und Strafe. — Man muß sich zu helfen wissen! — Allerlei. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten. — Der Gosentrinker auf einem weiten Spaziergange, mit Carricatur.

Die jungen Leute.

Eine Geschichte, die auch alte Leute lesen können.

Von Julius Seidlitz.

Gott weiß, woher das kommen mag, aber wenn in dem einen Hause ein hübsches Mädchen zum Fenster herausguckt, so schaut gleich gegenüber auch ein junger Mensch hinaus, und wenn die Beiden sich dann eine Zeit lang so angesehen haben — dann sagt meist die Welt, die haben sich in einander vergu**ckt**. Lieber Gott! in unserer Zeit, wo man so selten etwas Gutes zu sehen bekömmt, läßt es sich Niemandem verargen, wenn er wenigstens etwas Hübsches sehen will; lassen wir deswegen den jungen Kindern ihre häusliche Freude, sie sollen sie haben, sie sollen sich bei dem jetzigen, kalten, nebligen Wetter wenigstens durch die Scheiben anschmachten können. Und das hat noch dazu so viel Liebes und Interessantes mit sich, denn jeden Augenblick laufen durch den Hauch die Scheiben an, und dann erscheint auf der einen Seite eine kleine weiße Hand, und auf der andern ein Schnupftuch oder ein Handtuch, und da wird gewischt und gewischt, bis —

O weh — jetzt hat die Mama sie erwischt, und wenn in einer Liebesgeschichte Jemand erwischt wird, fängt die Geschichte erst an interessant zu werden, und um so mehr, wenn ein ganzer Roman dahinter steckt, dessen glänzende Courtine, wie bei einem Krippenspiel an den Weihnachtsfeiertagen, zuerst hätte aufgezogen werden sollen. Denn am Feiertage hätte er wie ganz zufällig zum ersten Male in's Haus kommen sollen, und da er ein netter, lieber Mensch war — so meinte wenigstens Marie — und in seinem neuen Oberrocke, worin sie ihn über die Gasse hatte gehen sehen, auch ganz vortrefflich aussah, so mußte er der Mama Herz eben so schnell erobern, als er ihr eigen Herz, ihren Kopf, ihre Augen, Alles, Alles schon von der Ferne aus erobert hatte.

Und jetzt — lebt wohl ihr schönen Träume, lebt wohl ihr Hoffnungen von traulichen Winterabenden, von dem süßen Zusammensein, ach! von dem auf den Ball gehen! — Lebt wohl!

Und durch wen war Mama denn auf dieses Fenstermanöver aufmerksam gemacht worden? Ja, da liegt eben die Geschichte.

Es waren zwei hohe vierstöckige Häuser, die in einer engen Gasse sich eines dem andern das Licht absperrten, und da war es den jungen Leuten gar nicht zu verdenken, daß sie oft an's Fenster traten, und nach dem Himmel sahen, ob er nicht heller würde, und vom Himmel oben, bis gegenüber in den Himmel eines süßen Auges, ist ein sehr gewöhnlicher, aber auch ein gefährlicher Sprung. Es hat schon Mancher bei so einem Sprung sich den Hals gebrochen — den Kopf verlieren ohnehin die Meisten!

Sie war — für das Dienstmädchen der Mutter: ein Fräulein, für ein echtes Fräulein — eine Nähtermamsell, im Ganzen genommen ein recht nettes Ding, für ihn, den Einzigen aber — — ein Engel! Und er, der manchmal poetische Anwandlungen hatte, haderte mit dem Kalender, daß er darin keinen weiblichen Engelnamen fand, denn er wollte ihr zu Neujahr ein Gedicht schicken, und konnte seinen Engel doch nicht Gabriel, Michael, oder dergleichen nennen, das klang zu alttestamentarisch, und sie war eine gute Christin, denn er traf sie jeden Sonntag pünktlich um halb 12 Uhr in der Kirche. — Man sieht also, die Sache war schon ziemlich weit. Die Bekanntschaft war schon aus dem Zimmer auf die Gasse herabgestiegen, er begleitete sie schon verstohlen, und die Fensterdemonstrationen waren nun auch dazu da, um noch zu Hause die Zeit nicht unbenützt verstreichen zu lassen.

Und jetzt war alles aus, denn die Mama riß Marie bei dem Arm vom Fenster weg, und Lorenz sah zu seinem Schrecken wie sie ihr sogar — fürchterlich! ein paar Ohrfeigen gab! Er wäre in seinem ritterlichen Muthe ihr gern beigesprungen, aber durch zwei Fenster und über die Gasse hinüberfliegen sieht man nur im Theater, und die Geschichte war keine Komödie, was blieb also für den Augenblick zu thun übrig — als Schmerz mitzufühlen, es war eine süße Sympathie, denn während ihr die Wange brannte, erstarrte sein Herz zu Eis, während sie weinte, hätte er sterben mögen; aber er machte endlich den Gescheidten, zog seinen neuen Oberrock an, und ging hinab, wo er sich vor ihr Hausthor hinstellte; aber früher hatte er noch einen schönen Geraniumstock zum Fenster gestellt, der bedeutete in ihrer Zeichensprache: „Ich liebe dich doch unsäglich."

Wie er so ein Bischen schon unten gestanden und gewartet, ob nicht Jemand von oben herabkäme — richtig, da trippelte die kleine, runde Louise, die auch bei Marie nähte, die Treppe herab. Er drehte sich um und bemühte sich, ein fürchterliches Gesicht zu machen — denn sie war die falsche Schlange, welche Alles verrathen — aber wie Schlangen nun von jeher schon glatt und verführerisch sind, so schob sie auch ohne sich zu besinnen, gleich ihren runden, vollen Arm unter seinen Arm, zog ihn ein paar Schritte mit fort, und ging so nahe an seiner Seite, daß ihm dabei ganz warm zu Muth wurde.

Ich muß hier sagen, daß die Beiden sich schon kannten, denn sie waren aus einem Orte, und fast miteinander aufgewachsen, dann aber waren diese Jugendgewächse etwas auseinander gegangen.

Sie gingen also nebeneinander hin, denn sie ließ ihn nicht los, und er sprach kein Wort, denn im Grunde wußte er auch nicht, was er sagen konnte; eine Ungalanterie aber war ihm wie der Tod zuwider.

Eine Weile lang gingen sie also still nebeneinander, aber wer hat noch gehört, daß ein junges Mädchen lange schweigend am Arme eines zärtlich fühlenden Oberrockes gegangen wäre, außer sie schmollte, das war nun aber nicht der Fall, denn er schmollte. Sie drückte also als Einleitung seinen Arm, in den sie eingehängt war, etwas an ihr Herz — da hätte er doch schon wissen sollen, was es geben würde, aber nein — er wollte von nichts wissen, als von Marie — und Luise ist doch auch so ein hübscher Name!

„Wissen Sie, was die Leute sagen?" begann endlich die Kleine. Er wurde feuerroth — schwieg aber, er war ein zu schüchterner Jüngling!

„Man sagt," fuhr sie lächelnd fort, „daß Sie Astronomie studiren."

„Das ist nicht wahr," rief er eifrig, „ich bin Chirurgus im ersten Jahr."

„Ach, was reden Sie denn da!" fuhr Louise dazwischen, „das kömmt ja jetzt nicht hieher, aber Sie studiren Astronomie, weil Sie immerwährend auf die Stern sehen."

„Die Stern? was wollen Sie damit sagen?"

„Aber mein Gott, die Marie heißt ja Stern" — rief Louise ungeduldig, „wissen Sie denn das nicht?"

„Ich habe Sie nie um ihren Namen gefragt, aber sie ist doch nicht die Tochter vom alten Stern, der ehemals in die Stadt zog — das war ja ein gewaltig reicher Mann?"

„War — war — und jetzt ist sein Töchterchen das, was ich bin; ja das Glück hat sich kurios geändert."

Man hätte Lorenz bei diesen Bekenntnissen sehen sollen! — Eine Nähterin zur Geliebten haben, ist nichts

Ungewöhnliches, aber eine Nähterin, deren Stirn einst der Reichthum umkrönt hatte, der es nicht an der Wiege vorgesungen war, sich für andere Leute die Finger zu zerstechen — das traf zu sehr sein Herz, er war eine jener fühlenden Naturen, auf welche eine gefallene Größe einen zauberisch wehmüthigen Eindruck macht; — für den Augenblick konnte er nichts thun als weinen, und das that er auch, wie aber Louise wieder zu sprechen anfing, wurde er auf einmal ganz aufmerksam.

„Sie glauben, daß ich Ihre Feindin bin?" sagte sie, „Sie glauben, daß ich der Mutter Alles verrathen habe? Nicht wahr, Sie glauben es."

Er machte so ein langes Gesicht, daß es wie ein Gedankenstrich aussah, zu antworten wußte er nichts, aber er dachte sich sehr viel.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, „ich habe Maria sehr lieb, denn sie ist eine gute Seele, und Sie — na, Sie wissen ja, alte Liebe rostet nicht, oder haben Sie vielleicht nie geliebt?"

Der arme Lorenz! seine Maria des reichen Stern nun arme Tochter! wie viele Beglückungsträume schwirrten durch seine Seele, und wie sehr wünschte er sich, nun reich zu sein!

Auf einmal schlägt ein Schrei an sein Ohr — er schrickt aus seinen Träumen auf, und sieht ein Mädchen, das mit einer alten Frau aus einer Seitengasse herausgekommen war, ohnmächtig auf das Pflaster niederstürzen, und das Mädchen, Du, guter Gott! das war ja seine Marie! — Die Aermste hatte ihn mit Louise Arm in Arm gesehen, und so einem jungen Herzen thut Eifersucht gar nicht gut! — Rasch einen Wagen rufen, und bevor die Mutter sich noch recht besinnen konnte, die Kranke nach Hause bringen, war das Werk eines Augenblickes, — da, wie er zahlen will, o Schrecken! hat er nichts als einen Zwanziger und gar wenig Kupfergeld bei sich, und der Fiaker meint, er sei kein Spitalführer, und macht schon Miene, ihn einzupacken. Was bleibt ihm übrig? er giebt ihm seine Uhr zum Pfande — was braucht er auch jetzt eine Uhr? seine glücklichste Stunde war ja eben gewesen, wie er die Geliebte im Arm gehalten: In einigen Sätzen ist er die drei Treppen oben, und wie er nun in's Zimmer tritt, war sie schon aus ihrer Ohnmacht erwacht, drehte aber den Kopf gleich zur Wand, sie wollte wahrscheinlich bei seinem Anblick nicht zum zweiten Mal in Ohnmacht fallen; aber während die Mutter auch mit dem alten abgeschossenen Hute auf dem Kopfe, in die Küche eilte, um Thee zu machen, hatte er schon darin seinen thé bekommen, und die trübe Geschichte sich sehr hell aufgelöst.

Jetzt öffnet die Mutter die Thüre — da war das in Ohnmachtfallen an ihr, denn sie kam gerade zurecht, um zu sehen, wie Marie den Kopf ihres Helfers mit ihren beiden Händen hielt, und ihn recht herzlich auf die Stirn küßt.

Was jetzt weiter verging, ist eine Familienszene, und da braucht kein Fremder etwas davon zu wissen — neugierigen Leuten will ich aber doch sagen, daß in den Feiertagen Mariens Wunsch in Erfüllung ging, denn da durfte Lorenz Abends kommen, und sie bescheerte ihm sogar etwas, eine Brieftasche, worauf sehr sentimental ein Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht gestickt war.

Und in diese Brieftasche legte Lorenz nach 10 Jahren seinen Trauschein, aber freilich waren da aus den jungen Leuten schon etwas ältere Leute geworden — aber die Herzen schlugen noch jung, und das ist denn doch immer die Hauptsache! (Humorist.)

Wahrheit und Dichtung.

Vor einigen Jahren befand sich bei der ...schen Gesandtschaft in Petersburg ein junger Mann, der viele Freunde unter dem russischen Adel zählte, in allen Gesellschaften gern gesehen war und sich namentlich an den jungen Grafen Kurakin angeschlossen hatte, weil beide die Poesie liebten und pflegten. Der Graf war Lieutenant in der Garde-Reiterei, einer der vornehmsten Herren des großen russischen Reiches, Besitzer eines unermeßlichen Vermögens und von allen seinen Leibeigenen wegen seiner Herzensgüte verehrt. Der einzige Fehler, den man an ihm kannte, war seine Spielsucht, von der ihn nichts zu heilen vermochte, und ihn bereits tief in Schulden gestürzt hatte. Eines Tages nun, als er sich bei seinem Freunde, dem Gesandtschaftssecretär befand, erzählte ihm dieser, daß er ein Drama geschrieben habe. „Es ist wesentlich russisch," setzte er hinzu; „mein Held ist ein Bergmann in Sibirien, der lange mit der bittersten Armuth gekämpft hat und endlich eine reiche Silberader findet, die ihn nach den bestehenden Gesetzen zum Besitzer eines großen Vermögens macht. Da wäscht denn der Bergmann seine schwarzen Hände, vertauscht seinen Schafpelz mit einem Zobelpelze und reiset mit seiner Familie nach St. Petersburg. In der Hauptstadt kauft er sich von der Leibeigenschaft los und erlangt durch schweres Geld den Adel. Der Kaiser überhäuft ihn mit

Auszeichnungen aller Art und er erklimmt schnell alle Stufen der Größe; in dem Augenblick aber, als der ehemalige Leibeigene seine Ernennung zum Minister erfährt, wird ihm auch gemeldet, daß ein Bojar ihm seine Tochter entführt habe. Er beginnt seinen Reichthum und sein Glück zu verfluchen und zettelt in seinem Hasse eine Verschwörung an, welche den Czaar stürzen und den Räuber seiner Tochter in seine Hände geben soll. Leider wird der Plan entdeckt und der Kaiser begnügt sich in seiner Milde, dem geadelten Bauer den Adel und den Reichthum zu entziehen und ihn wieder nach Sibirien zu schicken. — Was meinst Du zu dieser Entwickelung?"

„Ich finde sie durchaus undramatisch und auch ziemlich unwahrscheinlich," entgegnete der junge Russe. „Ein Mann, der so schnell auf den höchsten Gipfel des Glanzes gehoben worden ist, kann unmöglich so ergeben die Sclavenketten sich wiederum anlegen lassen. Auch muß ein Drama sich durch eine erschütternde Catastrophe endigen. Zwar hat man auf der Bühne mit Dolch und Gift zu argen Mißbrauch getrieben; aber wenn man in das entgegengesetzte Extrem fallen wollte, würde der Fehler eben so groß sein. Wenn Du es willst, übernehme ich Deine Entwickelung."

Der Gesandtschaftssecretär war damit einverstanden und die beiden Freunde schieden.

Am andern Tage saß der junge Diplomat nachlässig in dem weichen Lehnstuhle und betrachtete das Castell, das sich in seinen riesigen Verhältnissen vor ihm erhob und seine schwarzen Mauern in der Silberfluth der Newa spiegelte. Er dachte wohl auch an seine ferne Heimath. Während er so in Gedanken versunken dasaß, stützte sich eine Hand auf seine Achsel und als der Secretär sich umdrehte, sah er seinen Freund, den jungen Grafen Kurakin, neben sich stehen. Der Graf war sehr bleich.

„Guten Tag," sagte er finster; „treu meinem Versprechen habe ich mich mit der Entwickelung Deines Dramas beschäftigt. Höre mich an, setzte er mit seltsamem Lächeln hinzu. Gestern war ich mächtig, glücklich, beneidet; ich besaß 1500 Bauern und 200,000 Rubel Einkünfte, einen kostbaren Palast in Petersburg, ein Lustschloß an den Ufern der Wolga, große Güter, gedeihliche Fabriken und ganze Dörfer. Ich hatte überdies, was mehr ist, als alles dies, ein Mädchen, zwar eine Leibeigene, aber eine solche, die mich aus ganzer Seele liebte, und die ich liebte, mehr als alles. Nun, fuhr Kurakin nach einer Pause fort, ich gestehe Dir jetzt, daß ich gestern, als ich von Dir fortging, spielte und meinen Palast in Petersburg, mein Lustschloß, meine Renten, meine Bauern, meine Güter, meine Dörfer, meine Fabriken verlor, ich gestehe Dir, daß ich sogar meine Naßinka — auf eine Karte setzte, und daß ich die Geliebte verlor, der ich heute die Freiheit geben wollte, die ich vielleicht nächstens zu meiner Frau gemacht hätte. Jetzt besitze ich in dieser Welt nichts mehr als diesen Anzug und den Namen, den ich entehrt habe."

„Nun?" fragte der Gesandtschaftssecretair verwundert.

„Nun," entgegnete Kurakin, „glaubst Du, daß ich mich stoisch in mein Schicksal füge, nachdem ich von der Höhe des Glanzes und Glückes herabgestürzt bin?"

„Du suchst mir dadurch zu beweisen, daß mein fünfter Act unwahrscheinlich sei?" unterbrach ihn der Freund mit zunehmender Angst.

Kurakin trat einen Schritt zurück, nahm aus seiner Tasche ein geladenes Pistol, setzte dasselbe auf die Stirn, ehe sein Freund Zeit hatte, ihn zurückzuhalten, und sprach:

„Ich wiederhole es, die Entwickelung ist weder wahrscheinlich noch dramatisch . . . Bleibe ruhig sitzen, Du würdest meinen Tod nur beschleunigen . . . Ich habe gestern alles verloren, Du aber wirst durch mein Unglück etwas gewinnen. Ich habe Dir eine passende Entwickelung versprochen und — ich halte Wort."

Nach diesen Worten drückte Kurakin ab und zerschmetterte sich durch den Schuß den Kopf.

Einen Moment später verließ der Gesandtschaftssecretär Petersburg für immer und es versteht sich von selbst, daß sein Drama weder vollendet noch jemals aufgeführt wurde.

Criminalistisches.

Eine Execution im Jahre 1625, nach dem Französischen des Ernst Alby.

Eine junge Magistratsperson jener Zeit erzählt in einem Schreiben an Herrn von Peiresse, Parlamentsrath zu Aix, folgende blutige Begebenheit, eines der ergreifendsten Dramen des 17. Jahrhunderts, sowohl durch die sociale Lage der Angeklagten, als durch die geheimnißvollen Umstände des Rechtshandels, und endlich durch den seltsamen Ausgang dieser entsetzlichen Hinrichtung.

„Ich will Sie nicht von dem Proceß unterhalten,

den ich in dieser Stadt Dijon habe. Dieser Handel wird nicht zu unserer Genugthuung ausfallen, ich besorge es wenigstens, und er wird sich dann noch lange Zeit auf der Bank der Herren vom Gericht hinhalten. Ich habe eine große Hochachtung vor den Herren des Parlaments von Dijon. Dieses Gerichts-Collegium besteht aus den vortrefflichsten Männern, nach der Praxis, der Mäßigung und Gerechtigkeit würdig der Französischen so vortrefflichen als berühmten Magistratur. Herr Präsident Fabri, dem Sie zu meinen Gunsten geschrieben hatten, behandelt mich fortwährend wie sein eigenes Kind; aber sein Haus ist ein Trauerhaus geworden, durch eine blutige Begebenheit, die den Gegenstand dieses gegenwärtigen Sendschreibens bildet.

So wunderbar Ihnen das Ereigniß auch vorkommen mag, so werde ich Ihnen doch keinen Umstand schreiben, den ich nicht so ganz in der Nähe gesehen und gehört habe, so daß kein anderer Ihnen über diesen Gegenstand mit mehr Gewißheit und Wahrheit schreiben kann.

Es wird Ihnen, mein Herr, nicht unbekannt sein, daß Herr Präsident Fabri vor etwa 20 Jahren seine Tochter an den Castellan oder Königlichen Burgvoigt in der Stadt Bourg en Bresse, Herrn Pierre Gilet, verheirathet hat. Drei Kinder sind die Frucht dieser Verbindung, nämlich eine Tochter und zwei Söhne. Das Fräulein ist das ältere Kind, heißt Helene und zählt 19 Jahre. Von den Knaben ist der ältere 10, der jüngere 8 Jahre alt.

Bei meiner Ankunft in dieser Stadt Dijon, im Monat Februar, traf ich, als ich den Herrn Präsidenten Fabri zum zweiten Mal besuchte, mit zwei Damen zusammen, die mir der ehrwürdige Greis vorstellte — die eine als seine Tochter, Dame Pierre Gilet, und die andere als seine Enkelin, Fräulein Helene Gilet. Ich speiste in Gesellschaft dieser Damen.

Gern möcht' ich Ihnen ein getreues Bild von diesem Fräulein Helene Gilet entwerfen, denn sie verdient es durch ihre Schönheit und ihr Unglück, daß man zum Andenken an ihre Person aufbewahrt.

Stellen Sie sich, Herr, ein junges Mädchen vor, von einer edeln und vornehmen Gestalt, mit einem Gesicht, von den schönsten Augen der Welt geschmückt, und von einem Profil, des Meißels Phydias würdig. Ihre Stirn ist voll Aufrichtigkeit und Würde, ihr Haupthaar ist schwarz wie Ebenholz, und ihre Füße und Hände haben eine königliche Zierlichkeit.

Sie hielt sich während des Essens in der äußersten Zurückgezogenheit. Ich nahm an ihr eine tiefe Traurigkeit wahr. Madame Gilet war eben so niedergeschlagen Herr Fabri bemühete sich, seine beiden Kinder zu erheitern, aber es half nicht. Ich meinerseits, bewunderte ohne Aufhören schweigsam den Liebreiz dieser edlen Person und bemitleidete die Enkelin meines Wirths von ganzer Seele wegen der Traurigkeit, die sie verzehrte.

Ich sammelte aus dem Munde der Mutter und des Großvaters all das Ausgezeichnete, was man mir über die Tugenden sagte, welche an diesem edeln Kinde prangten.

Die Damen verließen die Tafel noch vor Ende des Abendessens, indem sie uns ankündigten, daß sie zur Kirche gingen, ihre Andacht zu verrichten.

Sie verließen Dijon des andern Tags, in der Art, daß ich ihnen nicht meine Aufwartung machen konnte. Ihre Abwesenheit betrübte mich, denn die Tochter des Castellans von Burg war den Göttinnen der Vorzeit ähnlich; die Sterblichen bewahrten ewig das Andenken an ihren Gang unter ihnen und sie beteten die göttlichen Fußstapfen derselben an.

Ich habe diese Damen wiedergesehen, mein Herr; sie befinden sich seit einem Monate hier. O mein Gott! ...welche Aenderung hat sich in ihrem Schicksal gezeigt! Es war die Rede von einer Heirath der Fräulein Helene in dieser Stadt. Ja, Helene ist gekommen, sich zu verheirathen: ihr Verlobter ist der Scharfrichter, den sie heirathen muß — auf dem Todesberge; dies ist nämlich der Name des Platzes, wo man die Missethäter tödtet. Ja, Herr! die Tochter des Castellans von Burg, Fräulein Helene Gilet, ist angeklagt und überwiesen des Kindermordes!

Welcher Wechsel, welcher Fall! . . . Hören Sie mir zu, Herr; ich weiß nichts, das Ihrer Neugierde und Ihrer Betrachtungen würdiger wäre.

Der Königliche Burgvoigt zu Burg lebte ehrbar. Seine Zeit war zwischen seinen Amtspflichten, einigen Andachtsübungen und der Jagd getheilt. Seine Wohnung wurde nicht besucht. Die Frau des Castellans war eine gute und vortreffliche Haushälterin, von zärtlichem und schwachem Charakter, ganz Gott und ihren Kindern lebend. Seit einigen Monaten kam ein junger Mann, Pfarrer eines benachbarten Dorfes von Burg, zu Madame Gilet, ihre zwei kleinen Knaben im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Madame, im Vertrauen auf das Kleid dieses Lehrers, hatte keine Besorgniß weder wegen seiner Jugend noch wegen seiner Manieren, die mehr denjenigen eines Capitains italienischer Abenteurer glichen, als denen eines Seelenhirten, noch wegen seiner Bemühungen um Helene. Anfangs ging diese

dem Schreiblehrer entgegen und betrug sich gegen ihn, wie im Gefühle von Achtung und Ehrfurcht gegen seinen Charakter, den eines Dieners unserer heiligen Kirche. Später sah man sie von ihm sich zurückziehen.

Dieses Zurückziehen schrieb Dame Gilet einer Laune ihrer jungen Tochter zu, denn der junge Pfarrer war nicht der Seelsorger Helenens; ein würdiger Abbé von Dijon war ihr Beichtiger. Eines Tages, als die Wohnung des Burgvoigts leer war, denn die Frauen, der Herr, die Kinder, die Knechte und Mägde waren zum Vergnügen ins Freie gegangen, langte der junge Pfarrer an, um seine Lection zu geben. Helene, die allein zurückgeblieben war, zeigte ihm die Abwesenheit seiner Schüler an und ersuchte ihn, sich zu entfernen. Der heilige Mann trat aber ungeachtet der Bemerkung Helenens ein und folgte ungescheut Helenen, die auf ihr Zimmer hinauf ging.

Das edle Fräulein wandte sich gegen den Verfolger, wie um ihn vom Weitergehen abzuhalten.

Der Priester bat sie, ein Buch besichtigen zu dürfen, das sie in ihrer Kiste habe. Er trat ein und verriegelte die Thür.

Was nun unter ihnen vorging, weiß Gott allein. Man hörte nur den Lärm eines Falles.

Eine Stunde darauf verließ der junge Pfarrer mit verwirrten, wilden Augen allein dieses Zimmer, wo die Stille des Todes herrschte.

Am Abend kam Helene nicht zum Essen hinunter. Sie schützte eine Krankheit vor. Die Frau des Castellans ging in das Zimmer ihrer Tochter hinauf.

Bleich, mit unordentlichen Haaren, mit von Thränen geschwollenen Augen, zerrissenen Kleidern, stürzte sich Helene beim Anblick ihrer Mutter heftig in ihre Arme und sagte ihr ein entsetzliches Geheimniß.

Die Castellanin wachte Nachts bei Helenen: es wurde zwischen beiden Frauen viel gesprochen. Die Mutter erschöpfte sich in ihrer großen Zärtlichkeit und in rührenden Ermahnungen, die Verzweiflung ihres Kindes zu beruhigen. Das arme Mädchen weinte blutige Thränen. Endlich wurde sie stiller und entschlief unter den Küssen und Gebeten ihrer Mutter.

Die beiden Frauen gingen Tags darauf an ihre gewöhnliche Beschäftigung. Nichts breitete sich im Publikum von dieser Begebenheit aus. Nur fiel es auf, daß der junge Pfarrer sich nicht mehr in der Wohnung des Castellans zeigte. Was Herrn Pierre Gilet anbetrifft, so wußte er von dem, was sich in seinem Hause zugetragen, nicht das Mindeste.

Madame Gilet und ihre Tochter fuhren fort, einige Familien zu besuchen, wo Helene junge Gespielinnen ihrer Kindheits-Freuden antraf. Sie besuchten häufiger als früher die Kirchen und die heiligen Andachtsübungen. Helenens Freundinnen bemerkten, daß sie zur Beute einer Betrübniß geworden war, die ihr keine Ruhe ließ. Die einen schoben ihr Uebel einer Liebe zu, die unter ihrem Stande war; die andern einem natürlichen Uebel. Jede verdoppelte wetteifernd ihre Liebkosungen, ihre Freundschaft. Sie selbst zeigte sich mehr ermüdet als bewegt von diesen Bemühungen. Aber bald änderten sich diese guten Neigungen in böse um: wohlan, sehen Sie, wie Eltern und Freundinnen sich böse gegen sie wandten.

Eines Morgens fiel Helene in der Messe in eine Ohnmacht. Man brachte sie nach der Sakristei, wo sie Krämpfe und Erbrechen bekam. Drei Tage nachher wiederholte sich derselbe Auftritt. Tags darauf bekam sie die nämlichen Zufälle. Helene ging nun nicht mehr zur Kirche. Dies gab zu denken. Sie näherte sich auf's neue ihren Gespielinnen. Die jungen Mädchen sahen mit Freude die lebhaften Farben von ihrer Freundin Wangen verschwinden, die auch von Nachtwachen abbleichten, indessen die Mütter, durch ihre Lebenserfahrung klüger, nach und nach die Wahrheit entdeckten und erkannten, daß Helene bald Mutter werden sollte; man sah sie und ihre Töchter vom Hause des Castellans sich fern halten und Helenen und ihrer Mutter den Eintritt in ihre Häuser verweigern.

Man gewöhnte sich allmälig daran, die Damen des Herrn Castellans nicht mehr zu erblicken; man fing an sie zu vergessen, bis nach zwei Monaten, als Helene und ihre Mutter sich in der Kirche zeigten und sie nach der Vesper auf der Promenade sich lustwandelnd ergingen. Die Augen waren auf diese Damen gerichtet, und man sah wohl, daß der Zustand Helenens nicht mehr derselbe war . . .

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Das besondere Vergnügen.) Der im Jahre 1785 verstorbene Herzog ** v. M. S., nach dessen Tod sein Neffe, der damalige Großherzog Fr. Fr., seine vieljährige Regierung antrat, war ein Fürst von dem besten Willen, von eben so ernster als milder Gesinnung. Es lag ihm ganz besonders die bessere Einrichtung der Schulen seines Landes am Herzen, und er hörte jede Bemerkung über die noch obwaltenden Gebrechen und Mängel im M**schen Schulwesen mit besonderer Theil-

nahme an. Ein junger Mann, dem es im Ganzen weder an redlichem Willen noch an Sachverständniß fehlte, war vom Herzog zum Rath und Vorstand über das Schulwesen ernannt worden. Der junge Mann schien sich durch seinen Eifer für die gute Sache bei seinem wohlmeinenden Landesherrn empfehlen zu wollen; er kam an diesen fast täglich mit mündlichen oder schriftlichen Berichten über Mängel und Gebrechen, welche er in dem ihm anvertrauten Kreise bemerkt hatte, und der gute Herzog zeigte sich immer bereit, soviel als möglich zu helfen. Eines Tages aber, da der Schulrath ihm stundenlang in seiner Weise von Schulen und Schullehrern berichtet und erzählt hatte, sagte der Herr: Beim Abschied will ich Ihnen doch noch eine Geschichte von einem Schullehrer erzählen. Dieser war noch nicht lange in seinem Amte angestellt, da wollte der Superintendent in das Dorf kommen und Schulvisitation halten. Der Schullehrer sollte noch dazu die Ehre haben, den Herrn Schulvisitator bei sich über Nacht zu beherbergen. Der Schulmann wollte sich gerne auf jede Weise seinem vornehmen Gaste gefällig erzeigen, darum ging er zu einem in der Nachbarschaft wohnenden Collegen, und fragte diesen, womit man dem Herrn Superintendenten wohl ein ganz besonderes Vergnügen machen könne. Der Nachbar aber war ein Schelm, er sagte: ein ganz besonderes Vergnügen findet jener Herr am Lichtputzen; stell' ihm nur am Abend recht viele Leuchter hin, und laß ihm die Freude allein, sie zu putzen. Der hohe Gast kam; sobald der Abend dämmerte, ließ der Schulmeister vier brennende Lichter umher vor den Herrn hin auf den Tisch setzen; der Superintendent, ein lebhafter Mann, putzte, da Niemand anders es that, mitten in seinem Gespräch wie beim Abendessen die Lichter. Endlich kam die Zeit, dem Gaste sein Schlafzimmer anzuweisen. Der Schulmeister, mit zwei Lichtern in den Händen, leuchtete voran und drinnen im Zimmer standen auch zwei, die des Schnäuzens ihrer Schnuppen bedurften. Vor dem Gutenachtsagen wendete sich der gefällige Hauswirth mit seinen beiden Lichtern noch einmal an seinen Gast und fragte diesen: Herr Superintendent, wollen Sie sich das Vergnügen machen, noch einmal zu putzen? Jetzt kam freilich Alles an den Tag, und es ergab sich, daß der Schullehrer eben so wohl und noch besser gethan hätte, die Lichter, denn dazu hatte er ja die Lichtputze, selber zu putzen, als dieses besondere Vergnügen seinem Herrn Superintendenten zuzumuthen. — Der junge Schulrath, ohne weitere Erläuterung, verstand den Sinn der Geschichte, und that von nun an das, was ihm zu thun oblag, still und ruhig, ohne, wie die Henne, jedes gelegte Ei durch Gackern kund zu thun.

— In großen Städten muß man sich ganz besondere Taschen machen lassen, wenn man vor Taschendieben sicher sein will. In Berlin war einem Reisenden seine goldne Dose aus der Rocktasche gestohlen worden. Durch einen glücklichen Zufall erhielt er sie wieder und gedachte, sie nun besser zu verwahren, wenn er sie in die Brusttaschen steckte, und den Rock zuknöpfte. In der Nähe des Intelligenzcomptoirs wurde er von einem wohlgekleideten Manne auf's Zärtlichste umarmt; derselbe verließ ihn aber wenige Minuten darauf unter lebhaften Entschuldigungen, sich in der Person geirrt zu haben. Als er fort war, entdeckte der Umarmte, daß ihm mit einem scharfen Instrumente der Paletot an der Brust zerschnitten und die Dose zum zweiten Male gestohlen war.

— Der Sohn des Negerkönigs von Congo, Namens Nicolaus I. Agua de Reseda (Resedawasser) Sardonio Kuzko, ist mit seinem Erzieher und Beichtvater, einem katholischen Geistlichen, aus Congo in Lissabon angekommen, er will in Oporto seine wissenschaftliche Ausbildung vollenden. Für einen Negerkönig kann er dort allerdings genug lernen. Der Hof empfing die schwarze königliche Hoheit mit allen fürstlichen Ehren und ließ ihn in einer Hofequipage vom Schiffe abholen und auf das Schloß transportiren. Der Prinz war stark mit Goldstaub gepudert. Nach der Audienz ward der große Saal auf das Sorgfältigste gefegt, den besten Verdienst machte jedoch nicht Maria da Gloria, sondern der Kutscher — auf dem Sitz des Schwarzen sollen über fünf Pfund Goldstaub gelegen haben. Wir wären sehr gerne bereit, ihm für so viel Staub gleichfalls königliche Ehre zu erweisen.

(Robespierre's Begriff von der Würde des Menschen.) Unter den Männern der Schreckenszeit in der französischen Revolution steht Robespierre am furchtbarsten da; Grausamkeit und Mord bezeichneten jeden seiner Schritte, und er badete sich gleichsam im Blute, aber „die Grausamkeit und das Morden hielt er zum Wohle Frankreichs aus wahrster Ueberzeugung für nothwendig," sagte der alte Graf v. Schlabberndorf, der selbst dieser Grausamkeit nur durch ein halbes Wunder entging. *) Eines Tages hatte er im Jacobinerclubb eine Rede über Freiheit und Gleichheit gehalten, die sich dann auch über die Rechte und Pflichten des Menschen verbreitete und den größten Enthusiasmus erregte. Er verließ die Tribune, um nach Hause zu fahren. Sieben junge Männer waren so hingerissen von seiner Beredtsamkeit, daß sie den Helden im Triumphe in seinem Wagen heimziehen wollten. Unglückliche, was habt ihr im Sinne! Robespierre springt in den Wagen und hält aus demselben an das versammelte Volk eine zweite Rede über die Rechte und Würde des Menschen. Die jungen Männer werden sogleich festgenommen, weil sie die Freiheit des Menschen, seine Würde mit Füßen getreten und sich zum Lastthiere gemacht haben, und da sie deshalb nicht zu leben verdienen, von dem Revolutionstribunale zum Tode verurtheilt! — Eine große Lehre lag darin, wenn sie auch mit einer teuflischen Härte zur Anschauung gebracht wurde.

(Was ist das?) Was würden die Leser glauben, wenn sie nachstehende Schilderung läsen? „Wir kamen an eine Vorhalle in kolossalem ägyptischen Style. Und es öffnete sich ein eisernes Thor und ließ uns ein. Und als wir über seine Schwelle geschritten, schloß sich das Thor hinter uns. Dann begann ein Rasseln wie von Ketten und Rädern unter uns, und eine unsichtbare Hand hob uns in die Höhe zu einem andern eisernen Thore. Ein Schlag des Führers auf dasselbe und es wich zurück. Und vor uns öffneten sich unabsehbare Reihen von leblosen Geschöpfen, sich hin und herbewegend. Vor diesen standen Verdammte, die Gott weiß was verbrochen hat-

*) Als er bereits im Gefängniß aufgerufen wurde, den Karren zu besteigen, welcher ihn zur Guillotine bringen sollte, fehlte — ihm einer der Stiefeln. Man nahm einen andern Gefangenen statt seiner, und noch am nämlichen Tage hatte die Schreckensherrschaft ein Ende.

ten und mußten mit der Maschine ab- und zugehen, auf sie achten, ihren Winken gehorchen. Und die Luft, die sie athmeten, war geschwängert von kleinen unsichtbaren Staubkörnern, leicht genug, um bis in die Lunge hinabzubringen, scharf genug, hier Wunden zu schaffen, erst so klein und nach und nach immer größer werdend, und um sich fressend. Und über und unter den Räumen, in denen die Verdammten büßten, war ein Höllengeheul, das nie endete, den Kopf betäubte, die Nerven durchwühlte, die Gedanken nicht aufkeimen ließ. Gedanken? O die waren da nicht möglich, denn die Maschine forderte die ganze gedankenlose Aufmerksamkeit all' dieser armen Seelen." Wer würde sich wundern, wenn er diese Stelle in Dantes „Hölle" fände? Und es ist nichts, als die Beschreibung eines Besuchs in einer riesengroßen — Fabrik in Leeds.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Wir befinden uns nicht mehr in jener Zeit, wo die Mode eine solche Despotin war, daß sie für jede Saison ihre Bestimmungen traf, die genau befolgt, und niemals übertreten werden durften. Gegenwärtig zeigt sich die Mode auf das Mannigfaltigste, es genügt, sobald eine Sache nen ungewöhnlich und in einer gewissen Eleganz erscheint, sie sogleich zur Tages-Mode zu stempeln.

Die unendliche Anzahl von Bonnets, welche täglich neu angefertigt werden, beschreiben zu wollen, würde kaum möglich sein. Wir erwähnen daher nur Einiger. Ein Bonnet à la Maintenon macht augenblicklich in seiner anmuthigen Einfachheit, verbunden mit einer Art von Würde Furore. Jenes Bonnet besteht aus Alençonner oder Englischen Spitzen, und ist mit einer Garniture von Spitzen versehen, welche Muschelartig rings herum sich zieht. Ein Rosenkranz hält die Garniture über der Stirn. Jene ziemlich starken und etwas von einander getrennten Rosen sind der Art angebracht, daß die stärkste von ihnen sich auf der Mitte des Kopfes befindet. Eine Barbe von schwarzen Spitzen scheint nachlässig über die weiße Spitze und die Rosen geworfen zu sein, und wird unter dem Kinn zugeschlungen. Dies so eben bezeichnete Bonnet erinnert an die Portraits in der Galerie Ludwigs XIV. Als Frau von Maintenon die Geliebte des Königs war, wollten alle jungen Herzoginnen von 18 bis 20 Jahren sich alt machen, fanden jedoch statt dessen in jener originellen Coiffure das Geheimniß, sich zu verjüngen.

In der Coiffure à la maltaise liegt ebenfalls eine ungewöhnliche Anmuth, sie gleicht außerordentlich den Pezettas, welche in Genua die Damen in den Straßen, und auf den Promenaden tragen. Ein leichter Halbschleier von schwarzen Spitzen fällt viereckig von jeder Seite auf den Hals, nachdem er die hintern Haare eingehüllt hat. Jede Seite ist durch eine rothe Rose mit Blättern von schwarzem Schmelz umgeben, gehalten. Das Naïden-Bonnet gehört zu den reizendsten Coiffuren, und wird zu einer Haarflechte, welche wie ein Diadem rings um den Kopf liegt, getragen. Der Fond ist von blauem, grünem oder ponceau Sammet, mit Stickereien von Perlen und Gold, und von der einen Seite mit langen gestickten Enden. Dies Bonnet ist tief nach hinten gesetzt, und die Haarflechte faßt es wie ein Heiligenschein ein.

Als etwas Neues erwähnen wir eines Canezous von Alençonner Spitzen, vorn auf dem Canezon breite Schöße à la Isabeau bildend, welche auf der Schnebbe des Leibchens endigen, indem sie einen kleinen Caraco bezeichnen. — Manschetten à la Mousquetaire von Englischen oder Alençonner Spitzen, sind rosa oder blau gefüttert, damit sie sich in Form von Ganteletts über dem Aermel erhalten. Ein Vestalinnen-Pardessus für die Nacht ist uns von einer ungewöhnlichen Eleganz erschienen; jener Pardessus von Batist, war mit einer Mischung von weißer Baumwolle und rosa Seide gestickt, und gänzlich mit rosa Italienischem Taffet gefuttert; eine Cordelière von weißer Seide mit rosa Frangen-Quasten dienen dazu, die Taille zu markiren; eine kleine Cardinal-Peterine bezeichnet einen zierlichen Kreis um Brust und Schultern. Jene Pardessus eignen sich vortrefflich zu den von Madame Constant erfundenen Nacht-Corsets, und jungen Damen, welche sich an das Tragen dieser Corsets gewöhnen, können überzeugt sein, dadurch dem Embonpoint zu entgehen, welches die meisten Pariser Damen, sobald sie das dreißigste Jahr zurückgelegt haben, erreicht.

Die frischen Blumen werden zu den Ball-Toiletten in diesem Winter sehr en vogue kommen.

Etwas ganz Neues ist das Pompadour-Corset, das der Länge der Kleidertaille entspricht. Diese Corsets scheinen eben so großen Beifall zu finden, als die kleinen Neige-Häubchen, welche die Damen des 18. Jahrhunderts trugen, und die man wieder eingeführt hat. Sie bestehen aus einem ganz runden Boden von Tüll, der so leicht und luftig ist, daß das Auge das Geflecht kaum zu erkennen vermag; um diesen Boden, der nur den Kopf ausfüllen darf und außerordentlich weit nach hinten gesetzt ist, legen sich zwei Streifen eben solchen Tülles, der an der einen Seite eine schöne Moosrose mit ihren Blättern und auf der andern rosenrothe Blumen mit verschiedenfarbigen Blättern sehen läßt. Das Maintenonhäubchen hat seine Originalität behauptet; bisweilen wird es nicht mit schwarzen Spitzen belegt, und wir sahen z. B. eines von Alençonner-Spitzen von dem größten Reichthum mit weißen gleichen Spitzenbarben, die ziemlich breit herunterfielen. Die Pamelahüte sind gänzlich gestürzt und die meisten Fabrikanten machen wiederum Hüte mit Nackenausputz.

Herren-Mode. Häufig sieht man den Surtout oder Pardessus von Castor, mit schmalem Rücken und langer Taille; er hat keine Garnitur von Sammet, ist jedoch gänzlich mit wattirtem und durchsteppten Seidenstoff gefüttert. Dessen ungeachtet muß diese Bekleidung leicht sein, da es bei der veränderlichen Temperatur der jetzigen Jahreszeit zum guten Ton gehört, seinen Pardessus über dem Arm zu tragen, um ihn stets zur Disposition zu haben, sobald man sein bedarf. Die Fracks trägt man mit niedrigem breitem Kragen, engen Aermeln ohne Aufschläge und kurzen rundlichen Schößen, die mit Seide gefüttert sind; ziemlich enge Beinkleider mit Bortebesatz an der Seite; dazu weiße Cravate mit kleinen schwarzen Schleifen; Busenstreif, sehr lange Weste von weißem Atlas, mit Gold gestickt, Hut mit schmaler Krempe. Ein anderer Ballanzug ist: Frack mit nicht ganz niedrigem Kragen, sehr langer und schmaler Taille, engen Aermeln und kurzen runden Schößen; dazu weiße Cravate, Weste von Atlas und enge Beinkleider.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Bournuß mit Capuchon, halbweite Beinkleider. 2. Ballanzug, Kleid mit drei Volants mit Fransen. 3. Ballanzug in Tunikaform. 4. Paletot mit breiten Revers, darunter Frack mit runden Schößen. Gestreifte halbweite Beinkleider. 5. Häubchen und Pelerine. 6. Zughut. Oberrock mit Schoßleibchen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition



I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

☞ Inhalt der Europäischen Eisenbahn Nr. 2: Man muß sich zu helfen wissen? — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten.

Criminalistisches.

Eine Execution im Jahre 1825, nach dem Französischen des Ernst Alby.

Ein Gerücht erhob sich in der Stadt; die Frau des Herrn Castellans und ihre Tochter waren kaum in ihre Wohnung wieder angelangt, als man eine Klage bei der Justiz einreichte. Es wurde gesagt, daß Helene ihre Niederkunft gehalten; aber was ist aus der Frucht ihres Leibes geworden? Niemand weiß es zu sagen.

Der hiezu verordnete Lieutenant begab sich in die Wohnung des Herrn Castellans, der abwesend war. Er sagte den Damen, daß die öffentliche Stimme sich gegen sie erhoben habe. Sie leugneten alles. Der Lieutenant berief sich auf Matronen: diese erklärten, daß sie vor noch nicht fünf Tagen entbunden worden sei.

Auf diesen Rapport warf man Helene ins Gefängniß, man hörte sie wie gebräuchlich, und verhörte sie. Das arme Fräulein zeigte in ihren Antworten und Wiederholungen eben so viele Unbesonnenheit als Widersprüche, denn sie hatte bei dieser Gelegenheit weder Rath noch Beistand. Ihre Richter verfolgten sie nach aller Strenge, sie wurde für Schuldig gehalten.

Indessen hatten die Richter für ihr Urtheil nichts, als Helenens Erklärung, und die Justiz hatte kein Zeugniß, weder ein lebendes noch ein todtes, weder ein mündliches noch materielles, ihren Aussagen entgegenzustellen, als ein unvorhergesehener Zwischenfall eine unverwerfliche Anklage gegen Helene aufstellte. Als nämlich ein Soldat auf einer Querstraße wandelte, der Länge der Mauer eines dem Castellan zuständigen Gartens entlang, siehe, da zeigte sich ihm ein Rabe, der, am Rande einer Grube geschäftig mit Schnabel und Krallen an der besagten Mauer grub. Die Augen des Soldaten folgen mit Verwunderung dem Spiele des Raben, bis er bemerkt, daß er eine Art von Leinentuch hervorzieht. Nun läuft der Soldat hin zu sehen, was es sei, was er entdeckt habe? . . . es ist der Körper eines kleinen todten Kindes, in dieses Leinentuch eingewickelt. Er läuft zur Justiz. Häscher, Gerichtsschreiber und andere Beamte

des Königs gehen hin; man erhebt die menschlichen Ueberbleibsel mit dem sie umschließenden Leintuch. Es ist kein Zweifel mehr: das Körperchen ist das des Kindes, welches Helene zur Welt geboren; sie wird es getödtet haben. Dieses Leinen wird mit dem Hemd, welches die Gefangene trägt, verglichen: es ist das nämliche Leinen und von derselben Größe wie das, welches die Tochter des Castellans sich anzieht. Als man der Angeklagten den Leichnam und dieses Hemd zeigt, leugnete sie, daß das Kind das Ihrige gewesen, und fügte hinzu, daß eine schlechte Seele ihr wohl dieses Leinenhemd habe nehmen können, um ihr Verbrechen auf sie zu schieben und sie der Verurtheilung auszusetzen.

Aber die öffentliche Meinung, sowie die der Richter, war wider sie, und vom Präsidenten Burg's wurde das Urtheil gefällt, welches sie verurtheilte, daß ihr der Kopf abgehauen werden solle.

Ich will Ihnen, Herr, die Verzweiflung der Familie des Herrn Castellans nicht schildern; ich will nichts sagen von dem Schmerz des Herrn Präsidenten Fabri. Die Reflexionen, die ein solcher Gegenstand erzeugt, stellen sich schon von selbst Ihrem Geiste dar, und ich eile dem Ausgange dieses Trauerspieles zu.

Helene appellirte von diesem Urtheilspruche an das Parlament von Dijon. Sie wurde von zwei Häschern in diese Stadt geführt. Nur ihre Mutter begleitete sie auf diesem Transport, denn die Ihrigen alle hatten sie verlassen. Niemand versuchte ihre Befreiung die leicht gewesen wäre, da man nur ihre beiden Häscher hätte niederwerfen müssen. Sie kam in Dijon an und ging unverzüglich, ohne irgend eine Escorte, sich als Gefangene der Conciergerie des Schlosses zu übergeben, indem sie zum Kerkermeister sagte: „Ich übergebe mich in Eure Hände, mit der Hoffnung, den Herren des Parlaments meine Unschuld zu zeigen.

Diese Herren gaben ihr zu ihrem Anwalt den Herrn Jacob.

Man eröffnete den Proceß Mittwochs Morgen vor den Pfingstferien. Man gedachte sie in einer Stunde zu richten, aber man kam damit nicht zu Stande, und das Endurtheil wurde auf den folgenden Tag verschoben, weil die andern Tage entweder Ferien- oder außerordentliche Tage waren. Am Montag, als dem Tage der letzten Sitzung der Richter, wurde der Spruch des „Präsidials“ bestätigt, und bemerken Sie hier wohl, mein Herr, es wurde gesprochen zuwider allen hervorgebrachten Formen, daß die Verurtheilte mit dem Strick um den Hals zur Richtstätte geführt würde, ein Umstand, den ich noch nirgends an zum Tode durch das Schwert Verurtheilten habe ausführen sehen.

So war es denn geschehen um die Tochter des Herrn Castellans; denn man richtete Alles ein zur blutigen Hinrichtung auf dem Platze von Moriment. Ich erkläre dieses Wort: das ehemalige Hotel der Abbés von Moriment (eine in der Champagne gelegene Abtei, eine der vier Filialen von Citeaux) gab seinen Namen dem Platze, worauf es erbaut wurde. Nachmals bestimmte man den Platz zu Hinrichtungen, und von diesem Gebrauche leiteten Unwissende und Schwätzer den Namen Moriment von den lateinischen Wörtern Mortis mons, „der Berg des Todes“ ab.

Unter dem Beistande von zwei Jesuiten und zwei Capucinern wurde Helene zwischen 3 und 4 Uhr Abends auf den Moriment geführt. Barfuß, im Hemde, einen Strick um den Hals, das Gesicht so weiß wie ein Leintuch, die Haare abgeschnitten, erstieg Helene die Blutbühne. Sie warf sich auf die Kniee, und die Jesuiten und Capuciner ermuthigten sie zum Sterben, indem sie ihr das Bildniß unsers Erlösers küssen ließen. Eine unermeßliche Volksmenge bedeckte den Platz, murmelnd und wogend wie ein Meer im Zorne.

In diesem Augenblick erschien der Henker, im Geleit seiner Frau, der Henkerin, auf der Estrade. Der Henker hatte sich zu seinem bösen Amte durch Beichte und Communion vorbereitet. Das Gesicht dieses Mannes war ein bleiches und hatte einen unheimlichen Ausdruck. Er bebte und sprach zum Volke: „Liebe Leute, entschuldigt mich. Ich leide schon drei Monate am Fieber und leide noch. Ich bin schwach, vergebt mir, wenn ich meiner Pflicht fehlen sollte.

Er begleitete diese Worte mit Zeichen der Verzweiflung und Angst, er zitterte, er wankte, er rang seine Arme, er hob sie gen Himmel; er warf sich auf die Kniee, er stand auf, warf sich wieder zu Boden, unter dem Ausruf: „Meine Geliebte — die Beurtheilte! o, vergieb mir das Uebel, das ich Dir anthun muß. Ihr ehrwürdigen Väter, segnet mich! Ich bin ein Uebelthäter, ein großer Uebelthäter, meine Väter; gebt mir den Platz der Dulderin!“

Indessen hatten sich die Capuciner und Jesuiten von Helene zurückgezogen, indem sie den Richtberg verließen, wo sie den Todesstreich empfangen sollte. Der Scharfrichter erhob sein Schwert. Ein Murren erhob sich im Volke. Die Capuciner und Jesuiten schrieen Jesus Maria! Die Dulderin ahnte den Streich; sie hob die Hände zur Augenbinde hinauf und gewahrte das Schwert, sie erzitterte und senkte ihr Haupt. Der

zu seinem Metier ganz untaugliche Henker ließ das Kinn in die Höhe heben und den Hals zurückziehen, um von der Seite zu schlagen, und in diesem Augenblicke versetzte er ihr einen Hieb in den linken Kinnbacken. Das Schwert glitschte vom Hals ab und fuhr quer in einen Finger.

Helene sank nach der rechten Seite um. Der Scharfrichter warf sein Schwert weg und wandte sich gegen das Volk:

„Leute, Leute," schrie er, „lasset mich sterben!"

Der Hals Helenens rieselte von Blute, sie röchelte, die Seele auszuhauchen. Der Henker war unbeweglich und wie sterbend. Das Volk warf Steine nach ihm.

Schnell hob des Henkers Frau das arme Schlachtopfer auf und ergriff das Schwert. Helene ward an den Pfosten gebracht, wo sie niederkniete und den Hals streckte.

Der Scharfrichter, erloschenen Auges, mit von Schweiß triefender Stirne, ergriff das Schwert und führte einen zweiten Streich, den die arme Märtyrin in die rechte Schulter erhielt. Das Blut sprang aus dieser neuen, abermals nicht tödtlichen Wunde.

Das Volk murrte heftig, es erhob sich, sein Zorn stieg und stieg. Der Henker entfernte sich vom Richtplatz und rettete sich in die am Fuß der Estrade befindliche Capelle. Die Jesuiten und darauf die Capuciner suchten hier ebenfalls eine Zuflucht.

Die Henkersfrau blieb allein auf der Richtbühne zurück mit dem unglücklichen Schlachtopfer. Dieses lag ausgestreckt auf der Estrade, mit ihrem Körper bedeckte sie das Schwert, das der Henker zurückgelassen. Die Henkerin wollte jetzt das Werk ihres Mannes vollziehen; sie sieht aber kein Schwert mehr; wie soll sie die Verurtheilte tödten! Sie will sie mit dem Strick erdrosseln, den sie zur Hinrichtung um den Hals trug. Sie wirft ihr den Strick um den Hals. Helene wehrt sich gegen sie und greift ganz blutig, verwirrt, gemartert, mit den Händen nach dem Strick. Die andere giebt ihr Fußstöße auf die Hände und die Brust und zieht den Strick fünf oder sechsmal heftig an, um sie zu erwürgen.

Bei diesem Anblick empört sich das Volk noch heftiger, es heult und schleudert Steine. Die Häscher bückten sich.

Jetzt spannte sich das schreckliche Henkersweib, so eifersüchtig auf das Henkeramt und sich von einem Steinwurf getroffen fühlend, mittelst des Stricks an den halbentseelten Körper und schleppte ihn, um ihn unter das Blutgerüst zu bringen, der Treppe entlang, das Haupt den Füßen voraus. Hier an dem Tritt zur Capelle ließ sie ihren Grimm an dem ohnmächtigen Schlachtopfer aus. Das Richtschwert, es war verloren; der Strick erdrosselte nicht; sie erblickte eine Scheere von anderthalb Schuh Länge, welche sie zum Haarabschneiden der Helene mitgebracht hatte; sie öffnet sie und sucht ihrem Schlachtopfer damit den Hals abzuschneiden; aber es gelang ihr nur das äußerste Fleisch zu zerschneiden. Was macht sie nun? Oh! das Gräulichste von allen Grausamkeiten: sie sticht ihr die Scheere, zu wiederholten Malen, in den Hals.

In diesem Momente war die Wuth der Gemeinde groß. Die Maurer und Schlächter gingen hin, die Thür der Capelle einzusprengen, wo sich der Henker, die Jesuiten und Capuciner verborgen haben. Man schrie: „Rettet die Dulderin und die Capuciner!" Man hörte keinen Jesuiten reden, welche die ersten die Capellenthüre öffneten, das Crucifix vor ihnen. Sie flüchteten sich mit den Capucinern.

Die Häscher wurden zu Boden geschlagen, das Gebälke des Blutgerüstes zertrümmert und die zwei Höchsten aus der Gemeinde, welche anlangten, fanden die Henkerin erschlagen, mit der Scheere auf dem Körper dieser unglückseligen Tochter.

Sie entrissen Helene ihren Händen, nahmen sie auf ihre Arme und thaten ihr den würgenden Strick vom Halse.

Oh! Herr, wenn Sie sie gesehen hätten! sie war aufgerieben vom Entsetzen des Todes und von ihren Wunden. Sie bat um einen Trunk, man brachte sie in unsere Straße, sie trank und darauf kehrte ihre Besinnung wieder:

„Ich weiß wohl," sagte sie, "daß Gott in meiner Unschuld mir beistehen wird." Von da wurde sie in das Haus eines Chirurgen, Namens Jacquin, gebracht, der um die Erlaubniß bat, sie zu besorgen. Ich befand mich in diesem Augenblick unter den Chirurgen, den Priestern und Aerzten, ihre Wunden zu sehen. Nebst den zwei Hieben vom Richtschwerte hatte sie noch zehn Schnitte von der der Scheere; einer ging zwischen der Halsader und der Kehle durch, ein anderer durch die Unterlippe, der ihr in die Zunge schnitt und in den Gaumen drang; einer, oberhalb des Busens, nahm den Weg zwischen den beiden Seiten hinein, dicht in die Höhlung des Rückgrats, zwei sehr tiefe Löcher waren im Kopfe, von einer Menge von Steinwürfen; die Lenden ganz vorn waren zerhauen von dem Richtschwert, auf welchem sie lag, als die Henkersfrau so hart mit ihr beim Erdrosseln umsprang. Ihr Busen und Hals sind dunkel von den Fußstößen der Henkerin.

Während man sie besorgte, wandte sie sich nach mir und sagte:

„Ach! Herr, werde ich nicht ein anderes Unglück auszustehen haben?" —

„Fassen Sie Muth," antwortete ich ihr, „Gott und Ihre Richter nehmen Theil an Ihnen. Sie haben Muße, sich an den König zu wenden, der, wahrlich Ihnen das Begnadigungsschreiben ertheilen wird." —

„Das ist mein erster Trost," erwiederte sie „Guter Herr, machen Sie doch, daß man mir mein Kleid bringt, das ich auf der Richtstätte gelassen habe. Vergebung, meine Herren; ich bin nackt, die Augen Gottes bedecken sicherlich meinen entschleierten Körper vor Ihren Augen. Wie blutig, wie blutig! O meine Mutter!... Mein Kleid! um des Erbarmens willen...."

Unter dieser Zeit tödteten die Aufrührer mit Steinwürfen, Hämmern und Deichen den Henker und die Henkersfrau.

Ich komme zu Ende, mein Herr, denn ich bin über dem, was ich Ihnen erzähle, in der größten Aufregung.

Wir haben nach Paris gesandt, und vorgestern den 2. Juni 1625 übergab Herr Charles Févret dem Parlament von Dijon den Gnadenbrief, welchen der König der Helene Gilet bewilligt hatte. Ich will meinen Brief nicht eher schließen, ohne Ihnen ein Gespräch zu wiederholen, welches Herr Präsident Fabri vor einem Augenblick mit mir gehalten hat.

Durch diese tragische Geschichte läßt uns Gott erkennen, daß Er weiter sieht, als alle Richter, die in Wahrheit nach ihrem Gewissen, und nach dem Schein menschlicher Dinge geurtheilt haben. Aber Er, dessen Blicken Alles offen steht, erkannte, daß das Gerücht wahr sei, daß die Tochter ihre Schwangerschaft der Mutter angezeigt hatte, daß diese ihre Tochter entbunden und das Kind fortgetragen habe; ferner, daß sie ihre Schwangerschaft weder vertrieben noch das Kind getödtet, sondern daß die Furcht, ihre zärtlich geliebte Mutter zu betrüben, die ihr in allen Nöthen beigestanden, ihr Stillschweigen auferlegt hatte, und daß eine kindliche Liebe sie gezwungen hat, eher den Tod zu leiden, als das Leben derjenigen aufs Spiel zu setzen, die ihr das Leben gegeben hatte. P.

Der Greis aus Sibirien.

Wahre Begebenheit.

Im Jahre 1843 am Oster-Sonntage fand, wie gewöhnlich, auf dem Platze der Admiralität in Petersburg eine militairische Feierlichkeit statt; das würde sonst nichts Bemerkenswerthes dargeboten haben, wäre nicht der Kaiser Nicolaus während der ganzen Parade von einem kleinen Greise begleitet worden, der, trüben Aussehens, einen weißen Rock mit rothen Streifen, Knie-Hosen von gelbem Leder, Schnallen-Schuhe und einen dreieckigen Hut mit weißer Feder trug. Dieses Costüm, aus der Zeit Katharina der Zweiten herstammend, erregte allgemeine Aufmerksamkeit, die sich steigerte, als man die Geschichte dieses Greises erfuhr.

Katharina die Zweite ließ sich eines Tages von einer ihrer Kammerfrauen entkleiden, und, überrascht durch die Traurigkeit derselben, fragte sie nach dem Grunde ihrer Schweigsamkeit. Das junge Mädchen zögerte, gestand aber endlich der Kaiserin, daß ihr Bruder, Unteroffizier in der Garde, weil es ihm bisher nicht gelungen sei, der Kaiserin sich bemerkbar zu machen, sich aus Verzweiflung darüber ein Auge ausstechen wolle, in der Hoffnung, dann von der Kaiserin bemerkt zu werden. Katharina lächelte. „Ist Dein Bruder schön?" fragte sie. — „Der schönste Cavalier seines Regiments." — „Gut, ich will ihn sehen!" — Am folgenden Tage wurde er insgeheim zur Kaiserin geführt und wußte ihr seine Liebe so beredt zu schildern, daß Katharina ihm ihre Hand zum Kusse reichte mit den Worten: „Orloff ist in Ungnade gefallen!"

Potemkin ward ihr Günstling und wußte in dieser hohen Stellung, in welche ihn der Zufall geworfen, sich bis zu seinem letzten Tage zu erhalten. Ohne Rückhalt ehrgeizig und despotisch, setzte er sich an die Stufen des Thrones, regierte achtzehn Jahre lang durch den Schrecken, welchen er einflößte, ohne je das Schaffot mit Blut zu beflecken.

Potemkin liebte aber Katharina nie und ward auch von ihr nicht lange geliebt. Zusammengehalten mehr durch den Geist als durch Zärtlichkeit, wurden sie nur zu bald sich gegenseitig untreu. Verzogen durch die Gunst des Glückes, verderbt durch ein üppig-sinnliches Leben, glaubte Potemkin nur an flüchtige Freuden. Eine Polin wollte ihn zur Liebe bekehren. Schön, kokett, geistreich, voll Laune, war die Fürstin Zoumowski die Göttin der Mode damaliger Zeit, die Königin aller russischen Salons. Sie flößte dem Günstlinge der Kaise-

rin die heftigste Liebe ein und schien selbst Aehnliches für ihn zu empfinden. Aber als Potemkin glaubte, sie ganz erobert zu haben, änderte sich plötzlich die Stimmung der Fürstin; sie ward kalt gegen ihn, zurückhaltend und ernst. Man bemerkte, daß diese Veränderung seit dem Brande des großen Theaters mit ihr vorgegangen; — sie hatte damals fast das Leben eingebüßt und verdankte ihre Rettung nur dem Heldenmuthe eines jungen Majors, welcher, durch das Geschrei der Fürstin herbeigezogen, sie aus ihrer von Flammen umgebenen Loge getragen hatte.

Voll Verdruß über sein Unglück wollte Potemkin den Grund desselben wissen, und die Fürstin war von diesem Augenblick an von Spionen umgeben. Doch klärte sich das Geheimniß ihrer Kälte nicht auf, und der Fürst wollte dieselbe schon einer Laune, wie sie solchen Hofdamen nur zu gewöhnlich sind, zuschreiben, als ein anscheinend unbedeutender Umstand seinem Verdachte eine andere Richtung gab.

Am 8. März 1774 standen die Kaiserin Katharina, in das National-Costüm gekleidet, welches sie mit so vieler Koketterie trug, die Fürstin Zoumowski und der Graf Potemkin vor einem Bogenfenster der Eremitage, um das Garde-Corps und die vier Regimenter von Preobajinski vorbei defiliren zu lassen. Als das zweite Bataillon dieser Krieger auf der Brücke von Troist erschien, beugte sich die Fürstin vor und schien Jemand mit den Augen zu suchen, worauf sie absichtlich oder zufällig einen ihrer Handschuhe fallen ließ. Ein junger Officier, der seinen Blick unverwandt auf den Palast gerichtet hatte, sah den Handschuh fallen und fing ihn, ohne seinen Schritt zu ändern, oder aus der Reihe zu treten, mit der Spitze seines Degens auf, erhob sein Auge und steckte dann den Handschuh in seine Uniform. Die Fürstin erröthete, Potemkin neigte sich zu ihr. „Dieser Officier hat sich mit einem Ihrer Handschuhe bereichert," sprach er mit dumpfer Stimme; „für wen wird der andere sein?" — „Für Sie, Graf, wenn Sie galant genug sind, um auf solche Kleinigkeiten einen Werth zu legen!" — „Geben Sie ihn mir!" — Und Potemkin entfernte sich.

Am Abend desselben Tages traten ein Feldjäger und zwei Kosacken bei dem Major Tschelowski ein. Dieser erbleicht bei ihrem Anblicke; denn solche Besuche bedeuten selten Gutes. „Folgen Sie uns!" herrschte der Jäger. — Wohin? — Das ist ein Geheimniß!" — „Auf wessen Befehl?" — „Das sehen Sie! — „Wird die Reise lang sein? — „Vielleicht! — „Lassen Sie mich einen Sack mit Rubeln und wenige Papiere mitnehmen." — Weder Rubel, noch Papiere, nichts!„ — „Es sei!" erwiederte der Major in heftiger innerer Bewegung; „aber man erlaube mir wenigstens, meine Mutter, die im Nebenzimmer ruhig schläft, zum letzten Male zu umarmen. Habt Gnade — nur noch eine Minute!„ — „Unmöglich! die mir ertheilten Befehle sind sehr bestimmt. Sie folgen!"

Und der unerschütterliche Jäger zeigte mit dem Finger auf einen jener kleinen Wagen, welche Telega heißen und nur einen Sitz von Holz haben, während sie auf hohen Rädern ruhen. Jeder Widerstand wäre vergebens gewesen. Der Verurtheilte nahm auf dem schlechten Wagen Platz, welcher, fortgezogen von zwei Pferden aus der Ukraine, die ausdauernd und sturmschnell sind, bald hinter sich ließ die blauen Kuppeln und goldenen Spitzen der Citadelle. Der Schnee fiel in dichten Flokken und hüllte die schweigenden Reisenden ein. Der Major faßte einen Augenblick den Gedanken, seinen Gefährten im Schlafe zu erdrosseln, allein das Auge des Jägers schloß sich nicht. Man erreichte Pochozerskoi. Der Major fragte: ob man angekommen sei? „Noch nicht!" erwiederte der Feldjäger. Man wechselte die Pferde und machte sich wieder auf den Weg. Bei jedem Relais fragte der Major, dessen Angst im Verhältnisse zur Entfernung zunahm, seinen Führer dasselbe und erhielt nur zur Antwort: „Noch nicht!"

Als sie durch die Wälder von Wologda fuhren, begleitete die Telega eine Schaar gieriger Wölfe vierzig Werste hindurch, ohne daß der Feldjäger darauf zu achten schien. Es ist etwas sehr Gewöhnliches bei den Reisen in jenen Gegenden, von Raubthieren zerfleischt zu werden, zu erfrieren oder in einem Schnee-Grab seinen Untergang zu finden. Außerdem kann nichts melancholischer sein als diese unaufhörliche Folge schneebedeckter Ebenen oder öde Einförmigkeit nur hier und da durch ein im asiatischen Styl erbautes Kloster, durch eine unbedeutende Hütte oder einen gigantischen Felsen unterbrochen wird. Siebzehn Tage vergingen unter diesen unaussprechlichen Leiden! und der Major war halb todt vor Mattigkeit, als die Telega an der Grenze einer öden Steppe anhielt, in der Nähe eines Platzes, auf dem etwa zwanzig Hütten standen, die geeigneter schienen, ein Schlupfwinkel für Wölfe als eine Wohnung für Menschen zu sein.

„Wir sind zur Stelle!" sagte der Feldjäger. Der Major erbleichte. „Nein, es ist nicht möglich," sprach er, krampfhaft die Hand seines Begleiters drückend; „Ihr werdet mich nicht verlassen an diesem schrecklichen Ort; was habe ich gethan? Welches Verbrechens habe

ich mich schuldig gemacht? Ich bin das Opfer eines unbegreiflichen Irrthums! Habt Mitleid mit mir, führt mich nach Petersburg zurück, und Alles, was ich besitze, Alles, was meine Familie besitzt, gehört Euch!" — „Ich darf es nicht thun!" erwiederte der Feldjäger. Dann fügte er hinzu, nachdem er ein kleines Packet aus der Tasche gezogen hatte: „Dies Euch zu übergeben, wenn ich Euch verlasse, hat mir General Potemkin befohlen!" — Es war der andere Handschuh der Fürstin Zounowski. — Der Major erzitterte, seine Wangen färbten sich durch die innerste Empörung; dann in der Erinnerung seiner Liebe Kraft und Muth findend, rief er aus: „Wohl mein Herr! sagen Sie dem General Potemkin, daß ich weniger Sibirien fürchte, als ich sein Geschenk schätze, durch welches er mir meine Verbannung versüßt!"

Der Feldjäger verbeugte sich, seine Peitsche knallte in die Luft, und der Wagen fuhr davon; der Verbannte sah ihn verschwinden, wie ein in den Katakomben Irrender die Lampe erlöschen und den Faden abreißen sieht, der ihn wieder an's Tageslicht führen sollte. Siebzig Jahre verflossen, siebzig Jahre, verlebt unter allen Arten von Entbehrungen und Gefahren, die endlich von der Gewohnheit erträglich gemacht wurden.

Durch Zufall entdeckte ihn im Jahre 1842 ein mit einer Mission von Seiten der Regierung beauftragter Offizier. Nachdem er die Geschichte des Majors Tschelowski erfahren, beeilte er sich, sie dem General Tschernitschew mitzutheilen, welcher sie selbst dem Kaiser Nikolaus erzählte. Nun zog man den hundertjährigen Greis aus der Isba, welche er sich mit seinen eigenen Händen gebaut hatte, hervor und brachte ihn nach Petersburg, wo der Kaiser, in Gegenwart der auf dem Platze der Admiralität versammelten Regimenter, folgende Worte an ihn richtete: „Sein Sie überzeugt, wenn ich Ihr trauriges Schicksal früher erfahren hätte, würd' es schon längst eine andere Wendung genommen haben. Bleiben Sie in Petersburg, sie erhalten ein Pension von 4000 Rubeln; der Kaiser zahlt sie Ihnen aus, und Rußland giebt sie Ihnen."

Der Major Tschelowski hat ganz die Uniform beibehalten, welche er im achtzehnten Jahrhundert trug. Noch immer kann man, trotz seiner 107 Jahre, ihn mit aufrechter Haltung und sanften Zügen auf der Newski-Perspective spazieren gehen und sich über die so ganz veränderten Zustände wundern sehen. Er spricht mit einem Enthusiasmus, den der Frost des Alters nicht hat verwischen können, von Katharina der Zweiten, vom Fürsten von Ligne, vom Grafen Segur, von Alexis Orloff, als wenn er diese lange verstorbenen Berühmtheiten noch in den Salons der Eremitage oder in den Gärten des Taurischen Pallastes antreffen könnte.

Als er seinen Wohnsitz wieder in der Hauptstadt hatte, war seine erste Sorge, ein Testament zu machen; es bestand aus folgenden Zeilen: „Ich bitte darum, daß man mich mit den Handschuhen begraben möge, welche ich an einem schwarzen Bande an meinem Halse trage."

Miscellen und Anecdoten.

(Eine Diebesbande eigener Art.) In Helmstedt ist von Knaben zwischen acht und vierzehn Jahren eine förmliche Räuberbande organisirt. Schüler der dortigen höheren Bürgerschule, aus der ersten und dritten Klasse, hatten sich zu dem noblen Metier der Taschen- und Marktdiebe vereinigt. Ihr Hauptmann L. hatte, als man die Geschichte entdeckte, eine ganze Niederlage von Obst aller Art, Speck, Wurst, Schmalz, Butter, Kuchen, Braten, kurz von Eßwaaren und Näschereien, daß er davon eine Handlung hätte etabliren können. Sie hatten mit großer Schlauheit alles dieses auf den Märkten zusammen gestohlen, hatten unverdächtige, wohl einstudirte Zeichen verabredet, Posten und Schildwachen ausgestellt, und die Dieberei im Complott mit so viel Schlauheit und List vollführt, daß man lange Zeit nicht dahinter kam, bis sie die Lust anwandelte, Tabak zu rauchen; sie foppten nun durch Fragen und Feilschen einen etwas schwachköpfigen Kaufmann und beschäftigten ihn so lange, bis einem ihrer Kameraden gelungen war, das Gewünschte an Tabak und Cigarren zu entwenden. Der Bruder des Bestohlenen merkte bald, daß etwas fehlte, und gewann den Sohn eines jüdischen Kleiderhändlers durch Geschenke, ihm die Diebe auszuspioniren; dieser, seiner Aufgabe vollkommen gewachsen und so schlau und gewandt wie die Diebe selbst, legte sich auf Kundschaft und erfuhr bald, daß ein zweiter Diebstahl beabsichtigt sei, setzte den Kaufmann in Kenntniß und dieser traf seine Anstalten, die Diebe auf der That zu ertappen; es gelang, und wiewohl einige entflohen, die dreisteren thaten, als ob die Sache sie nichts anginge, und der Dieb selbst das gestohlene Gut fortwarf und den Beleidigten spielte, wurden doch alle der Polizei übergeben und sehen ihrer Bestrafung entgegen. Diese Räuberbande ist nun einmal nicht durch Schillers Räuber entstanden.

(Künstlerrache.) Ein junger Lithograph in Paris war mit einem hübschen Mädchen versprochen, erfuhr jedoch, daß seine Braut am verwichenen Sonntag in dem Hause eines jungen Grafen gefrühstückt und den ganzen Tag bei ihm zugebracht habe, und daß dieselbe Parthie für den nächsten Dienstag wiederholt werden sollte. Am andern Morgen dieses Tages ward in der Gegend des Cambraiplatzes, wo der Graf wohnte, ein lithographirtes, schwarz geränderten und mit mannigfaltigen Emblemen geziertes Blatt ausgegeben, das folgende Einladung enthielt:

„Sie werden ersucht, dem Todtenamte der Bestattung der Tugend von Fräulein — — beizuwohnen, welche am vorigen Sonntag nach kurzem Kampfe unter dem Geläute von Champagneekelchen verblichen ist. Das Begräbniß findet heute statt, man versammelt sich vor dem Trauerhause auf dem Cambraiplatze No. —"

Bald umringte eine große Menge junger Herren und zahllose Neugierige das Haus, und das junge Mädchen, welches genöthigt war, durch diese Menschenmasse zu schreiten, wurde von dem Hohne der Anwesenden verfolgt, von den Kühnsten begleitet bis zu ihrer Wohnung, woselbst sie mehr todt als lebendig ankam. Die Gazette des Tribunaux erzählt das Histörchen mit dem Bemerken, daß von den Eltern der Gekränkten Klage angestellt worden sei.

— Die Weserzeitung theilt folgenden Schwank mit. In Skalmierzyce (Großherzogthum Posen) hatte sich das Gerücht verbreitet, es sei bei der entdeckten Verschwörung besonders auch auf die Juden abgesehen gewesen, was manchen Sohn Israels mit Zittern und Zagen erfüllte. Zufällig erwachte der Küster, dem in dieser aufgeregten Zeit der Kopf mitunter gewöhnlich („manchmal immer") etwas schwer war, als eben die Thurmuhr eilf schlug, er hörte jedoch nur die letzten fünf Schläge, raffte sich hastig empor, und eilte in der Meinung, daß es fünf Uhr Morgens sei, die Betglocke zu ziehen. Das Läuten zur ungewöhnlichen, zur Mitternachtsstunde, schreckte die kaum entschlafenen Bekenner des mosaischen Glaubens aus ihren Betten, indem sie nicht mehr zweifelten, daß die auf sie gemünzte Bartholomäusnacht angebrochen sei, und über Hals und Kopf ihre beste Habe zusammenpackend, flüchteten sie nach Krotoschin, wo sie dem Landrath Anzeige von dem betreffenden Attentat machten.

— Im sibirischen Gouvernement Tobolsk hat ein Waldbrand, von dessen Ausdehnung wir uns kaum einen Begriff machen können, stattgefunden, — eine Strecke von 30 Meilen Länge bei 10 Meilen Breite ist in Flammen aufgegangen; auf diesen 300 Quadratmeilen sind mit verbrannt ein Dorf, 1850 Scheunen, 77,900 Heuschober; ferner haben das Leben verloren 25 Menschen, 609 Pferde und 815 Stück Hornvieh.

— In der Kirche Notre Dame des Victoires zu Brüssel hielt am Jahrestage der polnischen Revolution, vor den dort wohnenden Polen, ein Geistlicher die Predigt, von dem sich nachher ergab, daß er ein großer Tourist war. Wegen schwerer Verbrechen vor vier Jahren aus Litthauen, nach zweihundert Ruthenstreichen durch halb Europa und ganz Asien bis Kamtschatka transportirt, gelang es ihm, mit Hülfe eines Offiziers nach Amerika zu entweichen, dieses zu durchwandern, den Ocean zu überschiffen und dann in Belgien zu landen, woselbst er von seinen Strapazen auszuruhen gedenkt.

— In Valencia sind viele Verhaftungen vorgefallen. Die Anverwandten der Eingezogenen wollten um Nachsicht und Schonung für dieselben bitten, gelangten jedoch nur bis zu dem Ordonnanzoffizier, welcher ihnen erklärte, sie könnten nicht vor den Generalkapitain gelassen werden, bevor sie sich nicht hätten ihre Backen- und Schnurrbärte abnehmen lassen. Man konnte hier deutlich wahrnehmen, wie lieb die Verwandten den Bittstellern waren — nur einer derselben kehrte rasirt wieder, die andern gaben lieber ihre Vettern, als ihre Bärte auf.

— An der spanischen Grenze wurde ein junger Schmuggler, welcher seiner Bande voranging, durch die wachsamen Carabiniers entdeckt und erschossen. Alsbald warf die Bande ihre Ballen und Paquete ab, umzingelte die Soldaten, verwundete sie schwer und tödtete dann die Wehrlosen unter den grausamsten Martern.

— Bei Urach, einem Städtchen in Würtemberg, flog eine Pulvermühle in die Luft. Das Gebäude wurde so zerschmettert, daß die Balken mehrentheils zu Spänen zerrissen, und die Ziegelsteine in Mehl verwandelt, niederfielen. Ein Menschenleben hat dieser Unfall glücklicher Weise nicht gekostet.

(Curiose Grabschriften.) Aus der Grabschrift eines Herrn de Berty, Festungs-Commandanten zu Werfen im Salzburgischen, in der Kirche daselbst:

Wer da?
Berty, ein Soldat aus Werfen.
Berühmt zu See und Land,
Liegt in Frieden hier entschlafen
Quittirend seinen Stand.
Der im Leben nie ist gewichen.
Stund beherzt vor manchem Feind,
Must nunmehro Tods verblichen:
Verlaßt mich nicht
Gut Freund!

Auf einem Kirchhofe bei Wien stehen die Schiller'schen Worte:

Soll die Glocke auferstehn
Muß die Form zu Grunde gehn.

Auf dem Pottensteiner Friedhof liest man:

Hier liegt der Vater und der Sohn.
Ein Alter und ein Junger.
Der Tod schaut die Person nicht an,
Sorgt nur für seinen Hunger;
Bald schluckt er einen Jung in sich
Bald feißt er einen Greisen:
O Sterblicher, so lasse Dich
Doch einmal unterweisen!

Auf dem Salzburger Kirchhofe liest man folgende Grabschrift:

Hier ist des Bergraths Reisigel letzte Grubenfahrt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Das Jahr 1845 nimmt die Mode der Visiten, wenigstens als Mäntelchen zum Ausgehen mit sich und der Palletot triumphirt. Man trägt wohl noch einige Arten von Mäntelchen, aber sie verdienen keine besondere Erwähnung, da höchstens der Name neu ist, den man ihnen beilegt. Auch die sogenannten Crispinen bleiben ziemlich in Gunst, besonders bei den Frauen, die ziemlich stark sind und sich deshalb scheuen,

den Palletot zu tragen. In den Kopfputzen bringt jeder Tag etwas Neues und in den nahen festlichen Tagen wird man namentlich viele der kleinen Toques, um die sich so unbeschreiblich anmuthig die feinsten Straußenfedern legen, und einen allerliebsten italienischen Kopfputz sehen, der so zierlich das glattgescheitelte Haar umgiebt. Eine andere Neuigkeit, die in manchen Kreisen sehr gefällt, ist ein Häubchen von weißer Blonde, mit Rosen oder verschiedenen Blumen garnirt und sehr voll mit einer schwarzen Spitzenbarbe überdeckt. Viele Damen, welche gewöhnlich ihr Haar gelockt getragen, haben den Kopfputz à la Sevigne oder à la Mancini angenommen, und zwar, gegen alles Herkommen in der Mode, ohne alle Veränderung. Wir schließen endlich die Beschreibung einer Toilette von jeder Zeit des Tages einer eleganten Dame. Toilette zu großer Gesellschaft: Kleid von weißem Atlas mit drei Volants von Goldspitzen, und einer Berthe von eben solchen Spitzen und einer kettenartigen Reihe von Schmucksachen vorn auf dem Leibchen; Kopfputz von zwei leichten Rollen blauen Rippsammts und einer Feder, die an der Seite herabfällt; zugeknöpfte Handschuhe; Fächer mit Perlmutterstielen, die mit Gold ausgelegt sind und mit einem Schäferbilde. Toilette zu kleiner Soiree: Kleid von blauem Atlas mit zwei Reihen schwarzer Spitzen und vor denselben zwei schmale schwarze Sammtstreifen, die einen Finger breit auseinander entfernt sind: Berthe ebenfalls von zwei Spitzenreihen, und einer Schleife von schwarzem Sammt in der Mitte; Kopfputz von schwarzen Spitzen, der eigenthümlich eingenäht ist und sehr gut aussieht, zumal er von Brillantnadeln gehalten wird. Zu diesem Anzuge tragen viele Damen Schuhe von schwarzem Atlas und schwarze Strümpfe, aber die wahrhaft eleganten erscheinen nie anders als in weißer Fußbekleidung auch bei dunkelfarbiger Tracht, selbst bei einem Kleide von schwarzem Sammt. Nur bei Trauer ist es erlaubt, eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel der Mode zu machen. Balltoilette: Kleid von Tülle, das fast ganz und gar mit Puffen bedeckt ist, über einem Unterkleide von Atlas: die Berthe und die kleinen kurzen Aermel sind mit ähnlichen, natürlich kleineren Puffen bedeckt; als Kopfputz eine Guirlande von Purpurblättern und grünen Blättern mit goldenen Stielen; auf dem Leibchen ein Bouquet von der Art der Guirlande; Fächer von Perlmutter mit einem Gemälde in der Manier Bouchers; zugeknöpfte Handschuhe ohne Garnirung: verschiedene Armbänder. Toilette zum Diner: Häubchen von weißer Blonde, mit schwarzen Spitzen darüber und mit Rosen verziert; Kleid von dunkelblauem oder hellbraunem Sammet, herzförmig ausgeschnitten und vorn am Leibchen wie am Rocke mit großen Marcassitknöpfen zugemacht. Um das Leibchen herum Revers von schwarzen und weißen Spitzen, je nach dem Geschmacke, halblange, rundlich geschnittene und nach der Außenseite zu offene Aermel mit Unterärmeln von schwarzem oder weißem Tülle, je nach den Revers des Leibchens; Stiefelchen von eben solchem Sammt wie das Kleid. Toilette zur Promenade: Hut von braunem Sammt mit einem Bouquet hängender Federn in derselben Farbe; Paletot oder Crispine von schwarzem Sammt, Kleid von broschirtem Pekin, mit gepreßtem Sammt verziert; Stiefelchen von Atlas, an der Seite zugeknöpft und mit Marequin besetzt, das spitz nach der Fußbiege vorn herausläuft. Morgentoilette: Spitzenhäubchen mit nüancirtem Sammtbande, d. h. mit solchem, das z. B. aus dunkelgrün in hellgrün übergeht; Hausrock von wattirtem Cashimir in lebhafter Farbe und mit gesteppten Revers in der Farbe des Futters; Pantoffeln.

Die Modehandlungen haben zu dieser Jahreszeit ihre schönsten Schmucksachen ausgelegt. Unendlich mannichfaltig sind die Echarpes von allen Größen, die man theils um den Hals schlingt und theils zum Kopfputze verwendet. Alle sind von leichten Stoffen, mit Stickereien in Seide und Gold geschmückt und mit breiten Fransen versehen; denn die sevillanischen Echarpes von Goldspitzen oder mit Gold oder Silber gestickter Gaze, die eigentlich nur längliche schmale Vierecke sind, auf den Kopf gelegt, mit zwei Brillantnadeln, da festgehalten werden und einen reizenden Kopfputz ausmachen; ferner Täschchen von Goldfiligran in Seide oder von Stahlmaschen, oder von algierschem Geflecht mit prächtigen Troddeln und einer Kette, mittelst welcher man sie am Gürtel befestigt; ferner zahlreiche andere Täschchen und Beutelchen in allen Farben und Formen, von mit Seide und Perlen gesticktem Sammt, oder mit Seide und Gold gesticktem Cashimir rc., kostbare Hausschürzchen, catalonische Bänder, meist in Sammt mit Schnürchen benähert und am Arme mit Perlen-Marcassit oder Emailknöpfen zugemacht, Soireehandschuhe mit Garnirungen von Gold- oder Silbergeflecht, das in einer Schleife endigt, oder von Gold- und Silberspitzen, die als Manchetten zurückfallen, oder gar Handschuhe mit Garnirungen von kleinen natürlichen Federn, gleich denen, aus welchen man die Federblumen macht.

Herren-Mode. In jedem Jahre beschäftigt man sich in gegenwärtiger Zeit viel mit dem Futter der Bekleidungen, und dieser Theil der Toilette verdient allerdings eine genaue Beachtung, denn es ist nicht hinreichend, daß das Futter den Anforderungen der Jahreszeit genügt, die Eleganz muß mit dem Comfort sich vereinigen, das Futter muß warm halten, und dabei doch leicht sein; für den Augenblick begnügt man sich noch damit, die Bekleidungen mit ganz oder halb wattirten Seitenstoffen zu füttern. Die Paletots haben meistens ein Futter von Flanelle, oder von Vigogne-Tartan, einfarbig oder mit ganz kleinen Muschen; der Scharlachrothe Grund findet den meisten Beifall. Wir bringen einige Modelle von Mänteln wieder in Erinnerung, welche zur nämlichen Zeit im vorigen Jahre mit günstigem Erfolge in die Mode gebracht wurden, und welche auch noch in diesem Jahre gern getragen werden. Der Neapolitanische Mantel mit Aermeln ist hauptsächlich dazu bestimmt, ihn beim Verlassen der Soireen und Bälle zu tragen. Er ist sehr bequem, die Arme sind geschützt, und haben ihre ganze Freiheit. Der Soiree-Crispin von undurchdringlichem Tuche, ist eine sehr leichte Bekleidung, und da sie auf dem übrigen Theile der Toilette nicht anliegt, sehr angenehm für Diejenigen, welche verhüten möchten, ihren darunter befindlichen Gesellschafts-Anzug zu zerknittern. Der Crispin ist kurz, und hat zahlreiche Falten. Einige Kleidermacher haben diesen Reichthum von Falten dazu benutzt, um Venetianische Aermel darin anzubringen; unsichtbare in den Falten versteckte, und aus ihnen selbst gebildete Aermel, deren man sich bedienen kann, sobald man will. Man verspricht uns neue Caftans, doch wird man sie nicht ohne ein Futter, oder mindestens nicht ohne eine Bordüre von Pelz in die Mode bringen können. Der Caftan, welcher türkischen Ursprunges ist, hat keinen Capuchon, vermöge seiner Länge und Weite erinnert er aber an die ehemaligen Douillettes unserer Großväter, und an die Roben, welche die Türken tragen. Man schließt den Caftan mit Brandebourgs.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Maskenanzug, spanische Tracht aus dem 16. Jahrh. 2. Hut mit Feder. Polnische Weste für den Morgen. 3. Hut mit Bandausputz. Oberrock mit offenem Leibchen. Pelz-Shawl. 4. Ballanzug für einen Herrn. Breite Revers, runde Schöße, lange Weste. 5. Ballanzug. Rosakleid, das Leibchen und der Rock mit schwarzen Spitzen ausgeputzt, die am Rocke von vorn und hinten herum drei Tunikas bilden, vorn herab eine Reihe Puffen. 6. Ballanzug. Weißes Kleid, das Leibchen mit gezackten Volants ausgeputzt, deren sich 5—6 breitere unten auf dem Rocke befinden.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmässig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Peterssstrasse № 31.



MODEN-JOURNAL

No. 4. N. Büchner, Redacteur. 1846.

Inhalt der Europäischen Eisenbahn No. 3: Das Testament eines Geizhalses. — Der Zundelfrieder. — Die Prima Donna aus dem Stegreife. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten. — Carricatur: Der ochsende Studio, der sich schon seit vier Semestern vorgenommen hat, zu arbeiten.

Der Falschmünzer.

Wer aus Metall und Marmor Götterbilder formt, oder sonst Gottes Ebenbild aus solchem Stoffe nachahmt, wer Helden, Künstler oder Weise in Standbildern verewigt, sie sammt ihren Thaten in erhabener oder vertiefter Arbeit darstellt, oder auf Denkmünzen das Tagebuch seiner Zeit prägt, der ist ein Künstler und erwirbt sich Ehre und Reichthümer, wenn das Glück ihm wohl will; und wohnt ihm nicht der echte Genius inne, so mag seine geschickte Hand dennoch ihn ernähren; denn wie die Kunst des Malers von Raphaels Logen sich bis zu der Arabeske erstreckt, deren Ranken um die Decke des niedern Zimmers laufen, so schmückt die des Bildners die Tragbalken des bürgerlichen Daches, die Hohlkehlen eines bescheidenen Saales, und zweigt sich aus bis zu dem luftigen Zelt des umherziehenden Wappenstechers, bei dem auf dem Jahrmarkte der junge Rekrut, das schüchterne Dienstmädchen vom Lande, die kecke Zofe und der in glänzender Livrée einherstolzirende Reitknecht um ein Petschaft von Messing feilschen. — So aber das Glück dem vom Genius begeisterten Bildhauer oder der geschickten Hand des untergeordneten Künstlers jene runden, in erhabener Arbeit ausgeprägten Bildnereien versagt, denen das Wappen und Antlitz als Beglaubigung inneren Gehaltes dient, wehe ihnen dann, wenn sie sich etwa beikommen lassen, selbst zu schaffen, was für bessere Kunstwerke sie nicht einzutauschen vermögen; denn dem Falschmünzer droht das Gesetz mit Brandmal und Galeere, und wären seine Stempel zehn Mal schöner geschnitten, als die der Krone.

Diese und ähnliche Betrachtungen stellte ein Mann an, der allen Grund hatte, sich ihnen hinzugeben; denn vor ihm auf dem Tische stand eine Säule von glänzenden Thalern mit dem Lilienschilde, deren heller Schimmer mit den düsteren Umgebungen der ärmlichen Wohnung übel stimmte, während ihr bleierner Klang bewies, daß sie nicht geeignet seien, der Noth des Bewohners auf rechtmäßige Weise abzuhelfen. — Das Zimmer bestand aus einer Art seichten Kellerloches, versteckt im Hintergrunde eines düsteren Hofes, dessen längliches Viereck auf zwei Seiten unendlich hohe Feuerwände einschlossen,

von jenen thurmartigen, der Stadt Paris eigenthümlichen Schornsteinen überragt; von vorne her blickten bestaubte Fenster der Küchen, Stiegen und Rumpelkammern aller sechs Stockwerke verdrießlich in den engen Raum, der dennoch nicht so öd und traurig anzusehen war, als die Wohnung, die von ihm ihr spärliches Licht erwartete. Wie aber die nackten Mauern, von deren verwitterndem, modrigem Gestein längst schon Mörtel und Kalk abgefallen waren, der öde Kamin, in welchem kümmerlich ein Paar Steinkohlen glimmten, die armseligen Geräthe, der Tisch und Stuhl von rohem Tannenholz, und das Lager von Stroh mit einer groben Wolldecke die bitterste Noth darthaten, so bezeugten andere Gegenstände, daß dennoch ein Strahl himmlischen Lichtes auch in diesen abscheulichen Aufenthalt den Weg zu finden gewußt. In allen Winkeln standen und lagen, gefertigt von kunstreicher Hand, allerlei Modelle aus Thon, so lange ihre Formen behauptend, als die Feuchtigkeit des Ortes sie erhielt, denn der Künstler besaß nicht einmal die Mittel, sie aus festerem Stoffe zu bilden; dazwischen fanden sich verschiedene Schnitzwerke aus Holz, bestaubt und schmuzzig, aber, wie die Thongebilde, mit dem unverkennbaren Ausdrucke eines reichbegabten Geistes ausgestattet; auf einem Holzblocke stand, als das Prachtstück und die Zierde der elenden Höhle, eine weibliche Büste von Gyps, deren Gestell in griechischen Buchstaben den nichts weniger als hellenischen Namen Flora zeigte; die Wände trugen allerlei wunderliche Umrisse, von einer sichern Hand mit der Kohle nur so hingeworfen; auf dem Tische lagen zwischen meisterhaften Zeichnungen auf schmutzigem Papiere verschiedene Stempel und Formen, und neben den verführerischen falschen Münzen eine große gegossene Medaille und einige dürftige, dem Anscheine nach höchst ungenügende Werkzeuge, wie nur die erfinderische Noth sie zu schaffen und anzuwenden weiß.

Der Künstler wog die schlechten Thaler in der Hand und sagte: „Heute noch nicht, aber beim hohen Himmel, morgen, so der heutige Tag nicht Hülfe schafft! Glänzen sie minder, sind ihre Bilder und Schilder weniger schön, als die des Königs? Es ist nur eine Einbildung, die Geltung dem Metall allein zu gewähren, die doch eigentlich der Kunst gebührt und nicht dem schnöden Stoff. Sollten zehn solcher fein ausgearbeiteten Stücke nicht ganz gut eine Mark rohen Silbers werth sein? Morgen also, oder ich will nicht Pantrous heißen ...“

Das Selbstgespräch unterbrach ein Klopfen an der Thüre. „Wer ist da?“ brummte der Mann verdrießlich, während er seine Frankenstücke hastig unter das hohle Gestell der Gypsbüste schob; „bist Du es, Edgar?“ — „Ich bin es, lieber Vater. Laß mich hinein, mich friert.“ Pantrous öffnete, und herein trat ein zehnjähriger Knabe, das jugendliche Ebenbild des Vaters; unter den schwarzen Ringellocken wölbte sich über dichten Brauen die hohe weiße Stirne, aus tiefen Höhlen blitzten die dunkeln Augen mit schier unheimlichem Glanze, die eingesunkenen Wangen trugen die bleiche Farbe des Elends, und in den Mundwinkeln zuckte krampfhaft ein gewaltiger Schmerz, den auf des Vaters Lippen der dichte Bart verschleierte. „Du wirst Dich hier nicht sonderlich erwärmen,“ sagte Pantrous; „diese Kohlen sind gerade gut genug, die grimmige Kälte fühlbarer zu machen. Wickle Dich in die Bettdecke.“ — „Bin ich doch wenigstens bei Dir,“ versetzte das Kind, sich anschmiegend, „und da kommt mir alles Ungemach viel erträglicher vor. Schon seit vier Wochen schickst Du mich stets fort und duldest mich den ganzen nicht in Deiner Nähe.“ — „Von morgen an soll das anders werden, Edgar. Du sollst anfangen, etwas zu lernen, um Dein Brot einst zu verdienen.“ — „Ach ja, Brot!“ seufzte der Kleine, „hast Du nicht ein Stückchen, lieber Vater?“ — Dieser schüttelte traurig das Haupt, und Edgar fuhr mit kindischer Geschwätzigkeit fort: „Ich glaube, es ist Hunger, der mir diesmal den Frost so unerträglich macht. Die gute Dame von drüben hat heute ganz vergessen, mir etwas zu reichen, und sich auch nicht sehen lassen, damit ich sie daran erinnere.“ — „Du sollst nicht betteln!“ fuhr der Vater auf, und sah verzweiflungsvoll nach Floras Bild; da war es ihm, als ob die starren Gypsaugen sich bewegten und ihre Sterne ihm, sanft und streng zugleich, zuwinkten, und mit erneuerter Zärtlichkeit streichelte er des erschreckenen Kindes Wange und sagte: „Doch magst Du immerhin nehmen, was eine milde Hand Dir reicht.“ — „Ich bettle niemals, Vater. Zwar gewinnen dadurch meine Gespielen immer kleine Sous, um sich irgend eine Leckerei anzuschaffen!“ — „Wer sind Deine Gespielen? — „Der krumme Christoph, des Eckenstehers Bube, der rothhaarige Alfons, dessen Vater dem König dient.“ — „Als was?“ — „Ich habe den Titel vergessen. Doch halt — ich glaube als Sklav.“ — „Auf der Galeere?“ — „Richtig. Und dann ...“ — „Schweig, ich weiß genug.“ Mit diesen Worten begann Pantrous seinen armseligen Anzug so gut zu ordnen, als dies irgend nur angehen wollte, und sagte für sich: „Mein Knabe soll und darf nicht in solcher Genossenschaft verwildern. Meine unglückselige Beschäftigung in den letzten Wochen zwang mich, ihn sich selbst zu überlassen; das war die erste böse Frucht der Sünde und

soll die letzte sein. Von Edgar soll es nicht einstens heißen, sein Vater schleppe die Kette."

Mit männlichem Entschluß wandte sich Pantrous nochmals von der Versuchung, die ihn zu der Höhlung der Büste ziehen wollte, und damit ihn des hungernden Kindes Mitleid flehende Miene nicht aufs Neue wankend mache, nahm er in Antlitz und Ton den Ausdruck der strengsten Härte an und rief, indem er die gegossene Medaille sammt der Form zu sich steckte, dem Knaben zu: „Bleibe daheim, Edgar, bis ich wieder komme, rühre Dich nicht vom Platze, und laß mir Alles, was umher steht und liegt, unangetastet. Heute haben wir Fasttag, vielleicht Morgen auch noch, über Morgen soll es gewiß an einem Abendessen nicht fehlen, Du unnützer Fresser! Schnüre Dir den Bauch zusammen und hüte Dich vor allem Betteln, das sage ich Dir. Hast Du mich verstanden?" Ohne eine Antwort abzuwarten, ohne nur umzuschauen, eilte er von dannen.

Des Vaters ungewohnte Härte, der lieblose Abschied verwundeten tief des Kindes Seele und erregten zugleich in dem jungen Gemüth Erbitterung und Trotz. „Heute den ganzen Tag, und morgen auch noch, und übermorgen bis zum Abend? Das ist eine lange Zeit!" rief der arme Edgar; „unterdessen lege ich mich hin und sterbe." Diesem traurigen Gedanken nachhängend, brütete er lange vor sich hin, mit stumpfen Blicken die wohlbekannten Umgebungen betrachtend, bis endlich das ermattete Auge auf dem Bilde Floras haftete und die Gedanken einen neuen Schwung nahmen." O du liebe Mutter sagte er, die Hände faltend, warum hast du uns verlassen? Als du noch bei uns weiltest, da fror mich niemals, denn du erwärmtest mich in deinen Armen, an deinem Herzen; ich durfte nie einen ganzen Tag lang hungern, denn du hattest immer eine kleine Kruste für mich übrig, und ich hatte nie nöthig, meine Gesellschaft an den Straßenecken zu suchen; denn stets durfte ich bei dir bleiben und dich überall hin begleiten. Willst du denn nie wiederkehren? Hast du gar nichts mehr für deinen kleinen, armen Edgar?" — Der Knabe riß plötzlich die halbgeschlossenen Augen weit auf und wischte mit dem Aermel den Thränenschleier weg, da schien ihm, als glänze ein schmaler Silberstreif unter der Büste hervor; neugierig trat er näher zupfte an dem blinkenden Gegenstand, zog ein Geldstück hervor und rief voll Erstaunen: „Ein Stück von hundert Sous! Böser, böser Vater, so reich bist du und lässest mich vor Hunger umkommen!" Er hob den Gypskopf ein wenig von der Seite in die Höhe, und da er nun den Schatz darunter gewahrte, die Masse von Thalern, wie er sie beisammen gesehen, fuhr er mit steigender Erbitterung fort: „Das hätte mir die Mutter nicht gethan! Aber der Vater will mich verhungern lassen, um mich los zu werden. Hat er mich doch einen unnützigen Fresser gescholten! Es ist wahrlich nur Nothwehr, wenn ich ihm eines der Stücke nehme; auch wird er es nicht merken, da er ihrer so viele besitzt." — Der Knabe stutzte, denn sein Gewissen sprach anders als seine Begierde; er dachte nach und sagte nach langem Besinnen: „Es wäre dennoch ein Diebstahl, und wenn der Vater auch nichts merkte. — Vielleicht auch weiß er nichts von dem Schatze, den die gute Mutter für uns hier einlegte, und es wird am besten sein, ich warte, bis er heimkehrt." So blieb er denn stehen, die lüsterne Hand bald ausstreckend, bald zurückziehend, der ersten schweren Versuchung des Daseins in Kampf zwischen Hunger und Gewissen preisgegeben.

Unterdessen verfolgte Pantrous seinen Weg auf dem Pflaster von Paris, und wo er die Thüren nicht verschlossen fand, waren es doch die Herzen, und selten war ein Mund mitleidig genug, ihm nur Worte des Trostes oder leere Versprechungen weit hinausgeschobener Aussichten zu gewähren, bis der Abend heranrückte und seine müden Füße ihm fast gänzlich den Dienst versagten. Da brach endlich unter der Last des eigenen Elends und unter dem Gedanken an das theure Kind vollends der gebeugte Künstlerstolz; mit dem Muthe der Entsagung wandte er sich an die niedern bürgerlichen Gewerbe, um die Stelle eines Arbeiters zu erhalten, und pries sich glücklich, als es ihm hier besser glückte. Mit dem zehnten Glockenschlag betrat er seine Wohnung, in der Tasche einen kleinen Vorschuß und einige Lebensmittel, im Herzen neue Zuversicht.

Die Höhle war dunkel und des Heimkehrenden Ruf nach Edgar blieb unbeantwortet; doch war die Thüre nicht geschlossen. „Der Kleine wird nicht weit sein," sagte Pantrous, indem er die Lampe anzündete und Kohlen im Kamin aufhäufte; „wahrscheinlich hat er sich im Dunkeln gefürchtet und ist zu den Nachbarsleuten gegangen. Das ist mir lieb, so kann ich ungestört die Zeugen meiner verbrecherischen Gedanken vernichten." Mit diesen Worten füllte er die falschen Geldstücke in einen kleinen Schmelztigel, den er unter den Tisch stellte, und ging, um im fünften Stockwerk des Vorderhauses bei einem Bekannten sich einen Blasebalg zu leihen.

Der arme Pantrous! er war zu spät gekommen; denn als er die Treppe wieder herabstieg, nahmen ihn im Flur zwei Diener der vollziehenden Gewalt in Empfang; seine Wohnung war von finsterblickenden Leuten besetzt,

und der Commissär nahm zu Protocoll, was er fand und sah. — Der unselige Edgar war nach langem Kampfe endlich der Versuchung erlegen; zwei Stunden vor des Vaters Heimkehr hatte das Kind die unheilvolle Münze zu dem nächsten Bäcker getragen und sie, voll Begierde und Unbefangenheit zugleich, so hastig auf den Zahltisch geworfen, daß der bleierne Klang im Augenblicke das gefährliche Geheimniß verrieth. — Edgars Vater dient jetzt auch dem König. S.

Napoleon auf St. Helena.

(Schluß.)

Nachdem der erlauchte Gefangene sechs Wochen in Briers residirt hatte, bezog er am 6. December, des Jahres 1815, Longwood, wo alle Arten von Elend und alle nur erdenklichen Kränkungen seiner harrten.

Das hölzerne Haus zu Longwood.

Die Uebersiedelung des Kaisers nach seiner neuen Behausung geschah mit einem gewissen Pomp. Napoleon ritt, von dem Admiral Keith, dem Großmarschall Bertrand, den Generälen Montholon und Gourgeaud und einer großen Menge von englischen Offizieren, in ihrer Galauniform, umgeben, nach Longwood, mitten durch eine Menschenmasse, welche herbeigeströmt war, den General Bonaparte zu erschauen. In gewissen Entfernungen waren Detaschements von Infanterie und Pikets von Marine-Soldaten aufgestellt, welche, als der hohe Gefangene vorbeizog, ihm die militairischen Ehrenbezeugungen spendeten.

Der Zug langte um vier Uhr Nachmittags an dem Orte seiner Bestimmung an. Als Napoleon in die Pforte einreiten wollte, wirbelten die Trommeln, und sein Pferd scheute sich dermaßen, daß es sich abwandte und durchaus nicht hinein zu zwingen war. „Willst Du weniger ergebungsvoll sein, als Dein Herr!" sprach der Kaiser mit schmerzlichem Lächeln, und seine Sporen zwangen das widerspenstige Thier zum Gehorsam.

Der erlauchte Gefangene stieg ab; der Admiral Keith gesellte sich zu ihm, um ihm seine neue Wohnung zu zeigen, deren Arbeiten der Engländer selbst mit geleitet hatte. Napoleon betrachtete Alles genau, bezeigte sich zufrieden und richtete einige schmeichelhafte Worte an den Admiral. Er glaubte, in dem hölzernen Hause etwas Freiheit genießen zu können. — Waren denn die steilen Felsen, welche seinen Horizont begränzten, diese unnahbaren Wege in seiner Wüstenei, waren es nicht für seine Kerkermeister sichere Bürgen, daß er ihrem Gewahrsam nicht entgehen konnte! Ach, er konnte glücklicherweise nicht in die Zukunft schauen, das Bild Hudson-Lowes würde wie ein drehendes Gespenst ihm entgegengetreten sein! —

Jetzt war der erste Held seiner Zeit in seiner letzten Behauung hienieden — sie ward ihm zum drückendsten Kerker! Oft ist dieser hölzerne Käfig beschrieben worden, den der englische Haß für den Gegner sinnreich genug erfunden hatte; die Kunst hat ihn im Bilde verewigt; unsere Mittheilung würde indeß für unsre geneigten Leser unvollständig sein, wollten wir dieser letzten Napoleonischen Residenz nicht einige Aufmerksamkeit widmen.

Longwood wurde dem Gouverneur der Insel von der Indischen Compagnie überlassen, um ihm zum Sommeraufenthalt zu dienen. Es liegt auf dem höchsten Theil der Insel. Ein durchaus ungesundes Clima herrscht dort, die rasch wechselnden Winde, die niedriggehenden schweren Wolken, verursachen fortwährende Nässe und Feuchtigkeit. Keine Gewächse gedeihen dort, und das Wasser ist kaum zu genießen. Man möchte diesen District die pontinischen Sümpfe auf St. Helena nennen! Das Auge schweift von dieser Höhe hinab über die Unermeßlichkeit des Oceans, über unabsehbare Thäler, über riesige Felsblöcke, deren graue, fortlaufende Kette mit dem dritten Höllenkreise verglichen werden kann, den Dante so unübertrefflich besang.

Wenn man Longwood betritt, befindet man sich sogleich in dem neuangebauten Theile, der mit einer Vorhalle, welche zugleich zum Speisesaal dienen sollte, beginnt. Aus diesem kommt man in einen zum Empfang bestimmten Salon, dann in ein düsteres Gemach, das Napoleon später zum Eßzimmer benutzte. Neben diesem war die eigentliche Wohnung des Kaisers, aus zwei gleich großen, in einander gehenden Gemächern bestehend, das eine bildete sein Arbeits-, das andere sein Schlafzimmer. In dem Letzteren befand sich ein eisernes Feldbett, mit vier silbernen Adlern verziert, und mit grün seidenen Verhängen versehen. Zwei niedrige, schmale Fenster ließen nur spärliches Licht herein, sie waren mit weißen Gardinen behängt. Zwischen den Fenstern stand ein kleiner Secretair, auf dem sich das stets offenstehende Reise-Necessair des Kaisers befand. An der einen Seite erblickte man den Lehnsessel Napoleons, auf dem er saß, wenn er arbeitete, oder wenn er aus dem Bade kam. Ueber diesem Stuhl hing der Degen, den er bei Austerlitz trug. Vor der Thür, welche zur Badestube führte, war ein sehr einfacher Bettschirm gestellt; ein alter Sopha

mit Kattun überzogen stand an der Wand gegenüber. Auf diesem höchst elenden Lager ruhte Napoleon gewöhnlich, und ließ, auf einem eben so erbärmlichen Tisch vor sich, sein Frühstücksgeräth und seine Bücher placiren, er litt in beiden Zimmern ungemein von den Mücken und von der Feuchtigkeit. Das zweite Gemach war ganz so kläglich wie das so eben Beschriebene, es war sieben Fuß hoch, funfzehn lang und zwölf breit, hatte nur ein Fenster und schloß sich dem Speisesaale an. Ein großer Lehnsessel, eine alte Commode, zwei kleine Tische, noch einige andere Stühle, machten das ganze armselige Geräth aus. Ueber dem Sessel hingen die Jagdgewehre Napoleons.

Die Nässe in den beiden Zimmern war so außerordentlich, daß sie das Werk der Zerstörung an allen Gegenständen auszuüben begann. Der schlechte Nankin, mit dem die Zimmer ausgeschlagen waren, fiel bald in Fetzen herab; die Umgebung des Kaisers erkaufte Ostindische Mousseline und ließ die Zimmer damit drapiren, und dann mit herrlichen Vögeln ausschmücken, von denen der Kaiser eine schöne Sammlung, auf Papier gemalt, aus Egypten mitgebracht hatte. Diese befiederten bunten Thiere mußten sich malerisch um einen Adler gruppiren. Die sinnige Aufmerksamkeit gewährte dem Kaiser nach langer Zeit eine angenehme Stunde

Als Napoleon eines Tages sehr unwohl und dadurch recht verstimmt war, rieth ihm sein Arzt, nicht so fortwährend sich trüben Erinnerungen hinzugeben, da dergleichen auch so nachtheilig den Körper berühre, sondern seinen Geist auf angenehme Gegenstände zu lenken.

„Das will ich, Doctor," entgegnete Napoleon, wie den Unmuth von sich abschüttelnd, „stellen Sie meinen Sohn mir näher, neben seine Mutter, die jüngere Dame. So recht, das Andere ist Josephine — meine erste Gemahlin, ich habe Sie sehr geliebt! — Sie betrachten die kleine Uhr auf dem Kamine, sie diente dem großen Friedrich von Preußen des Morgens zum Wecker, ich habe sie aus Potsdam mitgebracht. Sonst ist mein Kamin eben nicht reich an Zierrathen, wie Sie sehen: Die Büste meines Sohnes, zwei Leuchter, zwei Tassen, zwei Flacons zu Eau de Cologne und ein kleiner Spiegel, das ist Alles." — Mit Bitterkeit setzte er hinzu: „Es ist anders wie in den Tuilerien freilich! Doch, was thuts, haben sie mir die Macht auch genommen, meinen Ruhm können sie mir nicht nehmen, ich muß in den Erinnerungen leben! Wie ich, hat sie kein Souverain Europas aufzuweisen." —

Den Kaiserlichen Gemächern entgegengesetzt, das heißt am anderen Ende des Gebäudes, wohnte der General Montholon mit seiner Frau und seinem Sohne; späterhin wurde dort eine Bibliothek eingerichtet. Bei der Küche befand sich ein kleines viereckiges Zimmer, wo der Graf Las-Cases schlief, zu seinem Sohne, auf dem Boden, führte eine Schiffsleiter. Die wenigen Möbeln, welche Longwood enthielt, hatten die Kaufleute der Insel aus ihren Magazinen geliefert, sie waren alt und ganz aus der Mode, und würden keinen Abnehmer gefunden haben, wenn England nicht einem großen Manne und Helden Gastfreundschaft gewährt hätte. —

Der Großmarschall Bertrand, seine Frau und seine Kinder, wohnten zwei englische Meilen entfernt, in einer wahrhaft verfallenen Hütte; bis sich Wohnungen auch für sie fänden, mußten der General Gourgeaud, wie der Arzt des Northumberland, Herr O'Meara, unter einem Zelte campiren, der Letztere wußte, daß der hohe Gefangene keinen Mann seiner Fakultät mitgebracht habe, er erbot sich also großmüthig, ihn nicht zu verlassen.

Eine Art kleiner Garten umgab Longwood; die rauhe, unfreigebige Natur des Climas aber machte jede Cultur, jede Vegetation unmöglich.

Der Kaiser, dem die ganze Stellung auf der Insel, vor allem aber die harte Begegnung, besonders seiner Schicksalsgefährten wegen, furchtbar war, ließ sich eines Tages im zornigen Unmuth zu folgenden Aeußerungen hinreißen:

„Welcher nichtswürdigen Begegnung sind wir hier preisgegeben," sprach er zu Bertrand, Las-Cases und Montholon, „das ist wahrlich eine langsame Todesmarter! Zur Ungerechtigkeit, zur Heftigkeit fügt man noch Kränkungen hinzu! War ich ihnen so schädlich, oder so widerwärtig, warum schafften sie mich nicht aus der Welt? Eine Kugel ins Herz hätte hingereicht. In einem solchen Verbrechen hätte man doch eine gewisse Energie erkannt. Wäre es nicht Ihretwegen, ich würde mich nicht beklagen, ich wollte mit der Ration eines Soldaten zufrieden sein. Sprechen Sie Ihre Klagen aus, meine Herren, machen Sie sie laut, damit Europa sie erfahre und sich darüber empöre; mich zu beschweren, ist unter meiner Würde ich muß entweder befehlen oder schweigen."

Was auch von anderen Seiten gethan ward, wie treffend die Leiden des erlauchten Gefangenen auch geschildert wurden, sie fanden kein Echo an dem Hofe im Schlosse Windsor; die englischen Minister antworteten durch nur neue Verfolgungen. Jetzt zweifelt man gar nicht mehr daran, daß der Kerkermeister auf Helena darauf ausging, den seiner Huth vertrauten Helden langsam durch Nadelstiche zu tödten; mit Keulenschlägen wäre eine unpolitische Maaßregel gewesen! —

Auch unter seiner nächsten Umgebung auf Helena gestalteten sich Widerwärtigkeiten mancherlei Art, an seinem kleinen Hof verdunkelten Haß und Neid mit ihrem schwarzen Gefieder die Sonnenblicke, welche der Nebel der Grausamkeit und der Tyrannei noch durchschimmern ließ; der Kaiser fühlte das tief, konnte aber nichts dazu thun, als Mäßigung und Einigkeit predigen.

Die einzigen erträglichen Stunden für den Adler im Käfig waren die, in welchen er einem seiner Getreuen seine unsterblichen Feldzüge dictirte, vor allen aber, wenn er seiner Kindheit und seiner Jugend gedachte. Wie glänzte sein Auge, wenn er die Namen Ajaccio, Brienne, Valence nannte; ein freundliches Lächeln umspielte dann seinen Mund. Dann kannte er noch einige Silberblicke des Glücks; seine heitere Stimmung theilte sich seiner Umgebung mit und die Stunden flogen dahin.

Immer seltner und seltner aber wurden diese heiteren Momente. Im Jahre 1819 ward ihm die Ueberzeugung, daß sein Ende nicht mehr fern sei. Unbeschreibliche Heiterkeit bemächtigte sich bei diesem Gedanken seines ganzen Seins. Der Tod allein konnte ihn aus dieser Hölle befreien, der Tod war sein Erlöser und der seiner Getreuen, sein Dahinscheiden sandte sie zurück in die Heimath. —

Sein Wunsch ging bald in Erfüllung. Seinen Tod, sein Begräbniß auf der Felseninsel, den Einzug seiner Asche später in Frankreichs Hauptstadt, sollen Gegenstände eines späteren Aufsatzes werden, den wir unseren geneigten Lesern vorlegen wollen. —

Miscellen und Anecdoten.

(**Privilegierte Diebe.**) Die Reise der Königin von England nach Deutschland, beglückte die Bewohner der Rheingegenden mit einer Schaar von Spitzbuden, Paris und London lieferten dazu ihr Contingent. Taschendiebe besonders erwarteten von den angestellten Festen und von der Enthüllung des Beethovens Denkmal die reichste Ernte. Die Polizei von Paris erfuhr, daß ein ganz berüchtigter Dieb, Namens **Noiré** der besonders die Portefeuilles aufs Korn, und sie mit unglaublicher Geschicklichkeit aus den Taschen der Herren nimmt, von seinem Beute-Ausfluge in Deutschland wieder in Paris eingetroffen sei. Man hatte diesem Erzschelm lange Zeit nachgespürt und wollte nun Alles aufbieten, ihn einzufangen. Ein Polizei-Sergeant, welcher eines Tages in das Theater Saint Martin gehen wollte, bemerkte, wie zwei wohlgekleidete Herren sich dicht an einen dritten drängten, welcher sich so eben ein Billet an der Kasse kaufte: statt wie dieser ebenfalls ins Theater zu gehen, entfernten sich beide indeß sehr rasch. Der Sergeant ging dem einzelnen Herren nach und fragte ihn, ob er vielleicht bestohlen worden sei; er griff in seine Tasche und rief: „In der That, mir fehlt mein Portefeuille. Der Mann des Gerichts stürzte hinaus — die Spitzbuben waren verschwunden. Als er aber vor dem Café de Malte vorbeiging, sah er durch die offene Thür und erblickte die beiden Schelme. Er suchte sich Hülfe auf, schritt ins Kaffeehaus, arretirte beide Diebe und führte sie auf die Wache. — Einer war der berüchtigte Noiré, in seiner Tasche hatte er das gestohlene Portefeuille, er wird wahrscheinlich auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt.

— Vor einigen Wochen erzählten die Zeitungen von einem Duell zweier Bauernmädchen auf den Spaten; nun können wir von einem andern zweier Pariser auf die Art berichten. Bei einem Festmahl begoß ein Kellner einen der Festordner mit Sauce. Man sagte sich darüber einige Artigkeiten, bis der Festordner, der Wagenbauer Fauvel, den jungen Mann beim Kragen nahm und hinauswarf. Das war die Kellnerehre angegriffen, der Hinausgeworfene kam wieder, und forderte Hrn Fauvel, welcher aber lachend erklärte, daß er Sappeur der Nationalgarde sei und keine andere Waffe als das Beil zu führen wisse. Der Kellner nahm die Waffe an, und wirklich haben sich die beiden Widersacher am 16. d. M. auf der Ebene von Monceaux mit Beilen geschlagen. Anfangs wurde ganz gut parirt, zuletzt erhielt aber der Kellner einen Hieb, daß er das Gefecht verloren geben mußte.

— Ein Schwarzwälderbauer kam nach Stuttgart, um sich in einem bösen Rechtshandel direkt an den König zu wenden. Nach langem Herumirren wendet er sich an einen Spaziergänger, dessen Aeußeres ihm Zutrauen eingeflößt hatte, mit der Frage: „Verzeihe Sie, können Sie mir nicht sagen, wo unserm König sein Zimmer ischt?" Der Gefragte zeigte ihm ein Zimmer in der untern Etage des Schlosses, und unser Schwarzwälder sieht auch wirklich den König, am Fenster sitzend, in einem Buche lesen. Rasch gefaßt, klopft er mit seinem langen Stocke an die Scheiben des Fensters. Der König sieht um, der Bauer aber winkt ihm mit dem Finger, wozu er treuherzig ruft: „Mache Sie á Bißle auf." Der König macht das Fenster auf, und fragt: „Verzeihe Sie, Herr König," antwortete der Bauer, „ich hätt' á paar Wörtle mit Ihne zu spreche." Lachend winkt ihm der König, und führt ihn mit der Frage: „Nun was hast Du, Alter? sprich!" in sein Zimmer, aus dem er ihn, nachdem er sein Anliegen aufmerksam zugehört, mit einem erfreulichen Bescheide in seine Heimath entließ.

— Ein berüchtigter Säufer war dem Sterben nahe. Er bat einen, an seinem Lager stehenden Freund, ihm noch ein Glas Wasser zu reichen, „denn," sagte er, „auf dem Sterbebette muß man sich mit seinen Todtfeinden aussöhnen."

— Ein Dieb wurde kurz vor seinem Tode gefragt, was er von der andern Welt hielte? — „Nicht viel," erwiederte er, „denn da Niemand etwas dahin mitnimmt, so wird dort wenig für mich zu thun sein."

— Der Kaiser von Marokko ist sehr zärtlich gegen die

Königin Victoria gesonnen. „Der Kaiser schreibt an seinen Sohn einen Brief, der im Zelte des Letzteren gefunden wurde, und theilt ihm die Vorschläge und Forderungen der Königin von England mit, indem er sagt: „Hier hast Du auch das, was diese verfluchte, verteufelte Hexe von mir verlangt." Darüber wundern sich die Leute, — das ist ja ein Beweis von der mächtig fortschreitenden Civilisation, vor dreißig Jahren noch würde an der ganz gesprochen haben, da wir Christen ja alle „ungläubige Hunde, unreine Thiere, verdammte Sclavinnensöhne sind."

— Die chinesischen Stutzer tragen gewöhnlich Kniekissen weil die Unterthänigkeit sie häufig zwingt, auf den Boden zu knieen. Weit entfernt aber, ein solches Zeichen der Erniedrigung zu verbergen, tragen sie es, mit Stickerei besetzt, als Luxusartikel; abermals ein Beweis für ihre geschickte Benuzzung der Umstände. Vielleicht wird dieser Zierrath auch in Deutschland Mode.

— Ein Hagestolz wurde gefragt, warum er nicht heirathe. Er antwortete: „Das Heirathen ist allgemein, in der Ehe zankt man sich ungemein, wird sogar handgemein, die Getrauten haben Alles gemein. Sie sehen daher, daß in der Ehe eine Menge Gemeinheiten vorkommen; und ich bin ein Feind aller Gemeinheiten."

(Was sind Thränen?)

Thränen sind: die stillen Boten,
Die der Außenwelt es sagen,
Wenn die Ströme der Gefühle
Ueber's inn're Ufer schlagen.

Thränen sind: die treu'sten Freunde,
Die das arme Herz im Leiden,
Wenn die Welt es hat verlassen,
Treu und mitleidsvoll begleiten.

Thränen sind: die schönsten Perlen,
Die wir dem geliebten Leben,
Wenn es anfängt, wenn es endet,
Als der Liebe Opfer geben.

— Ein junger Student aus Jena saß einst bei Göthe auf dem Sopha, sie plauderten ganz gewöhnlich von geringen Dingen. — Da tritt ein Fremder ein; Göthe steht auf, geht ihm entgegen, begrüßt ihn und räumt ihm den Platz auf dem Sopha neben dem Musensohne ein, sich selbst auf einen Stuhl niederlassend — Der Student bleibt unbeweglich sitzen und thut auch weiterhin, als bemerkte er den Fremden gar nicht. — Da sagte Göthe lächelnd: „Ich muß doch die Herren einander vorstellen. — Herr Studiosus Petersee aus Itzehöh; Seine Durchlaucht der Herzog von Weimar."

— Vor einiger Zeit hieß es in den Nachrichten aus Egypten, der berühmte norwegische Läufer Mensen Ernst, sei umgekommen. Jetzt meldet die Magdeburger Zeitung dessen Ankunft in Ostindien und setzt hinzu: „Er hat zu Fuß den Weg von Constantinopel nach Calcutta und zurück in 59 Tagen zurück gelegt. Sein ganzes Reisegeräth besteht in einer Karte, in einem Kompaß und einem norwegischen Beile. In zwölf Stunden legt er durchschnittlich einen Grad (30 Stunden) zurück und vermag drei Tage zu fasten."

— In der „Kölner Zeitung" befindet folgender drollige Aufruf. „Belohnung von zwanzig Thalern preußisch Courant für Denjenigen, welche mir meine Collegen angiebt, die mir auf dem Neumarkte vor acht Tagen eine Gesichtsverquetschung auflauernd beigebracht haben, ich reflectire an alle Menschenfreunde, weil dieses eine edle Vengeance war, dafür, daß durch meine Annonce sämmtliche hiesige Noblesse als Kunden bediene, und sie meinem ätherischen Schnitt nicht nachkommen können. Ich empfehle mich zugleich nochmals einem verehrten Publikum in einem Frack à lencouragement, dessen Zeichnung in meiner Wohnung eingesehen werden kann.

— Im Berliner Intelligenzblatte befindet sich folgende Anzeige: „Es ist mich neulich in Thierjarden, im Menschenjedränge meines jeliebtes Weibchen Sabine Ockermann, jeborne Ufferhan, vom Arme jewaltsam gerissen jeworden. Wohl stand ich auf selbigem Platze von 2 Uhrens bis jegen 10 starr und unbeweglich und meente, sie müsse wieder wiederkehren. Verjebens! noch hoffen. Da ich nun die Meinung bin, daß sie Eener mir jeraubt, der sie nich kennen thut — so will ich ihn — seinetwegen fußfällig jebeten haben, mir meine Ockermann, jeborne Ufferhan, flanke pede wieder zurück zu schleppen. Später nehme ich sie sonst nicht mehr.

— Bei der Beethovenfeier in Bonn wurden die Zuhörer mit einer so ungeheuren Menge von Stücken aller Art gefüttert und übersättigt, daß den Meisten Hören und Sehen verging. Wie schnell dieselben aufeinander folgten, beweist folgende Anekdote. Einer der eifrigsten Dirigenten ließ zwischen zweien Musikstücken so wenig Zeit verstreichen, daß der Paukenschläger nicht im Stande war, die Umstimmung seiner Pauken zu bewerkstelligen, und deßhalb den Musikmeister darauf aufmerksam machte. Der Angeredete sagte jedoch in seinem Amtseifer: „Ich kann nicht warten, transponiren Sie das Stück in die Tonart, in welche Ihre Pauken gestimmt sind." — Es giebt nicht leicht einen größern musikalischen Unsinn, weil bekanntlich jede Pauke nur einen Ton hat.

— Der junge Baron Heinrich von Bethmann aus Frankfurt a. M. starb am 14. September d. J. in einem Gasthofe zu Mainz an einem rasch verlaufenden Nervenfieber in demselben Augenblicke, als daselbst eine solenne Hochzeit gefriert und eine junge Engländerin ihres ersten Kindes entbunden wurde. Sonderbares Zusammentreffen.

— Auch in München soll nächstens eine gymnastische Schule für Mädchen errichtet werden. Man hofft dadurch, der schiefen Richtung der weiblichen Jugend unserer Tage wirksam zu begegnen. — Ein einfaches Verbot der Schnürleiber würde wahrscheinlich dasselbe Wunder verrichten.

— In Paris ist ein wichtiger Fortschritt zur menschlichen Selbsterkenntniß gethan worden. Man hat Spiegel erfunden, in welchen man sich auch von hinten und von den Seiten vollständig sehen kann. Der Erfinder nennt diese Art Spiegel miroir indispensable.

— Ein Pfarrer fragte einen Bauerknaben beim Religionsunterrichte: „Was hast Du mit Deinen Sünden verdient?" — „Ach," antwortete er, „ich verlange nichts dafür."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Als Straßen-Toilette nennen wir als eine allgemein angenommene Mode die Oberrock-Form der Roben, welche mit einem kleinen Kragen versehen, bis an den Hals geschlossen sind und dessen Leibchen sich knapp und anschließend um die Büste schmiegt. Wir ziehen jedoch den kleinen Kragen den sehr tief auf die Schultern fallenden und über der Brust sich öffnenden Revers vor, da diese Mode die von allen Damen so außerordentlich begünstigte Chemisetees von Spitzen erfordert. Die Spitze gehört unstreitig zu dem echten wahren Luxus, weshalb sie auch bei keiner eleganten Toilette fehlen darf. Die Camails, Crispinen, Cardinales und Visites sind in die hübschesten aller Halb-Mantelets, Andalousen genannt, verschmolzen worden. Jene Andalousen sind fast alle von schwarzem oder dunkelblauem Sammt und so reich mit Passementerie verziert, daß diese Garnituren die Stickereien und Bänder verdrängen. Ihr Schnitt ist elegant distinguirt und so eingerichtet, daß die darunter befindliche Toilette nicht gänzlich verdeckt wird. Die Ballüberwürfe sind fast alle von Sammt oder von durchsteppter, wattirter Seide, mit Plüsch oder Flanell gefüttert. Die Hüte mit einem übertriebenen Pamelaschnitt sind eine so vorübergehende Mode gewesen, wie wir sie vom Anfang an prophezeit haben. Die durchsteppten Hüte werden noch immer gern getragen.

Herren-Mode. Die Parbessus werden nach wie vor von den Pariser Elegants mit besonderer Vorliebe getragen; man liebt es, die Revers mit Sammt zu füttern, entweder schwarz, oder von der Farbe des Rockes; den Moire, den man zu demselben Zwecke benutzte, verwendet man nicht mehr dazu. Da die Parbessus dazu bestimmt sind, über eine andere Bekleidung getragen zu werden, so ist nothwendig, daß die Aermel mit Seide gefüttert sind. Die kurzen und die langen Oberröcke, wie auch die Fracks haben Kragen in Form eines V, eine lange Taille, und nicht sehr breite Anglaisen, welche jedoch den Einschlitz des Kragens übersteigen, die Aermel sind denen, wie sie vor ein Paar Monaten waren, ziemlich gleich geblieben, bequem in ihrer ganzen Länge, und nicht zu viel verkürzt; über die Weite des obern Theiles ist nichts Bestimmtes festgestellt. Trägt den Rock ein Mann, mit breiter gewölbter Brust, so kann der obere Theil der Aermel flach anliegen, hat dagegen die Gestalt eine schmale eingefallene Brust, so giebt man den Aermeln etwas Weite, um die Büste breiter erscheinen zu lassen. Die Aufschläge bleiben niedrig; man hat die Bemerkung gemacht, daß die nur scheinbaren Aufschläge dem untern Theile des Aermels zu wenig Festigkeit geben, woraus zugleich der Nachtheil entsteht, das Handgelenk zu dünn, die Hand zu dick erscheinen zu lassen. Dasselbe Verhältniß stellt sich bei den unten fest anliegenden Pantalons heraus, in Vergleich zu dem untern Theile des Beines tritt der Fuß unförmlich hervor. Mit den Kniebeinkleidern verhält es sich anders, der seidene Strumpf hält das Bein, ohne es wie das Pantalons zusammen zu drücken. Die Röcke der kurzen Oberröcke haben etwas an Länge gewonnen, sie sind rings herum gleichmäßig weit; die Schöße des Frackes haben eine vernünftige Weite; ein gutes Genre ist, vor den untern Theil der Schöße abzurunden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Palletot mit langer Taille und gesteppten Nähten. 2. Ballanzug, Kleid mit Tüllbauschen. 3. Balltoilette. Kleid vom gestickten Tarlatan. 4. Palletot, die Kehrseite. 5. Oberrockkleid mit schwarzen Spitzen ausgeputzt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang:

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Peterstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 5. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

☞ Inhalt der Europäischen Eisenbahn No. 3: Liebe und Entsagung — Der Mensch zwischen zwei Kalendern. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten.

Ich will nicht.

Episode aus den Memoiren einer Eigensinnigen.

Schon in meiner Kindheit glaubte ich, der größte Stolz eines Weibes sei zu sagen: „Ich will nicht."

Ich hatte, so viel ich mich noch meines frühen Kindesalters zu entsinnen wußte, gar oft bemerkt, wie meine Mutter die meisten Wünsche meines Vaters mit einem kurzen trockenen „ich will nicht" niederschlug. Später, als die Mutter gestorben war, und die Tante die Führung des Hauswesens übernahm, hörte ich gar oft von ihr rühmen, daß, was sie nicht wolle, gewiß nicht geschehe, und eben so was mein Vater wollte, gewiß auch nicht geschehe. Als nun meine Denkkraft sich zu entwickeln begann, theilte ich das Menschengeschlecht in zwei Hälften, in Menschen, welche „ich will nicht" sagen, und ihren Nicht-Willen durchsetzen, und in Menschen, welche zwar „ich will nicht" sagen, aber ihren Willen nicht durchsetzen. Die erstere Hälfte des Menschengeschlechtes, das negative, aber doch Alles durchsetzende Princip sind die Frauen, die zweite Hälfte, das nachgebende Princip, sind die Männer, sind die sogenannten Herren der Schöpfung.

Kaum hatte sich diese Distinction in meinem Geiste festgesetzt, so fing ich auch an, mich in dem, was ich für den Vorzug der Frauen, für die Bestimmung des schönen Geschlechtes hielt, zu üben. Die ersten Versuche stellte ich mit meinem jüngeren Bruder an, und alle gelangen nach und nach, und über Erwarten; mein Bruder mochte bitten, weinen, schreien, klagen, wie er wollte, hatte ich einmal „ich will nicht" gesagt, so wich ich auch kein Haar breit von diesem Ausspruche ab. Da mein erstes Debüt so gelungen war, so beschloß ich, mir ein schwereres Ziel zu setzen.

Mein Vater gab mir um diese Zeit einen Lehrer. Auf den ersten Blick erkannte ich in diesem den sanftmüthigen Charakter der Männerwelt, und als er ein Buch aufschlug und sagte: „Das lesen Sie," erwiederte ich ganz kurz und trocken: „Ich will nicht." Ich war gespannt auf die Wirkungen dieses „ich will nicht." Der

Lehrer sah mich verwundert an, und legte, ohne ein Wort zu sagen, das Buch aufgeschlagen vor mir hin, ich aber sah gelassen nach der Seite, und flüsterte leise vor mir hin „ich will nicht.“ Mein Vater kam herbei und sagte: „Emmeline, ich habe Dir einen Lehrer genommen, Du mußt jetzt lernen, und das lernen, was Dir aufgegeben wird, aber meine Tante kam auch herbei, und sprach: „Nein, liebe Emmeline, wenn Du heute gerade nicht willst, so mußt Du nicht lernen!“ — und die Stimme meiner Tante entschied, die Lehrstunde wurde für heute aufgehoben. Dieß war mein erster größerer Triumph — ich hatte über Lehrer und Vater den Sieg davon getragen. Aber ich wollte nun auch nicht stehen bleiben, sondern von Siege zu Siege eilen. Kaum nahte sich die zweite Lehrstunde, so schmiegte ich mich zärtlich an die Tante, und flüsterte: „Tante, ich will den Lehrer nicht.“ — „ „Närrchen, warum nicht? er ist so fromm und sanft“ “ erwiederte die Tante. „ „Aber wenn Du ihn nicht willst, ich habe ihn nicht bestimmt, und so brauchst Du ihn nicht zu behalten.“ “

So sprach ich gar manches „ich will nicht“ mit dem besten Erfolge. Mein Vater seufzte gar oft darüber, meine Tante aber nannte mich ein allerliebstes Starrköpfchen. Und hatte ich ein oder das andere Mal recht standhaft mein „ich will nicht“ vertheidigt, so sagte die Tante lächelnd: „Emmeline wird ganz werden wie ich bin, und wie ihre selige Mutter, meine Schwester, war“ — einer der höchsten Lobsprüche, welche ich von meiner Tante je irgend einem Mädchen ertheilen hörte. Denn meine Tante hielt immer sich, und nächst sich meine verstorbene Mutter für das höchste Ideal weiblicher Vollkommenheit.

Ich begreife heute noch nicht, wie es meinem Vater gelang, mich, als ich das vierzehnte Jahr erreicht hatte, in eine von meiner Heimath ziemlich entfernte Pension zu schicken. Aber ich befand mich noch kaum vierzehn Tage in derselben, so hatte ich bereits von einer Mitpensionärin, einer jungen Französin, den Namen erhalten „Mademoiselle Ikwillnitt“ ein Name, den ich bald in der ganzen Pension führte, und auf den ich — ich muß es gest . . . nein ich will es nicht läugnen — wirklich etwas stolz war.

Ich ließ, wie Sie sehen, auch in der Pension mein „ich will nicht“ nicht unausgesäet, aber seltsamer Weise gedieh auf diesem Boden das Kräutlein nicht so wie im Vaterhause. Meine Mitpensionärinnen waren ja auch Damen; in ihnen lebte ja auch das Negationsprincip, nur nicht in so üppiger Entfaltung wie bei mir. Mein „ich will nicht“ wurde hier bei weitem nicht so respectirt wie zu Hause, und ich sehnte mich daher zurück zu meinem Vater, der mein Negativ-Gesetzgebungsrecht so wohl anerkannte, und zu meiner Tante, die meine Veto's immer so wirksam unterstützte. Eines Tages hatten wir ein kleines Fest zur Feier des Geburtstages unserer Vorsteherin verabredet. Es sollte ein kleines Schauspiel von uns Pensionärinnen aufgeführt werden, und wir ernannten aus unserer Mitte ein Comité, welches die Rollen zu ertheilen, und überhaupt das ganze Arrangement zu treffen hatte. Ich hatte auf die Hauptrolle gehofft, aber das Comité theilte diese Eugenien, der jungen Französin, und mir nur eine kleine Nebenrolle zu.

„Ich will die Rolle nicht!“ rief ich, „Eugenie soll mir die Hauptrolle geben und diese Rolle übernehmen, denn die will ich auf keinen Fall spielen.“

„ „Mademoiselle Ikwillnitt, ik will auk nitt!“ “ rief Eugenie und ein schallendes Gelächter des ganzen Pensionats folgte auf diese Worte. Dies war mir noch nie begegnet! Widersetzt hatte man sich mir, gestritten hatte man sich mit mir, denn Streit ist ja eines der Elemente des weiblichen Lebens — aber ausgelacht zu werden, ausgelacht! Nein, dieß ertrug ich nicht!

„ „Ik will auk nitt, Mademoiselle Ikwillnitt!“ “ wiederholte im Chore das ganze Pensionat, unter stets erneutem, schallendem Gelächter. Ich versuchte meinen Grimm zu verbeißen, aber es gelang nicht; ich brach in eine Fluth von Thränen aus. Eine Mitpensionärin, Mitglied des Comités, trat auf mich zu und suchte mich durch zärtliche Worte zu begütigen, aber ich stieß sie heftig zurück.

„Laß die wilde Katze,“ rief da eine Stimme aus unserer Mitte, „will sie nicht, so muß sie nicht; sie muß gar nicht spielen.“

„ „Und sie soll nicht spielen, wir wollen nicht, daß sie spielt. Ja, wir wollens nicht, Fräulein Ikwillnitt!“ “ riefen die Uebrigen.

„Und ich will nicht länger im Pensionat bleiben, hier unter Euch,“ schrie ich auf, und stürzte mitten durch sie fort, auf mein Zimmer. Das Gelächter des ganzen Pensionats schallte mir noch lange nach.

In meinem Cabinette machte ich meinem Grimme Luft. „Ich will nicht hier bleiben! Ich will nicht!“ rief ich schluchzend, und setzte mich zu meinem Schreibtische und schrieb sofort ein kurzes Briefchen an die Tante.

Liebe Tante!

Ich will nicht länger in diesem Pensionat bleiben. Sagen Sie meinem Vater, er möge so schnell

als möglich die Gelegenheit um mich senden. Die Ursachen meines Handelns theile ich Ihnen dann mündlich mit. Aber hier bleibe ich auf keinen Fall; nein, ich will nicht hier bleiben.

Ihre

Emmeline.

Das Billet wurde gefaltet, gesiegelt, und ich sandte es sofort auf die Post. Dann trat ich wieder in den Gesellschaftssaal und setzte mich mit trockenen Augen und erheuchelter Ruhe an's Piano, und spielte einen Triumphmarsch.

Zu meinem Aerger kümmerte sich keine von den Pensionärinnen um mich. Sie trafen friedlich ihre Vorbereitungen zum Feste und ließen mich dabei ganz unberücksichtigt.

Drei Tage verflossen. Ich stand diese ganze Zeit meinen Gefährtinnen kalt gegenüber, und führte uns ja die Nothwendigkeit zusammen, so wechselten wir einige kalte Höflichkeiten oder spöttische Blicke. Ein solches Benehmen konnte der Vorsteherin nicht entgehen, sie nahm mich auf ihr Zimmer und fragte mich sanft, was dies zu bedeuten habe. Aber ich hatte mir vorgenommen, die letzte Zeit meines Hierseins mich recht trotzig zu benehmen, und wollte eben meinen Vorsatz ausführen, als ein Diener hereintrat, und der Vorsteherin ein Schreiben übergab.

„Das Schreiben ist an Sie, Emmeline," sagte sie, nachdem sie einen flüchtigen Blick auf die Adresse geworfen, und reichte mir den Brief.

Er war schwarz gesiegelt. Ich riß ihn mit pochendem Herzen auf und las:

Liebe Emmeline!

Gern hätte ich Dein Billet der Tante übergeben, aber ein unvorhergesehener Umstand hinderte mich daran. Wir saßen gestern bei Tische, und ich machte der Schwägerin einige Vorschläge im Betreff unserer Wirthschaft, die nach meiner Ansicht recht vernünftig waren. Ich wollte nämlich unsern Weingarten, da er die letzten Jahre her nicht viel trug, in ein Getreidefeld verwandeln, und Deinen Bruder Heinrich auf das Gymnasium nach L*** senden. Beides wollte meine Schwägerin nicht zugeben. Ich machte ihr einige ruhige Vorstellungen, sie wurde heftig, und als ich doch noch einige Gründe für meine Ansicht anführen wollte, rief sie zornig: „Ich aber will ni —." Das „nicht" ward von einem heftigen Husten erstickt, denn sie hatte die Unklugheit begangen, gerade bevor sie das „Ich will nicht" rief, ein Stück Rindfleisch in den Mund zu stecken. Das Rindfleisch kam durch das „Ich will nicht" - Rufen in die unrechte Kehle, und — ich bin kein Freund von vielen Worten, sie erstickte, ich weiß nicht, ob an dem Stückchen Rindfleisch oder daran, daß sie das nicht nicht herausbringen konnte.

Laß Dir dieß traurige Ende der sonst so braven Frau zur Warnung dienen, und fange keinen Brief und keine Rede mehr mit „Ich will nicht!" an, sondern bleibe in der Pension, deren Vorsteherin mir als eine treffliche Dame bekannt ist, und Dich gewiß besser erziehen wird, als ich es könnte.

Dein Vater ꝛc.

Ich überspringe einen großen Zeitraum, der reich an: „Ich will nicht," aber auch nicht arm an Kränkungen für mich war, die ich eben meinem „Ich will nicht" zuzuschreiben hatte. Von dieser ganzen Zeit, die fast zehn Jahre umschließt, will ich nicht mehr erwähnen, als daß ich, nachdem ich mit meinen Gefährtinnen, die mir wirklich rührende Beweise von Herzensgüte gaben, ausgesöhnt hatte, noch volle vier Jahre in der Pension blieb, dort an Bildung nicht wenig zunahm, aber trotz den eifrigen Bemühungen der Vorsteherin mir das „Ich will nicht" nicht abgewöhnen konnte. Aus der Pension kehrte ich nach Hause zurück, hielt meinen Bruder hübsch in Unterwürfigkeitund — ungern gestehe ich es — verursachte meinem Vater viel Gram, indem ich allen Freiern, die um meine Hand anhielten, mit: „Ich will nicht!" antwortete.

So erreichte ich das vier und zwanzigste Jahr, und Vater, Bruder und alle Verwandte und Freundinnen machten mir Vorstellungen, daß es doch endlich Zeit wäre zu heirathen. Ich antwortete zwar jedesmal: „Ich will nicht heirathen," aber ich weiß nicht wie es geschah, an einem schönen Sonntagsmorgen fuhr ich, bräutlich geschmückt, als Braut in die nahe Kirche. Mein Vater war überglücklich, und auch in meinem Herzen regten sich seltsame, unbekannte und selige Ahnungen.

Die Kirche war erreicht, die heilige Handlung ging vor sich, in Anwesenheit einer zahlreichen Menge aus der ganzen Umgebung, die alle Zeugen sein wollten, wie Fräulein Ichwillnicht (denn dieser Name war mir aus dem Pensionate in meine Heimath nachgefolgt) endlich einem Manne ihr Jawort geben würde. Ganz klar entsinne ich mich noch der kleinsten Einzelnheiten des heiligen Actes, bis endlich der Priester sich zu mir wandte, und mir die gewöhnliche Frage vorlegte:

„Wollen Sie dem anwesenden Herrn . . . als Weib angehören und ihm treu bleiben Ihr Leben lang?"

Bei allen Heiligen kann ich es beschwören, es war

nicht meine Schuld, daß ich: „Ich will nicht!“ sagte. Meine Zunge sprach mechanisch die altgewohnten drei Wörtchen aus, und erst das allgemeine Erstaunen, das sich hie und da sogar durch leise Ausrufe kund gab, brachte mich zur Erkenntniß dessen, was ich gesagt. Der Priester that, als wenn er meine Worte überhört hätte, und wiederholte seine Frage, doch es war schon zu spät, ein Grausen vor mir selbst erfaßte mich, ein schwarzer Flor überzog meine Augen, ich sank in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in meinem Boudoir auf dem Sopha. Niemand war bei mir, als mein Kammermädchen. Sie sah mich seltsam an, als stünde sie vor einem unheimlichen Wesen. Ich hatte nur eine dunkle, unbestimmte Ahnung dessen, was vorgegangen war, und fragte:

„Wo ist Adolph?“

Das Kammermädchen warf mir einen Blick der Verwunderung zu und sagte: sie wisse es nicht.

„Und Heinrich?“

In diesem Augenblicke trat Heinrich, mein Bruder, ein.

„Ach Schwester,“ rief er, „warum hast Du uns das gethan!“

Die Worte führten mir plötzlich die ganze Scene in all' ihrer Unheimlichkeit vor, ich schrie laut auf, und rief schluchzend den Namen Adolph's.

„ „Adolph läßt Dir ewig Lebewohl sagen!“ “ antwortete mir Heinrich. „ „Er ist gleich nach Deiner Weigerung abgereist.“ “

Ich sank von neuem in Ohnmacht, und die heftige Gemüthsaufregung warf mich in ein hitziges Fieber. Im Fieber verrieth ich, was sonst mein Stolz nicht zugelassen hätte, meine Liebe zu Adolph und die Unfreiwilligkeit meiner Antwort; mein Bruder sandte Adolphen schnell eine Erklärung nach, aber der Brief kehrte unerbrochen zurück und auf dem Couvert standen, wie mir später mitgetheilt wurde, von Adolph's Hand die Worte: „Dieses Schicksal werden alle von N** kommenden Briefe theilen.“

Nach langem, heftigem Kampfe mit dem Tode gewann endlich das Leben den Sieg. Aber welch' trauriges Erwachen zum Leben! Als ich zum erstenmale mit rückkehrender Besinnung die Blicke wieder aufschlug, fielen mir die verweinten Augen Heinrichs und der Diener auf, und als ich nach meinem Vater fragte, den ich die ganze Zeit über nicht gesehen hatte, antwortete man mir, ich könnte ihn noch nicht besuchen. „Aber warum kommt er nicht zu mir, zu seiner kranken Tochter?“ fragte ich.

Ach bald erfuhr ich die Ursache. Er war todt, und — ich fürchte, ich fürchte, sein Tod lastet auf — —

Aber es war ja nicht meine Schuld, daß ich damals: „Ich will nicht“ sagte!

Und doch sagte ich es noch einmal!

Wenige Tage nach meiner Genesung wurde das Testament meines Vaters eröffnet. Mein Bruder wurde zum Universalerben eingesetzt, und sollte mir, dem Fräulein „Ichwillnicht“ (so stand im Testament) einen Jahresgehalt von 200 Gulden zahlen. „Noth bricht Eisen,“ hieß es im Testamente, „und ich hoffe, daß die Noth auch ihren harten Sinn brechen wird. Das Schicksal wird ihrem Willen manches: „Ich will nicht!“ entgegensetzen, und in Armuth wird sie Demuth lernen müssen.“

„Emmeline!“ rief Heinrich, nachdem uns das Testament vorgelesen war, „Dich hat das Unglück schwer genug getroffen; wir theilen, was uns der Vater hinterlassen.“

„Ich will nicht!“ rief ich, aber nicht mehr trotzig, sondern gerührt von der Güte des Bruders, und reuig die Wahrheit der Vorwürfe meines guten verstorbenen Vaters erkennend.

Aber Heinrich, der von mir so oft gekränkte Heinrich, der bisher jedem meiner vielen „Ich will nicht“ nachgegeben, gab dießmal nicht nach. Ich mußte die Erbschaft theilen.

Seither sind viele Jahre verflossen. Das Schicksal hatte meinen trotzigen Sinn gebrochen, immer seltener hörte man das „Ich will nicht“ aus meinem Munde, und wenn ich noch einmal: „Ich will nicht!“ sage, so geschieht's nur um des Vorsatzes Willen:

Ich will nicht mehr „Ich will nicht“ sagen.

Der Seiler von Fürfeld.*)

Wenn der alte Held Alexander von Macedonien weit hinten in Persien eine gewaltige Schlacht gewann, sagte er immer: „Was werden zu Hause meine Nachbarsleute, die Athener, dazu sagen? Und wenn ich nach Haus komme, zeige ich ihnen Alles, was ich erobert habe, daß sie sich darob auf den Kopf stellen!“

Das, oder doch wenigstens so sagte Alexander vor mehr als zweitausend Jahren, und wenn dem Seiler von Fürfeld in der weiten Welt draußen etwas Außerordentliches passirte, dachte er immer: „Was werden sie

*) Aus dem Gevattersmann für 1846.

daheim in Fürfeld (es ist das ein kleines Dorf und steht auf keiner Landkarte), was werden sie wohl dazu sagen? Was werden sie denken, wenn ich einmal heimkomme mit Kutsch und Pferd!"

Er ist heimgekommen mit Kutsch und Pferd, aber hat nicht mehr gehört, was die Fürfelder dazu sagen.

An der langen Kirchhofmauer zu Fürfeld hatte der Seilermeister seine Werkstätte, und es ging dabei, wie es das Geschäft mit sich bringt, ihm und seinem Lehrjungen immer hinderlich. Der Lehrjunge, er hieß Franz mit Namen, war schon frühe ein absonderlicher Kopf, der sich oft an die Kirchhofmauer stieß, d. h. in Gedanken. Er konnte nicht begreifen, warum man die Todten in eine Mauer einschließe; eine lebendige Hecke wäre viel schöner gewesen. Dann blickte Franz oft hinüber nach dem Plätzchen, wo sein Vater und seine Mutter liegen. Es war gut, daß er sich am Seile halten und rückwärts gehen konnte, denn Thränen verdunkelten sein Auge und seine Kniee zitterten. Dort lagen alle seine Lieben, er hatte keine Geschwister und keine Verwandten. Wie das aber so geht: wenn man tagtäglich etwas sieht merkt man nichts mehr davon und das Gefühl stumpft sich ab. So sah Franz auch bald nicht mehr an die Mauer und sah nicht mehr nach den Gräbern hinüber.

Viele tausend Menschen sehen nichts mehr von den Verkehrtheiten und Traurigkeiten auf ihren Wegen, weil sie daran gewöhnt sind, und sie leben gedankenlos fort.

Die Zeit der Wanderung kam. Franz hatte leichtes Gepäcke, aber auch viel leichten Muth. Als er an dem Kirchhof vorüberzog und den schmalen ausgetretenen Fußpfad sah, den er tausend und abermal tausendmal gemessen hatte, da dachte er mit schwerem Herzen daran, was für neue unbetretene Pfade er jetzt zu wandern habe. Noch ein Blick hinüber nach jener heiligen Stätte und fort gings mit lustigem Liede.

Franz war ein frommes, vertrauendes Gemüth, und war dabei streng katholisch erzogen. Er wanderte nun vorerst nach den südlichen Ländern, wo seine Religion die allgemeinste war und auch herrschte. Er fand nur selten Arbeit. Da nahm er sich endlich vor, nach Italien zu wandern; er wußte selber nicht recht warum, aber ein wandernder Handwerksbursche macht keinen Umweg, wenn er auch noch so sehr fehl geht. Er findet auch hier wenig Arbeit, denn man hat inländische Stricke genug und braucht keine fremden und auch hier laufen die ärgsten Spitzbuben ungehangen umher. Franz geht zuerst auf Venedig zu. Dort will er lernen, große Schiffstaue machen. Darnach trägt er groß Verlangen. Unterwegs muß er mit Trauer sehen, daß seine Stiefeln nicht mehr Stich halten wollen, sondern nach allen Seiten hin ausreißen. Er nimmt nun die Fußbekleidung in die Hand und marschirt barfuß weiter. Eines Tages, als ihn die Füße gewaltig brennen, legt er sich am Saume eines Waldes nieder, um zu schlafen, vorher betet er noch vor einem nahen Bildstocke zu Gott, er möge ihm doch beistehen und ihm vor Allem ein Paar gute Stiefeln bescheeren.

Ein Dutzend schwarzbärtige Kerle, den Hut tief in die Stirne gedrückt, kommen aus dem Walde, sehen den schlafenden Gesellen, lachen und murmeln unter einander: „An dem ist nichts zu holen, er hat keine Stiefel mehr." Ein muthwilliger junger Fingerlang schleicht indeß herzu und wirft aus Spaß die Stiefeln des Seilers eine tiefe Schlucht hinab, wohin fast noch nie ein Stiefel gekommen ist. Darauf schreiten sie fürbaß und harren in einer Schlucht des schwerbepackten Reisewagens, der eben herankommt. Mit Pistolen, Dolchen und langen Messern zwingen sie die Reisenden auszusteigen und sich Alles nehmen zu lassen. Der Postillion scheint mit im Einverständnisse zu sein, Alles geht so schnell und ruhig her, als ob es eine friedliche Theilung wäre. Zuletzt geht noch der junge Bandit auf einen langen hagern Mann, dem Ansehen nach ein Engländer, zu und sagt: „Herunter mit den Stiefeln." Erst nach der Drohung, daß ihm die Füße abgeschnitten würden, willfahrte der lange Engländer. Nun eilt der Bandit auf unsern schlafenden Franz zu, stellt ihm die schönen Stiefeln hin, und nach einer Weile ist Alles still, wie wenn weit und breit kein Mensch gewesen wäre. Als Franz erwacht, reibt er wiederholt die Augen, da er die schönen Stiefel sieht; er zieht sie aber ruhig an, sie sind ihm wie angegossen und er sagt: „Die hat mir unser Herrgott durch einen Engel hinstellen lassen." Was würden sie daheim in Fürfeld dazu sagen, war dann der zweite Gedanke unseres Franz. War er früher froh und zuversichtlich, so war ers jetzt doppelt; denn er glaubte steif und fest, er dürfe nur beten und schlafen, und es würde ihm Alles bescheert. Das ging aber nicht immer so glücklich, und er mußte in Venedig mit leerem Magen herumlaufen und in den offenen Säulengängen auf den Steinen schlafen. So hatte er sich eines Abends, als es zu dämmern begann, ein gutes Plätzchen ausgesucht. Nicht weit von ihm hatte sich ein schwarzbärtiger Mann niedergelassen und suchte Franz für „sein freies Leben in den Bergen," wie er die Räuberei nannte, zu werben. Franz wollte aber nicht mitthun, legte die Beine über einander und betrachtete die vom Himmel geschenkten Stiefel, das waren Wunderwerke, sie schienen für die

Ewigkeit gearbeitet. Der Bandit behauptete, er habe Franz die Stiefel geschenkt, dieser aber lachte ihn aus und schalt ihn einen Ungläubigen. Schon mehrmals war ein Mann vorübergeschlichen und hatte Franz und seinen Kammeraden genau betrachtet. Jetzt kam er wieder, in Begleitung von einem halben Dutzend Häscher. Ohne viel Federlesens wurde Franz und sein Kamerad festgenommen und ihnen frei Logis angewiesen. „Was werden sie in Fürfeld dazu sagen," dachte Franz wieder, und jetzt war er froh, daß man dort nicht Alles von seinen Schicksalen erfuhr, so gerne er das auch vormals gewünscht hatte. Mit gutem Gewissen in der Brust schlief Franz ruhig ein. Wie erstaunte er aber andern Morgens, als er im Verhöre vernahm, daß er wegen seiner Stiefel, die er geraubt habe, angeklagt sei. Franz behauptete nachdrücklich, er habe darum gebetet und habe sie direkt vom Himmel bekommen. Da nahm der Engländer — denn Niemand anders als dieser hatte die Beiden verhaften lassen — ein Messer, schnitt die Doppelsohlen an den Stiefeln entzwei, zog eine Menge Banknoten, die viele tausend Gulden zu bedeuten hatten, heraus und sagte: „Diese habe ich darin verborgen, um sie vor den Räubern zu sichern." Jetzt gingen Franz die Augen auf, und er dachte daran, was ihm der Bandit gestern gesagt hatte. Er zitterte wie Espenlaub und der Richter sah das für ein Zeichen der Schuld an. Franz aber überlegte, ob er den Banditen verrathen dürfe. Er sah fast keinen andern Ausweg. Da kam der Gefängnißwärter und brachte einen Ring, den der Bandit aus seinem Fenster geworfen hatte. Der Engländer erkannte ihn als sein Eigenthum, und nun war die Schuld des Andern gewiß. Der Bandit gestand auch, da er überführt war, die Geschichte mit den Stiefeln ein, und Franz konnte frei und barfuß davon ziehen. Jetzt dachte er wieder ans Arbeiten und ging nach dem Strande. Dort traf er auch den Engländer, der sich in ein Gespräch mit Franz einließ und Wohlgefallen an ihm zu finden schien. Der Engländer war ein höherer Officier der Flotte und versprach Franzen zu seinem Glücke zu verhelfen, wenn er tüchtig arbeiten könne.

Nun lernte Franz alle Seilerarbeit auf den Schiffen machen, und als der Engländer zurückreiste, nahm er ihn mit.

Durch Fleiß und Geschicklichkeit ward Franz in England mit der Zeit ein angesehener Mann, der Hunderte von Seilern beschäftigte. Oft, wenn er so sein Wesen übersah, dachte er: „Was würden sie in Fürfeld dazu sagen," und er nahm sich vor, wenn er hunderttausend Gulden hätte, zurück zu kehren. Wie das aber so geht, als er die Hunderttausend hatte, wollte er nur noch dies und jenes Geschäft machen, und so wurde er ein alter Mann mit grauen Haaren, der an sein Testament dachte.

Wir erstaunten eines Tages die Fürfelder, als ein schwarzer Wagen mit schwarz behangenen Pferden und in Trauer gekleideten Bedienten in das Dorf kam, und die Leiche des Franz brachte, der hier neben seinen Eltern ruhen wollte. Er hatte all sein Vermögen der Gemeinde vermacht, mit der Bedingung, daß man die Kirchhofmauer in eine Hecke verwandle, was man auch gerne that.

Könnte er nur jetzt hören, was sie daheim in Fürfeld dazu sagen, und wie sie ihn loben und preisen, da er ihrer nie vergessen hat.

Miscellen und Anekdoten.

(Nasen-Monolog.) Es ist beschlossen, keinen Schritt weiter! Jetzt erkenne ich dich, du naseweiser Mensch, der du meiner Tochter Aurora Etwas von Liebe und ewige Treue vorgenäselt hast. Aber wart! mich sollst du nicht so bei der Nase herumführen, mir sollst du keine Nase drehen. Welch' ein Mensch, in Alles steckt er seine Nase und seit Kindesbeinen trägt er die Nase entsetzlich hoch. Aber Dank den Göttern, meine Tochter hat eine feine Nase, sie muß es ihm an der Nase angesehen haben, daß er alle naselang eine andere Leidenschaft hat und deshalb ließ sie ihn mit langer Nase abziehen. Er wird zwar gewaltig die Nase gerümpft haben, als sein Plan mißglückt, uns das Mädchen ohne unsere Zustimmung vor der Nase wegzuschnappen, aber Unsereins weiß, wo Barthel Most holt, wir lassen uns nicht auf der Nase herumtanzen. Er will klagen? Geh hin, Jüngling, immer nur der Nase nach, sollten wir auch Unrecht haben, die Gerechtigkeit hat eine wächserne Nase und die wird dir's gehörig unter die Nase reiben. Immerhin! sollte auch die Welt darüber schwatzen, mich tröstet das Sprüchwort: Ein jeder zupfe sich an seiner eigenen Nase.

(Eine vornehme Bettlerin.) Nach dem neuesten Hefte der Monatsschrift „der Publicist" wurde eine erblindete alte Frau wegen Bettlens zum zweiten Male in das Arbeitshaus gebracht. Ihr Gatte war der Sohn eines östreichischen Generals und der Enkel eines östreichischen Feldmarschalls. Die verderbliche Leidenschaft des Spieles richtete den Gatten der Erblindeten zu Grunde. Er verließ seine Frau angeblich, um nach dem Tode seines Vaters eine reiche Erbschaft anzutreten, starb jedoch in Wien. Die Frau in tiefster Noth, kam nach Berlin, diente dort bei mehreren Herrschaften treu und redlich bis zu ihrem 44sten Jahre, in welchem sie erblindete. Sie wurde nun zwar von der Armenverwaltung unterstützt, die geringfügige Gabe reichte jedoch nicht zum nothdürftigen Unter-

halt, und so wurde sie als Bettlerin verhaftet und später die Schwiegertochter des östreichischen Generals zum zweitenmale in das Arbeitshaus gebracht. Sie ist jetzt funfzig Jahr und hat Niemand auf der Welt, der ihr nahe steht.

— Für eine der sprechendsten Auszeichnungen des Gesichts wird von den Physiognomen die Nase, der Gesichtserker, gehalten und das mit Recht, denn man sagt von einem klugen Menschen: er hat eine feine Nase; von einem Arglistigen: er drehet Nasen; von einem Uebermüthigen: er trägt die Nase hoch; von einem Vorwitzigen: er steckt die Nase in Alles, er ist ein Naseweis. Wer etwas mit Verachtung anblickt, von dem sagt man: er rümpft die Nase. Ein zorniger Mensch schnaubt mit der Nase. Die Beschämten läßt das Sprüchwort: mit langen Nasen abziehen, und dem Splitterrichter ruft es zu: zupfe Dich bei Deiner eigenen Nase. Wer einen Verweis erhält, bekommt eine Nase.

— Einem hübschen Judenmädchen kam im Schauspiel vor den langweiligen Spaßen des Pumpernickels ein Gähnen an. Verschlingen Sie mich nicht," rief ihr ein neben ihr stehender Professor zu. „Ich esse kein Schweinefleisch," war die Antwort der Schönen.

(Entsetzliches Schicksal einer Neuvermählten.) Eine reiche Dame in der Vorstadt St. Germain in Paris hatte sich im Jahre 1840 verheirathet mit einem jungen unvermögenden, aber geistvollen und gebildeten Manne, der von der Miniaturmalerei lebte. Die Ehe war sehr glücklich. Vor Kurzem kommt ein Offizier der Gendarmerie nach dem Landhause der Dame, und macht ihr die Anzeige, daß er den Auftrag habe, einige der Polizei verdächtig gewordene Leute in ihrer Umgebung in Untersuchung zu ziehen. Die Dame geräth in große Bestürzung, doch der Offizier beruhigt sie durch die Versicherung, daß er, bevor er zu dem unangenehmen Werke schreite, die Rückkehr ihres Gemahls abwarten wolle, der schon ganz frühe ausgegangen war. Dieser kommt nach Verlauf einer halben Stunde. Doch, so wie er eintritt, zieht der Offizier ein Pistol heraus, hält es ihm entgegen, und ruft ihm zu: „Sie sind ein entsprungener Galeeren-Sträfling. Ich verhafte sie im Namen des Gesetzes!" — Leider war es kein Mißverständniß, sondern der junge Mann, der sich früher in einer bedeutenden Handelsstadt der Wechselverfälschung schuldig gemacht hatte, hat wirklich das berüchtigte T. F. auf seiner Schulter eingebrannt, und war aus dem Galeerenstrafhause von Brest entsprungen, in welchem er eine sehr lange Strafe auszuhalten hatte. Er wurde aus den Armen seiner jungen Gattin wieder in den Kerker und in die Ketten zurückgeführt, wenn er anders diesen entsetzensvollen Schicksalswechsel zu überleben die Kraft hat. Er war durch eine alte Geliebte verrathen worden, deren Schweigen er früher durch große Geldsummen erkauft hatte.

— Saphir spottet nicht allein über Andre, sondern gelegentlich auch über sich selbst, und namentlich ist sein Gesicht, in dem sich allerdings sehr deutliche Züge eines Satyrs, wo nicht gar eines Pavians finden, und das ihm daher selbst am wenigsten gefallen mag, der Gegenstand seines Spottes. So begleitet er immer die Portraits, die von ihm von Zeit zu Zeit in die Welt geschickt werden, mit Unterschriften, aus denen entweder ein geheimer Ingrimm oder eine wehmüthige Resignation spricht. Unter eines seiner früheren Bilder schrieb er:

„Zum Brechen ähnlich."

Unter ein anderes:

„Auch Gottes Ebenbild! — geschieht ihm schon recht."

Unter dem zuletzt erschienenen Portrait von ihm aber steht:

„So ist mein Talent, so ist mein Gesicht.
Gefallen beide dem Leser nicht,
So sprech ich, wie die „Jungfrau" spricht:
Ach, es war nicht meine Wahl!"

(Der Hund, das Kaninchen und der Jäger.) Eine Fabel, die Napoleon als Schüler in Brienne dichtete.

Der Cäsar war ein Hund, berühmt durch seine Thaten,
Voll Selbstgefühl deshalb und voller Stolz;
Es muß, denkt er, ihm Alles wohlgerathen.
Einst sah er ein Kaninchen in dem Holz;
„Ergib Dich!" rief er gleich mit einer Donnerstimme,
Daß ringsum jede alte Eiche zittert;
„Ergib Dich!" schnaubt er's an mit wildem Grimme,
Wie wenn er einen großen Eber wittert.
Das arme Thierchen bebt und fragt halbtodt den Held:
„Ergeb ich mich, so ist's vorbei mit mir auf dieser Welt?" —
„Ei, das versteht sich!" — „Doch, wie aber, wenn ich fliehe? —
„Dann bist Du gleichfalls hin, drum gieb Dir keine Mühe!"
— „Nun, wenn ich sterben soll, laß, gnäd'ger Herr, mich laufen,
Vielleicht daß mit der Flucht ich's Leben kann erkaufen!"
Gesprochen hat's, entflohen ist es schon;
Da kommt vom Schlosse her der strenge Herr Baron,
Er sieht es noch, legt an und — trifft den Hund,
Denn hier aufs Neue that sich kund:
Wer selbst sich hilft und auf den Himmel traut,
Nur der allein hat nicht auf losen Sand gebaut!

— Warum giebt es Wittwenkassen und keine Wittwerkassen? Müssen die Frauenzimmer unbedingt länger leben als die Männer? Ja! Sie machen den Männern das Leben angenehm; sie verkürzen ihnen die Zeit — Zeit ist Leben — und dabei müssen die Männer zu kurz kommen.

(Die Welt eine Apotheke.) Die Welt hat mit nichts so viel Aehnlichkeit, als mit einer Apotheke. Die Menschen sind die Kunden darin, ihre guten und bösen Tage die wohlschmeckenden und bittern Medicamente, das Schicksal ist der Arzt, der sie verschreibt; seine Recepte versteht nur der Apotheker zu lesen. Die Ehe ist in dieser Apotheke eine Latwerge, zusammengestellt aus süßem Muß und bittern Ingredienzen. Die Sanftmuth ein Palliativ, das die Menschen das Leben ertragen lehrt, die Tugend eine heilsame Medicin, die als herbe nicht sehr in Ansehen steht, das Laster aber Arsenik, es sieht wie Zucker aus, tödtet aber den, der es genießt. Schmeichelei ist angenehmes Räucherpulver, Revolution ein Brechmittel. Thränen sind Scheidewasser, Freude ein Räucherkerzchen, das nicht lange brennt und dann Asche wird. Freundschaft und Liebe sind Bindemittel. Der Provisor in dieser Apotheke pflegt sich häufig zu vergreifen und den Kunden statt verlangter süßer Medicamente die allerunschmackhaftesten Säftchen zu geben. Das ganze Leben ist aber eine Pille, welche die Kranken oft nur ungern einnehmen, und Mancher wegen ihrer Bitterkeit thörichterweise ungegossen wegwirft.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Ballkleider haben diesen Winter fast alle ein in Falten gelegtes, auf dem Rücken sehr tief ausgeschnittenes Leibchen, das die Achseln ganz frei läßt, den Busen an der Seite bedeckt, in der Mitte der Brust aber wieder sehr tief ausgeschnitten ist; die Röcke haben eine Art kleiner Schleppe hinten, wenn sie von etwas schwerem Stoffe sind, wie von Brocat-Sammet, Atlas oder Damast; die Leibchen behalten ihre lange und übermäßig gesteifte Taille und die mit Volants und Spitzen ausgeputzten Röcke sind nicht mehr so übermäßig weit, namentlich wenn sie von Sammet oder Seide sind. Bei Kleidern von leichten Zeugen, trägt man drei oder gar vier Röcke über einander, was, wie sich nicht leugnen läßt, sehr gut aussieht. Tülle und Gaze spielen eine große Rolle und man trägt sie meist über Unterkleidern von weißem, rosa oder blauem Atlas. Es giebt sogar Kleider von blauem oder rosa Tüll, welche vier Röcke in verschiedenen Nüaneen haben und aussehen wie vier breite Volants, da sie unten in tiefe Zacken ausgeschnitten sind. Die Kopfputze sind endlos verschieden, im Ganzen aber sehr reich, da man meist Gold- und Silberspitzen, Sammt mit Gold- oder Silberfransen ꝛc. dazu verwendet; auch viele Federn werden gebraucht und man befestigt diese jetzt meist mit einer Blume von Diamanten oder von Marcassit.

Herren-Mode. Staatsanzug. Wir finden wenig Wechsel in der Mode seit unserem letzten Berichte; wie könnte es wohl auch anders sein, nachdem sie in dieser Saison ihre Kräfte bereits erschöpfte? Der Staats-Frack hat, wie bisher einen niedern und breiten Kragen, welcher ringsum leicht absteht, was ihm das Ansehen der Ungezwungenheit giebt. Die Taille ist sehr lang und unten schmal; was die Schöße anbetrifft, so sind sie durchschnittlich länger und breiter wie bisher, und bedecken folglich Hüfte und Schenkel mehr als dies der Fall war; sie sind unten abgerundet und haben oben einen Ausschnitt von 8—10 Centimetres auf 36—38 Cent. Leibweite. Die Revers sind oben breit und lassen sich bis ins vierte Knopfloch von unten knöpfen. Die Kanten werden entweder eingepickt und schmal durchnäht, oder auch offenkantig durchnäht. Watte wird so wenig als möglich verbraucht. Zum Staatsfrack werden meistens dunkle Farben gewählt, als: Schwarz in mehrern Nüaneen, dunkles Blau, und Grün in seinen dunkelsten Nüaneen. Zu diesem Anzug wird die Weste mit einer Reihe Knöpfen, schmaler Brust und Stehkragen sowohl als auch die Schalweste, weit offen und lang, mit schmalem Schal getragen. Die Kanten sind mit einer passenden Schnur besetzt, die Knöpfe werden von gleichem Stoffe überzogen. Die meist getragenen Stoffe hierzu sind: Sammt, weißer, brochirter Atlas, gestickter Piqueé, und gleichfalls gestickter paille Valencias. Die Beinkleider zum Staats- oder Ballanzug werden halb eng und auf dem Fuße leicht gerundet getragen. Obwohl unsere Elegants zu diesem Anzuge Schuhe tragen, so werden die Stege doch fest genäht; sie sind jedoch von Tuch und werden mit Seide abgefüttert. Weiße und schwarze Sedan Satins sind die getragensten Stoffe zu Ballbeinkleidern, doch sah man deren auf den letzten Bällen auch von Seidenatlas, und es ist zu erwarten, daß dieser Geschmack von unserer Fashion nicht unbeachtet bleiben werde. Stadtanzug. Zur Stadttoilette wird stets noch der kurze, zweireihige Ueberrock, mit weniger weiten um nicht zu sagen engen Schößen getragen; der Kragen desselben ist wie der des Fracks nieder und breit, und der liegende Kragen hat wie der vorige einigen Spielraum, d. h. er ist nicht fest auf der Achsel aufliegend. Kragen und Revers sind vorne abgerundet, die letztern lassen vier Knopflöcher knöpfen. Die Taille ist lang und schmal; die Knöpfe haben meist eine ovale Form, doch hat man versucht, die platte wieder einzuführen; sie sind von Cordonnet und façonnirt gearbeitet. Es läßt sich von dem kurzen Ueberrocke nicht sagen, er werde von dieser oder jener Farbe, er wird von allen Farben getragen. Die Weste hierzu ist zweireihig, mit breiten Revers, oder mit hohem Schal, oder endlich auch einreihig mit stehendem Kragen, alle Formen aber werden lang getragen; gewöhnlich sind die Kanten mit einem Schnürchen eingefaßt, doch geben einige Häuser dem Steppstich, schmal auf die Kante, den Vorzug. Sammt, Cachemir und Valencias sind die hierzu getragenen Stoffe. Die Knöpfe sind vom Stoffe überzogen. Die Beinkleider sind durchaus weit und auf dem Fuße leicht gerundet, sie haben festgenähte Stege. Besetzungen der Seidennaht fangen an, außer Geschmack zu kommen. Obwohl man gestreifte und carrirte Bukskins sieht, so scheinen die einfarbigen doch die gewähltesten zu sein. Ueberzieher. Als Ueberkleid wird der Ueberzieher, leicht und elegant gearbeitet, am meisten getragen; seine Form hat in nichts geändert, seine Farbe ist nicht bestimmt, doch ist weiß die Farbe der hohen Fashion; und gewiß giebt es unter den Herrenmoden des Tages nicht leicht etwas graziöser, gefallsüchtiger als solch ein Ueberzieher von weißem Tuch. In den Tagen der Kälte ersetzt wohl zuweilen der Caban den Ueberzieher, gewiß aber ist es, nie von langer Dauer; denn welche Vortheile dieses Kleidungsstück auch bietet, er wird nie weder die Bequemlichkeit und Eleganz des Mantels, noch die Leichtigkeit und Grazie des Ueberziehers ersetzen, so sehr der Schneider sich auch bemüht, ihn, ich will nicht sagen elegant herzustellen, denn dies erlaubt seine Form nicht, aber doch reich auszustatten durch die Stickerei, womit er Kragen, Capuchon, und selbst die Kanten ausputzt, so wie durch das Futter, welches stets eine lebendige und vom Oberstoffe abstechende Farbe hat.

Erklärung der Modenkupfer.

1. u. 2. Soirée- und Ball-Toilette. Kopfputze mit Marcassit-Perlen und Rosen geschmückt. Kleiner Ballüberwurf. Gesticktes Kleid. 2. Weißes Kleid in Tunikaform mit schmalen Puffen und Rosen ausgeputzt. 3. Muster eines eleganten jungen Mannes, bloßer Fantasie-Anzug, der aber in diesem Augenblicke sehr modern ist. Es ist eine Art Sac-Palletot, weit übereinandergehend und mit sehr niedrig gesetzten Taschen; er hat 6 Knöpfe auf jeder Seite; der Kragen kann nach Belieben zum Schutz der Ohren aufgeschlagen und vermittelst einer Patte um das Kinn befestigt werden, die Aermel sind sehr lang und können als Aufschlag in die Höhe geschlagen werden. Das Hintertheil dieses Palletots hat ganz die Form eines Twins, der nur unvollkommen die Taille bezeichnet, da er eine große Weite haben muß. Er kann zugeknöpft und auch offen getragen werden, wo sich dann die Revers nach der Schulter umschlagen, die in ihrer ganzen Länge mit Tuch gefüttert sind, das Uebrige ist mit passender und leicht wattirter Seide gefüttert. Die Stoffe zu dieser Art Palletot sind weich und leicht, es sind Castors von neuer Fabrikation. Die Beinkleider haben mittlere Weite, gehen weit auf dem Stiefel vor und haben Sprungriemen. 3. Oberrock mit langer Taille, kann zugeknöpft oder auch offen gelassen werden, wo alsdann die Revers weit über die Schultern überschlagen; dieser Rock hält die Mitte zwischen dem Pardessus und dem Staatsrock und hat 5 Knöpfe. Die Beinkleider sind gemacht wie bei dem vorhergehenden Herrn. 5. Kleid von schwerem Seidenstoff, der Rock vorn entlang mit Sammetstreifen besetzt; das hohe Schoßleibchen in gleicher Weise garnirt, außerdem über der Brust mit Spangen von Posamentirarbeit. Häubchen von Mull mit Band garnirt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis: Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition



I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer allein 12½ Ngr.

4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse Nº 31.

MODEN-JOURNAL

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

☞ Inhalt der Europäischen Eisenbahn No. 5: Drei berühmte Bälle. — Die Prima Donna aus dem Stegreife. — [illegible] der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten.

Keine Begnadigung.

Eine dunkle Geschichte.

Daß ein Fürst das schöne Recht hat, zu begnadigen, weiß Jeder, — daß er sein Herz und sein Gefühl dem Ausspruche des Rechts entgegenstellen darf, daß es ihm frei steht, den unerbittlichen Armen des Gerichtes Denjenigen zu entreißen, dessen Vergehen oder Verbrechen er von reinmenschlichem Standpunkte anders beurtheilt, daß er die Ketten lösen, die Kerkerthüre öffnen, den Streich des Schwertes, das niederfallende Beil aufhalten kann. Daß es aber auch eine Verpflichtung für ihn geben kann zu begnadigen, daß ihm eine geheimnißvolle höhere, Nothwendigkeit gebeut, Gnade für Recht ergehen zu lassen und die Hand erlösend auszustrecken, wenn er nicht Schaden nehmen will an Leib und Leben, das mag wohl nicht ein Jeder wissen; — und hiervon will ich eine Geschichte erzählen.

Ein Sommervormittag warf seine Strahlen in ein fürstliches Arbeitskabinet. Es herrschte drinnen eine Ordnung, ein Glanz, welcher wohl zeigte, wie wenig es seinem Namen gemäß benutzt würde. Bunte Lichter fielen durch die Gardinen auf Teppiche und zierlich gefaltetes Papier, auch auf eine schöne, runde, mit Ringen geschmückte Hand, welche auf einigen Akten ruhte. Die schöne runde Hand gehörte dem Kurfürsten, und dieser nahm jetzt das zunächst gelegene Aktenstück und reichte es einem vor ihm stehenden jungen Manne. Der junge Mann konnte sich nicht enthalten, einen flüchtigen Blick hinein zu werfen — Durchlaucht haben . . . stammelte er.

Ich habe unterschrieben, entgegnete der Kurfürst, und über sein volles Gesicht flog eine augenblickliche Röthe.

Der jugendliche Geheimsekretär wagte nicht, ein Wort zu erwiedern; er blieb nur bewegungslos auf seinem Platze und starrte auf das Papier. Sein Gesicht war bleich, seine Augen brannten, um seine Schläfe und Wangen, von welchen die Jugendfrische bereits gewichen war, man wußte nicht, ob vor dem Gedanken oder vor der Sünde, zuckte es.

Es scheint fast, Herr George, warf der Kurfürst mit ruhigem Lächeln ein, als ob ich ihm Rechenschaft über mein Thun und Lassen abzulegen habe?

Der Gefragte antwortete eintönig. Ich habe nie die Kühnheit gehabt, Ew. Durchlaucht gegenüber einen solchen Gedanken zu hegen.

Das will ich erwarten, erwiderte der Fürst. Ich dächte doch, ich habe die Leute überzeugt, daß ich keinerlei Einrede in mein Regiment dulde. Der vorliegende Fall ist einer von denjenigen, wie sie zu Anfang unserer Regierung häufig vorkamen. Damals spuckte, nach dem siebenjährigen Kriege, noch das Unwesen der Freicorps in den Leuten. Wer einmal in einem solchen gedient, der mochte sich nachher nicht gern der bürgerlichen Ordnung fügen. Die Landstraßen waren bedroht, der Erwerb unsicher. Wo man damals in unseren Landen einen solchen Weglagerer finden mochte, da gab ich niemals Pardon. Ich handle nun en consequence von meinen früheren Regimentsmaaßregeln. Der Beurtheilte ist ein Brigand (der geheime Sekretär runzelte hier düster die Stirn und schüttelte den Kopf, ohne daß es sein fürstlicher Herr merkte); er war auch früher Soldat, wie aus den Akten constatirt scheint. Das Gesetz hat gesprochen. Was man mir einredet von nothwendiger Begnadigung, ist leere Faselei; und wer sich weiterhin dergleichen vorzubringen untersteht, begeht eine Offense gegen unsere Person, die nach Befinden der Umstände streng gebüßt werden soll. Ich rathe Dir deshalb, George, daß Du am wenigsten dergleichen thust (die strenge Stimme des Fürsten wurde bei diesen Worten wieder milder); es würde mir leid sein. Ich erwarte schleunige Beförderung und Vollziehung.

Der junge Mann verbeugte sich schweigend, tief, wie es der Dienst vorschrieb. Wie trotzig auch das Herz sein mag, an dem krummen Rücken darf nichts nachgelassen werden. Er ging. In dem zweiten Saale warteten verschiedene Männer auf seine Rückkehr, ein alter Rath des Hofgerichts, ein Kammerherr und ein junger Offizier à la suite, der kürzlich aus fremden Diensten in die kurfürstlichen getreten war. Der Geheimsekretär trat ein, das Bluturtheil in den Händen. Er hätte es von sich werfen mögen . . . was hätte es geholfen? — ein Anderer würde der dienstfertige Ueberbringer geworden sein. Es war ihm, als müsse er mit eigenen Händen das Schwert zum Richtplatze schleppen. Er schauderte. Durch seine Brust wehte es, wie es wohl dem milden, gütigen Frühlingswind zu Muth sein mag, wenn er unfähig zum Widerstande, zum Aufhalten, die feurige Kugel, das glühende Verderben, forttragen muß gegen feindliche Hütten, gegen arme Menschenleben.

Ist er begnadigt? rief hastig der Rath.

Seine Durchlaucht haben das Todesurtheil gegen den jungen Menschen zu kassiren geruht? fragte, etwas ruhiger, der Kammerherr.

Der Kurfürst hat es unterschrieben.

Ei so wollt' ich doch . . . polterte der Rath, der bereits in dem Kollegium gegen den Tod gestimmt hatte; aber er hielt alsbald wieder ein, das Schweigen für das Klügere erachtend.

Der besonnene Kammerherr konnte sich nicht enthalten, einzuwenden: Allerdings kommt die Bestätigung des Urtheils ziemlich gegen das allgemeine Erwarten; indessen müssen Durchlaucht wohl durch wichtige, für uns verborgene Gründe zu derselben gedrängt worden sein.

So sage mir doch Einer, rief dagegen der junge Offizier à la suite, wie es sich eigentlich mit der Sache verhält! Ueberall, wohin ich komme, höre ich von dem Prozeß und seinem schnellen, blutigen Gang reden, aber Niemand ist, der mir über ihn die nöthige Auskunft giebt. Was man öffentlich als Verbrechen angiebt, klingt so unwahrscheinlich, daß ich mich wenigstens nicht zum Glauben entschließen kann. Den Verbrecher habe ich einmal gesehen, und ich will den Tod eines Schelms sterben, wenn er nicht mein alter Kamerad ist — — doch ich darf den Namen nicht nennen. Ich war zum Besuche auf der Hauptwache, wir tranken lustig, da rief ein Junker: Jetzt wird er vorbei geführt, um sein Urtheil zu erhalten! Wie ich in der offenen Thüre stehe, erkenne ich ihn sogleich. Es war dasselbe stolze Auge, das so manchmal die dunkeln Nächte auf Ungarns Haiden unter uns gewacht hatte. Er zwinkerte mich an mit diesen stolzen Augen und deutete mit der Hand, von Niemand sonst bemerkt, gegen den Mund. Ich habe verstanden, was er gemeint. War es aber mein alter Kamerad, so fallen alle jene Beschuldigungen von Wegelagerei und Straßenraub von selbst weg; und wenn man den armen Jungen hier köpft, mir nichts, dir nichts, ohne daß man einmal seinen wahren Namen an's Licht zieht, so glaube ich, daß man mit dem, was man Gesetz zu nennen pflegt, ein böses frevelhaftes Spiel treibt, und ich möchte lieber meinen Fuchs sterben sehen und noch einmal so viele Schulden haben, wie ohnehin schon, als an der Stelle Dessen sein, der hier durch einen Federzug ein Menschenleben auslöscht.

Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, sagte der Geheimsekretär und entfernte sich.

Als er fort war, schüttelte der Kammerherr das Haupt. — Habt ihr mir nicht gesagt, Otto, Ihr wolltet eine Carriere bei uns machen?

Allerdings!

Die wird schön ausfallen, wenn Ihr so fortfahrt, in den Tag hinein zu reden und allenthalben Eure Offenherzigkeit zur Schau zu tragen. Wißt Ihr, wer dieser Geheimsekretär George ist, dem Ihr Alles entdeckt habt, was Euch auf dem Herzen lag? Habt Ihr Euch noch niemals träumen lassen, daß er der Sohn unsers Herrn sein könne?

Der Sohn des Kurfürsten!

Nun schreit nur nicht, daß es durch das ganze Schloß hallt. Ich sage nicht, daß er es ist, sondern nur, daß er es sein kann; und das möge Euch genug sein. In kaiserl. königlichen Diensten habt Ihr durch Eure Händel Euer Glück verscherzt; jetzt habe ich für Euch die Kapitänsstelle erhalten. Ich habe aber noch nie gehört, daß ein junger Mensch ein Avancement gemacht hat, der in den Vorzimmern seines Herrn über Höchstdenselben zu Gericht sitzt.

Ihr mögt Recht haben, Herr Onkel, aber ich habe es auch. Und wenn ich noch lange in hiesigen Diensten verbleiben und zu Allem nichts reden soll, so werdet Ihr nächstens einen hoffnungsvollen Neffen zu begraben haben, der erstickt ist, weil er sich seine höchsteigene Zunge abgerissen hat.

Kapitän Otto warf sich nach diesen Worten in einer Fensterecke in einen Lehnstuhl und starrte schweigend in den Hof, der alte Rath entfernte sich, und der Kammerherr ging nachdenklich in dem Saale auf und ab, des Willens seines Gebieters gewärtig.

Als aber am Abend der junge Kapitän allein auf seinem Zimmer saß und allerlei sann und träumte, vielleicht von Mädchen und Pferden, vielleicht von seinem alten Militärleben und seinen neuen Aussichten, vielleicht sich auch ein wenig über seine vorschnelle Zunge von heute Morgen ärgerte, klopfte es unerwartet an der Thüre. Auf ein soldatisch-lautes „entrez!“ erschien der Geheimsekretär George, ein ungewohntes Gesicht in diesen Räumen.

Sie müssen, mein Herr Kapitän, die übelgewählte Stunde und überhaupt den unverhofften, vielleicht unlieben Besuch entschuldigen . . .

Bitte recht sehr, unterbrach ihn der Soldat; ich bin zu jeder Stunde ihr gehorsamer Diener. — Otto fing allzeit an, höflich zu reden, wenn innerlich der Aerger in ihm aufstieg; und diesmal argwöhnte er, man wolle ihn zur Rechenschaft ziehen. Der Argwohn schien sich zu bestätigen, als George fortfuhr.

Wir haben heute Morgen in den Vorzimmern des Kurfürsten über den unglücklichen Verurtheilten gesprochen.

So ist es, Herr Geheimsekretär; ich glaube mich allerdings zu erinnern . . . aber ich weiß mich nicht recht . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der fromme Sohn.

Von Ryno Quehl*)

Der Geheime Rath Heilig war nicht lange aus dem Nachmittagsgottesdienst zurückgekehrt, dem er in einer der besuchtesten Kirchen der Residenz beigewohnt hatte. Er lag auf dem reichen Sopha behaglich ausgestreckt, rauchte seine Havanna-Cigarre, trank zuweilen von dem schwarzen Mokka, der in einer prächtigen Tasse vor ihm stand und amüsirte sich königlich an — Lafontaine's Schwänken und Mährchen, die er mit wahrem Heißhunger verschlang. Recht unangenehm mußte ihm daher der Eintritt des Bedienten sein, der den Prediger von Finsterling meldete. „Was will der verwünschte Pfaffe — man wird das zudringliche Volk nie los!“ — murmelte Heilig zwischen den Zähnen, bezwang sich aber rasch und rief dem Bedienten zu: „Es wird mir sehr angenehm sein.“ Während der Bediente nach dem Vorzimmer ging, wanderten Lafontaine's Schwänke in eine Schublade des Büreaus und die neueste Nummer des mit allerlei erbaulichen Aufsätzen, geistreichen Hirten-, Droh- und Bannbriefen ausgestatteten Blattes „Das himmlische Jerusalem“ in die Hände des frommen Geheimen Raths. Mittlerweile trat Herr von Finsterling, ein hübscher wohlgenährter Vierziger herein, Heilig ging ihm entgegen und mit einem langen Kusse begrüßten sich die beiden. „Sie haben mich durch Ihren mir noch angenehmeren Besuch in einer angenehmen Lektüre unterbrochen, Herr von Finsterling,“ begann Heilig das Gespräch, und mit einem höhnischen Lächeln um den Mund, das der Prediger, der das Blatt eilig ergriff, nicht bemerkte. „Nun was sagen Sie, Herr Geheimer Rath, zu dieser Erklärung gegen uns und die Lichtfreunde zu gleicher Zeit gerichtet, von Amtsbrüdern und Lehrern?! Es befinden sich Leute darunter, deren Name viel gilt, Leute sogar, die sich gern für Männer des Fortschritts halten lassen — ist das nicht himmel-

*) Aus dessen „Nordischer Badereise.“

„christend?! Heilig lächelte. „Setzen wir uns, lieber Finsterling." Die Herren setzten sich. „Sie übersehen, fuhr der Geheime Rath fort, „liebster Finsterling, die eigentliche Gefahr, die diese Erklärung haben kann. Nicht diese sogenannten berühmten Namen bringen uns Schaden, denn das dabei betheiligte kleinere Publikum hat über diese Leute die verschiedensten Ansichten, zum Theil ist es so gegen sie eingenommen, daß eine derartige Erklärung schon der Namen willen bei ihnen keinen Anklang findet. Aber das Gefährliche der Erklärung ist, daß sie, wo es auf die Hauptsache ankommt — Nichts, gar Nichts sagt. Unter die allgemeine Phrase „Von Christus zu Christus," ohne daß man sagt, wer dieser Christus ist, bringen sie die Anhänger und Gegner der verschiedensten Glaubensbekenntnisse. Denn jeder gebildete Mensch, auch der, welcher einen persönlichen Gott leugnet, construirt sich selbst seinen Gott und seinen Christus. Von diesem selbstgemachten oder sich selbst angeeigneten Christus geht er allerdings aus und bemüht sich, daß er zu ihm zurückkomme, d. h. wiederfinde in seinem ganzen Leben. Dabei kann freilich Christus der Sohn Gottes im Sinne der Kirche, oder ein ausgezeichneter Mensch, oder das Urbild der Menschheit, oder die Menschheit selbst, oder was weiß ich, sein. Ich bin überzeugt, daß über die Person des Herrn schon unter den ersten Unterzeichnern der in Rede stehenden Erklärung die verschiedenartigsten Meinungen vorhanden sind —"

„Aber was ist hier zu thun?" fiel Finsterling lebhaft ein.

„Dem Publikum eben zeigen, daß diese Erklärung Nichts besagt. Setzen Sie selbst Ihren Namen noch darunter —"

„Ich, mein theuerster Gönner?! Soll ich gegen mein eignes Fleisch wüthen?!"

„Das sei ferne, liebster Finsterling, aber verlassen Sie sich darauf, daß mancher Mann schon unterzeichnete, weil er einsah, daß man eine Erklärung, die nicht zu verhindern war, wenigstens unschädlich machen müsse. Aber ich will nicht von Ihnen verlangen, daß Sie selbst beitreten, ich werde es auf alle Fälle thun und Sie sollen sehen, die Leute werden stutzig, sehen zuletzt nichts als einen Kunstgriff und — —"

„Ja, ja, ich begreife, was Sie sagen wollen, Herr Geheimer Rath. Sie haben Recht."

„Brechen wir ab, liebster Freund, eben kommt meine Emerentia aus der Missionsstunde zurück." — Emerentia trat ein und begrüßte den Prediger, der ihr devot die Hand küßte. „Sie verzeihen, daß ich Sie mit meiner Emerentia allein lasse, aber ich habe einem armen Kranken noch einen Sonntagsbesuch versprochen." Mit diesen Worten ergriff der Geheime Rath seinen Hut und empfahl sich, nachdem er zuvor dem, den Thee servirenden Bedienten noch laut gesagt hatte, er könne nach Beendigung seines Geschäftes noch mit dem Kutscher die Abendandacht besuchen.

Wir folgen dem Geheimen Rath, der in einer einfachen Kleidung ohne Orden und Stern seine Wanderung durch die bewegten Straßen der Residenz antritt, dann in kleinere menschenleere Gassen einbiegt und zuletzt an einem kleinen Hause mit grünen geschlossenen Fensterladen klopft, und sehen uns zuerst nach einigen Bewohnern dieses Hauses um. — In einem elegant möblirten und mit Blumentöpfen reich dekorirten Zimmer spielt ein junger Mann, dessen burschikose Kleidung seinen jetzigen Stand verräth, mit den blonden Locken eines schönen Mädchens, die eben ein heiteres Lied beendet hat und die Guitarre aus der Hand legt.

„Robert, es ist schon 6 Uhr — mein Freund kann jede Minute kommen, ich bitte Dich, komm Morgen wieder," bat das junge Mädchen den Studio und gab ihm Hut und Reitgerte in die Hand. „Ach laß doch den theuern Freund kommen, Jenny, ich fürchte mich nicht vor ihm," erwiderte Robert, „überhaupt begreife ich nicht, daß Du nicht schon lange diesem düren häßlichen Kerl den Laufpaß gegeben hast. Wenn er noch hübsch und jung wäre —"

„Dann hätte er kein Geld," fiel Jenny lachend ein, „und könnte nicht Dir und mir so viele angenehme Stunden bereiten. Sei doch nicht ungenügsam, Robert, Du kannst den ganzen Tag kommen, wir fahren, trinken, essen und tanzen zusammen, und er kommt abendlich einige Stunden und bezahlt dafür alle unsere Vergnügungen. Doch horch, da klopft es an den Laden, fort, fort." Sie schob rasch den Jüngling in das Kabinet, das einen Ausgang nach dem Flur hatte, und eilte die Thüre des Zimmers zu öffnen, durch die hereintritt — der Geheimerath Heilig, der Jenny tausendmal umarmt und sie um Entschuldigung bittet, daß er vielleicht heute länger auf sich habe warten lassen. „Aber vor allen Dingen," schloß er seine Rede, „muß ich etwas trinken, klingle der Aufwärterin." Jenny klingelte. Ein altes häßliches Weib erschien — ihr Gesicht stand im letzten Viertel der Sünde, wo sie ekelhaft und häßlich wird — machte widrige Verbeugungen vor dem Geheimen Rath, den sie „mein süßer Herr Graf" anredete. Der süße Graf warf ein Goldstück auf den Tisch und einen harten Thaler dazu mit dem Befehle, einige Flaschen Weines zu holen und den Thaler für den Weg

zu behalten. Ein grinsendes Lächeln machte das Gesicht der Kupplerin noch widriger und wir danken ihr, daß sie sich schnell entfernt, das Verlangte bringt, dann wieder geht und in der ganzen Geschichte nicht wieder erscheint. — Jenny, welche die zärtlichen Liebkosungen des süßen Grafen nur kalt und spärlich erwiederte, wunderte sich nicht wenig, daß er heute so hastig und viel trank und konnte eine Frage danach nicht unterdrücken. „Ich weiß selbst nicht, wie mir heute ist, Jenny, aber in dem Augenblick, wo ich das Zimmer betrat, befiel mich ein so unheimliches Gefühl, daß ich mir gar keinen Grund denken kann. Doch es wird vorüber gehen, singe ein Lied, Jenny, aber ein recht lustiges. Hier hast Du auch Dein monatliches Haushaltungsgeld.“ Eine Rolle mit hundert Thalern wurde von Jenny lachend empfangen und mit einem Kusse der Dank kurz abgestattet. Jenny sang, aber je lustiger und wilder ihr Lied klang, je finsterer wurde Heiligs Gesicht. Jenny hatte ihre Weise beendet und frug, ob der süße Freund noch mehr hören wolle, aber er gab keine Antwort. Er starrte den Lehnstuhl, dem Sopha gegenüber, mit einem wunderbaren Blicke an und schien mit seinen Gedanken ganz abwesend zu sein. Jenny begann von Neuem, da springt eine Saite — und der gellende Ton verklingt in einem heiseren Lachen — die nahe Thurmuhr schlug Neun Uhr — der Geheime Rath schnellte vom Sopha empor, schrie mit entsetzlicher Stimme: „Mädchen, wie konntest Du den verdammten Bettler hereinlassen, der seit einer halben Stunde mir gegenüber sitzt und mich anstiert wie ein Gespenst!“ Und ehe Jenny, die Niemanden im Zimmer bemerkte und diese Rede nicht verstand, Etwas erwiederte, hatte Heilig, wie vom Teufel gejagt, das Zimmer verlassen und Jenny war allein mit tausend Gedanken, die sich über den Vorfall in ihrem Kopfe durchkreuzten.

Genau zur selbigen Stunde, in der der Geheime Rath Heilig sein Haus verlassen hatte, sammelte sich ein Menschenhaufe auf der großen Promenade einer vierzig Meilen entfernten Residenz des benachbarten Staates um einen Greis, der so eben noch die Vorübergehenden um kleine Gaben angesprochen, hatte, aber plötzlich krank niedergestürzt war. So lange Mitleid nichts kostet und vielleicht noch einiges Aufsehen erregt, kann man es immer in sehr reichem Maaße finden, aber das wahre Mitleid, die zarteste Empfindung der stärksten Seelen, wird noch seltener gefunden, als die Badegäste in Herzloshausen Bernstein finden. Deshalb hatte sich um den zerlumpten Kranken, der nur jämmerliche Schmerzens- und Angsttöne von sich gab, bald eine Menge geputzter Herren und Damen versammelt und sie standen in müßigem Mitleid umher, während ein junger Arzt einen Fiaker herbeiholte, den Kranken in denselben trug und ihn nach seiner eigenen Wohnung fuhr. Die stärkenden Mittel, die er da anwandte, schienen anfänglich auch gut auf den Kranken zu wirken — ja er konnte noch einige Worte des Dankes dem menschenfreundlichen Arzt stammeln, und einige Minuten lag ein himmlischer Friede, wie ein Bote der Verklärung, auf dem bleichen abgemagerten Antlitz des Greises, aber plötzlich erhielt er den Ausdruck des tiefsten Schmerzes — die Hand zuckte krampfhaft nach der Tasche, langte ein Buch heraus, reichte es dem Arzt, und in demselben Augenblick hatte ein Schlag dem Leben des Greises ein ein Ende gemacht. Es schlug gerade neun Uhr. Der Arzt schlug das Buch auf und fand, daß es von Anfang bis Ende mit zitternder, aber geübter Hand geschrieben war. Auf dem Titel standen die Worte: Das Testament des ehemaligen reichen Kommerzienrathes Heilig, bei keinem Gerichte, sondern in die Hand des Menschen niedergelegt, der mir in meinem letzten Stündlein beistehen wird. Auf dem folgenden Blatte las der Arzt:

Mein letzter Wille.

Ein Mensch, der den letzten Willen eines Sterbenden, und wäre es auch eines sterbenden Bettlers, nicht ehrt, hat sich selbst einen Ankläger bei dem letzten Gericht geschaffen, der laut seine Stimme wider ihn erheben wird. Es ist mein letzter Wille, daß der Mann oder das Weib, dem ich diese Blätter übergebe, sie durchlese und dann dem Criminalgericht zu ** einsende, was seine Pflicht thun und dafür sorgen wird, daß der tausendste Theil meines Fluches, den ich meinem Sohne, dem Geheimen Rath Heilig zu ** als einziges Erbtheil hinterlasse, in Erfüllung gehe. Ferner er wird in die Tagesblätter zu *** und ** folgende Todesanzeige einrücken lassen: Heute starb hier im tiefsten Elend und wird auf Kosten des Armenwesens bestattet werden der Vater des Geheimen Rathes, Ritter Heilig zu **. Sein unnatürlicher Sohn, der vor kurzer Zeit dreihundert Thaler zum Neubau einer Kirche bewilligte und Hunderte an Buhlerinnen verschwendete, hatte ihn auf Almosen angewiesen. Laute Beileidsbezeigungen würden dem frommen Sohne ein Theil der verdienten Strafe sein. Wer diesen meinen letzten Willen pünktlich erfüllt, hat sich die größten Ansprüche auf meine ewige Dankbarkeit erworben, da ich in dem Augenblicke, wo er dieses Blatt liest, nicht mehr von einer lebenslänglichen Dankbarkeit — die gemeiniglich eine Lüge ist — zu sprechen habe. —

Die ersten Seiten des unglücklichen Testamentes enthielten die Lebensgeschichte des Heimgegangenen, dann ging dieses Buch zur Enthüllung einer Reihe der nichtswürdigsten Betrügereien über, durch die der Geheime Rath Heilig sich Vermögen und Stellung erworben hatte. Beweismittel waren theils beigefügt, theils angegeben, wo und wie dieselben zu erlangen seien.

Acht Tage später hatte das Gericht zu ** eine Criminaluntersuchung gegen den Geheimen Rath Heilig eingeleitet.

Miscellen und Anekdoten.

(Glück im Schlafe.) In Courtrai konnte ein armer Teufel mit einer zahlreichen Familie und einem kranken Weibe seit funfzehn Monaten seinen Miethzins nicht bezahlen, und der Hauseigenthümer schritt unbarmherzig ein. Gerichtliche Klage und Verurtheilung sammt dem Befehle, daß der Miethsmann binnen Wochenfrist bezahlen und seine Wohnung räumen müsse, eröffneten dem Armen trübe Aussichten; nur noch wenige Tage, und er sollte sich mit Frau und Kindern ausgetrieben und unter dem großen Dache des Herrn aller Dinge bloß gestellt sehen. Freunde und Verwandte wurden um Hülfe angegangen, sie hatten taube Ohren; der Tod wurde um Erlösung angerufen, er wollte nicht kommen; nur der Huissier, den man so gern hart und unmenschlich nennt, er bewilligte für die Zahlung eine letzte Frist von acht Tagen, unter der Bedingung, daß der arme Schlucker einstweilen freiwillig seine Wohnung räume; aber kein Mensch wollte ihm auch nur einen Winkel vermiethen. Die Zeit verstrich, und trostlos lag der Familienvater auf seinem Bette. Es war 9 Uhr Morgens, in einer Stunde sollte er sich auf der Straße wiederfinden, — so mochte denn das unabweisbare Schicksal auf ihn loskommen. Da sieht er auf einmal eine Maus den Kopf aus ihrem Loche hervorstrecken; die kleine Stubengesährtin sah sich eine Weile neugierig um, kroch dann ganz hervor und schlüpfte schnell mitten durch die Stube nach einem Loche in der gegenüberliegenden Wand. Das weckte unsern Mann aus seinen trüben Gedanken, und als wenn er seinen Haß gegen die Welt an irgend einer Creatur äußern wolle, sprang er auf, griff nach einem Stück Eisen und bohrte damit in den Schlupfwinkel der Maus; auch sie sollte ihre Wohnung räumen. Aber wer malt sein Erstaunen! Indem er das Eisen wieder aus dem Loche zieht, rollen einige Goldstücke mit hervor. In weniger als einer Minute ist der ganze untere Theil der Wand weggerissen, und während sich die Maus wieder in ihr erstes Loch retirirt, rafft der arme Teufel 15,000 Franken in Gold, die da verborgen lagen, — und ist ein reicher Mann. Als der Huissier kam, wurde ihm Capital sammt Zinsen und Kosten bezahlt und in seiner Gegenwart die armselige Baracke von dem glücklichen Finder dem Eigenthümer abgekauft. In diesem Augenblicke ist der neue Besitzer beschäftigt, sein Haus in wohnlichen Stand zu setzen, und Frau, Kind und Gesind haben den gemessenen Befehl, ihr Leben lang in seinem Eigenthum keine Maus zu verfolgen. Indessen fürchtet man, der gewesene arme Teufel könnte doch noch in einen Proceß verwickelt werden.

— Die Päpste Communisten! In der Augsburger Postzeitung vom 14. December heißt es. „Die Publicisten des Mittelalters, an ihrer Spitze die Päbste selbst, sagten, ursprünglich wären die Menschen gleich und die Gemeinschaft der Güter dieser Erde sei der Menschen natürliches Recht. Aber weil einige sündigten, darum müßten Andere höher und mächtiger sein, um sie zu strafen. (Ein schönes Compliment für die Mächtigen der Erde.) Darum sei durch die Sünde die Gewalt in die Welt gekommen und werde nur mit der Sünde wieder verschwinden. Die Hierarchie der Güter und der Macht ist daher ein nothwendiges, von Gott gewolltes (!) Princip der Ordnung in der Welt und alle Träger und Organe derselben sollten sich als solidarisch betrachten. Daraus ist es doppelt schmerzlich, daß so oft die Mächtigen der Erde gegen die Kirche sich empören." — Wenn die heutigen Publicisten eine solche Sprache führen wollten, wie würde es um sie stehen?

— Die Fabrikmädchen in den Baumwollspinnereien um Pittsburg in Pensylvanien haben einen Aufstand gemacht. Sie verlangten eine Herabsetzung der Arbeitsstunden und eine Erhöhung des Lohnes. Eine Schaar zog nach der Fabrik in Blakstocke, um die dortigen Arbeiterinnen zur Einstellung der Arbeit zu zwingen. Der Mayor der Stadt wollte die Versammelten anreden, aber seine Stimme wurde bald von dem Geschrei der Mädchen übertäubt. Gebt ihm einen Dreier für seine Predigt, rief man. Der Ruf wurde wiederholt, u. vier oder fünf Frauen traten aus dem Haufen hervor, um dem Mayor freigebig die votirte Summe anzubieten. Alle Bemühungen des Letztern, sich Gehör zu verschaffen, waren umsonst. So wie er nur den Mund öffnete, um „Meine Damen" zu sagen, verwehrte ihm ein Salve von Koth weiterzusprechen. Die Behörde befand sich in der größten Verlegenheit; Gewalt gegen die Weiber anzuwenden, war unmöglich: und ungehindert strömten die Anführerinnen nach der Thür der Fabrik. Der Besitzer und die Arbeiter wollten ihnen den Eingang wehren, aber aller Widerstand war unnütz: die Thür wurde gesprengt, die Besatzung ergab sich auf Gnade und Ungnade, und die Arbeiterinnen wurden gezwungen, sich der Schaar anzuschließen. Noch tobt der Aufruhr fort, und die Fabrikanten werden wohl Zugeständnisse machen müssen.

— „Was heißt das! wo kommen Sie denn her, Herr Kaplan, — und ohne Urlaub nachgesucht zu haben?" Also redete der Bischof M. einen Geistlichen an, der vorletzte Woche aus einem kleinen katholischen Städtchen zu seiner Hochwürden kam. — „Verzeihen Ew. Eminenz," erwiederte der Priester, „so eben ist das letzte meiner Beichtkinder zur deutsch-katholischen Kirche übergetreten, und ich stelle mich daher Ew. Eminenz zur anderweitigen Verfügung."

— „Ich wünschte, die Mäßigkeits-Gesellschaft wäre, wo der Pfeffer wächst," sagte die Frau eines Arbeiters in Irland, „seit mein Mann dazu gehört, ist er alle Tage unwohl." (Die Mitglieder verpflichten sich, den Branntwein nur als Medicin zu gebrauchen.)

(Ein Herbstmanöver.) Im Quartire war die Mannschaft meistens perpanent besoffen. Ich übernachtete auf einem Dorfe, Arbach bei Zirndorf, das mit einem Brigade Fuhrwesen besetzt war, und hörte von meinem Zimmer die Ordre ertheilen, daß alle um 7 Uhr Abends sich zur Ruhe begeben und um 2 Uhr in der Frühe zum Aufstehen geblasen werden sollte. Dessen ungeachtet ertönte die Trompete erst um 4 Uhr. Der Offiziер, ganz außer sich, setzte den Trompeter zur Rede, der sich entschuldigte, der Wirth, der ihn zu wecken versprochen, sei besoffen gewesen und habe es verspätet. Unter dessen kam der Wachtmeister herbei und rechtfertigte sich daß in seinem Wirthshause der Hausknecht besoffen gewesen und den Hausschlüssel verloren. Zum Fenster hinauszusteigen sei unmöglich gewesen, da es lauter sogenannte enge Gutzerlein seien. Unter gewaltigem Jammern und Seufzen des Offiziers ging nun der Wachtmeister wieder ab, um den Aufbruch zu beschleunigen kam aber bald wieder zurück: Herr Lieutenannt, ich habe zu melden, daß der Corporal N. N. besoffen ist. Und der Corporal P.? fragt der Lieutenant. Auch besoffen. — Und der X. — Auch besoffen: alles, alles besoffen. — Himmlisches Erbarmen! klagte der Lieutenant, das haben Sie zu vertreten. Warum haben Sie die Mannschaft noch trinken lassen nach 7 Uhr; ich habe alles zum Schlafengehn beordert. — Sind auch schlafe gange, Herr Lieutenant; hat aber jeder ein kleines Fassel mit ins Bett und unter seinen Kopf genommen und daran gelullt, bis ihm alles Hören und sehen vergange. — Was weiter zu thun? Man berieth sich, die Arrestanten loszugeben und aufsitzen zu lassen. Der Wachtmeister solle ihnen sagen, das thue der Lieutenant aus besonderer Gnade und damit sie nicht gar um die Ehre kämen, und die Heerschau mit- und ihre Fehler gutzumachen. Da kam derselbe treue Wachtmeister bald wieder und sprach: Herr Lieutenant, ich hab' Ihnen zu melden, die Arrestanden sind auch besoffen. Es war kein nüchterner Mensch im ganzen Dorfe, der nur die Pferde gefüttert hätte. Man beschloß also, man wolle die Pferde an eine Koppel nehmen und zur nächsten Station treiben, um sie da abfüttern und von nüchternen Menschen, so viel deren aufzutreiben, weiter führen zu lassen. Unterdessen sollten die nüchtern gewordenen Burschen nachkommen.

— „Vor einiger Zeit sandte ein hoher Officier einer Studentencorporation zehn Einladungskarten zu einem tanzenden Thee, mit der Bitte, sie an die ordentlichsten und fleißigsten Studenten zu vertheilen. Die Studenten schrieben sehr artig zurück, bedauerten von Herzen keinen Gebrauch machen zu können, weil die zehn fleißigsten Studenten sogar Abends Collegia besuchten, und fügten ganz gehorsamst 24 Karten zu einem akademischen Ball mit der Bitte bei, sie doch an die vierundzwanzig tapfersten und frömmsten Offiziere vertheilen zu wollen.

— Aus sicherster Quelle vernehmen wir, daß im nächsten Sommer eine allgemeine norddeutsche Barbierversammlung Statt findet. Es liegen vor: die Schaumfrage, die Rasirmesserfrage, die Streichriemenfrage, die Hühneraugenfrage — die sämmtlich unbeantwortet bleiben werden.

— Zu einem Pariser Schriftsteller kam vor den Feiertagen sein Schneider, und überreichte ihm die Rechnung. Er sieht sie durch und findet die Preise überall enorm hoch angesetzt. Er will die Hälfte abziehen. „Das geht nicht, lieber Herr," sagt der Schneider," bei unserem Geschäft muß man annehmen, daß der Eine zahlt und der Andre nicht. — „Gut also," meinte der Schriftsteller, „so bin ich der Andre."

(Schneider-Verse.) Die Stettiner Zeitung enthält folgende Empfehlung eines Schneiders:

Wie gemauert in der Erde,
Steht mein Ruf als Schneider hier,
Daß mein Anzug nobel werde,
Diese Sorge laß man mir;
Von der Stirne heiß,
Rinnt mir oft der Schweiß,
Wenn ich schwinge meine Scheere
Euch zu kleiden mir zur Ehre.

Nicht „von uns" wird zugeschnitten,
Sondern nur „von mir allein",
Kein Geselle darf erst bitten,
Daß er will beschäftigt sein.
Denn der ganze Hauf
Kommt und geht im Lauf;
Jeder regt mit Fleiß die Hände
Und die Arbeit find't ihr Ende.

Was sollt ich mich nun wohl schrauben
Mit den Concurrenten hier,
Nein! doch will ich mir erlauben
Euch zu bitten: Schenket mir,
Liebe Kunden stets
Nur Vertraun, dann gehts,
Wer sich als Apoll will sehen
Muß zum Schneider Schröder gehen.

— „Was macht ihr da," rief ergrimmt ein jüdischer Kaufmann, als sein jüngstes Söhnchen mit Papierschnippchen handierte. „Wir spielen Wechselchen," lallt der Kleinste. Jacob Goldstricker zerfloß in Freudenthränen.

— (Er hats!) In einer Schule fragte ein Lehrer einen unaufmerksamen Schüler: Was habe ich denn gesagt? — Der Knabe sah verlegen zur Erde und schwieg. — Du bist ein Esel! — sagte der Lehrer. — Ach, Herr Schulmeister, — sagte der Knabe, — nun weiß ich, was Sie gesagt haben! Wir Menschen sind alle Brüder! —

— Wenn erst die Türken zu tanzen anfangen, kann der Weltuntergang nicht mehr weit sein. — Ibrahim Pascha soll zu Genua mehrmals mit Don Carlos und dessen Gemahlin gespeist, ja sogar einmal bei einer Soirée der Frau von Brignoles einen Walzer getanzt haben.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Alle Salons sind nun geöffnet und die Mode steht im vollsten Herrscherglanze. Die natürlichen Blumen sind vielleicht noch beliebter als im vorigen Jahre und man sieht in den Zimmern einen unerhörten Luxus seltener oder ausländischer Blumen, welche die lieblichsten Wohlgerüche verbreiten. Bouquets, welche die Damen bei den Bällen in der Hand tragen, sind von so außerordentlicher Größe, daß man sich wundert, wie sie von so zarten Händchen gehalten

werden können und die Garnituren der Kleider im Pompadourgenre, wie die Guirlanden und Caiffüren von künstlichen Blumen sind ebenfalls von ziemlich grosen Blumen pemacht, die wahre Büschel bilden. Auf manchen Kleidern werden die Guirlanden durch vier große runde Bouquets ersetzt. Die hellen, sogar schreienden Farden herrschen vor allen andern vor; namentlich steht das Roth in sehr großer Gunst. Einen gleich großen Verbrauch, ja Mißbeauch des Goldes hat man niemals gesehen; man findet es seldst in Verbindung mit Blumen. An den Sairéetoiletten haben die Draperien wieder eine gewisse Gunst erlangt und sie scheinen die Berthen verdrängen zu wallen, welche seit einigen Jahren sa unbeschränkt herrschten; die Draperien umfassen die Brust und die Achseln sehr schön, denen sie überdies eine größere Fülle geben, werhalb sie wohl den Vorzug vor den Berthen zu verdienen scheinen. Die Kleider von ganz leichten Staffen haben fast immer zwel, auch drei Röcke übereinander und der letzle, d. h. abeeste, welcher viel kürzer als die andern, wird sehr reichlich mit Blumen, Bändern aber venetianischrw Geflecht, einer Art leichter Spitzen in Gold und Silber verziert. Die strengern Staffe, wie der Sammet, der Damast und der Atlas werden dagegen mit Streifen von Spitzen, mit Spiralen aber auch breiten Valants van Spitzen ausgeputzt. Die meisten dieser Kleider haben eine kleine Schleppe hinten, was der Haltung der Dame, welche nicht tanzt, sondern nur herumgeht, etwas ungemein Aristokeatisches giebt. Einige dieser Kleider sind überdies offen über kostbaren Unterkleidern von Brocat, deren ganzen mit reichen Luxus schürzenartig gestickten Vordertheil man sieht. Im ganzen düefen wir wohl behaupten, daß, die Zeiten Ludwigs XIV. und XV. ausgenommen, niemals so viele Kleinigkeiten, Bänder, Spitzen und Schmucksachen und zwar mit eben sa großer Eleganz an Ball- und andern Kleidern verwendet worden sind.

Die Phantasie-Coiffüren sind unendlich verschieden, vorzugsweise aber bemerkt man kleinschirmige Hütchen, Coiffüren im Mittelalterstyl in Sammet, Gold oder Silberspitze und catalonische und sevillanische Resillen (Netze). Wir haben gehört, daß man die Absicht habe, die Schuhe von weißem oder überhaupt hellfarbigen Atlas durch Stiefelchen von derselben Farbe und demselben Stoffe zu ersetzen. Unter den Negligé- oder Halbputztailetten, deren Beschreibung die Made andeuten kann, erwähnen wir den folgenden Anzug: ein Kleid van grauer Seide, vorn mit zwei breiten Strickereien von schmalem schwarzen Sammelband verziert, die durch eine Reihe Sammetknöpfe getrennt waren; glattes hohes Leibchen mit einer Reihe Sammetknöpfe vorn und einer Stickerei wie auf dem Rocke; kleine Pelerine, welche nicht über die Taille reichte, varn eckig geschnitten und rund herum mit Sammetbändchen benähet war; enge Aermel, an den Bündchen gestickt. Zum Negligé trägt man Ueberröcke van hochgrünem Barpur mit einem Mantel van grünem, wattirtem und gefüttertem Casimir. Viele Ueberröcke von schwarzem Sammet mit hohem Leibchen und voen auf diesem wie auf dem Rocke mit reich eiselirten Marquiseknöpfen van Stahl garnirt, mit breiten Schlößchen, die auf die Hüften fallen und die mit einem breiten schwarzen Atlasstreifen besetzt sind; Aermel und Elnbogen, nach dem Handgelenke zu etwas ausgeschweift und ebenfalls mit Atlas eingefaßt. Die Visiten, die man zu den Oberröcken trägt, haben kleine Aermel, die etwas auf dem Rocke fallen. Zum Besuche siehe man sehr hübsche Mäntel von schwarzem Sammet, die nur etwas über das Knie hinunterreichen und einen großen vorn rundgeschnittenen Pelerinenkragen haben, sowie kleine Aermel, welche wie der Kragen mit einem breiten Pelzstreifen besetzt sind. Die Negligéhüte sind von Sammet, mit langem Schleier, einer plattliegenden Feder oder einem Federbüschel. Die Kragen sind noch immer sehr klein und sehr reich gestickt; andere haben gestickte Einsatzreifen. Bei dem Fortgehen von den Bällen sieht man die elegantesten Damen sich in Kapuzenmäntel von blauem, grauem aber grünem Sammet aber Atlas hüllen, die mit Hermelin oder mit weißem Atlas gefüttert oder gesteppt, dann aber mit Marder besetzt sind. Die Pamelahüte sind gänzlich in Mißgunst gerathen und man hat die Vorliebe ganz und gar den Zughüten mit graßem Nackenausputz van Neuem zugewendet; indeß darf man es nicht glauden, man trüge die erwähnten Pamelahüte nicht mehr; sie sehen namentlich des Abends gut aus. Der Zughut scheint auch nur provisorisch gewählt zu sein, um die unvermeidliche neue Form zu erwarten, welche das Frühjahr bringen muß. Die Zughüte unterscheiden sich von den früheren dadurch, daß sie einen etwas hohen Schirm habrn und sehr dicht an den Wangen anliegen.

Herren-Mode. In den Moden giebt es seit einem Monat einige Veränderungen; die Kragen der Soiréfracks haben noch immer einen niedrigen Fuß, und breiten Umfall; Letzterer hebt sich ringsum in leichter Weise, was uns sehr hübsch erscheint, die Taille ist sehr lang und unten schmal; im Allgemeinen macht man die Schöße länger und unten breiter als bisher, folglich bedecken sie mehr die Schenkel und die Hüften. Dies Genre ist unstreitig in jeder Hinsicht den kurzen Schößen, welche man seit dem Beginn der Saison getragen, und in welchem keine Proportion ist, vorzuziehen, denn ohne Proportion kann nichts elegant noch graziös erscheinen. Womit lassen sich in der That jene Schöße, welche kaum die Schenkel bedecken, vergleichen? sie haben das Ansehen von förmlichen Jacken. Da die Schönheit eines Fracks lediglich van der Vollkommenheit seines Ensembles abhängt, sa ist es auch nothwendig, in jedem einzelnen Theile ein vallkommenes Ebenmaß beizubehalten, und nach dem jetzigen Geschmacke, müssen zu der Länge des Leibes, die Schöße bis in die Kniekehlen reichen; die Schöße, welche wir bemerkt haben, waren unten leicht gerundet, und endigten in einem spitzen Winkel über der Hüfte; varn ist der untere Theil immer eckig geschnitten; die Anglaisen macht man noch immer breit, aben eckig, und bis nach unten zurückschlagend, bekanntlich werden die Ball- und Gesellschafts-Fracks nicht zugeknöpft; nach ihrem Belieben schneiden die Kleidermachee dir Zipfel des Kragens eckig, oder mit M; die Aermel sind halb anschließend; ein aber zwei Steppreihen bilden unten den Aufschlag; die Oeffnung an dem untern Theile des Aermels beträgt 10 Cent., und obgleich diese Oeffnung mit drei Knöpfen und eben so viel Knopflöcher verziert ist, gehört es doch zum guten Geschmack, den Aermel ungeknöpft zu lassen. Diese Art Fracks steppt man auf dem Rande, oder mit offenen Rändern; die Knöpfe trägt man noch gewölbt, oder halbgewölbt, und immer van glattem Atlas. Gewöhnlich wählt man zu den Ball-Fracks dunkle Farben. Die Ball- oder Soéree-Pantalons verfertigt man halb anschließend und über der Fußbiege sehr leicht gerundet, obgleich die meisten mit Schnur getragen werden, so haben sie dennoch Sprungriemen, man macht aber die Sprungriemen von Tuch und mit Seide gefüttert. Die zu den Pantalons vorherrschendsten Stoffe sind die schwarzen und weißen Satins. Die in den Gesellschaften getragenen Gilets macht man gerade und sehr lang, kaum mit 4 Knöpfen zugeknöpft, sa daß sie fast die ganze Brust unbedeckt lassen; die dazu modernsten Stoffe sind die Velours dentelle, die broschirten weißen Satins, die gestickte weiße Piques, und die strohgelben Valencias. Alle jene Gilets sind ringsum mit einer dünnen, dazu passenden Litze besetzt. Die Knöpfe macht man von demselben Staffe.

Erklärung der Modenkupfer.

1. 2. Damen-Maskenanzüge. 3. Balltoilette für einen Herrn. 4. Maskenanzug für einen Herrn, alte Hoftracht.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.
Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 7. N. Büchner, Redacteur. 1846.

Keine Begnadigung.

Eine dunkle Geschichte.

(Fortsetzung.)

George lächelte. — Sie dürfen ohne Rückhalt reden. Ich komme nicht hierher, um Sie auf das Glatteis einer gefährlichen Konversation zu führen; ich will keine Geheimnisse, keine Ueberzeugungen aus Ihnen herauslocken, welche am besten Jeder für sich behält. Sie haben heute für den Verurtheilten eine lebhafte Theilnahme gezeigt.

Ja, das habe ich; und keine Macht der Welt wird mich dahin bringen können, sie zu verleugnen.

Ich bin in ähnlichem Falle. Die Person des Verurtheilten zwar ist mir so gut wie unbekannt, aber andere Verhältnisse zwingen mich, zwingen mein Herz, daß es Antheil an dieser unglücklichen Sache nimmt.

Aber sagen Sie doch — —

Was?

Erzählen Sie mir, wenn ich bitten darf, die Zusammenhänge. Oder soll sich Ihre Offenheit gegen mich nicht bis zu diesem Ziel ausdehnen.

Ich kann Ihnen jetzt gestehen, Herr Kapitän, daß mich zunächst der Wunsch hierher geführt hat, Ihr Verlangen von heute Morgen zu befriedigen. Es ist eben so wenig Neugier, welche Sie treibt, nach vollständiger Auskunft zu begehren, als mich ein gewöhnlicher Kitzel, ein Behagen am Schrecklichen verführt hat, in die Geheimnisse dieser Geschichte einzudringen. Ich werde Ihnen Alles erzählen. Sie sind ein Freund des Meistbetheiligten, des Helden; mich bindet ein tiefes Mitgefühl, eine schmerzliche Freundschaft an die Heldin, wenn man überhaupt solchem Unglück gegenüber diesen Theaterausdruck gebrauchen darf.

Er schwieg. Der Kapitän ehrte sein Schweigen, weil er bereits Manches zu ahnen glaubte; er zündete, um besser warten zu können, die Pfeife wieder an, welche in der Hast des vorigen Gesprächs ausgegangen war. Nach einer Weile fuhr der Geheimsekretär fort:

Ueber die Person des Verurtheilten sind wir einig; es ist unnütz, daß wir darüber lange Verständigungen

beginnen. Sie wissen vielleicht auch, daß sein Vater in kurtrierschen Diensten gestanden, als Major seinen Abschied genommen und dann ein Gut in der Nähe des Rheins bezogen hat. Sein unmittelbarer Nachbar war ein Rentamtmann Fischer, welcher die Güter eines rheinischen Grafen verwaltete. Die alten Herren kamen zusammen, ihre Kinder, die in gleichem Alter waren, auch, der junge Karl und Louise, die Amtmannstochter. Die Alten spielten Karten oder Schach, oder unterhielten sich von dem Marschall d'Etrées, den Beide gekannt, und über welchen der Major eben so zu schimpfen pflegte, wie der Amtmann sein lustiges und liederliches Herz lobte; die jungen Leute verliebten sich, weil sie nichts anders zu thun wußten, weil sie weder Karten noch Schach spielen konnten, noch die Ehre gehabt hatten, den Marschall d'Etrées oder den Prinzen Soubise zu kennen. Sie brachten höchst unschuldig die Gegenwart hin und unterhielten sich von der Zukunft, und wie sie in ihr so glücklich sein wollten. Als Karl sich dem Kommando seines Vaters fügen und abreisen mußte, um in kaiserliche Dienste zu gehen, gaben sie sich die ersten Küsse und schwuren sich ewige Treue, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist. Karl versprach in spätestens fünf Jahren zurückzukehren, allerwenigstens als Chef eines Husarenregiments, und Louise dachte sich bereits als Frau Oberstin. Während er fort war, ging es mit dem Rentamtmann Fischer übel. Er war ein leichtsinniger Mann, der dem kommenden Tage allzeit sorglos in das Auge schaute. Man entdeckte plötzlich bedeutende Kassendefekte bei ihm, und es war noch ein Glück, daß ihn sein gräflicher Herr nicht den Gerichten übergab, sondern blos von Haus und Hof jagte.

So kam er hierher. Er hatte einen Verwandten in kurfürstlichen Diensten; dieser, meinte er, sollte ihm zu einer kleinen Stelle verhelfen. Indeß wollte sich nicht leicht ein Posten für den alten, bequem gewordenen, unzuverlässigen Mann finden. Louise war mit ihm gekommen; ich war damals auf Universität und auf Reisen und kannte sie nicht, doch hörte ich einmal gelegentlich, daß es den Leuten übel ginge. Da fiel ein Blick unseres Herrn, des Kurfürsten, auf die Schönheit des Mädchens. Das Uebrige mögen Sie errathen.

Ich bin nicht stark im Errathen, meinte der Soldat.

Sie zwingen mich, auszusprechen, was ich gern verschweigen würde. Der Kurfürst ließ dem ehemaligen Amtmann Anträge machen. So viele Ehrlichkeit war indeß noch in dem alten Fischer, daß er seine Tochter nicht verkaufen wollte. Man weiß Mittel für dergleichen. Man verwickelte den Alten in eine betrügerische Geldspekulation, man zog ihn vor Gericht, man drohte ihm mit den härtesten Strafen, man zeigte ihm auf der andern Seite ein sorgenfreies, müßiges Leben. Das war hinreichend, der Plan gelang. Der Alte willigte ein, er ward ein Schurke und gab seine Tochter preis. Er soll sie selbst dem Kurfürsten gebracht haben. Wir kennen sie jetzt als Baronin von Dürkberg.

Und Karl erfuhr von alldem nichts? fragte der Kapitän.

Wie es scheint, nicht. Er kam, wie Sie wohl wissen werden, vor einem Jahre etwa aus kaiserlichen Diensten zurück, als sein Vater gestorben war, und als er erfahren, daß sein väterliches Gut bedeutend verschuldet, ihm dagegen von mütterlicher Seite eine bedeutende Erbschaft zugefallen sei. Damals mag es ihm wohl gefälliger Freunde Mund erzählt, die Luft mag es ihm zugeflüstert haben, daß die, welche er einst geliebt, welche ihm ewige Treue zugeschworen, jetzt so tief gefallen. Die Geliebte, die Mätresse eines Fürsten, — ich kann am besten fühlen, was in diesen Worten liegt. Er machte sich auf, er kam hierher. An der Thüre des Dürkberg'schen Pallastes fragte er den Portier, wo die Jungfer Louise Fischer sei?

Der Mensch gähnte und entgegnete, eine Louise Fischer kenne er nicht; dies hier sei der Pallast der Baronesse Dürkberg.

Elender Hund! rief der wilde junge Mann, so führe mich denn in des Teufels Namen zu dieser Baronesse Dürkberg!

Ist nicht mein Amt, entgegnete trotzig der Bursche.

Der Fremde eilte an ihm vorbei, die Stiegen hinauf; ein Kammerdiener fragte ihn nach seinem Begehr und versicherte, daß die gnädige Frau jetzt nicht zu sprechen sei, weil sie Besuch erwarte. Karl schob ihn zur Seite und riß ein Zimmer auf, er eilte durch zwei andere, seine Leidenschaft führte ihn richtig, — er stürzte in das Boudoir der Baronin. Eine Kammerfrau kreischte empor, aber die Stimme des eindringenden Mannes übertönte die ihrige. — Louise! rief er und stand festgebannt. Sie ward weißer als Alabaster, Schreck und Reue mochten ihr todtkalte Ströme durch Brust und Glieder gießen. Unwillkürlich, gleichsam einer höheren Nothwendigkeit gehorchend, winkte sie der Dienerin, sich zu entfernen. Was er ihr zugerufen, was er ihr gesagt, mögen Sie sich denken, lieber Herr Kapitän. Er rief ihr die gemeinsame Jugend zurück, in erschütternden Tönen diese Zeit der Unschuld und ihrer Träume; er vergab ihr Alles, was sie gefehlt, er beschwor sie, ihr gan-

zes Leben hinter sich zu werfen und mit ihm zu fliehen, aus Jahren der Nacht, des Verlorenseins mit ihm einem jungen Morgen entgegen zu eilen. Wer weiß, was geschehen wäre — denn das Engelsgesicht Luisens, oder vielmehr der Baronesse, dieses schöne stille Auge kann nicht lügen und sagt laut, daß bei ihr noch allzeit über der Wolke der Sünde die Ahnung der Tugend als Stern erglänzt, — wenn nicht plötzlich der Kammerdiener die Thüren geöffnet und hereingemeldet hätte: Seine Durchlaucht der Kurfürst! — Das unglückliche Weib schob den Jugendfreund hinter eine Tapetenthür; er, von dem Moment überrascht und befangen, gehorchte willenlos. Der Kurfürst trat ein; mochte er die Gegenwart des Nebenbuhlers wissen und ihn recht tief kränken wollen, genug, er eröffnete die Unterhaltung mit einem unanständigen Scherze. Louise duldete still; — die Tapetenthüre zitterte. Er zog sie an sich, er legte seinen Arm um ihre Hüfte, er gab ihr keinen Kuß, er verlangte einen von ihr. Sie blieb regungslos und starrte ihn an. Höhnend begehrte er ihn zum zweiten Male, sie neigte sich gegen ihn — — da flog die Thüre auf, und mit jener Macht der Verzweiflung, wie sie in einem Menschenleben nur in wenigen Augenblicken hervorbricht, riß der Jüngling das Paar auseinander. Seine nächste Bewegung war ein Griff nach dem Degen, aber Luise fiel ihm in die Arme, und ehe er sich von ihr losmachen konnte, war auf den Ruf des Kurfürsten die Dienerschaft hereingeeilt. Karl verwundete Einige, die Uebermacht indeß war zu groß, er wurde überwältigt und ergriffen. Bei Nacht hat man ihn dann unter militärischer Bedeckung über die Gränze gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Philippsburger*).

Auf der Philppsburg zu Sundewitt hat einst ein Herzog gelebt, der war mächtig und gewaltig, sein Wesen war eitel Gerechtigkeit und Milde, und überall, wohin sein Arm reichte, ward er geliebt und gefürchtet zugleich.

Der Herzog hatte es zu hohen Jahren gebracht, und seine Stunde war kommen. Da ließ er seine Söhne zu sich rufen, zwei Jünglinge schön wie der Tag und prangend in der Kraft einer unverdorbenen Jugend. Der Aelteste, Adalbert, war hoch und stark gewachsen, aus seinen festen Zügen blickte die Kraft des Vaters, und er war anzuschauen, als ob die kleinlichen Sorgen und Schmerzen des Lebens nimmer zu seinem Herzen hinauf könnten. Der Jüngere, Willibald, war behender und zierlicher von Gestalt, der leichtfüßigen Antilope vergleichbar, die dem Könige der Wüste auf unsichtbarem Hufen voranfliegt, aus seinen tiefblauen Augen drang ein ganzer Himmel voll Erdenseligkeit, und sein Herz stand offen jedem innigen, zärtlichen Gefühl.

So traten die Brüder, gleich Sonne und Mond, in das Sterbegemach des Vaters und erhellten ihm seine letzte Erdenstunde. Er hatte die Hand segnend auf ihre Häupter gelegt und drückte sie Beide an sein Herz, dann aber sprach er: „Lebt wohl! Wenn das Stundenglas abgelaufen ist, das hier an meinem Lager steht, bin ich hinübergegangen und bringe der seligen Mutter Euren Gruß! Lebt glücklich auf meinem Erbe, seid fröhlich zur fröhlichen Stunde, schützt den Schwachen und erlahmt nie im Ritterdienst der Ehre. Wollt Ihr aber, daß mein Segen Euch immerdar umschweben soll, so bleibt einig! Was für Schickungen Euch treffen mögen, welche Kümmernisse Ihr zu tragen habt, seid beständig in Eurer Liebe zu einander!"

„Das schwören wir!" sagten die Brüder, indem Adalberts Gesicht von hoher Röthe erglühte und Willibalds blaues Auge sich im Glanze der Thränen spiegelte.

„Das schwört Ihr und das haltet! Ich will der Hüter Eures Eides sein!" sprach der Vater schwach. „Brecht Ihr ihn, so stört Ihr die Ruhe meines Grabes. Und nun umarmt Euch noch einmal, meine Söhne, daß ich mich durch diesen Anblick stärke zum langen Abschiede."

Die beiden Brüder breiteten die Arme aus, sich zu umfangen, und der Vater sprach vor sich hin: „Siehe, wie lieblich es ist, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen." — Die Jünglinge hielten sich fest umschlossen in unauflöslicher Umarmung, und als sie endlich das Antlitz zum Vater wendeten, war dieser sanft hinübergeschlummert, und ein seliges Lächeln schwebte um die bleichen Lippen.

Da warfen sie sich, des tiefsten Schmerzes voll, über den theuren Todten und vernahmen die Sterbeglocke nicht, welche die Trauer des Hauses weit hinaustrug in all das umliegende Land.

---

*) Eine von den „kleinen Geschichten aus Schleswig-Holstein," welche der Gesellschafter in einer ganzen Reihenfolge mittheilt.

Am achten Tage nach dem Begräbnisse des Vaters, als der laute Schmerz einer stillen Melancholie gewichen war, trat Willibald, völlig reisefertig, in das Gemach des Bruders, und Jener ging ihm mit den Worten entgegen: „Laß uns einen kurzen Abschied nehmen. Du ziehst über See, um dem innern Drange genug zu thun. Bedenke, daß unsere Trennung von Dir ausgeht, nicht von mir. Du bist es, der von dieser Schwelle scheidet, die uns der Vater zum gemeinsamen Aufenthalte angewiesen hat."

„Habe Mitleid, Adalbert, und vernichte mich nicht durch Deine Vorwürfe. Ich fühle, daß Du recht hast, und doch kann ich nicht anders. Zu mächtig ist der Trieb des Wissens in mir: von fern höre ich den klaren Lebensquell rauschen, ich muß hin und meinen brennenden Durst löschen. Schilt mich nicht, Bruder."

„Geh in Frieden, Willibald. Ich verkenne Dich nicht. Ziehe hinaus in die Welt, säe aus und halte eine fröhliche Erndte. Wenn Du dann wiederkehrst, bringe nicht den Dämon der Zwietracht aus der Fremde zu dem väterlichen Dache herein, ich fürchte, wir möchten nicht im Stande sein, ihn zu bewältigen.

„Nein! Nein!" rief erschüttert Willibald.

„Ich vertraue Dir, Bruder! Unterdessen will ich, in steter Erinnerung an Dich, hier weilen und unser gemeinsames Gut mit allem Fleiße verwalten. Für's Erste bist Du mit Allem reichlich versehen; sobald es Dir zu fehlen beginnt, lasse es mich wissen und Du sollst mich nicht säumig finden. Und nun tritt ans Fenster, damit Du siehst, wie ich Dir Deine Reise bereitet habe."

Willibald trat auf den Erker hinaus und sah ein schneeweißes, prächtig aufgezäumtes Roß, das hielt ein alter Knappe am Zügel, der schon dem Vater viele Jahre lang treu gedient hatte: weiter rückwärts aber gewahrte man vier jugendliche Knappen, in Scharlach-Gewändern, auf lichtbraunen Pferden. Als diese den Jungherrn auf dem Erker erblickten, jubelten sie ihm laut entgegen.

„Schau auf, Willibald!" begann der ältere Bruder; „der alte Karsten Steen führt Dir selber das Roß vor. Es war unsers Vaters treuer Leibdiener und hat es sich als eine Gnade ausgebeten, Dich begleiten zu dürfen. Die vier Jünglinge sind Söhne unserer bravsten Burgsassen, die vor Begierde brennen, mit Dir zu ziehen und Dir zu dienen. Halte sie gut, ziehe in Frieden und sei stets unsrer Liebe eingedenk."

Beide Brüder umarmten sich noch einmal, dann aber stürmte Willibald die Stiege hinab und bald darauf flog er mit seinem Gefolge die Ebene entlang, dem Saum des fernen Buchenwaldes zu. Adalbert sah ihnen nach, so lange er irgend etwas von ihnen gewahren konnte. Dann grüßte er noch mit der Hand, als könnten sie es gewahren, und sagte vor sich hin: „Ich wäre auch gern hinausgegangen in die bunte schimmernde Welt, denn ich habe sie nicht gesehen mein Lebelang; aber Einer muß doch hier bleiben, der das Erbe des Vaters behütet. Wie ist mir jetzt Alles so leer!"

Ein Jahr und länger war vergangen, seit Willibald das väterliche Haus verlassen hatte. Anfangs schickte er von Zeit zu Zeit treulich Botschaft an den Bruder und meldete ihm Alles, was auf seinen Hin- und Herzügen ihm begegnet war. Aber nun hatte er lange nichts von sich hören lassen, und seit er jenseit des Meeres in dem glänzenden Kopenhagen lebte, war erst einmal Nachricht auf der Philippsburg eingetroffen.

Adalbert ging sinnend in der Halle auf und ab: „Was es sein mag? Ein Leid ist ihm nicht wiederfahren, sonst hätte Karsten Steen, unser treuester Mann, mir ungesäumt Botschaft gesendet. Er lebt dort an einem glänzenden Hofe, die Sprache der dänischen Großen klingt verführerisch, Willibald hat einen weichen Sinn; es wäre betrübt, wenn er vergessen sollte, wessen Stammes er ist."

Da tönte das Horn des Wächters, und bald darauf stand Karsten Steen, der treue Diener des Hauses, mit einem Briefe in der Hand vor Adalbert.

„Wo ist mein Bruder und wie gehts es ihm?" fragte dieser rasch.

„In Kopenhagen ist er, und es geht ihm wohl!" sagte der Diener. „Das Schreiben aber wird Euch das Weitere melden."

Adalbert nahm rasch den Brief. Er überflog den Eingang und die ersten minder wichtigen Nachrichten, dann aber las er mit wachsender Theilnahme:

„Und so ist nun der Wendepunkt meines Geschicks eingetreten. Ich liebe, Adalbert, und werde auf das Innigste wieder geliebt. Thora heißt die Erwählte meines Herzens. Sie ist eine Waise, aber von untadellicher Herkunft aus einem der edelsten Geschlechter Seelands. Daß sie arm ist, wird ihren Werth in Deinen Augen nicht verringern. Ich sah sie zuerst bei einem ländlichen Feste am Gestade des Meeres, wo sie mit den jungen Fischermädchen tanzte und ihnen zur Laute einfache Lieder sang. Bei dem ersten Anblick flog ihr mein Herz entgegen. Ich habe lange vergeblich um sie geworben. Während dieser Zeit vergaß ich Alles, sogar Dich, meinen lieben, einzigen Bruder. Endlich gab sie meinem Drängen nach;

was ihr Mund nicht sprach, verrieth ihr feuchtes Auge. Zitternd reichte sie mir die Hand, mit Entzücken schloß ich sie in meine Arme. Ich habe ihr in traulichen Stunden die künftige Heimath beschrieben; ich habe auch von Dir gesprochen, habe Dich mit allem Feuer der Bruderliebe geschildert und ihr Dein Bild gegeben, das Du mir zum Abschiede verehrtest. Sie erröthete, als sie es erblickte, und sagte: Solche edle Züge wären der treue Stempel eines edlen Gemüths. Herzlich freuet es mich, daß sie Dich so richtig erkannt hat. Wie sehr sehne ich mich darnach, Euch zusammen zu führen!"

Willibald hatte noch lange in dieser Weise fortgeschrieben, Adalbert las es, und freute sich über des Bruders unbewölkten Glückshimmel; dann aber setzte er sich zum Schreiben und sandte den Diener am folgenden Morgen nach Kopenhagen zurück. Sein Brief enthielt einen herzlichen Glückswunsch und die dringende Einladung, so schnell als möglich zu ihm zu kommen, um die Zeit bis zur Vermählung mit einander in der väterlichen Burg zuzubringen.

Mit Freuden ward diese brüderliche Botschaft von Willibald empfangen, mit Erschrecken von Thora: ihm erschien die Zukunft ein lichtes Rosengewölk, ihr ein drohender Gewittersturm. Er trieb unablässig zum Aufbruch, sie säumte und verschob die Abreise unter mancherlei Vorwänden. Aber endlich ließen sich keine Ausflüchte mehr ersinnen. Die Segel des Schiffes schwellten und trieben es hinüber zum deutschen Gestade. Thora hatte sich in ihre Kammer begeben und saß dort einsam, trüben Ahnungen nachhängend. Willibald stand auf dem Verdecke, jubelnd und singend, seine jugendlichen Knappen führten meinen Waffentanz aus und der alte Karsten Steen begleitete ihn mit der Laute.

Die Fahrt ward vollendet, und die herrlich geschmückten Rosse wieherten den Landenden entgegen; sie bestiegen sie, und rasch ging es der Philippsburg entgegen. Willibald sah nicht die festlichen Anstalten, die Adalbert getroffen hatte, um die Braut seines Bruders zu ehren, er sah nur ihn selbst, wie er am Schloßthor stand, herrlich anzuschauen, gleich einem jungen Kriegsgott. Er flog mit offenen Armen auf ihn zu, er führte ihn zur Thora. Beide standen einander gegenüber; Adalbert erröthete, Thora erbleichte; dieser Moment entschied über das Schicksal der Philippsburger.

Willibald ahnte nichts Böses. Es machte ihn glücklich, wenn er die Braut und den Bruder zusammen fand. Auge in Auge und Hand in Hand, todt für die übrige Welt. „Diese Eintracht ist ein neues Pfand unseres Glückes!" sprach er vor sich hin, wenn sie bei seinem Anblick zusammenschracken, wie zwei Schuldige, die man auf böser That ertappte. Und als nun ein Ereigniß eintrat, das Willibald zwang, noch vor der Hochzeit zu verreisen, sagte er zu dem Bruder: „Dir vertraue ich sie an, während ich am Hofe des Kaisers für das Recht der Holsten spreche. Hüte sie wohl! ich fordre sie von Deiner Hand zurück!"

Es währte nicht lange, da war Willibald von dem Schlosse der Väter in das Land Italien gezogen, wo der Kaiser seinen Hof hielt im herrlichen Mailand. Hier ward er lange hingehalten von dem Kanzler des Kaisers und dessen Schreibern; was er geglaubt hatte, in mehrern Tagen zu vollbringen, dazu gebrauchte er mehrere Monate. Endlich gelang es, die Urkunde zu erhalten, die von so besonderem Werthe für das Land erschien; er nahm höflich Urlaub vom Kaiser, dem er seines ritterlichen Wesens halber, als auch besonders wegen seiner Sangeskunst, werth geworden war, empfing knieend ein güldenes Gnadenkettlein und zog, von seinen Knappen begleitet, die seit dem Tage seines ersten Auszuges sich nicht von ihm hatten trennen mögen, nach der fernabliegenden nordischen Heimath.

Aber je näher er derselben kam, je schwerer fiel es ihm auf's Herz, sein Frohsinn schwand ganz und gar, und trübe Ahnungen hielten seinen sonst so heitern Sinn gefangen. Und als er mit seinen Gefährten über die Elbe schiffte, als der Huf seines Rosses gegen Albingischen Boden schlug, hatte sich eine tiefe Melancholie über sein ganzes Wesen verbreitet und er vermochte kaum, sich der Thränen zu erwehren. Was er früher nicht rasch genug herbei wünschen konnte, das suchte er jetzt so lange als möglich aufzuhalten. Jeder Vorwand zu einer kürzern oder längern Rast war ihm willkommen, er schob den Augenblick der Heimkehr immer weiter hinaus; und doch kam endlich die gefürchtete Stunde. Es war ein feuchtkalter Herbstmorgen angebrochen und ein eisiger Wind fuhr durch das raschelnde Laub, als die Philippsburg nahe vor den Heimkehrenden lag. Aber kein Wächter verkündigte ihre Ankunft durch lustigen Hörnerschall und die Insassen begrüßten sie nicht mit freudigem Winken. Aber von der Mauer wehte ein schwarzes Banner.

„Um Gott, hier ist ein Unglück vorgefallen!" schrie Willibald und drückt dem Pferde die Sporen so heftig ein, daß dieses hoch aufbäumte und dann, wie ein Pfeil, dahin flog. Unter dem Schloßthore glitt er fast besinnungslos vom Pferde und sah den Bruder vor sich,

schwarz angethan, mit todtesbleichem Angesicht, der ihn mit überströmenden Augen in seine Arme schloß.

„Adalbert! was ist geschehen? Wo ist meine Braut? Wo ist Thora?"

„Dort!" sprach Adalbert und deutete mit der Hand gen Himmel.

„Todt?" rief der Jüngling, und dumpfe Betäubung umhüllte seine Sinne.

Ein heftiges Fieber warf ihn darnieder, von dem er nur langsam genas. Sein Bruder hielt als ein treuer Wächter und Wärter bei ihm aus. Eines Nachts schreckte der Kranke aus seinem Fiebertraum auf. „Ich habe sie gesehen!" schrei er laut.

„Wen, Willibald?" fragte der aus dem Nebengemach herbeieilende Bruder.

„Meine Braut! Thora!"

„Du täuschest Dich!"

„Nein! Sie war es! durch die Thüre mir gegenüber ist sie eingetreten, in jener Nische ist sie verschwunden. Dort stand sie still, streckte, wie um Vergebung flehend, die Hände nach mir aus und schwebte lautlos weiter."

Adalbert wandte sich ab; sein Antlitz war noch bleicher als das des Kranken.

Endlich schlug die Stunde der Genesung. Mit dem ersten erquickenden Frühlingsstrahl zog Willibald aus dem Hause der Väter. Er wollte fürder nicht dort weilen, wo er das Glück des ganzen Lebens verloren hatte, und nahm für immer Abschied von dem Bruder. Sein Weg ging wieder über See nach Kopenhagen; aber dieses Mal nicht mit der Laute im Arm, dieses Mal nicht an den bewegten, glanzerfüllten Königshof, zum fröhlichen Turnei und glänzendem Bankett. Er zog sich in die Stille einer abgelegenen Wohnung zurück und las die Schriften der alten Weisen, deren Studium seine einzige Beschäftigung ausmachte.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Eine Morgenvisite.) Ein noch junger Bankier in Paris, welcher erst seit einigen Monaten vermählt ist, hatte seit Kurzem so heftige und oft wiederkehrende Anfälle von Eifersucht, daß seine junge liebenswürdige Gattin manchmal einen panischen Schrecken darüber bekommen hat. Die Phantasie eines Bankier ist in der Regel nicht sehr poetisch, aber die Phantasie eines Ehemanns, sei er nun Bankier oder nicht, ist immer sehr lebhaft, sobald die Ehre seines Hauses ins Spiel kommt. Der Pariser Bankier, der am Tage nur mit Actien, Prämien und Courszetteln zu thun hatte, träumte von nichts als Strickleitern, Entführungen, und unerlaubten Conversationen. Eines Morgens verließ er sein einsames Lager nach einer unruhigen Nacht, in welcher ihn unaufhörlich der Alp gedrückt hatte. Er war bleich und angegriffen; er hatte Kopfweh und Ohrensausen; ohne Zweifel hatte der arme Mann noch unruhiger als gewöhnlich geträumt. Der Tag fing an zu grauen, als er in seinen Garten hinunter ging, um sich in der kühlen Morgenluft zu erfrischen. Nach einer Stunde kehrte er in seine Wohnung zurück. Als er durch den Salon in ein Zimmer ging, welches zwischen den Schlafgemächern der beiden Gatten liegt, that sich die Thür langsam auf und ein anständig gekleideter Mann kam leise und vorsichtig heraus. Der Bankier sprang wüthend auf den Unbekannten los, und schleppte ihn den Salon. — „Elender! rief er zähneknirschend; ich könnte Dich auf der Stelle meiner gerechten Rache opfern!" — Entschuldigen Sie, mein Herr, erwiederte der Unbekannte etwas verblüfft, ich bin nicht so schuldig wie ich scheine." — „Kein Wort, oder Sie kommen nicht lebendig über diese Schwelle. Sie verdienen wohl die Ehre nicht, sich mit mir zu schlagen, aber eine solche Schmach ist nur mit Blut abzuwaschen." — „Ich stehe zu Befehl, erwiederte der ungebetene Gast, ganz beruhigt. Belieben Sie Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen." — „In einer Stunde, hinter dem Teiche bei Auteuil, auf Pistolen!" — „Gut, ich komme." Bei diesen Worten verbeugt sich der Unbekannte, eilt zur Thüre und verschwindet. — Der Bankier trifft sogleich seine Vorkehrungen, schreibt in der Kürze seinen letzten Willen nieder und verläßt mit Pistolen und Munition versehen, das Haus. Kaum hat er die Ecke der Gasse erreicht, so begegnet ihm seine Gattin, welche in Begleitung ihrer Kammerjungfer nach Hause zurückkehrt, und ihn mit dem heitersten, unbefangensten Lächeln begrüßt. „Wohin so früh? lieber R. fragte sie, sich an seinen Arm hängend. Aber Du siehst ja so entsetzlich blaß und verstört aus; was ist Dir denn? — Recht so, erwiederte der Bankier mit verbissenem Grimm; fügen Sie der Schmach nur noch den Spott hinzu. Sie wollen wissen, wohin ich gehe! Ich will dem Elenden, der vor einer Viertelstunde aus ihrem Zimmer kam, eine Kugel durch den Leib jagen." — „Aber was fällt Dir ein, lieber Mann? Ich ging vor länger als einer Stunde mit Henriette fort, um ein Bad zu nehmen; das schöne Wetter hat mich dazu bewogen." — „Aber jener Mann, den ich gesehen, gesprochen..?" — „Ich verstehe nicht, was Du sagen willst. Aber kehre mit mir um und frage den Portier." Die Vernunft drang endlich in das verworrene Gehirn des eifersüchtigen Gemahls. In dem Zimmer der Damen waren mehrere Meubels erbrochen: ihre Kostbarkeiten waren nebst einer kleinen Summe Geldes verschwunden. Kurz, der Bankier hatte es mit einem jener Diebe zu thun gehabt, welche in Paris unter dem Namen voleur au bonjour mit Recht sehr gefürchtet sind. Er hatte aber alle Ursache, sich Glück zu wünschen, daß nur die Pretiosen seiner Frau eingebüßt waren.

(Der letzte Commis.) In hundert Jahren ist kein Commis mehr auf der großen weiten Welt! Ausgestorben ist das Geschlecht der Kaufmannsdiener und Commis, ausgestorben auch das alte Markthelfer-Geschlecht! O, wie wird es still

und traurig sein in Deutschland und wie ungeheuer langweilig, wenn sie hinausgetragen haben die Gebeine des letzten an Salairschwäche gestorbenen Commis, den letzten Mohikaner! Wer wird dann Billard spielen? wer die Miethpferde und die Damen in Schweiß bringen? — In hundert Jahren tritt der Käufer in eine Handlung: es ist grausig still! Nachdem er seine Wünsche laut werden ließ, rauschen ihm mit Locomotiv-Schnelligkeit einige dunkle Gestalten entgegen, die ganz aussehen wie Menschen, einen Kopf und einen Hals mit Vatermördern, Füße, Bauch, kurz, alle Aeußerlichkeiten eines Menschen haben, nur ihr Gesicht ist etwas angeräuchert, da aus der Nase ein fortwährender Steinkohlendampf hervorqualmt. Ein jetzt lebender Käufer würde sich bei ihrem Anblicke kreuzen und segnen; denn

Menschen scheinen sie durchaus
Von gewohntem Fleisch und Bein,
Nur am Hinterkopf — a Graus!
Ist ein Rohr von Eisen klein . . . .

und ihr Bauch dünstet große Hitze aus. Es sind — Commis-Dampfmaschinen! Sie bringen Alles herbei, was der Käufer verlangt, wenn es im Laden ist; sie bedienen ihn aufs Beste und machen sogar freundliche Gesichter; sie schreiben Rechnungen, streichen das Geld ein und sausen, hat sich der Käufer entfernt, mit einem grellen Pfiff wieder zurück an ihre Pulte, wo sie die Bücher führen. Des Abends dreht der Principal eine Schraube an ihrem linken kleinen Finger auf, läßt sie ausdampfen und lehnt sie in einen Winkel des Gewölbes, aus dem auch er dann hinausgeht und dasselbe durch den bloßen Druck an einem kleinen Stiftchen vollkommen schließt. Frühmorgens werden die Leiber der Commis wieder durch Steinkohlen erhitzt und sie arbeiten dann den ganzen Tag so fleißig wie gestern, wie alle Tage. Eine solche englische Commismaschine kostet 25 Louisd'or, verbraucht jährlich für 20 Thaler Steinkohlen und thut 75 Jahre ihre Dienste, ehe sie ausrangirt werden muß. O, wie wird es angenehm sein in hundert Jahren für die Principale, wenn sie ihre Commis mit Steinkohlen füttern können; wenn sie ihre ganze Lebenszeit die Commis nicht zu wechseln brauchen, was sie jetzt oft alle Monate thun; wenn sie dieselben des Abends so hübsch in eine Ecke lehnen können bis zum andern Morgen und keine Sorge haben dürfen, ihr Commis besaufe sich ganz mörderlich oder verspiele 25 Groschen und mehr oder komme am Morgen mit duslichtem Kopf von der durchschwärmten Nacht. Welche Lust, dann Principal zu sein, wenn das ärgerliche Wort Salair in ihren Büchern nimmermehr zu finden ist!

— Prinz Waldemar bringt aus Tibet eine Bet-Maschine mit, die vielleicht in unserer frommen Zeit auch bei uns mode wird. Dieses Instrument ist ein hohler Cylinder von Metall, der sich auf einer hölzernen Achse bewegt und mit geschriebenen Gebeten und frommen Sprüchen gefüllt ist, die durch stetes Umdrehen in Bewegung gehalten werden und so das Hersagen der Gebete ersetzen. Stundenlang wird diese Rolle nach Vorschrift gedreht, während der Fromme gedankenlos den Dampf aus langer Pfeife von sich bläst oder wohl gar ein gleichgültiges Gespräch führt.

(Der Schlächterjunge.) Ein Schlächterjunge schrieb an seinen Vater. „Lieber Vater! Mein Meister ist mit mich zufrieden. Er hat mich schon dreimal todtstehen lassen, und wenn ich mir gut halte, hat er gesprochen, will er mich zu Weihnachten schlachten lassen."

(Eine Damfmaschine) wird für Jemanden zu kaufen gesucht, welche den Verstand hervortreibt. Sie darf nur ganz wenig gebraucht sein, also ungeschwächt, weil es Mühe haben wird, damit zum Zweck zu kommen.

— Am 4. Jannar wurde der Gottesdienst in der Hof- und Domkirche zu Berlin durch ein lautes Geschrei eines jungen, wie man sagt vom Wahnsinn befallenen Mannes, der in der Kleidung eines Kochs und mit einer Bibel unter dem Arm während der Predigt in die Kirche eindrang, plötzlich gestört. Eine Feuersbrunst oder sonst ein Unglück vermuthend, drängte Alles nach der Kirchthüre zu. Der Unglückliche wurde demnächst in Sicherheit — d. h. in das Irrenhaus gebracht.

(Mensch.) Saphir reisete einst mit einem Frauenzimmer per Post. Im Laufe des Gesprächs fragte das Weib, wie sie den Herr zu tituliren habe. Der eingefleischte Humorist gab zur Antwort: „O, der Titel thut nichts zur Sache. Nennen Sie mich ganz einfach „Mensch", und ich will Sie auch so nennen."

— Notiz für Gartenfreunde. Vorigen Monat landete zu Nantes in Frankreich ein Schiff von der Insel Bourbon mit etwa 600 Pflanzen, gesammelt in China, in Indien, auf Madagascar und auf Bourbon selbst, nebst 181 Sorten bisher in Frankreich noch ganz unbekannter Sämereien und Zwiebeln. Die Ladung ist für den berühmten Pariser Pflanzengarten bestimmt.

(Türkische Justiz.) Die Zigeuner, welche in Böhmen, Ungarn und allen südlich und östlich gelegenen Theilen von Oestreich in großer Menge vorhanden, haben sich über alle Theile der Türkei, als ihrem ursprünglichen Vaterlande näher, noch viel mehr verbreitet, und sind auf dem Festlande wie auf den Inseln in Schaaren vorhanden. Eine solche Bande hatte auch auf Candia sich niedergelassen und erhielt von dem Gouverneur die Erlaubniß, sich zwei Meilen vor der Stadt ein Lager zu gründen. Wenige Tage, nachdem dieses geschehen, wurde das Lager geplündert, und auf die deshalb angestellte Klage nahm man aus den nächstgelegenen Dörfern einige zwanzig ganz unbescholtene Leute fest, welche durchaus die Thäter sein sollten. Sie wurden auf dem Marsche nach der Stadt schon auf das unmenschlichste gequält, in der Stadt selbst aber den grausamsten Torturen unterworfen, um sie zum Geständniß einer That zu bringen, welcher sie völlig fremd waren. Funfzehn von ihnen wurden an den Beinen aufgehängt, mit Holzsplittern gespickt, und diese wurden angezündet; man machte Eisenplatten glühend und legte sie auf die empfindlichsten Stellen der Körper, man bohrte ihnen Schrauben in die entfleischten Knochen und riß dieselben gewaltsam wieder heraus, man ließ die Unglücklichen unter diesen Martern sterben, worauf sie eingescharrt wurden. Die christlichen Candioten gruben die Leichname ihrer zu Tode gequälten Brüder wieder aus, ließen die Leichname untersuchen und setzten eine Klage gegen den Gouverneur, welche von fünfhundert Unterschriften bedeckt war, auf. Das Aktenstück kam aus Constantinopel zu-

rück nach Candia und der Gouverneur ließ die Unterzeichner zu sich laden und einem jeden derselben tausend Stockhiebe auf die Fußsohlen geben. Das war das Ende der Untersuchung.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man sieht den Toiletten die milde Witterung an, welche noch immer herrscht; wir haben vor einigen Tagen Anzüge bemerkt, welche an den Mai erinnerten. Die Damen hatten ihre Caschmirshwals und ihre Sammetmäntel abgelegt und gingen in Ueberröcken von Taffet umher. Diese Morgenkleinder haben meist ein glattes knappes Leibchen, aber davon Revers, die shwalähnlich aussehen und sich vorn in der Gestalt eines V, auf dem Rücken dagegen als runde Pelerine endigen. Die halbweiten Aermel reichen nur bis etwa eine Hand breit von dem Handgelenke und lassen so einen Unterärmel, von Batist oder Muslin sehen, der in Spitzenmanschetten endiget. Bei einer Soirée, in welcher nicht getanzt wurde, sahen wir ein Kleid von apfelgrünem, italienischem Taffet, was unten über einen Fuß hoch mit rosa Tüllbauschen garnirt war. Auch die Drapirung des Leibchens war von rosa Tülle. Bei derselben Gelegenheit bemerkten wir eine Dame in einem Kleide von Pompadourdamast mit einer Guirlande von blauen Glockenblumen. Auf dem Kopfe trug sie ein kleinschirmiges Hütchen à la Marie Antoinette von perlengrauem Sammet, der mit drei Federn, von denen die eine spiralförmig auf die Achsel herunterfiel, verziert war. Für den Ball ist Rosa die Lieblingsfarbe und der Atlas wird häufig mit Gaze, Tülle oder Oegandi überdeckt. Diese durchsichtigen Stoffe bilden zwei oder drei Röcke über einander, von denen einer immer kürzer ist als der andere; an den Leibchen befindet sich eine eben solche Berthe, die in der Mitte durch ein dickes Bouquet gehalten wird. Noch eleganter aber ist ein Kleid von weißem Atlas, das man durch zwei Röcke von weißem Tülle durchschimmern sieht, welche durch weiße Camelien mit einigen rosenrothen Blumen aufgenommen sind. Die Jubinnenröcke oder Tunicas, namentlich die blauen über einem blauen Kleide und die rosa über einem rosa Kleide, die überdies auch mit Stickereien oder Application verziert sind, stehen ebenfalls sehr in Gunst. Feste Falten bilden vorn ein Herz und auf dem Rücken eine Berthe. Die Blumen, die man auf dem glatten Scheitel anbringt, haben Zweige, welche herabhängen und fast bis auf die Achseln reichen. Neben den erwähnten leichten Stoffen herrschen aber auch die Spitzen noch immer vor. Man sieht auf rosa, blauem oder grünem Atlas bis 7 und 8 Volants von schwarzen Spitzen, und vor einigen Tagen sahen wir eine ganz junge Frau tanzen, welche auf ihrem Kleide von weißem Atlas drei außerordentliche durchsichtige Röcke hatte; diese drei Röcke waren von den kostbarsten englischen Spitzen und jeder wurde von der linken Seite durch drei Bouquets von weißen Camelien aufgenommen, die wiederum in den Spitzen durch eine Diamantagraffe gehalten waren. Auf dem Kopfe trug sie einen Kranz von gleichen Blumen à la Iphigenie und auf den glänzenden Blättern derselben befanden sich gleich dicken Thautropfen kostbare Perlen. Die Haarputze sind so außerordentlich verschieden, daß man weiter nichts sagen kann, als: man wähle den, welcher am besten steht. Die Clotildenflechten sind indeß völlig verschwunden; dafür trägt man sie als Kranz oben auf dem Wirbel, oder man trägt englische Locken oder schmale Streifen bis an's Ohr, oder drei lange Locken an jeder Seite. Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß die Haarputze noch immer breit und etwas hoch sind; man bringt häufig einzelne Blumen darin an oder Federn, die durch Spitzenbarben gehalten werden; auch Sammet-Spitzen und die Resillen (Netze) stehen in Gunst; die Blondenbarben ꝛc. werden verschieden angewendet und meist durch Nadeln mit Edelsteinen gehalten: namentlich bringt man an den Kopfputzen von Sammet, Gaze oder Spitzen einen großen Theil seiner Diamanten an. Auch die Mode der Colliers ist diesen Winter wieder aufgekommen und niemals hat man so viel Armbänder und Leibchenschmuck getragen. Die Negligéhüte sind von offenem oder ungerissenem Sammet mit langem Schleier und einer glattliegenden Feder, oder mit einem Büschel kleiner Federn. Die Visiten, die man zu den Ueberröcken trägt, haben kleine Aermel. Als Visitenmantel sieht man sehr hübsche von schwarzem Sammet, die etwas über das Kniee reichen und einen großen vorn runden Kragen und kleine Aermel haben, welche wie der Mantel unten herum und der Kragen mit einem breiten Pelzstreifen besetzt sind.

Man tanzt überall und man kann wohl behaupten, daß die weiblichen Toiletten niemals so elegant und geschmackvoll gewesen sind; sie bilden eine höchst glückliche Mischung der hübschesten Schöpfungen der früheren Jahrhunderte, die mit dem guten Geschmacke unserer Zeit zusammen gestellt sind. Die Kleider von Damast, von Sammet und Atlas sind fast alle auf Streifen von Gold- und Silberbrocat offen, das Leibchen ist immer glatt mit langer Schneppe und der Rock hat eine kleine Schleppe an schweren Stoffen, während man bei den leichten und durchsichtigen Stoffen, wie Krepp, Gaze, Tülle, Tarlatan und Organdi zwei bis drei Röcke übereinander trägt. Die Leibchen sind im Rücken sehr tief ausgeschnitten und lassen einen sehr großen Theil der Achseln sehen: die außerordentlich kleinen Aermel lassen fast den ganzen Arm bloß und die Draperien der Leibchen geben der Brust eine reizende Fülle; kein Wunder also, daß die Frauen in so reizenden Anzügen gefallen und Eroberungen machen! Wir beschreiben zwei solche Ballkleider etwas ausführlicher: Die eine Dame trägt zwei Röcke von rosa italienischem Taffet, die bewunderungswürdig durch Stickereien verziert sind, welche durch Tülle und Atlasband noch mehr herausgehoben werden; vorn bildet dieser Ausputz eine Art Schürze. Die Schuhe sind von rosa Atlas. Das Leibchen ist glatt mit mit einer sehr leichten Draperie. Die Aermel bestehen eigentlich nur in einem ganz kleinen Tüllenbausch, der durch ein Bündchen gehalten wird. Das Haar ist in drei Flechten zusammen genommen, welche eine Art Kranz bilden, um den sich eine lange Schnur ächter Perlen schlingt. An jeder Seite des Kragens befinden sich zwei Büschel Moosrosen. Die andere Dame trägt ein ganz ähnliches Kleid, nur daß es blau ist und zwei Röcke auf einem Unterkleide von blauem Atlas hat. Ihr Korallenschmuck sticht sehr angenehm von dem Himmelblau des Kleides ab: auf dem schönen Haar, das im halbhohen Scheitel gelegt ist, trägt sie eine Fontange-Guirlande von Rosen und Lorbeerblättern. Ihre Schuhe sind von weißem Atlas und ihr Bouquet in der Hand besteht aus rosa Camelien und Haide.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Paletot-Twine mit langer Taille. Carrirte Beinkleidern. 2. Balltoilette. Häubchen mit Band- und Blumen-Ausputz. Seiden-Kleid unten herum mit Tullbuffen. 3. Hut mit Bandausputz. Andalouse von Sammet. Oberrock von Atlas. 3. Kurzer Herren-Mantel mit Capuchon. Lange Weste und halbweite Beinkleider. 4. Aufsatz von Seidenspitze und Sammet. Oberkleid. Das Leibchen mit zur Seite stehenden Revers, Leibchen und der Rock vorn herab mit Pasamentirarbeit ausgeputzt, doch werden die Schalen nach unten zu immer größer und breiter. 5. Aufsatz mit Locken, Balltoilette, unten am Rocke mit 5 — 6 Falbeln, die nach unten zu immer breiter werden, und fast bis an das Leibchen gehen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer b Patrone 22½ Ngr.

Expedition:



I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfe 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Die Philippsburger.

(Schluß.)

Da erschien eines Morgens ein alter Mann auf der Schwelle von Willibalds Gemach, der bei dem Anblick des kummervollen Jünglings, welcher sein Leid in seinem abgehärmten Gesicht zur Schau trug, in ein lautes Weinen ausbrach.

Willibald sah auf und rief: „Karsten Steen! Alter treuer Diener meines Vaters! Wo kommst Du her?

„O, mein unglücklicher junger Herr!" antwortete der Diener knieend und drückte die Hand des Gebieters an seine Lippen.

„Sprich nicht davon, alter Mann!"

„Ich muß, edler Herr! Wäret Ihr unglücklich, weil Ihr eine viel theuere Braut durch den Tod verloren habt, so wäre das ein Geschick, welches der Himmel über Euch verhängte, und Ihr müßtet es tragen in Demuth. Aber dem ist nicht so. Ihr seid betrogen!"

„Unsinniger!"

„Wehe mir, daß ich aufbehalten ward, solche Greuel aufzudecken. Aber sie sind mir offenbar geworden, und ich muß sie Euch verkündigen, das befiehlt mir mein Gewissen.

„Rede, Unseliger!"

„Ich will's! Mag mein seliger Herr und Gebieter mir vergeben, daß ich die Schande eines seiner Söhne aufdecke!"

„Was soll ich hören?"

„Merkt auf: Als Ihr fortgezogen waret gen Italien, habt Ihr Euer Täubchen unter der Obhut eines Geiers zurückgelassen; Euer Bruder hat das schwache Mädchen bethört, daß sie Euch untreu werde, sie hat eingewilligt, und der Priester hat sie getraut. Als Ihr nun heimkehrtet, verbarg sie sich auf einem nahen Meierhofe. Aber das böse Gewissen war in der Brust Eures Bruders erwacht, und das hatte seine Züge so verstört, nicht der Gram um ein Mägdelein, das gar nicht gestorben, sondern sein Weib geworden, nachdem sie des Bruders Verlobte gewesen war. Auch sie fand, um

ihres Betruges willen, nimmer Ruhe, und in der Nacht, als Ihr auf Eurem Krankenbette eine Erscheinung hattet, sprach Ihr, trotz Eures Fiebers, wahr, denn sie ist es selbst gewesen, die Euch so um Verzeihung bitten wollte, da sie sich Euch nicht anders nahen durfte. Alles dies habe ich erkundschaftet, und ich erhärte mit dem heiligsten Eide, daß ich die Wahrheit gesprochen.

Das hatte der Diener nach und nach, oft von Willibald unterbrochen, gemeldet. Während der Erzählung wuchs die leidenschaftliche Erregung des Jünglings, und als Karsten Steen geendet, sprang Jener nach der Wand, riß das Schwert herunter, das dort lange unbeachtet gehangen hatte, und rief: „Hast Du gelogen, so soll diese Klinge Dir den verdammten Lügenmund verstummen machen. Hast Du aber die Wahrheit gesagt, so will ich ein Gericht hegen, desgleichen noch nicht gesehen worden ist! Gleich morgen ziehen wir über See!“

„Macht mit mir, was Euch wohlgefällt!“ sprach der greise Diener. „Meine Tage sind gezählt, und ich sehne mich nach dem Tode, seit meine Augen einen solchen Frevel schauten. Aber bedenkt es wohl, edler Herr, wenn Ihr rächen wollt die Euch angethane Schmach, dürft Ihr nicht im blinden Zorne fortstürmen; die Philippsburg ist wohl verwahrt, und Ihr seid zu keinem Angriff vorbereitet. Darum nehmet guten Rath an von dem erfahrenen Alter und gebt der Klugheit Raum.“

Solchen Worten gab endlich Willibald Gehör und blieb längere Zeit mit dem treuen Diener im vertraulichen Gespräche beisammen, worauf Karsten Steen den Hausdienern Befehl gab, Alles zur Reise zu rüsten.

Ein finsterer Geist beherrschte die Philippsburg. Thora und Adalbert, beim ersten Anblick in heißer Liebe zu einander entbrannt, hatten sich heimlich vermählt. Aber der gegenseitige Besitz machte sie nicht glücklich. Führte glühende Leidenschaft sie zusammen, schreckte die Erinnerung an den betrogenen Bruder sie wieder auseinander; er erschien ihnen wachend und im Traume. Die Unruhe des Gemüths wuchs mit dem Laufe der Monde, denn das Gewissen ist anfangs eine unscheinbare, federleichte Last, die sich von unsern Seufzern und den bangen Schlägen unseres Herzens nähret; es schwellt auf und wird eine untragbare Bürde, die uns zu Boden wirft.

Unterdessen hatten Willibald und sein treuer Diener die holsteinische Küste erreicht, und während der Erstere langsam seinen Weg fortsetzte, eilte Karsten Steen voran zur Philippsburg, ging heimlich von Gehöft zu Gehöft, von Dorf zu Dorf, und warb einen großen Anhang unter den Bauern.

So langte Willibald auf dem Schlosse seines Vaters an und Adalbert schrack heftig zusammen, als er den Bruder so unerwartet vor sich stehen sah. Willibald that, als bemerkte er es nicht, sondern, dem Bruder die Hand reichend, sagte er mit freundlicher Geberde: „Es ist heute jährig, seit ich aus Italien heimkehrte und den Tod meiner vielgeliebten Braut erfuhr. Erzählte ich Dir, was ich seit jener Stunde gelitten, es würde ein steinernes Herz erbarmen, darum schweige ich. Jetzt habe ich mich getröstet, und kann thränenlos jenes entsetzlichen Augenblickes gedenken; ich sehne mich darnach, auf ihrem Grabhügel zu knieen und ihr zuzuflüstern, daß ich sie jetzt liebe, wie man einen verklärten Engel liebt. Geleite mich nach dem Friedhofe, damit ich sehe, wo sie ruht, und Dir für die Liebe danke, womit Du gewiß ihre Grabstätte geschmückt hast.“

Adalbert war so erschüttert, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte und sich auf des Bruders Arm stützte. So gelangten sie bis zum Kirchhofe. Willibald sagte: „Zeige mir nun das Grab der Dahingeschiedenen, mein theurer Bruder!“

Aber Adalbert vermochte nicht zu antworten, und Willibald rief schäumend vor Wuth: „Habe ich Dich ertappt, Du nichtswürdiger, hündischer Verräther? Schande und Schmach über Dich, weil Du solche Verbrechen begingest! Aber die Stunde des Gerichts ist gekommen, erwarte nicht Schonung und Gnade!“

Nach diesen Worten stieß Willibald ins Horn, Karsten Steen eilte mit einem Haufen Bauern herbei, und während einige sich des Burgherrn bemächtigten, eilten die Uebrigen nach der Burg selbst, um diese zu besetzen.

Unter den Bauern, welche den Burgherrn gefangen hinwegführten, befand sich Einer, dem er früher mannichfache Wohlthaten erwiesen. Dieser stellte sich unter Allen am ungeberdigsten, aber er schürzte den Knoten des Strickes womit er den Herrn fesselte, nur zum Schein; und als der Abend hereindämmerte, ließ er ihn entspringen.

Frei, aber außerhalb der Burg, wo der zornglühende Willibald sich der schutzlosen Thora gegenüber befand, hatte Adalbert keine andere Sorge, als sein Weib dem Bruder wieder zu entreißen. Es gelang ihm bald, zahlreiche Mannschaften zusammen zu ziehen, und er führte diese gegen die Burg, den Bruder zur Uebergabe

auffordernd. Aber Willibald schlug ein höhnisches Gelächter auf und rief von der Mauer herunter: „Bleibe nur draußen, du Mädchendieb! Renne wie besessen umher, weil Du nicht zu dem buhlerischen Weibe kannst, das sich dem einen Manne verlobte und dem andern vermählte. Raufe Dein Haar und schlage Dir mit der geballten Faust die Stirn wund; mich kurzweilt's. Wenn Du aber wagst, Dich dieser Mauer auch nur um eines Strohhalmes Breite zu nähern, so jage ich Dir eine Kugel durch Dein ehrloses Herz!" Damit entriß Willibald einem Knechte die Hackenbüchse und schlug auf den Bruder an: „Hinweg, ehrloser Hund!"

Aber Adalbert dachte nur seiner Thora; er achtete nicht der Drohung, sondern schwang das Schwert und stürmte gegen die Mauer heran. In demselben Augenblick fiel der Schuß, die Kugel sauste heran und Adalbert stürzte zusammen. „Fluch der brudermörderischen Hand!" rief er und starb.

„Fluch ihr!" schrie Willibald laut auf. Er ließ die Büchse fallen und starrte vor sich hin, die Arme weit von sich streckend, als ob er eine Erscheinung habe. Ein dunkler Schatten glitt längs der Mauer. Die Knechte von Furcht bewältigt, sanken in die Kniee, und daheim erzählten sie später, es sei der Schatten des alten Herzogs gewesen, den dieser verfluchte Mord aus der Ruhe des Grabes aufgescheucht habe.

Da stürzte Thora aus dem Innern der Burg hervor und wollte hinaus zu dem erschlagenen Gatten. Aber Willibald vertrat ihr den Weg und rief: „Zurück, Weib! Mir bist zu verfallen und sollst den Buhlen nicht wiedersehen, der Dich mir gestohlen hat. Fern von ihm soll man Dir Dein Grab bereiten, denn sterben wirst Du durch mich, den Du durch Deinen Verrath zum Brudermörder machtest! Erbarme Dich Deiner Gott, bei Menschen findest Du weder Mitleid noch Hülfe! Und mit diesen Worten stieß er ihr das Schwert in die Brust.

Starres Entsetzen hatte sich Aller bemächtigt und zusammenschauernd zogen sich Alle scheu von Willibald zurück. Dieser schritt allein durch den Hof, die Hallen und Corridore; er stieg hinab in die tiefsten Gewölbe, er eilte zum Söller hinauf, aber er hatte nirgends Ruhe, denn der Fluch des Brudermordes war auf sein Haupt gefallen und das trauernde Gespenst seines Vaters verfolgte ihn auf allen Tritten und Schritten.

Da entbot er den greisen Diener des Hauses zu sich, und mit ihm kamen die vier Knappen, die ihn bei seinem ersten Ausfluge in die Welt begleitet hatten. Dies waren die Einzigen, die ihm bis zur gegenwärtigen Stunde unwandelbar treu blieben.

„Ihr habt recht, mein unglücklicher, junger Herr!" sagte Karsten Steen, als Willibald ihm seinen Willen kund gethan hatte. „Dies Haus würde für Jedermann ein Haus des Schreckens und des Entsetzens sein; darum ist es besser, daß es gänzlich von der Erde verschwinde. Ich werde blindlings handeln nach Eurem Gebote."

Mit dieser Versicherung stieg Willibald nebst seinen vier Knappen hinab in die Ebene und lagerte sich an dem Saum des nahen Buchenwaldes. Bald darauf drang feierliches Geläut zu ihnen herüber.

Nun haben die Erschlagenen Ruhe gefunden, in geweihter Erde! sprach Willibald vor sich hin. „Ich werde sie nimmer finden!"

Die Sonne sank hinab; dämmernde Nebel ballten sich zusammen; bald blitzten einzelne Sterne am Himmel auf, und tiefe Nacht verhüllte rings die Gegend. Da zuckte es wie ein Blitz durch das nächtliche Gewölk und ein glühender Feuerstrahl stieg zum Himmel auf. Die Philippsburg stand in Flammen.

Gleichmüthig sah Willibald sie brennen, während die Knappen sich schweigend abkehrten.

„Brenne nur," sprach Willibald in sich hinein, „du wirst nimmer so heiß brennen, wie der kleine Fleck hier in meiner Brust!" Er fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Als die letzten glühenden Trümmer zusammenstürzten, flog der erste Schimmer des neu anbrechenden Morgens über die Gegend hin, und Karsten Steen eilte herbei: „Es ist Alles erfüllt, mein Gebieter!"

„So bleibt mir nur noch Eines zu thun übrig, der Abschied von Euch, den Einzigen auf Erden, die mir unwandelbar treu geblieben sind. Noch in dieser Stunde scheiden wir für immer. Ich gehe hinaus in die Welt, dort will ich mein Leid tragen, wie Gott es fügt, aber hierher komme ich nicht wieder, und Ihr sollt meiner nur gedenken, als eines Todten. Das reiche Erbe, so mir heute zugefallen ist, überweise ich Euch. Ihr sollt es redlich unter Euch theilen und mit einander in Frieden leben, so lange Ihr es vermögt. Das ist das letzte, was ich Euch zu sagen habe."

Damit wandte er sich und verschwand unter den Bäumen. Keiner hat ihn wieder gesehen. Karsten Steen aber und die vier Knappen verfuhren mit dem Erbe des verschollenen Philippsburgers, wie ihnen geheißen war, und daraus sind die umliegenden fünf Gehöfte entstanden.

Keine Begnadigung.

Eine dunkle Geschichte.

(Fortsetzung.)

Dies Ereigniß ist nur unvollständig, in einzelnen Andeutungen, in die Menge gekommen. Vermuthlich hat die Dienerschaft, wie groß auch die Strafe sein mag, doch nicht ganz schweigen können. Ich habe es aus Mittheilung der Meistbetheiligten. Ich bin offen gegen Sie, Kapitän, während ich gegen Alle geschwiegen. Sie werden diese Art von Offenheit anerkennen und meine Geheimnisse auch die Ihrigen sein lassen. Der Kurfürst besuchte am folgenden Tage die Baronesse nicht; sie hielt sich eingeschlossen. Später fingen die Besuche in gewohnter Weise an, und der Kurfürst hat die Arme lange durch schonungslosen Spott gequält. Von Karl vernahm Niemand etwas; sogar sie scheint ohne Nachricht geblieben zu sein. Wollte Gott, es wäre so geblieben.

Vor sechs Wochen wollte die Baronin nach Dürkberg reisen, auf das Gut, nach welchem ihr der Kurfürst den adeligen Namen hat geben lassen. Ich weiß nicht, hat sie etwas gewußt von dem, was ihr begegnen würde, oder nicht. Wahrscheinlicher ist das Erstere; aber sie hat es selbst gegen mich geläugnet, gegen ihren Freund, gegen den einzigen. Ziemlich sicher scheint es, daß dem Kurfürsten, der sich einige Tage später gleichfalls nach Dürkberg begeben wollte, eine Nachricht zugekommen war. Die Baronin fuhr gegen drei Uhr Nachmittags aus ihrem Palast; eine halbe Stunde später ertheilte der Kurfürst höchstselbst den Befehl, daß sechs Landreiter aufsitzen und dem Wagen derselben allzeit in einer Entfernung von fünf bis zehn Minuten folgen sollten, so daß sie von demselben aus nicht bemerkt werden könnten. Gegen Abend kam auf einmal die Nachricht hierher, der Wagen der Baronin sei unterwegs von einer ganzen Räuberbande angefallen worden, der Tapferkeit unserer Landreiter indeß sei es gelungen, den Hauptmann und ein andres Halbdutzend der größten Bösewichter gefangen zu nehmen. Eine Stunde später langte auch Louise an, welche, erschöpft, plötzlich erkrankt von dem Schreck, wie man sich sagte, die Reise nach Dürkberg nicht fortgesetzt, sondern es vorgezogen hatte, zurückzukehren. Die Einzelnheiten des Ueberfalls vervollständigten sich nach und nach in dem Volke. Drei Stunden von der Residenz, wo der Weg eben steil den Berg hinangeht, rechts der Wald, links eine Haidefläche, waren' über diese Haide hin plötzlich drei Reiter gegen den Wagen gesprengt. Louise! rief der Eine, dem die dunkeln Haare wild um die Schläfen fuhren, und stürmte gegen den Schlag; ein Zweiter hielt sich ihm zur Seite, der Dritte gebot mit emporgehobener Pistole den Kutschern zu halten. Der Schlag wurde aufgerissen, es fielen heiße, bittende, zürnende Worte, die Entführung oder der Raub, oder was das Volk sonst glauben mag, wäre beinahe gelungen gewesen, — da fiel ein Schuß. Der eine Kutscher, ein muthiger Kerl, hatte sich geärgert, sich hier so überwältigt zu sehen; er gab seinen Pferden die Peitsche, daß sie sich bäumten. Der Wegelagerer, der vor ihnen hielt, wäre beinahe mit seinem Klepper unter die anspringenden Thiere gekommen; — er drückte los. Man sagt, die Kugel habe nur einem Pferde gegolten; die bösen Geister gaben ihr einen andern Weg, sie warf den muthigen Kutscher, gerade vor den Kopf getroffen, aus dem Sattel. Es ward eine wilde Verwirrung; — bäumende Rosse, schreiende Weiber, das Röcheln des Sterbenden; selbst der Anführer des Ueberfalls schien einen Augenblick den Kopf verloren zu haben. Er eilte nach vorn, wo das Unglück geschehen, er stürzte wieder zum Kutschenschlage . . . in diesem Augenblicke sprengten die Landreiter an. Der Kampf war verzweifelt, aber kurz. Nur Karl, der einen Landreiter verwundete, und der Zweite seiner Gefährten nahmen an ihm Antheil: der Dritte, der den Postillon getödtet, hielt unbeweglich und ließ sich später eben so gefangen nehmen. Der Schreck über seine That hatte seine Kraft gelähmt. Das Ende war, daß auch Karl unterlag, schwer am Kopfe verwundet, und gefangen wurde; dem Zweiten gelang es zu entfliehen. Niemand hat erfahren, wer er eigentlich gewesen.

Am folgenden Tage wurden die Gefangenen hierher gebracht. Ich sah damals Karl zum ersten Male; er saß auf einem Karren, todtbleich, die Haare klebten vom Blute zusammen, die Augen waren geschlossen, aber nicht wie die eines Lebenden, Schlafenden, sondern wie die eines Todten, welche eine fremde Hand zugedrückt hat. Der Zug ging am Dürkberg'schen Pallast vorbei, es regte sich keine Gardine. Die Baronin lag dort in Krämpfen.

Wir hofften, der Gefangene werde sterben. Aber solch ein junges, trotziges Leben erlischt nicht so schnell; die Kraft richtet sich wieder empor, und wenn sie auch weiß, daß es für sie keinen andern Weg mehr giebt, als den zum Richtplatze. Ihm wäre der Tod in den glühenden Armen des Fiebers als ein Freund gekommen; aber es ist gegen die Natur des Todes, Jemandem ein

Freund zu sein. Er genas. Als man ihn und seinen Gefährten vor Gericht stellte, weigerte Karl sich lange, irgend einen Namen anzugeben; späterhin fingirte er einen und behauptete aus dem Würzburgischen zu sein. Man schrieb dahin; es kam natürlich die Antwort, daß dort Niemand des Namens bekannt sei. Das Gericht hielt weitere Nachforschungen für völlig unnütz; es ahnte ihm ja, daß auf diese Weise den Wünschen des Kurfürsten am besten entsprochen würde. Heimlichkeit und Beschleunigung waren die unausgesprochenen und doch allgemein bekannten Gebote.

Und wer ist der Andere? fragte der Kapitän.

Die Baronin glaubt in ihm einen alten Diener von Karls Vater zu erkennen; gestanden hat auch er nichts. Der alte treue Mensch verräth durch die Herkunft seines Herrn; er weiß, daß er seines Todschlags wegen den Gesetzen verfallen ist, und versichert, daß er den Tod gern erleiden wolle, — sein Gefährte aber sei unschuldig, das wolle er beschwören und rufen und immer rufen bis zu seinem letzten Lebenshauche. Auf die Fragen, zunächst auf den Ueberfall, auf dessen Absicht und die Art der Ausführung bezüglich, hat Keiner von Beiden eine Antwort gegeben. Das war indeß gleichgültig; ein ordentliches Gericht weiß zu suppliren, was hier etwa fehlt, — es hat auf Straßenraub und Raubmord erkannt und die beiden „Verbrecher" zum Tode verurtheilt. In höherer Instanz ist das Urtheil bestätigt worden, obgleich einige Räthe eifrig gegen dasselbe opponirten; Alles hing jetzt von dem Kurfürsten ab, und allgemein war die Hoffnung, daß er begnadigen werde. Indirekte Verwendungen gelangten in Menge an ihn; er hörte sie eiskalt an, er legte die Zuschriften mit finsterem Blicke zur Seite. Louise glaubte anfänglich, die Begnadigung sei etwas, was sich von selbst verstehe, und äußerte sich in dieser Weise. Der Kurfürst lachte sie laut aus. Später hat sie ihn gebeten, beschworen, sie hat mit Thränen der Verzweiflung vor ihm auf den Knieen gelegen, lange, lange, bis er endlich zornig aufsprang und forteilte. Heute hat er, wie Sie wissen, das Todesurtheil bestätigt; es ist keine Hoffnung mehr. Von der Dürkberg weiß ich nichts, nicht, ob ihr das Schreckliche schon bekannt ist, und wie sie es aufgenommen hat. Gott möge Erbarmen mit ihr haben. Morgen wird man das Blutgerüst zimmern — der Kurfürst hat geruht, den Tod durch den Strick in den durch das Beil umzuwandeln; — ich höre im Geiste schon die Axtschläge. Und weshalb? weshalb? Zwei Leben wegen der Lust eines Einzigen! Und ich, der ich eigentlich — —

Der Geheimsekretär schwieg, der Kapitän gleichfalls, Endlich brach der Letztere los: Morgen auf der Parade werfe ich dem Obersten meinen Degen vor die Füße und quittire einen Dienst, welcher Einen zwingt, solche Schändlichkeiten in der Nähe anzusehen, ohne daß man helfen und retten kann. Mein armer Karl! mein armer Kamerad! Wenn ich nur eine Möglichkeit Deiner Rettung sähe, ich wollte mich gleich tausend Flintenläufen entgegen stellen. Aber so! — Er stampfte mit dem Fuße und sprang auf.

Begehen Sie keine Unklugheit, erwiderte der Geheimsekretär, welche nur Sie selbst verderben und Niemanden nützen würde. Dulden Sie, aber halten Sie aus. Dieser Einzelne muß sterben, mag er auch Ihr Freund sein. Ihr Leben würde nutzlos geopfert werden. Bewahren Sie sich der kommenden Zeit, einer Zeit, die vielleicht nicht mehr fern, um Tausende, um die Menschheit retten zu helfen.

Sie reichten sich die Hände! sie saßen noch lange bei einander, bis nach Mitternacht, und führten dunkle, gefährliche Gespräche, Gespräche, wie sie wild und leidenschaftlich empor wachsen, wenn einmal der Verstand in dem einzelnen Falle nur die Erscheinung eines allgemeinen Zustandes sieht, wenn er statt nächster Thatsachen die stolzen Schlachtreihen der Idee aufziehen läßt, — Vorklänge jener Umwälzung, deren blutroth Banner zwei Jahrzehnte später hoch in Frankreich aufgerichtet stand und von dort auch über den Rhein herüber wehte.

Eine Hinrichtung, — was ist sie so Großes, so Schönes, daß sich Tausende zu ihr hingezogen fühlen? Man sollte glauben, sie sei ein glänzendes, prunkendes Fest, und doch zeigt sie nur Veranstaltungen von der äußersten Einfachheit, einen Karren, einen prunklosen Zug, rohgefügtes Holzwerk, — nichts von all jenem Pompe, welcher sonst wohl die Augen der Menge zu fesseln im Stande ist. Es ist also die einfache Thatsache, daß ein Menschenleben hier gewaltsam geendet wird, welche alle diese Schaulustigen versammelt. Ein Menschenleben! Die gelehrten Leute haben ausgerechnet, wie viele derselben in jeder Minute auf der weiten Erde erlöschen. Wir können dies Zuendgehen des Lebensprozesses betrachten, wohin wir uns wenden. Es ist ein feierlicher Augenblick, ein Moment der ungeheuersten Ahnungen, — aber er gewährt keinen Anblick. Das Entfliehen des Hauchs, des Unsichtbaren, welches die Muskeln zucken und beben macht, seine Aufnahme in in eine Unendlichkeit, in die gestaltenlose Welt, welche wir um uns ahnen, ist nur eine Anschauung von einfacher Art. Vielleicht hat uns Alle schon eine Nothwendigkeit zu einer letzten Stunde geführt; wir hätten sie

am liebsten geflohen, uns am liebsten schmerzlich von ihr abgewendet. Es war vielleicht ein Angehöriger, ein Freund, welcher hier starb, ein Leben endete, das uns nicht ganz gleichgültig. Da fühlen sich die Sinne nicht aufgelegt, ein Schauspiel zu genießen. Wenn aber ein gleichgültiges Menschenleben geendet soll werden, wenn der blaue Himmel und alle Augen unter ihm geladen sind, wenn wie hier, eine einzige kleine Existenz von den vielen Millionen, ein armes Hüpfen des Blutes, ein machtloses Spiel der Muskeln gewaltsam durchschnitten wird, dann drängen sich Tausende herzu, um dieß mit anzusehen, ein Holzgerüste, ein blankes Eisen, einen zitternden Menschenleib und einen rothen Blutstrom, lauter Gegenstände, welche sich auch die ärmlichste Phantasie mag vorstellen können, ohne sie neben einander erblickt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Die Hitze in Afrika und Europa.) Wir empfanden 1845 im Julius in der That, was eine afrikanische Hitze sei; denn über 27 — 28 Gr. R. steigt auch diese selten im Schatten. Aber ein kleiner Unterschied ist dort allerdings noch: sie hält Wochen und Monate lang an, und einen Tag und alle Tage nimmt freilich noch mehr mit, als die wenigen Tage bei uns. Von 8 Uhr an ist auf der Westküste Afrikas unter den Wendekreisen fast alles Leben entwichen; der Europäer verkriecht sich in seinem Hause; der freie Neger denkt nicht an Gesang und Tanz, wenn er auch im Freien bleibt; die Vögel suchen das dichteste Laub und sind verstummt; alle Blätter hängen matt herunter; die wilden Thiere selbst kommen nicht aus ihren Höhlen heraus, und eine unheimliche Todtenstille herrscht in der ganzen Natur; die Sonne selbst hüllt sich in einen Nebel und ist niemals völlig frei und der unglückliche Sclave läßt sein Kettengeklirr hören, wenn er halb verschmachtend Wasser holt oder sonst mit 8 — 12 andern zusammengeschmiedet, ein Schiff auslader. Wie hoch das Maximum der Wärme überhaupt steigt? Nach Alexander von Humboldt*) in allen Erdstrichen, „an der Newa wie am Senegal, am Ganges und Orinoco ist es gleich groß; zwischen 30 — 32 Gr. R., nicht höher, sobald man nämlich im Schatten, fern von wärmestrahlenden, festen Körpern, nicht in einer mit heißem Staube gefüllten Luft u. s. f. beobachtet;" denn in solchen Fällen freilich steigt die Hitze bis über 40 Gr., und auf solchen Verhältnissen mag es beruhen, wenn auch im Sommer 1845 an einigen Orten, wie z. B. Dresden, am 8. Julius, über 28 Gr. R. beobachtet worden sein soll, vielleicht von demselben „Mathematikus," welcher 1830 am 21. August 34 Gr. Hitze beobachtet haben will, was aber mit den Beobachtungen in Leipzig nicht im Entferntesten harmonirt.

*) S. dessen Naturansichten, I. S. 92.

— Unter den Ureinwohnern Südaustraliens herrscht noch eine Sitte, den menschlichen Schädel als Trinkgefäß zu brauchen; wenigstens schickte vor einiger Zeit Gouverneur Grey ein Exemplar solcher Geschirre nach Europa. Dieser Schädel war auf folgende Weise behandelt, um dem genannten Zweck zu entsprechen. Nachdem die weichen Theile des Kopfes und die Unterkinnlade entfernt worden, hatte man die Gesichtsknochen nebst der Scheidewand und der Decke der Augenhöhlen weggebrochen, und die Hirnschale war nun, um sie als Gefäß bequem tragen zu können, an einem zierlich verschlungenen Geflecht von Fäden, die man aus Pflanzenfasern bereitet, aufgehangen. Diese durch einige Löcher am Rande der Hirnschaale gezogenen Fäden waren sodann in einer zugleich als Schmuck dienenden Troddel vereinigt. Damit die aufzubewahrende Flüssigkeit nicht durch die löcherigen Näthe des Schädels entweichen möchte, hatte man dieselben mit einem Harz gehörig verwahrt und zugepicht. Die Außenseite dieses Probestücks barbarischer Kunst war polirt und die Buckel und andere Vorragungen erschienen durch den häufigen Gebrauch abgerieben und glattgescheuert. — Uebrigens scheint jener Gebrauch unter dem genannten Volksstamme seit undenklichen Zeiten üblich gewesen zu sein. Jede Gin (Hausfrau) besitzt und verfertigt in der Regel auch ihr knöchernes Trinkgeschirr, worin sie den häuslichen Bedarf an Wasser aus dem Teiche oder dem Flusse holt; das Geschirr wird dann in der Hütte oder an den Zweigen eines Baumes in der Nähe aufgehangen. Man versteht dort nichts von der Töpferkunst und ebensowenig wird man von der Natur mit Geschirren aus dem Pflanzenreich versorgt, wie sie den begünstigtern Volksstämmen z. B. die Kokusnuß gewährt. Die germanischen nordischen Sagen erzählen allerdings von alten Kriegern, die ihren Wein aus den Schädeln ihrer Feinde tranken, indeß dürfte das erwähnte nach England gelangte Exemplar wohl das erste sein, welches von einer derartigen Verwendung des menschlichen Schädels den Beweis liefert.

(Der dicke Nicolini.) Unter den Mitgliedern der italienischen Oper in Dresden befand sich unter August III. ein Sänger Namens Nicolini, der hinsichtlich seiner außerordentlichen Beleibtheit unter die Naturwunder gezählt werden konnte. Seine Länge betrug drei Ellen und die Dicke seines Körpers vier und eine halbe Elle; seine Arme waren eine Elle fünf Zoll und seine Schenkel über anderthalb Ellen dick. Er wog 610 Pfund und brauchte vierzehn Ellen des breitesten Tuches und 25 Ellen seidenes Zeug zu einem Rocke, 11 Ellen breiten Kallamang zu einem Paar Beinkleidern, und vier Ellen zu einer Weste. Vor vielen Thüren mußte er wieder umkehren, weil sie für ihn nicht breit genug waren. Man mußte jederzeit zwei Flügelthüren öffnen, wenn er aus einer Stube in die andere gehen wollte. Am liebsten ging er in neugebaute Häuser; vor alten hatte er einen ordentlichen Widerwillen und vermied so weit als möglich alle Treppen, besonders wenn sie von Holz waren. Hatte er in einem Hause etwas zu thun, wo dergleichen Treppen waren, so bat er die Leute, herunter zu kommen, und machte dann auf der Straße sein Geschäft mit ihnen ab. Im Sommer wohnte er größten Theils in einer Vorkirche, wohin er auch seine Bekannten beschied und sprach. In seinem 54. Jahre, wo seine Dicke den höchsten Grad erreicht hatte, spielte er einmal auf dem Theater den

Vertrauten. Seiner Rolle gemäß, mußte er in einer Scene einen Fußfall thun; dies wurde ihm jedoch so sauer, daß ihn bei diesem Kniefalle der Schlag rührte und er todt vom Theater weggetragen werden mußte. Sein Sarg war von ungeheurer Größe und mußte, da er durchaus der Länge nach auf keinen Wagen gebracht werden konnte, endlich noch in der Quere auf einen starken Frachtwagen gesetzt und so hinausgefahren werden.

— Oettinger's „Charivari" meldet aus Greiz, daß auch dort der Geldmangel oder die sogenannte Geldklemme, wie sich die Börsenkünstler ausdrücken, so groß sei, daß man jetzt für zwei Neugroschen einen doppelten Louisd'or unter Glas und Rahmen zeige.

— Zu den vielen Vereinen Berlins ist nun auch ein Verein der Diener unter dem Namen: „Männlicher Domestiken-Verein," gekommen. Der Vorstand kündigt eine Generalversammlung an und ersucht die Herrschaften, die dem Verein sich anschließenden Diener nicht verhindern zu wollen, an der Generalversammlung Theil zu nehmen.

— Am ersten Weihnachtsfeiertage verschied in Berlin in dem hohen Alter von 89 Jahren der Capellmeister William Bach, des unsterblichen Cantors der Thomasschule zu Leipzig, Sebastian Bach, letzter Sprößling.

— Man liest im Feuilleton eines Pariser Journals: Eine junge Frau, Madame X, in Paris wegen der Schönheit ihres schwarzen Haares, ihrer Augenbraunen und reizenden Gesichtsbildung berühmt, hielt einen jener Läden, welche der Mildthätigkeit gewidmet sind. Sie lud vielfach zur Bethätigung des Wohlthätigkeitssinnes ein und zwar mit gutem Erfolge. — Ein junger Stutzer von dreistem und gewandtem Benehmen machte die Verkäuferin zum Gegenstande seiner Bewunderung, kaufte aber dabei wenig. — „Und Sie, mein Herr," rief ihm Madame X. zu, „kaufen Sie nichts?" — „Ich Madame?" — „Was wünschen Sie?" — „Was ich wünschte, ist leider nicht käuflich," sagte der Löwe mit schlauem und schmachtendem Blicke. — „Vielleicht." — „Ich wage es in der That nicht." — „Nennen Sie's immerhin." — „Wohlan, Madame, ich wünschte, ein Paar Locken Ihres schönen Haares zu besitzen." Madame X. antwortete nicht, aber mit reizender Miene ergriff sie die Scheere, schnitt einige sehr schöne Haare ab und überreichte sie dem erstaunten Käufer. „Es macht 500 Frcs." — fügte sie hinzu. Hier half kein Ausweichen und Feilschen. Er wäre auf immer verloren gewesen, hätte er sich nicht mit guter Miene in das Unvermeidliche gefügt. Wäre Madame X. minder geistreich und schön gewesen, hätte sie sich verschüchtern lassen und sich über den jungen Menschen geärgert, so wären die Armen um ein reiches und unerwartetes Almosen gekommen.

(Sclavenverkauf.) Auf dem Markte zu Algier werden noch Sclaven und Sclavinnen verkauft. Wie ist's denn mit der großen, freien Nation, daß sie eine solche Schändlichkeit dulden?

— Ein neuer „ewiger Jude." Die Universität Marburg besitzt ein Jagdrevier, auf welchem den Studenten die Jagd zusteht. Seit mehreren Generationen hat dort ein Hase seine Lagerstatt aufgeschlagen, und so viele Schüsse auch die Studenten schon auf ihn gethan haben, das „bemooste Haupt" ist gesund und munter und scheint nicht übel Lust zu haben, noch ganzen Generationen von Anfängern in der edlen Waidmannskunst als erste Zielscheibe zu dienen. Man behauptet sogar, der Hase kenne alle Studenten von Weitem und habe höchst vernünftige Begriffe vom Comment.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Bei allen den zahlreichen Bällen und Festen, die in der letzten Woche stattgefunden haben, bemerkte man mehr leichte Kleider als sonst und viele natürliche Blumen in Bouquets am Leibchen und einzeln auf den doppelten Röcken von Tülle oder Krepp, auch als Kopfputz Moosrosen und Camelien, italienisch geordnet, was in der letzten Zeit sehr beliebt geworden ist. Auch die Volants von Gold- oder Silberspitzen waren sehr zahlreich. Einige Kleider von weißem Tülle hatten 5 Volants von verschiedener Breite, die nach dem Gürtel hinauf abnahm; alle waren von Tülle und mit einer Goldborte besetzt. Aehnliche Kleider von rosa Tülle hatten Silberborte auf den Volants. Ein Kleid von weißem Atlas war mit zwei Volants von Spitzen ausgeputzt, auf denen sich ebenfalls eine Goldborte befand; die Berthe aus zwei Spitzenstreifen war ebenso besetzt. Im Haar trug die sogekleidete Dame eine Guirlande von Blättern, deren Stengel von Gold waren. Im Allgemeinen sind die Kleider noch immer sehr tief ausgeschnitten, vorn etwas herzförmig, die Aermel sehr kurz und ebenfalls garnirt, wie die Röcke, doch im Kleinen. In Moden zum Ausgehen läßt sich nicht viel Neues berichten, denn in diesem Augenblicke wendet man alle Aufmerksamkeit auf den Abendputz; die Abendröcke werden indeß mehr als je mit Knöpfen besetzt, und diese Knöpfe werden alle Tage größer. Stahl und Marcassit, diamantenartig geschnitten, sind sehr beliebt. Auch fügt man jetzt eine den Knöpfen ähnliche Kette hinzu, die von oben am Leibchen bis hinunter an den Saum des Kleides reicht. Die seidenen Kleider putzt man vorzugsweise mit offenen Fransen, mit vollen oder durchbrochenen Börtchen oder mit gepreßtem Sammet aus. Doch verwendet man auch noch häufig als Volants schwarze Spitzen, über denen man aber einen oder zwei schmale schwarze Sammetstreifen anbringt.

Herren-Mode. Die Herren tragen immer noch Pardessus von dunkelblauem Casimir-Tuche; die Taille ist lang und gebogen; die Taschen sind in den Falten angebracht; mit passendem Seidenzeug gefüttert und leicht wattirt, die Knöpfe trägt man gewölbt, und von Drehseide gearbeitet. Die Gilets trägt man von strohgelbem Valencia angefertigt, man macht sie gerade und lang, mit fünf Knopflöchern versehen und ringsum mit dünnen, dazu passenden Litzen besetzt; die Knöpfe macht man von demselben Stoffe. Die Beinkleider sind meist von dunkelkarrirtem Satin, Buckskin, sie sind weit auf dem Stiefel, fallen gerade herab, und sind mit befestigten Sprungriemen versehen. Als Ballcostüm ist der Frack von schwarzem Casimirtuche, die Taille lang und gebogen, die Schöße reichen kaum bis zum Kniee und sind eckig, in der Taille ebenfalls eckig, die Anglaise enthalten 5 Knopflöcher, von denen zwei in dem umgeschlagenen Theil sich befinden; der Kragen des Fußes ist niedrig, fällt etwas breit um, so daß der Ausschnitt zwischen dem Kragen und Revers ein V bildet. Das Gilet von weißem englischem Piqué macht man gerade und sehr lang, die 4 Knopflöcher enge, stehen so, daß die Brust größtentheils unbedeckt bleibt. Das Gilet ist ringsum mit dünnen, dazu passenden Litzen besetzt, die Knöpfe sind von demselben Stoffe. Die Beinkleider sind von schwarzem Casimir-Satin, schließen in der Fußbiege fest an, und enthalten unten einen Schlitz, der durch 4 Knopflöcher geschlossen werden kann. Als Ball-Ue-

derwürfe sind beliebt die sogenannten Brougham-Paletots; sie sind von braunem Tuch und mit Brandeburgs versehen und durchgehend mit rothem Flanell gefüttert; der Kragen ist von Sammet, die Ecken sind gerundet; die Aermel erhalten eine Naht, an denen man die Aufschläge nach Belieben herauf und hinunter legen kann.

Die Soiréefracks behalten kurze runde Schöße; die Taillenknöpfe stehen sehr weit unten und die Kragen werden wieder etwas rundlich. Wir haben indeß neue Hoffracks und Staatsfracks bemerkt, die im Allgemeinen etwas weit sind und sich dem Schnitte des Fracks nähern, wie er im 18. Jahrhundert getragen wurde. Die Kragen daran sind sehr niedrig und die Aermel ziemlich weit. Kragen, Taille und Aufschläge werden gestickt. Die elegantesten Herren lassen ihre Wappen auf die Schöße des Fracks wie vorn auf der Brust an den Knopflöchern sticken, manche, welche die Eleganz noch weiter treiben wollen, in Gold und Silber, was allerdings sehr gut aussieht. Die Beinkleider, die man dazu trägt, sind weiß, im allgemeinen aber lang mit Goldstreifen; die kurzen Beinkleider bilden nur eine Ausnahme von der Regel. Ein anderer neuer Frack ist der sogenannte Brummel-Frack. Er ist blau und geht auf der Brust weit über einander; vier Knöpfe halten ihn da zusammen und diese sind von Metall. Die Aermel sind ohne Aufschläge, die Schöße ziemlich weit und der Kragen, fast immer von Sammet, liegt ganz platt. Es muß dazu eine lange weiße Weste von Piqué getragen werden. Für den Vormittag zieht man die Beinkleider von heller Farbe vor. Die Ueberziehröcke und Paletots sind gewöhnlich weit und meist von englisch grünem, schwarzem oder blauem Tuche. Die mäntelartigen Ueberwürfe, die man namentlich trägt, wenn man einen Ball verläßt, sind gewöhnlich von schwarzem Tuche mit weißem oder schwarzem Atlas gefüttert und mit Stickereien versehen oder mit Posamentirarbeit benähet. Man trägt nicht selten Beinkleider ohne Sprungriemen und die Folge davon ist, daß die Stiefeln aus der Mode kommen. Diese schwere Fußbegleitung macht dem sogenannten Molière-Schuh, beim Negligé und den feinen Escarpins zum Staatsanzuge Platz. Die neuen Schuhe sind ohne Bänder und Schnuren, nur mit elastischen Klappen versehen, welche den Fuß bequem hineinlassen und dann fest anliegen. Man hat indeß auch eine neue starke und feste Fußbekleidung, in welcher man sich in den Straßenkoth wagen kann. Sie heißen halbfranzösisch und halbenglisch souliers-esquire (Reiterschuhe), sind stark, bequem, doch sehr elegant und ersetzen vollkommen die Gamaschenschuhe. Sehr bequem werden sie auf dem Lande sein und es ist allerdings sehr hohe Zeit, daß die Mode auch einmal etwas anderes an die Stelle der Stiefel setzt, die so lange sich in der Herrschaft behauptet haben. Die neuen Westen müssen vollkommen an der Brust anliegen und sich öffnend, etwas über die Taille herabgehen. Wir sahen auch eine Weste von Casimir, die rund herum und an den Taschen eine gestickte Guirlande hatte. Diese Stickerei wird mit Sammet und Soutaschbörtchen gemacht und sieht vortrefflich aus. Die Farben lassen sich tausendfach verschieden ordnen. Die Weste, welche wir sahen, hatte einen Goldbronzegrund; der Sammet darauf war Königsblau und die Soutaschbörtchen waren schwarz; man kann aber auch alles schwarz nehmen, Casimir, Sammet, und Börtchen, oder grau mit blauem oder rothem Sammet, und melirten Schnürchen. Die Taschentücher der Herren sind meist von Batist und haben in den Zipfeln gestickte Namenszüge oder das eingestickte Wappen. Die Stöcke haben einen ciselirten oder so schön wie die reichsten Steine geschnittenen Knopf, der mit Edelsteinen besetzt ist. Auch die Reitpeitschen, die dünnen biegsamen Röhrchen haben einen von Edelsteinen blitzenden Knopf. Auf dem Hofballe haben wir bemerkt, daß alle Herren in gestickten Fracks und weißen kurzen Beinkleidern erschienen. Es scheint in der That, als wollte die Herrnwelt endlich einmal den schwarzen Frack ablegen und sich der Eleganz der früheren Jahrhunderte wieder zuwenden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Robe von Seidenstoff, Kazaweika von Sammet mit schwarzen Spitzen besetzt, Capote von Atlas mit Blumen verziert. 2. Barrett mit schwarzen Spitzen verziert. Ballüberwurf von Sammet mit Pelz besetzt. Großer Spitzenüberwurf von schwarzen Spitzen mit Schleifen verziert. 3. Palletot-Twine mit Pelz besetzt. 4. Hausrock für einen Herrn. 5. Hut von schwarzem Sammet mit Paradiesvogel, unter dem Schirme mit Band ausgeputzt. Oberrock von Sammet, unten herum breiter, und vorn doppelt herunter, auseinandergehend, schmäler mit Pelz besetzt, so auch an den Aermeln .6. Ballanzug: Kopfputz mit Blumen; Kleid von Tarlatan mit langem drappirten Schneppenleibchen und ganz kurzen Aermeln; vorn herunter in Bogen mit zwei Blumenguirlanden, so wie in der Mitte der Brust und an den Aermeln mit einzelnen Blumen ausgeputzt; halblange Handschuhe; nur an einem Arme ein Armband; Bouquet in der Hand.

Sobald die Frühlingsmoden erscheinen, kommt der Schnitt für Herrenschneider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1[illegible] Kupfer
[illegible] Patrone 22½ Ngr.

Expedition



I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfe 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Ein Weihnachtsabend des Jahres 1844.

— — non si male nunc et olim
Sic erit . . . Horat.

Der traurigste Tag der Woche für einen Garçon — vom Stande, versteht sich — ist der Sonntag. Der Vormittag wird verschlafen, der Nachmittag wird vergähnt; was aber für den Abend anfangen? — An allen öffentlichen Vergnügungsorten ist es dann zu gemischt. Im Theater werden affreuse Kassenstücke gegeben — sie ist in Gesellschaft oder occupirt — fatal! — Und der Nachmittag ist so lang, so schrecklich lang! — Man sieht aus dem Fenster; jeder chacun hat seine chacune am Arme; alle Trottoirs wimmeln von frohen Paaren oder Pärchen; selbst jeder Musketier — man sieht, wie glücklich er sich fühlt, sein Schätzchen spazieren oder zum Tanze zu führen. — Der Garçon nur allein ist traurig, verstimmt, mecontent.

Der traurigste Tag des Monats für einen Garçon ist in der Regel der Erste. — Gehen wir mit hastiger Scheu und scheuer Hast an ihm, wie Mephistopheles am Crucifix, vorüber. — Und absit blasphemia!

Der traurigste Tag des Jahres für einen Garçon — o, jetzt umringt mich, gute Geister! — ist — der Weihnachtsabend-Tag. — Sein kummerreicher Einfluß erstreckt sich bis mindestens acht Tage über den Sylvester hinaus.

Was grollst Du mir, Leben, das für alle Andere reich an Freuden ist? — Warum warfest Du mir, gerade mir, aus Deiner Urne hämisch das Loos eines Geächteten zu? — Schadenfroh, grinsend zeigst Du mir die Fülle Deiner Güter, die Wonne des Besitzes, die Süßigkeit des Genusses — und bietest mir mit bitterem Hohne, statt eines Antwortbriefes auf Lebenszeit, 'nen Bogen Löschpapier! — Grau in Grau — Bild meines Lebens! —

Nein! keine unmännliche Klage, der feindlichen Uebermacht gegenüber. Wie? — eine Thräne im Auge? — Ich strafe sie Lügen! — Wie knabenhaft, wie weiblich, schwach ich bin! — Und dennoch; ach, wie schön war mir als Knabe sonst der liebe Weihnachtsabend, wie ei-

genthümlich festlich drückte mich die Weihnachtszeit! — Damals machte ich meine Eltern glücklich durch den Jubel meiner Freude! — heute macht mir Niemand Freude, und ich, ich habe Keinen, dem ich eine Freude machen könnte! — Keinen? doch halt! da ist mein armer Kerl von Bursche, der in seinem kleinen, engen Kämmerchen allein sitzt und traurig an die Heimath, an die Eltern und Verwandten zurückdenkt; — der arme Schelm soll sich ein wenig freuen! —

Der Lieutnant Falkonet klingelte seinem Burschen, drückte ihm einen seiner monatlichen Thaler in die Hand und sagte zu ihm:

— Da, mein Sohn, geh, mach Dir eine Weihnachtsfreude und — kannst heute bis 11 Uhr ausbleiben!

Der Untergebene spricht gegen den Offizier nie seinen Dank aus; die dienstliche Form gestattet dies nicht. — Wozu auch? — Wenn der Offizier den Dank seines Untergebenen verdiente, dann darf er dessen auch gewiß sein. Der Untergebene fühlt jede Gefälligkeit von einem Vorgesetzten doppelt. Das ist im Soldatenstande eine alte Wahrheit. Was bedarf's also der Worte über etwas, was man schon weiß? oder wie im vorliegenden Falle die dienstliche Form es thut, mit so wohlwollender Humanität voraussetzt?

Der Bursche trat ab; der Lieutnant war wieder allein, die Lampe brannte matter, die Cigarre erlosch; er achtete nicht darauf und hing seinen schwermüthigen Gedanken weiter nach. Es schlug 7 Uhr, die Wache in seiner Nähe löste sich ab und der Ruf des Postens brachte ihn aus seinem trüben Sinnen wieder zu sich.

Einige Augenblicke drauf schrieb er in sein Tagebuch:

Stunden reiner Freude zählet
Mein verflossnes Leben nicht,
Und der Nerv des Lebens fehlet,
Und dem Bilde fehlt das Licht.
Finster sah — verschattet von zerstörten Plänen,
Von enttäuschten Jugendphantasien,
Ungestillt gebliebnem heißen Sehnen —
Ich mein Sein an mir vorüber ziehn!
O! des Wahnes, der den Knaben einst bethörte,
Als ich nach dem Flitterpranke griff,
Die Entwickelung meines Glücks im Keime schon zerstörte,
Und den Dolch für diesen Busen schliff!
Ach! das Leben, das mit überlegtem Hohne
Mir Verheißungen des höchsten Glückes log,
Und dann — wehe mir! — ich fühl's — mich ohne
Mitleid um — o Gott! — mein Ideal betrog!

Er legte, oder vielmehr warf, die Feder hin, schlug die Arme übereinander, lehnte sich in die Sopha-Ecke zurück, blickte mit glanzlosen Augen gegen die Decke seines Zimmers und hing wieder seinen wehmuthsvollen Gedanken nach. Nach einer Weile, ihm unbewußt, rannte eine Thräne, eine bittere, heiße Thräne, seine Wangen hinab in den Bart.

Der Schlag einer verliehenen Allmacht war einst nothwendig, damit der Felsen dem Gottgesandten Wasser spende; — es muß ein harter schwerer Schlag sein, der eines Mannes festes Herz so preßt, daß ihm Thränen entfließen. —

Von allen Seiten und von nah und fern hörte der Lieutnant den Jubel der Freude erschallen; bei ihm allein herrschte lautlose Stille. Er sah aus dem Fenster; so weit sein Blick reichte, waren alle Fenster hell erleuchtet und über die Vorhänge mancher hinweg konnte er die kerzenvollen, buntgeschmückten, reichbehangenen Weihnachtsbäume gewahren, nur bei ihm nicht. — Er zog sich die Caloschen an, hing sich den Mantel um und schickte sich an, auszugehen, um sich zu zerstreuen, einen Gang ins Freie zu machen, aus der Stadt hinaus, weit, weit weg, seitwärts von der Straße in den Wald, in die Stille, in die Einsamkeit. Die kühle Frische des Winterabends, das einförmige Sausen des Nachtwindes durch den Fichtenwald, der klare Himmel, die klaren, funkelnden Sterne — ach! das Alles zusammen würde ihm wohlthun, wenn er nur keine frohen Menschen, überhaupt keine, sähe, mit sich allein wäre und ungestört an sie denken könnte, an sie. O Gott! jetzt bei ihr zu sein, in ihren Augen Trost zu lesen — fort, fort ins Freie, dort denkt sichs traulicher ans Liebchen! — Eben stand er im Begriff, die Lampe auszulöschen, als es an seine Stubenthür klopfte.

2.

Die Stadt B. ist von mittlerer Größe, zeichnet sich aber durch ihre vielen Fabriken aus. Verhältnißmäßig hat sie die meisten und bedeutendsten in unserem Staate. — Herr N. N. — oder nur einen Namen zu gebrauchen, der seinem wahren ähnlich klingt, Herr...; es ist aber wirklich fatal! Jeder Name, den man wählen möchte, sogar der, den man selber erdacht zu haben glaubt, ist schon in Besitz genommen und giebt Besorgniß zu Collisionen, wegen unbefugter, eigenmächtiger Anmaßungen. Den Namen verkehrt zu schreiben, ist auch mißlich — enfin, gebrauchen wir einen italienischen Namen, das ist das Sicherste, also: — Signor Schulz ist anerkannt der reichste Kaufmann und Fabrikherr in B. — Seine Fabrikate gehen nach Tobolsk und Constantine. Er hat nur zwei Töchter, wovon die jüngste noch unverheirathet ist. Natürlich spielt er in B. die

erste Rolle; er ist ein wahrer Mäcen oder Medici für diese Stadt. Auch etwas Militär steht in derselben. Von welcher Waffe? — Nebensache! — Wie viel? — Leicht aus dem Folgenden zu abstrahiren. Das Offiziercorps zählt vier Mitglieder. Die beiden dienstlich und physisch Aeltesten waren verheirathet; das jüngste Mitglied dachte für's Erste noch nicht daran, und nur der eine noch übrig bleibende Lieutnant wäre allenfalls nicht abgeneigt gewesen. — Mit den Honoratiorен standen die Offiziere im allerbesten Einverständnisse. Die beiden Lieutnants namentlich waren fast wie zu ihren Familien gehörig. Herr Schulz konnte ohne den älteren Secondelieutnant gar nicht leben; denn dieser hielt ihm allein die Stange im Schach, spielte ein ausgezeichnet feines Whist, wußte Herrn Schulz in wenigen markigen Worten den Inhalt der drei oder vier von diesem gehaltenen Zeitungen zu sagen und Niemand wußte so, wie der Lieutnant, eine Champagnerflasche zu öffnen, eine Jagd zu dirigiren oder eine Landparthie zu arrangiren. — So war Herr Schulz schon 5 Jahre in der schönsten entente cordiale mit dem Lieutnant gewesen, als jetzt — so um die heiligen 3 Könige herum — die Sachen eine etwas andere Gestaltung annahmen. Daß der Lieutnant Absichten habe, das hatte Herr Schulz wohl schon geahnet; konnte er aber denken, daß Jener, der nichts als sein Gehalt hatte, jemals ernstlich darauf würde ausgehen können, sich um seine Tochter zu bewerben, sich Hoffnungen zu machen? — Als der Lieutnant nach B. versetzt wurde, war's Mädel 'ne Jahre zwölf, dreizehn alt, und seither war, während der allmählig, immer traulicher sich gestaltenden Bekanntschaft mit dem Papa, die Kleine unvermerkt so weit herangereift, daß — je nu! — wenn sich eine entsprechende Parthie für sie gefunden hätte — der Schwiegersohn hätte aber jedenfalls in B. bleiben müssen — als Compagnon ins Geschäft treten müssen. Versteht sich von selbst mit entsprechendem Vermögen. Als Paulinchen ihren 18. Geburtstag feierte, es war am 20. Februar, wurde der Lieutnant natürlich dazu eingeladen. Er gewann mit Herrn Schulz zwei Groß-Schlemm in Couleur mit cinq honneurs, und — das mußte dieser einräumen — so, wie die Atouts vertheilt waren, eigentlich blos durch sein famoses Spielen. Bei den letzten fünf Karten, wo er die Vorhand hatte, deckte er auf.

— Sie sind ein Goldmännchen, liebster Lieutnant! rief Herr Schulz entzückt, und schüttelte über den Tisch hinweg des Letztern Hand.

Der Lieutnant warf verstohlen einen Blick nach dem Theetisch, wo neben ihrer Mutter, im Kreise vieler Freundinnen, sein geliebtes Paulinchen saß. Ihre Blicke begegneten sich; sie lasen einander in den Augen und verstanden sich. Zum Ueberflusse citirte Herr Schulz seine Tochter in die Nähe des Offiziers, indem er ihr zurief:

— Aber Paulchen, Du vergißt uns ja ganz; der Lieutnant hat schon lange eine leere Tasse!

Als seine Tochter dem Offiziere gegenüberstand, fügte er freudig hinzu:

— Denke Dir, Paulchen, was ich mit dem Lieutnant eben für zwei herrliche Spiele gemacht habe, Groß-Schlemm u. s. w.

Weniger durch den Cigarrenrauch gehindert, sahen sich die beiden Liebenden noch bedeutungsvoller in's Auge, und mit hörbarem Beben fragte die Gefeierte:

- Befehlen Sie Ruum oder Cahors, Herr Lieutnant?

— Danke für Beides, mein Fräulein, ich fühle ohnedieß schon eine mächtige Gluth in mir! erwiederte dieser mit Beziehung und mit einer eignen Betonung, die seinen Mitspielern aber entging, weil sie eben wieder die Karten ordneten.

Später wurde gut soupirt; um 11 Uhr brach die Gesellschaft auf. Der Lieutnant mußte noch bleiben, vorgeblich um mit ihm eine Landparthie zu besprechen, die zwei Tage darauf, gleichsam als Nachfeier, stattfinden sollte. Gelegentlich nahm hierbei Herr Schulz Veranlassung, dem Lieutnant zu verstehen zu geben, daß er sich keine Illusionen machen, dem vermessenen Gedanken auf die Hand seiner Tochter doch ja nicht Raum geben möchte, wenn er ihn etwa schon gefaßt haben sollte. — Herr Schulz drückte sich so zart aus, daß Lieutnant Falconet sich nicht verletzt fühlen konnte, zugleich aber auch so deutlich, daß dieser ihn verstehen mußte.

— Es wird wohl die letzte Parthie sein, warf er anscheinend leicht hin, die Paulchen mit uns macht, denn über 14 Tage bringe ich sie nach Berlin. Sie muß sich noch auf dem Clavier und auch im Englischen noch vervollkommnen. Ihr Zukünftiger, dem sie bestimmt ist, der Sohn von Herrn Fixibus u. Comp. in M....burg, wünscht es, und das Geschäft mit ihm ist so gut als abgemacht. Binnen hier und anderthalb Jahren spätestens ist sie mit ihm verheirathet. — Na, bester Lieutnant, also thun Sie mir den Gefallen, die Sache recht hübsch und ansprechend zu arrangiren; meine Frau hier giebt Ihnen freie Disposition über ihre Küche, und ich über meinen Keller.

Was Herr Schulz einmal beschlossen, oder gesagt hatte, davon ging er um kein Jota ab, das war allgemein bekannt; auch der Lieutnant Falconet wußte das. Trau-

rige Aussichten für ihn! Kurz zuvor noch so hoffnungsreich, so zuversichtsvoll, so glücklich, und nun ....

* * *

— Höre, Schulz, sagte zu diesem seine Frau auf der Rückreise von Berlin, wohin sie ihre Tochter zu einer Verwandten gebracht hatten, höre, Schulz, ich glaube, Paulchen ist dem Lieutnant doch gut, sonst hätte sie bei der Abreise vom Hause und auch jetzt, als wir von ihr schieden, wohl geweint; es schien aber, als wenn sich ihr Schmerz nicht lösen könne, als wenn ...

— Ach, dummes Zeug! entgegnete Herr Schulz, laß sie nur erst ein halb Jahr in Berlin sein, dann hat sie den Lieutnant rein vergessen, und über's Jahr, wenn sie zurückkommt, kennt sie ihn gar nicht mehr. Larifari! was will sie denn mit dem? I nun, ich will gegen den Mann an sich nichts sagen. Er hat ja aber kein Brod für sie; dazu sind doch 'ne Tausend Thaler Einkommen mindestens nöthig, und wie lange kann das noch dauern, ehe er die kriegt! — darüber kann er alt und grau werden! — Und was ist's denn überhaupt mit einem Offizier? Ein glänzendes Elend, weiter nichts! — Besser immer, als ein Elend ohne Glanz! entgegnete Madame Schulz mit einem Seufzer. Ich sage ja auch gar nicht — fuhr sie fort, um den Eindruck, den diese ihr unwillkührlich entschlüpfte Aeußerung nothwendig auf ihren Mann machen mußte, wieder auszugleichen — daß ich dafür wäre, ihm Paulchen zu geben, bewahre! Aber leid thut er mir doch; er ist so ein charmanter Mann, so nobel in seinen Gesinnungen, so fest in seinem Charakter, und von so gutem Herzen, und meint es mit Dir und uns Allen gewiß so gut!

— Nu, nu, ich bin ihm auch gut, entgegnete bedeutend milder Herr Schulz, davon hat er entsprechende Beweise genug, und — höre, Ida, schicke ihm morgen doch ein halb Dutzend Flaschen von dem herben Ungar, ich weiß, das ist sein Lieblingswein — aber, Kind, das wirst Du doch selber einsehen, daß er kein Mann für unsere Tochter ist; ja, wenn er zum wenigsten noch Capitain wäre! — Und dann auch, was sollte Fitibus u. Comp. von mir denken, wenn ich meine Tochter einem simpeln Lieutnant gäbe, anstatt seinem Sohne, und dadurch mein Geschäft noch zu vergrößern! — Du siehst, es wäre gar keine Möglichkeit, dem Lieutnant seine Wünsche zu erfüllen. Darum nichts mehr davon!

(Fortsetzung folgt.)

Keine Begnadigung.

Eine dunkle Geschichte.

(Fortsetzung.)

So war es an jenem Morgen in der Residenz, an welchem die beiden Verurtheilten ihren letzten Weg antreten sollten. Obgleich die Hinrichtung erst auf elf Uhr Vormittags festgesetzt war, so wimmelten doch von sieben Uhr an alle Straßen von Menschen, unter welchen die seltsamsten Gerüchte über die That und ihre Veranlassung, wie über die Persönlichkeit der Verbrecher umher irrten. Alle Fenster der Hauptstraße (durch sie mußte der Zug kommen), deren Länge außer Verhältniß zur Größe der übrigen Stadt steht, waren von neun Uhr an von neugierigen Köpfen ausgefüllt; und keine Ermüdung, keine wachsende Sonnenhitze vermochte Diejenigen auseinander zu treiben, welche von früh Morgens an den Richtplatz, vor dem südlichen Thore gelegen, besetzt hielten. Als die Stunde näher rückte, zog das Bürgermilitär, Infanterie und Kavallerie, vor das Gefängnißgebäude. Es war eine alte Pflicht dieser Bürgergarde, zu geleiten, was eben zu geleiten war, den Kurfürsten eben so wohl, und die Glieder seiner Familie, wenn sie von einer Reise zurückkehrten, als den Verbrecher, welchen man zum Tode führte. Heute hatte man ihr, wegen des außergewöhnlichen Gedränges, welches zu erwarten stand, fünfzig Mann Linientruppen angeschlossen und diese gleichfalls unter den Oberbefehl des Kommandanten des Bürgermilitärs — er führte den Namen eines Majors — gestellt. Der gute dicke Major war deßhalb nicht wenig stolz. Eigentlich war er seines Zeichens ein Weinhändler; weil er sich aber im Besitz großer soldatischer Vorzüge befand, als da sind eine stattliche Figur und eine gewaltige Stimme, weil seine Kameraden außerdem wußten, daß es ihm von Zeit zu Zeit auf ein Fäßchen Wein gar nicht ankomme, hatten sie ihn fast einstimmig zu ihrem militärischen Chef gewählt. Die Zeit indeß ging nicht spurlos an dem Major vorüber; sie zehrte nicht an ihm, sondern sie war ihm so gewogen, daß er allmählig das Aussehen seiner Fässer gewann. Heute konnte ihn kein menschliches Auge ohne tiefe Ehrfurcht ansehen, das flammende Gesicht in einem Kopfe, welcher für die Figur viel zu klein war, ein stolzes Selbstgefühl um den gutmüthigen Mund, — und endlich diesen Körperumfang! Er ritt auf einem schweren Mecklenburger, an welchem seine kurzen Beine ungefähr halb so weit hinunter reichten, als dieß bei andern Reitern gewöhnlich ist, durch das Spalier, welches

er hatte bilden lassen, und musterte seine Leute, die ganze städtische Kavallerie, die ganze städtische Infanterie und fünfzig Mann von der Linie. Wahrlich keine Kleinigkeit.

Da öffneten sich die Thore des Gefängnißhofes, die Wachen traten vor, eine dumpfe Trommel gab das Zeichen, daß der Zug sich fertig zu halten habe, und es fuhren zwei Karren hervor, auf jedem einer der Verurtheilten, mit seinem geistlichen Beistand, hinter ihnen ein geschlossener Wagen, in welchem eine Gerichtsperson mit Beisitzer und Schreiber folgte. Der ältere Mann auf dem vorderen Karren schien ruhig in sein Schicksal ergeben, er betete mit seinem Priester, er hatte überhaupt nur Blicke für diesen und für das vorgehaltene Kruzifix, Blicke, welche über die Erde hinweg voller Zerknirschung bereits nach Vergebung in einer andern Welt schauten. Karl saß auf dem zweiten, er betete nicht; solche wild zusammen gebissene Lippen können nicht beten. Er sah nicht aus wie Jemand, den man zum Tode schleppt, nicht einmal bleich. Zorn, Trotz und grimmiger Hohn jagten seine Lebensgeister auf, daß seine Hände sich ballten, und daß es manchmal wie eine heiße Flamme über seine Stirne flog. Seine Augen waren nicht gesenkt, aber von dunkeln Falten halb geschlossen, daß das Licht, bevor sie sich auf immer schließen sollten, sie kaum begrüßen konnte.

Die Räder polterten über das Pflaster, der Zug setzte sich in Bewegung, der dicke Major hatte bald da, bald dort zu thun. Man machte einen Umweg, nicht an dem Dürkbergschen Palast vorbei; der Kurfürst hatte so viel Erbarmen gehabt, — oder er war vielleicht so klug gewesen, eine mögliche Störung zu vermeiden. Als in die Hauptstraße eingebogen wurde, standen der Geheimsekretär George und der Kapitän Otto an einem Fenster; sie wandten sich ab und schlossen die Flügel. Es waren dies die einzigen Augen, welche sich abwandten; alle übrigen verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit die Karren, besorgt, daß ihnen irgend etwas entgehen könne. Am südlichen Ende der Hauptstraße — es währte fast eine halbe Stunde, bis man dort anlangte — liegt zur rechten Seite, noch innerhalb des Thores, ein großer, ehemals herrschaftlicher Garten mit Wohnhäusern, Pavillons und Orangerien, welchen der Kurfürst der Baronin Dürkberg geschenkt. In einem thurmartigen Gartenhaus, am Eck der Straße, sah man mehre Männergestalten sich bewegen und von Zeit zu Zeit an ein Fenster treten. Der Major war viel zu sehr mit seinem Dienste beschäftigt, um ihnen eine Aufmerksamkeit zu schenken und um Jemanden zu erkennen. Als er aber einige Schritte vorüber war, hörte er einen der berittenen Bürgergardisten seinen Nachbarn fragen:

Hast Du ihn gesehen?

Freilich antwortete dieser; und was hältst Du davon?

Was ich davon halte? Das begreift sich doch leicht. In diesem Jahr muß er daran glauben; ehe es heute über ein Jahr wird, muß er fort, und wenn man für ihn absonderlich ein Lebenselixier erfunden hätte, und wenn er tausend Wächter um sich herum stehen ließe Tag und Nacht, um den Tod abzuhalten.

Ist das so gewiß?

Gewisser noch, als daß diese beiden armen Teufel in einer Stunde aufgehört haben zu leben. Das hat Gott selber so verordnet. Denn glaubst Du etwa, daß diese Fürsten nur da sind, um den ganzen Tag zu jubiliren, zu karessiren und zu banketiren? Ja Profit! Sie haben auch ihre Pflichten. Ich meine hier nicht die Regierung und was der Art mehr ist; das kann auch ein Anderer für den Fürsten übernehmen, und macht es oft besser als er. Aber es giebt gewisse geheime Verpflichtungen, welche er mit der Krone auf sich nimmt, und sobald er diese außer Acht läßt oder sich gegen dieselben versündigt, ist er dem Verderben verfallen. Das ist unfehlbar; und keine Menschengewalt kann da etwas wieder gut machen.

Seltsam, Gevatter, sehr seltsam.

Die beiden Gevattersleute in Kavalleristenkleidung schwiegen, der unübersehbare Zug wälzte sich wie eine träge Schlange immer weiter. Der Major hätte gern nach dem Sinn des Gesprächs gefragt, aber das war vorläufig gegen den Dienst. Er legte also seiner Neugier Zügel an, bis das blutige Geschäft und mit ihm sein Dienst zu Ende sein würde.

Es war bald zu Ende. Zwei Menschenleben sind schnell zerstört. Zwei Augenblicke, zwei Schwertstreiche, und zwei innere Welten waren zerstört, zwei Welten an Fühlen, Denken und Wollen. Sie starben beide wie Männer, ruhig, mochte auch die Ruhe bei dem Einen aus Ergebung, bei dem Andern nur aus stummem Trotz stammen. Der alte Mensch hatte noch reden wollen; aber von seinem jungen Gebieter war ihm durch eine heftige Bewegung des Hauptes der Befehl zu schweigen zugekommen. Der junge Mann nahm schweigend den Tod hin; jedes Wort wäre ihm wie eine Bitte an seinen grimmigsten Feind erschienen.

Als die Menge sich verlaufen hatte und das Bürgermilitär in halber Auflösung sich zur Stadt zurückwandte, fand der Major Gelegenheit, sich den Gardisten zu nähern, welche das sonderbare Gespräch geführt hat-

ten. — Sag' Er einmal, Wenzel, fragte er, indem er sein Pferd dicht zu dem eigentlichen Sprecher hielt, was hat Er denn vorhin von heut über ein Jahr und von sterben müssen und von dergleichen gesagt?

Haben Sie das mit angehört, Herr Spittler, Herr Major, wollt' ich sagen? Nun, ich hab's so heraus gesagt, ich hab' es unmöglich bei mir behalten können. Aber es ist gefährlich, hier zu Land der Art etwas zu sagen; und dann bitt' ich, verrathen Sie mich nicht.

Ich Ihn verrathen? Was faselt Er denn? Hat er denn eben auch seinen Kopf verloren? Ich weiß ja nicht einmal, was Er gemeint hat, und das will ich eben wissen.

Sie sind ein braver Mann, Herr Spittler . . . Herr Major, zu dem auch der gemeine Mann Zutrauen haben kann; das wissen wir Alle. Darum hab ich vor Ihnen auch kein Hehl über das, was ich zu meinem Gevatter gemeint. Sonst aber würde ich mich wohl hüten, es Einem von den vornehmen Leuten anzuvertrauen. Mit Unsereinem macht man kein Federlesens, und wenn herauskäme, daß ich das gesagt, so könnte man mich leicht in den Schatten sehen, auf unbestimmte Zeit, wie die Herren sagen, und mein Weib und meine Bälge könnten zusehen, woher sie das tägliche Brod nähmen. Ihnen zu sagen, was man denkt, kann ein Bürgersmann schon Courage haben. Sehen Sie, Herr Major, da drüben in dem Garten der — wie heißt man sie doch? — der Dürkberg, das Gartenhaus am Eck? Als wir die beiden armen Schelme hinausbrachten und hier vorbeizogen, waren Leute darin, vornehme Leute; es war unser durchlauchter Kurfürst mit Gefolge. Der Herr trat an das Fenster, als die Karren heranrumpelten, und betrachtete sich die zwei Schlachtopfer. Er machte ein sehr gleichmüthiges Gesicht dazu, ich meine sogar, er lächelte ein wenig. Nun müssen Sie aber wissen Herr Spitt . . . Herr Major, wie es sich verhält, so lange die Menschen denken können: Wenn ein Fürst und Herr einen Menschen zum Tode verurtheilt, will sagen seinen Tod unterzeichnet hat, und er sieht ihn nachher noch einmal, so muß er ihn begnadigen. Des Herrn Auge bringt Gnade. Sieht er ihn aber vor dem Tode und begnadigt ihn nicht, so muß er sterben, bevor das Jahr umgeht.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Die Ausfuhr tscherkessischer Mädchen nach der Küste von Kleinasien geht wieder völlig ungehindert ihren Gang, wie vor zwanzig Jahren. Selbst die russischen Kreuzer scheinen Befehl zu haben, diesen Handel nicht zu stören. Die Unterbrechung dieses einträglichen Handels war eine der Hauptursachen, welche die Tscherkessen so heftig gegen die Russen empört hatte, denn diesem armen Gebirgsvolk, das fast nichts Anderes erzeugt, war die beste Quelle seiner Einkünfte abgeschnitten.

(Die Lebensversicherung.) Der erste türkische Gesandte, welcher zu London eintraf, zeichnete sich in mehreren Fällen vor den übrigen Muselmänner aus, sein Vater war Pascha in einer Provinz gewesen, seine Mutter eine Französin, welcher er einige Kenntnisse ihrer Muttersprache verdankte. Deshalb hatte man ihn auch wohl zu dem Gesandtschaftsposten ausersehen. Er langte in einem ungeheuren Wagen an, ein griechischer Sclave saß auf dem Bocke, ein armenischer Dolmetscher und ein schmutziger Mufti befanden sich dem Ambassadeur gegenüber.

Als die gebräuchlichen Antrittsbesuche gemacht und die gegenseitigen Geschäfte im Gange waren, forderte man den Pascha auf, doch die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt Englands in Augenschein zu nehmen; er war indeß nicht zu bewegen, sein Zimmer zu verlassen. Am letzten Tage seines Dortseyns gelang es endlich, ihn bis auf den Balkon vor seinem Fenster zu bringen. Er blickte umher und deutete auf ein nahes großes Gebäude; „Gott ist groß!" sprach er, „wie viele Menschen gehen dort hinein und kommen wieder heraus, ohne daß ihre Füße müde werden."

Man erklärte dem Diplomaten, daß das Haus eine Feuer-Versicherungs-Anstalt sey, und daß man in London auch Lebensversicherungen habe.

„Masch' Allah," rief der Muselmann, „Das ist nichts, das ist Mondschein, der den Fluß der Narrheit beleuchtet."

„Ew. Excellenz möge entschuldigen," entgegnete ein Engländer, „die Sache ist eine Wohlthat für den Staat, in moralischer, wie in commerzieller Hinsicht. Es ist eine vortreffliche Erfindung der neueren Zeit."

Unter lautem Gelächter entgegnete der Türke: „Die Erfindung kennt man schon in der Türkei schon vor tausend Jahren — Tollheit ist's, im Gehirn eines Thoren entstanden! Denn Gott nur ist groß!"

„Wenn Ew. Excellenz sich wollte erklären lassen — —"

„Wie seyd Ihr Männer Englands fest mit dem Schleier des Unglaubens bedeckt. — Ich will Euch belehren — ich will Euch einen Fall erzählen, der Euch von Eurer Thorheit heilen muß. Masch Allah! Hört mich an. Ich hatte einen Freund, einen sehr klugen Mann, der seine Sachen im Staatsdienste so einzurichten wußte, daß er von dem Beherrscher Stambuls mit Glücksgütern reich gesegnet wurde. Er bekam einen köstlichen Palast an den blauen Ufern des Bosporus, sein Harem wurde mit den ersten Sternen der Liebe aus Circassien angefüllt; in seinen Ställen wieherten die herrlichsten Rosse — kurz, nichts fehlte, um ihm seine Lebensjahre in den Freu-

den dieser Erde dahin schwinden zu lassen. — Da kurz nach dem Bairamsfeste, erfaßte ihn ein schrecklisches Uebel, furchtbare Schmerzen zerrissen ihm seine Glieder und seine Eingeweide.

Die Weiber, die Eunuchen schlugen Mittel vor und suchten seine Qualen zu lindern, nichts wollte helfen; der Effendi war wüthend und wollte alles in seiner Nähe ermorden. Da ließ er den Aga rufen und befahl demselben, ihn von seinen Schmerzen zu befreien; der aber wußte besser damit umzugehen, Leute aus der Welt zu schaffen, als ihnen das Leben zu verlängern; nach einigem Nachdenken bemerkte er indeß: „Herr, Herr, es gibt Leute, wo man sein Leben versichern kann, das heißt nichts weiter, als ihnen das ihre abzukaufen."

„Ich wollte meine größten Schätze darum geben!" rief der Kranke, „wenn Ihr einen solchen Menschen auftreiben könntet. Beim heiligen Kameel von Mecka, Ihr müßt Mittel finden."

„Der Aga eilte hinaus, hüllte sich in den Mantel der Weisheit und zerbrach sich seinen Kopf; die Dämmerung begann schon einzutreten, als er eines jungen Mannes aus Adrianopel gedachte, der sein ganzes Vermögen verschwendet hatte und jetzt in großer Dürftigkeit lebte. Zu dem begab er sich und machte ihm den Vorschlag. „Allah! il Allah!" entgegnete dieser, „zeichnet mir den Kaufcontrackt und ich gebe ihm mein Leben zu seiner Sicherung. Gebt mir die Summe, laßt ihn jenes Fläschchen austrinken, er wird leben, ich werde eingescharrt werden." — Und so geschah's: das Geld ward gezahlt, der Effendi trank den Inhalt des Fläschchens, die Schmerzen milderten sich, von dem jungen Mann fand man keine Spur. Aber, aber, die Kräfte wollten sich bei dem Genesenden nicht wiederfinden, nach der Zeit von zwei Monaten stellte sich das Uebel wieder ein — er starb, und denkt nur, der Lebensversicherer lebte, unsern von Constantinopel, in der blühendsten Gesundheit! Seyd Ihr Engländer nun von der Tollheit Eurer Lebensversicherungen überzeugt! Beherzigt meine Lehre und verschont mich mit weiteren Einreden."

— Eines der merkwürdigsten Beispiele der magnetischen Gewalt des Blickes Napoleons erzählt Graf Montholon in seiner wichtigen „Geschichte der Gefangenschaft auf St. Helena"; die soeben zu erscheinen angefangen. Es war an der englischen Küste auf dem Bellerophon, als Admiral Lord Keith, welcher definitiv den Beschluß des englischen Ministeriums angekündigt hatte, daß er nach St. Helena gebracht werden würde, nach einer langen Unterredung endlich zu dem Kaiser trat und seinem Auftrage gemäß sagte: „England verlangt Ihren Degen." Der Kaiser legte, erzählt Montholon, mit einer krampfhaften Bewegung die Hand an den Degen, den ihm ein Engländer abzufordern wagte, und — nur der schreckliche Blick seines Auges war seine Antwort; nie war derselbe gewaltiger, und durchbohrender gewesen. Der alte Admiral wurde davon gleichsam gelähmt, seine hohe Gestalt brach zusammen und sein altergraues Haupt sank auf die Brust herab, wie das eines Verbrechers, dem der Richter sein Urtel verkündigt. Der Kaiser behielt seinen Degen. Der Admiral verbeugte sich tief und entfernte sich, ohne daß ein Wort den feierlichen Eindruck störte, den dieser Vorfall auf alle Anwesenden, Franzosen wie Engländer, gemacht hatte. —

(Geheimnisse.) In einer Soirée in Paris befand sich unter andern auch ein Fremder, ein Brasilianer. In Brasilien nun giebt man für ausgezeichnete Thaten goldene Medaillen, die reich mit den kostbarsten Diamanten besetzt sind. Der Fremde besaß eine solche und sie ging von Hand zu Hand, bis sie plötzlich nicht mehr zu finden war. Der Hausherr befand sich natürlich in der peinlichsten Verlegenheit, zumal mehrere Personen sich bereits entfernt hatten. Endlich sagte ein Knabe: „wenn's Jeder so macht, wie ich, wird sich die Medaille bald finden," und er wandte dabei sofort alle seine Taschen um. Alle folgten seinem Beispiele, und ein andrer Unbekannte stand entschlossen auf, knöpfte alle Knöpfe seines Frackes zu und sprach mit lauter kräftiger Stimme: „ich für meine Person zeige meine Taschen Niemandem, und hier ist ein Dolch, der mich vor jeder Berührung schützen wird." Eine solche Erklärung veranlaßte mehrere, auf den Rückweg bedacht zu seyn; auch eine sehr achtbare Dame stand auf und die brasilianische Medaille rollte aus den Falten ihres Kleides herunter. Jeder freute sich natürlich über den glücklichen Zufall, der jeden Verdacht beseitigte und der Fremde mit dem Dolche sagte nun sanfter: „jetzt kann ich erklären, warum ich mich weigerte, einer Untersuchung mich zu unterwerfen; ich bin auch ein Brasilianer und habe hier in meiner Tasche eine ganz ähnliche Medaille."

Dies erinnert uns an einen ähnlichen Vorfall, der einem französischen Emigranten im Auslande begegnete. Man hatte einen Edelstein bewundernd von Hand zu Hand gehen lassen und er verschwand endlich auch, ohne daß man erklären konnte, wie. Jeder in der Gesellschaft bemühte sich, den Verdacht von sich abzuwälzen, und nur der alte Emigrirte sagte, er würde lieber sterben als sich einer Durchsuchung aussetzen. Der Diamant fand sich endlich wieder, wie die Medaille, aber eine neugierige geistreiche Dame wollte durchaus wissen, warum der alte Franzose sich so bestimmt geweigert habe, eine Durchsuchung seiner Taschen zu gestatten. Unter vier Augen entdeckte er ihr Geheimniß. Da er nicht gewußt, ob er zum Souper in dem Hause, wo er sich befand, eingeladen werden würde, hatte der arme alte Franzose sich vorher eine — Wurst gekauft, und der Tod würde ihm weit weniger schmerzlich gewesen sein, als die Entdeckung der Wurst in seiner Tasche.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Auf allen Bällen, die in den letzten Tagen sehr zahlreich und glänzend waren, hat man die Bemerkung gemacht, daß die leichten und durchsichtigen Stoffe bei den jungen Damen vorherrschten und daß die Kopfputze noch immer etwas hoch, auch im Allgemeinen mit dem Haar am Hinterkopfe in Verbindung gebracht waren. Die Locken trägt man minder lang als in dem vorigen Jahre und viele Streifen sind hohl, sowie so kurz, daß sie nicht das ganze Ohr bedecken. Auch den Haarputz à la neige hat man wieder in die

Mode zu bringen versucht. Ob der Versuch gelingt, läßt sich noch nicht ablehen. Die Guirlanden und einzelnen Blumen stehen sehr in Gunst; namentlich liebt man sehr große Blumen, aus denen hübsche kleine Blumentrauben hervorzukommen scheinen, die spiralförmig herunterfallen und reich mit Gold-, Silber- und Stahlperlen untermischt sind. Mehrere elegante Damen lassen ihre Blumen mit Diamanten fassen und einige haben versucht, sie mit frischem Buchsbaume oder grünem frischem Moose zu tragen. Diese Neuerungen stehen namentlich den Blondinen sehr gut. Die Federn und Marabouts kommen gleichfalls von Neuem in Gunst; doch müssen sie sehr geschmackvoll angewendet werden, wenn sie gut aussehen sollen. Die Phantasiekopfputze sind nicht zu beschreiben; eben so leicht könnte man es unternehmen, die Sterne am Himmel zu zählen. Es giebt Barben von Gold- und Silberspitzen in venetianischem Geflechte, entweder einfach oder mit farbiger Chenille gestickt; Kopfputze von Band, das mit Gold oder Silber durchwebt ist, und Sammet in heller Farbe mit Borten und Fransen von Gold; Turbane von Golddamast; kleine Hütchen von rosa oder blauem Krepp mit einem Tüllebausche an der einen und drei oder vier Marabouts an der andern Seite; auch einige kleine Toques mit rundem Kopfe werden getragen und zwar von Goldspitzen, von kirschrothem Sammet und weißem Tülle, der mit mattem Silber oder reinem Golde gestickt ist. Wie groß der Luxus ist, geht auch daraus hervor, daß man Juwelen nicht bloß unter die Blumen mischt, sondern auch in die Tüllebauschen und die Atlasschleifen. Die Colliers (Halsbänder) sind nun wirklich wieder modisch geworden; anfangs trug man nur einfache Schnüre von Perlen von großem Werthe oder von Edelsteinen, schon aber ist man bei dem Pantasie-Collier angekommen. Die Ohrgehänge sind noch nicht in ihr altes Recht wieder eingesetzt, aber Knöpfe sind nicht mehr zu entbehren. Man trägt sie sehr groß, von Amethyst, von Türkisen oder Granat, umgeben von Marcasit oder von Opal mit kleinen Brillanten, oder einer einzigen Perle, oder auch Muschelchen. Die Armbänder haben tausenderlei verschiedene Formen; es gehört zum guten Tone, wenigstens eines zu haben, welches die Krone vorstellt, die man als Baronin, Gräfin, Marquise oder Herzogin führen darf; die Spitzen dieser Krone müssen in einem Edelsteine endigen. Vormittags trägt man Armbänder von emaillirtem Silber oder sogenannte Gefühls-Armbänder, die an irgend etwas oder eine Person erinnern; Abends können sie nicht kostbar genug sein. Um gleichzeitig andere Toilettendetails zu erwähnen, machen wir unsere Leserinnen darauf aufmerksam, daß es keine hübscheren Kragen giebt als die sogenannten Guipüre-Kragen, die aber keineswegs von Spitzen sind, sondern eine Stickerei haben, welche wie Spitzen aussieht. Die Manschetten müssen gleich sein. Auch die kleinen Häubchen sind gestickt und dann reich mit Spitzen garnirt. Im Hause trägt man gern Häubchen, die mit Sammet, Borten oder buntem Tülle nebst Spitzen ausgeputzt sind. Da es große und kleine Soiréen gibt, so muß man verschiedene Anzüge dazu besitzen. Zu größern Bällen bedarf selbst ein junges Mädchen wenigstens drei verschiedene Anzüge, einen rosa, einen blauen und einen weißen. Der rosa besteht vielleicht in zwei Röcken von italienischem Taffet, von denen der zweite auf den ersten durch ein dickes Bouquet rother Akazienblüthen und weißer Haide aufgenommen ist. Das Leibchen ist ziemlich gesteift, hat eine lange Schneppe und ganz kleine zierliche Aermel, die mit rosa Tülle garnirt sind. Statt der Draperien, die jetzt häufig getragen werden, aber nur für Frauen passen, befindet sich an dem Leibchen eine hübsche doppelte Berthe von italienischem Taffet, die eine oder zwei leichte Reihen von rosa Tülle hat. Die Guirlanden auf diesem Kleide, sowie das Bouquet am Leibchen, bestehen in Akazienblüthen, wie auf dem Rocke. Die blaue Balltoilette ist noch viel durchsichtiger; sie besteht aus drei blauen Tüllröcken übereinander, die zu Verdeckung des Saumes ein Band von blauem Atlas haben. Die Garnitur ist meist von weißen natürlichen Camelien und Haideblümchen zusammengesetzt. Auch wird dazu wohl ein Schmuck von perlmutterartig glänzenden kleinen Muscheln getragen, die in Silber gefaßt sind. Der weiße Anzug ist von sehr durchsichtigem Tarlatan über einem Unterkleide von weißem Atlas und hat zwei Röcke, von denen der zweite durch einen dicken Bausch Tülle und Schleifen von weißem Atlas aufgenommen ist. Als Guirlande und Leibchenbouquet sieht dazu eine Guirlande von kleinen weißen Lilien mit grauen diamantirten Blättern sehr gut aus. Auch diesen Winter haben einige Damen versucht, den Puder wieder in die Mode zu bringen, hat ihnen aber wie bisher immer nicht gelingen wollen; sie fanden keine Nachahmerinnen. Zum Ausgehen und Besuchenmachen haben wir viele Atlasoberröcke gesehen, die mit zwei Sammetstreifen besetzt waren, welche von dem Gürtel bis herunter auf den Saum gingen; das Leibchen war hochhinaufgehend und sehr knapp, die Aermel dagegen halbweit mit einem kleinem Aufschlage, wie an der Uniform der ehemaligen französischen Garde und mit einem hübschen Unterärmel von Muslin und Manschetten von Brüßler Spitzen; dazu eine Capote von weißem Sammet mit Posamentirausputz, einen Hut von weißem Sammet mit einer einfachen Schleife von Sammetband, das Fransen in der Farbe des Oberrockes hat, oder einen Mantel in perlengrauem, indischen Gros, der von oben bis hinunter, wie der Rock eines Priesters zugeknöpft ist, enge Aermel mit Aufschlägen à la Ludwig XIII. und an diesem Aermelende eine Menge Spitzen hat.

Herren-Mode. In den Herrnmoden gibt es so wenige Veränderungen, daß sie in der That kaum der Beachtung werth sind. Man läßt den Gesellschafts-Fracks ihre kurzen abgerundeten Schöße; setzt die Knöpfe in der Taille sehr tief, und gibt ihnen einen etwas abgerundeten Kragen. Doch dürfen wir eine neue Mode in den Gilets, welche wir bei unserm berühmten Kleidermacher Robin gefunden, nicht unerwähnt lassen: Ein Gilet von Casimir war ringsum, und auf den Taschen mit einer in dem Stoffe der Weste ausgeschlagenen Guirlande besetzt. Hinter dem Tuch ist eine Bande von Sammet, doch von andrer Farbe als das Gilet gelegt, wodurch das in das Tuch geschnittene Dessin hervorgehoben wird. Die Umrisse des Dessins sind durch Litzen von Soutaschen, welche zugleich das Tuch auf dem Sammet befestigen, markirt; hierdurch entsteht nun ein Dessin, welches den geschmackvollsten Effect macht. Man kann Tuch, Sammet und Soutaschen in der mannichfaltigsten Weise zusammenstellen. So haben wir z. B. solche Gilets von bronzeartiger Farbe gesehen, mit darunter befindlichem königsblauen Sammetstreifen, und schwarzen Soutachen benähet. Man kann ferner jene Westen von Casimir, Sammet- und Posamentirschnüren gleichmäßig schwarz anfertigen, oder die Zusammenstellung der Art treffen, daß das Gilet grau, der Sammet blau oder granatfarbig, und die Posamentirlitzen bunt sind. Dies Genre von Gilets ist eine der glücklichsten Erfindungen in den diesjährigen Wintermoden.

–s s.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit runden Schößen, gestreifte Weste mit Schneppe. Halbweite Beinkleider. 2. Aufsatz mit Band und langen Locken. Kleid von Damast, mit Rosenbouquets. Kurze Aermel und Blousenleibchen. 3. Turban, Kleid von Krepp auf Atlas, mit zwei breiten weißen Spitzen-Volants. 4. Rock mit breitem Kragen, Brusttasche; halbweite carrirte Beinkleider. 5. Aufsatz von Kornähren und Rosen. Ballkleid mit kurzen Aermeln und Blousenleibchen. 6. Turban. Rosakleid mit Silberstreifen. Zur Seite am Rocke herauf läuft ein Volant.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 10. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Ein Weihnachtsabend des Jahres 1844.

(Fortsetzung.)

3.

Also, es war Weihnachten 1844. Aus allen Thoren von B. wanderten beurlaubte Soldaten munteren Schrittes der Heimath zu. Viele verdankten diese Begünstigung nur der Fürsprache Falconets, der gern und angelegentlich Freude verbreitete und darin seine eigene fand. Acht verschiedene Einladungen zu diesem Abende erhielt er von Familien seiner Bekanntschaft in der Stadt. Er lehnte sie alle ab. Es war ihm Bedürfniß, allein zu sein, seinem Kummer freie Bahn zu geben und mit seinem Mißgeschick Aug' in Auge Abrechnung zu halten. Er suchte Paulinens Brief hervor, den ersten und einzigen, den er von ihr erhalten hatte. Sie schrieb ihm darin, daß sie, als gehorsame Tochter, nie gegen den Wunsch und Willen ihrer Eltern handeln und deshalb auch, als deren Absichten zuwider die Correspondenz mit ihm nicht fortsetzen könne. Bei der unbeugsamen Consequenz ihres Vaters bleibe ihr keine Aussicht, keine Hoffnung, ihren sehnlichen Wunsch, die Verbindung mit dem Lieutnant, erfüllt zu sehen; doch werde sie andernseits niemals eine andre Verbindung eingehen. Er möge ihrer unwandelbaren Zuneigung überzeugt sein, sie aber nicht veranlassen, durch Kundgebungen irgend einer Art derselben gegen ihre kindliche Pflicht zu verstoßen, und dadurch ihre, zwar sehr strengen, aber dennoch liebreichen Eltern zu betrüben. —

In seinem Mißmuthe ging der Lieutnant so weit, seiner Geliebten Unrecht zu thun. Diesen ächten Beweis ihres ergebungsvollen Gehorsames, die sicherste Probe vollendeter Weiblichkeit, nannte er ein Zeichen lauer Gefühle und kläglicher Mattherzigkeit.

Mit Herrn Schulz hatte der fernere Umgang bisher nur ein Scheinleben der frühern Herzlichkeit gehabt. Die Schuld lag durchaus nicht an dem Kaufmann; denn dieser hielt die beiläufige Affaire, des Lieutnants übereilte Hoffnung auf seine Tochter, für vollkommen abgethan, und ließ es sich angelegen sein, das freund-

schaftliche Verhältniß fortzusetzen; einmal, um der Welt nicht Anstoß zum Gerede zu geben, und andererseits vielleicht auch, um dem jungen Mann durch Beweise von Wohlwollen, Achtung und Freundschaft eine Art von Ersatz für die Vereitelung seiner Hoffnung zu geben, endlich größtentheils aber auch, weil er wirklich ohne ihn nicht gut sein konnte. Aber, wie gesagt, es war nur eine hohle Nuß, ohne Kern, ihr gegenseitiges Verhältniß. Der Lieutnant kam nur selten, und immer seltener aus freien Stücken, ohne Einladung, zu Herrn Schulz, und entschuldigte sich anscheinend triftig durch seine gesteigerten Studien und durch die häufigeren Einladungen von andern Familien. Unter Letzteren war namentlich Herr Sias, der die Schwester von Madame Schulz zur Frau hatte, der verbindlichste Bewerber um des Lieutnants Gesellschaft, weil er kinderlos war und gar gern mit seiner Frau und dem Lieutnant eine Parthie Tri-Whist machte. — Herr Sias hatte auch versucht, seinen Schwager zu Gunsten der Wünsche Falconets zu stimmen; Herr Schulz aber hatte sich dergleichen für fernere Zukunft ernstlich verbeten. Es hatte ihn auch verdrossen, daß der Lieutnant das Geschenk an Ungarwein ablehnte. Der Bote hatte ihn damals, als er es ihm zuschickte, nicht zu Hause getroffen; Falconet hatte sich nämlich verleugnen lassen, und später hatte der Lieutnant, auf Anrathen des Arztes, wegen Vollblütigkeit den Wein ganz aufgegeben. Aber Herr Schulz wußte recht wohl, was davon zu halten war. Pauline war nur etwa 8 Monate in Berlin geblieben und also seit einiger Zeit schon wieder im elterlichen Hause. Des Lieutnants Besuche waren seitdem noch seltener geworden, denn die Einladungen an ihn erfolgten spärlicher und aus freien Stükken kam er gar nicht mehr. Sein Begegnen mit Paulinen im Hause ihrer Eltern oder an andern Orten gab zu keinen Bemerkungen Anlaß; denn er benahm sich mit ungezwungener, ernster, achtungsvoller Höflichkeit gegen sie. Vergebens suchten des Fräuleins Freundinnen und deren Mutter in den Mienen, in den Augen Paulinens und des Lieutnants irgend eine Regung von Gemüthsaffekt, ein Zeichen vom gegenseitigem Einverständnisse zu lesen. — Man hielt die Sache wirklich allgemein für beigelegt, sah den reichen Sohn von Firibus u. Comp. als den Zukünftigen der reichen, schönen Erbin an und war darin einstimmig, daß diese in Berlin höhere Anforderungen an ihren einstigen Gatten zu machen gelernt habe, als ein Seconde-Lieutnant zu erfüllen vermöge. Ihr zurückhaltendes, ernsteres Wesen, ihre Einsilbigkeit ꝛc. wurden als das Ergebniß der erlangten höheren Ausbildung, als ein Zug stolzen Bewußtseins ihres Werthes angesehen. Herr Schulz war mit dem Verhalten seiner Tochter äußerst zufrieden, fand seine Voraussagung hinsichtlich ihrer frühern Stimmung für den Lieutnant vollkommen bestätigt und dachte schon mit Behagen an die neue Firma: Schulz und Firibus. Mitte Januar 1845 wollte nämlich Herr Firibus jun. auf einer Geschäftsreise nach Pommern und der Uckermark durch B. kommen und dann das Geschäft, wegen Bewerbung um die Tochter und gleichzeitig der Verlobung, mit Herrn Schulz abmachen. Das wußte Pauline, der Lieutnant und ganz B.

4.

— Na, ich denke, sie wird zu finden sein! sagte Herr Schulz mit einem selbstzufriedenen Blicke auf die reiche Weihnachtsbescherung für seine Tochter zu seiner Frau. — 'S ist der letzte Weihnachtsbaum, den sie in ihrem Leben kriegt, und was wir ihr jetzt geben, ersparen wir an der Ausstattung!

— Aber die Rolle Friedrichsd'or lege wieder weg, Schulz, — erwiderte seine Frau — es will mir nicht recht gefallen, daß sie auch als Weihnachtsgeschenk gelten soll, wenn wir sie auch Nadelgeld nennen. — Wenn's ein Sohn wäre, dem wir sie bestimmten, möcht's noch eher passiren, als einer Tochter.

— Nun, meinethalben! — Aber jetzt schick' hinauf und laß Pauline herunterrufen!

— Das Fräulein wird sogleich erscheinen, berichtete das Kammermädchen zurück.

— Schick doch noch einmal hinauf; ich weiß nicht, warum sie denn so lange oben bleibt! sagte nach einer Weile Herr Schulz.

Es erfolgte derselbe Bescheid.

— Ich will nur selber zu ihr gehen, sagte Madame Schulz, wahrscheinlich macht sie noch erst sorgfältige Toilette.

— Unnöthig! hätte auch schon vorher geschehen sein müssen! murmelte Herr Schulz etwas unwillig seiner Frau nach.

Pauline saß in einfachem, häuslichem Anzuge am Fenster. Den Kopf in die Hand gestützt, sah sie unverwandt und tiefsinnig zu den flimmernden Sternen hinauf. Reichlich flossen die Thränen ihre sammetnen Wangen hinab. Auf dem Tischchen vor ihr lag ein erbrochener Brief, dessen ältliches Aussehen schließen ließ, daß er oft durchgelesen sei. Es war der erste und einzige Brief vom Lieutnant Falconet. Sie nahm ihn aus einem wohlverschlossenen Kästchen von schwarzem Ebenholz hervor, las ihn mit Aufmerksamkeit, als geschehe

es zum ersten Male; dann seufzte sie tief und schwer, küßte ihn und legte ihn ausgebreitet vor sich hin. In demselben Augenblick warf der Lieutnant Falconet den ihrigen unmuthsvoll auf den Tisch und brummte.

— Laues Gefühl, klägliche Mattherzigkeit!

— Aber, liebes Paulchen, was bedeutet denn das? sagte hereintretend Madame Schulz, mit einem Anfluge von bekümmertem Ernste und Wehmuth in ihrem Tone, schon zweimal ist nach Dir geschickt worden und, wie ich sehe, denkst Du noch gar nicht daran, herunter zu kommen?

— Ich komme sogleich, liebe Mutter! erwiederte Pauline mit erzwungener Fassung und mit erkünsteltem Ausdruck der Freude, im Tone und in der Miene.

— Das hast Du schon zweimal sagen lassen und ich erhalte die nämliche Antwort! Was ist Dir denn? sieh mich doch an! — Gerechter Gott! Du hast geweint, Deine Augen sind ganz roth! — Kind, Kind, was fehlt Dir? Keine Antwort? — Komm in meine Arme, liebe Tochter!

Madame Schulz setzte sich neben sie, lehnte das Haupt ihrer Tochter an die eigene Brust, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und wischte verstohlen eine Thräne weg, die sich ihr selber in die Augen drängte.

— Mein gutes, liebes Paulchen, mein einziges theuerstes Kind! Wie blaß Du aussiehst! Wirst Du Deiner Mutter nicht antworten, was Dein Herz bewegt? — Laß hören, mein Töchterchen, was fehlt Dir?

— Ach, Mutter! sagte Pauline mit schwacher, eintöniger Stimme, welche deutlich die große Anstrengung verrieth, die das arme Mädchen machte, um ihren Seelenschmerz zu bewältigen — ach, Mutter! welche Aufgabe für mich! — ich soll froh erscheinen . . . und . . . ach, Gott! ich kann es nicht!

— Willst Du Deinem Vater Kummer verursachen, der so . . .

— Nein, nein, liebe Mutter, ich will ja gern mich freudig zeigen!

Du brichst mir das Herz, mein Kind! ich erkenne eine Qual in Dir, die Du Dir selber auferlegst. — Du wirst mir später mittheilen, was Dich peinigt, wirst Deinem gepreßten Herzen Luft machen und mir beweisen, daß ich in der großen Welt nicht meine Tochter verlor. Morgen — heute Abend — jetzt aber komm! — Der Vater wartet schon mit Ungeduld auf Dich! Er hat Dir so schöne und so reiche Geschenke gemacht; wenn Du sie siehst, wirst Du Dich gewiß freuen!

— Ach, liebe gute Mutter, siehst Du, das ist es eben, was mich bewegt! Väterchen und Du, Ihr werdet Euch gewiß bemüht haben, mir zahlreiche und kostbare Zeichen Eurer Liebe zu geben und dennoch kann ich mich ihrer nicht freuen — sie sind — ach, liebe Mutter, verzeih es mir, aber ich muß es freimüthig sagen — sie sind werthlos für mich; denn — das Einzige, das ich mir wünsche, was allein mich glücklich machen kann, neben dem alles Andere ohne Gehalt und Bedeutung ist, — bewilligt! — gebt ihr mir doch nicht!

Hartes Kind! So zu Deiner Mutter zu sprechen! — Kannst Du die gute Absicht Deines Vaters nicht durch Freude vergelten, kannst Du nicht froh, nicht dankbar gegen ihn sein, so sei wenigstens nicht zum ersten Male in Deinem Leben ungehorsam gegen ihn! — Komm sogleich herab, ich bitte Dich darum!

— Gleich, gleich, liebe Mutter! sagte Pauline, indem sie ihrer Mutter die Hand küßte, ich will mir nur erst die Augen waschen, damit Papa nicht sieht, daß ich geweint habe!

Nu — uh! sagte langgedehnt und in größter Verwunderung Herr Schulz, als nach einer so geraumen Zwischenzeit seine Frau allein zurückkehrte.

Aber die Cigarre entfiel ihm und seine Augen öffneten sich weit, als er gewahrte, daß seiner Frau ihre voll Wasser standen.

— Was giebt's denn? Was ist der Ida? Was macht Pauline? Ist sie krank? fragte er hastig und mit ängstlicher Besorgniß.

Madame Schulz schüttelte mit dem Kopfe, trocknete ihre Augen und sagte dann:

Wir können unsere Geschenke nur wieder wegpacken; ich habe mich überzeugt, daß wir unsern Zweck mit ihnen verfehlen, daß wir mit ihnen Paulchen keine Freude machen! — Aber um des Himmels willen. Kind, es sind ja lauter herrliche und ganz entsprechende Sachen? Paulchen hat sie ja größtentheils sich selber gewünscht, wenn vielleicht auch nicht so kostbar; na — und die Friedrichsdor habe ich ja wieder weggelegt!

— Schenke ihr eine Million und sie wird sich nicht darüber freuen; sie hat nur einen einzigen Wunsch, der ihr Freude, der sie glücklich machen würde — davon willst Du aber nichts hören?

— Ida, versteh ich Dich recht?

— Es ist unser letztes, unser jüngstes und geliebtestes Kind! Ihr Glück ist doch nur Dein einziges Streben! Geld und Reichthum allein macht es nicht. Wir haben ja auch klein angefangen und waren doch glücklich dabei! Sieh, Fritzchen! fuhr Madame Schulz fort, indem sie ihren Mann umarmte und küßte, der wie versteinert dastand — sieh, Paulchen ist so gut, so ge-

horsam, hat ein so inniges, tiefes Gemüth! sie hat uns Nichts davon gesagt, was schon lange ihr Herz drückt, weil sie wußte, daß Du dagegen seiest; — sie würde sich lieber im Stillen zu Tode härmen, als sich Dir ungehorsam zu zeigen, Dir Kummer zu verursachen! — Geh in Dich, Väterchen! Was willst Du eigentlich? Doch nur ihr Glück! Nun, so gewähre ihr das, was allein sie für ein solches erkennt. Bemerktest Du nicht, wie sie seit ihrem vorjährigen Geburtstage immer blasser und blasser wurde? das ist der stille Gram, der an ihrem Herzen nagt! Verhärte Dich nicht gegen Deine Tochter, gegen Dein jüngstes, geliebtestes Kind, laß ...

— Ida! — glaubst Du denn ernstlich, daß Pauline dem Lieutnant jemals wirklich gut gewesen ist, daß ...

— Dis glaube ich nicht nur, sondern das weiß ich; eine Mutter täuscht sich darin nicht!

— Kann sein; desto mehr ist es unrecht, daß Du mir nie etwas davon mittheiltest; ich hätte dann noch entsprechendere Maßregeln treffen können. Aber sage mir, glaubst Du, daß sie jemals mit dem Offizier glücklich sein könne?

— Wie Du auch fragest! — Gegen den Mann, als solchen, kannst Du doch unmöglich etwas einzuwenden haben; ich wenigstens müßte keinen, den ich meiner Tochter lieber wünschte, und der Rock, den er trägt, der wird bei Dir doch nicht als Hinderniß gelten, ihn als Schwiegersohn zu begrüßen, da er in demselben Dir bisher als Freund so willkommen war?

— Nun, Ida, wenn Du nun auch noch als seine Fürsprecherin auftrittst, wenn Alle gegen mich sind, dann muß ich wohl zuletzt selber glauben, daß ich allein Unrecht habe, daß ich nicht mehr weiß, was im Interesse meiner Familie liegt, was meinen Kindern nützt und frommt. Gut — nein, laß mich aussprechen! — Ihr sollt Euren Willen haben, ich füge mich; aber, das sage ich Euch, mir komme hernach nicht, wenn die Sache schief geht, wenn es nicht so ist, als man sich eingebildet hat! Ida, ich sage Dir, wenn unsere Tochter einst nicht glücklich ist, mich laßt's dann ja nicht wissen, es würde nicht gut thun. — Und nun schick' hin, laß den Lieutnant rufen, laß ihn ersuchen, uns die Ehre zu erzeigen!

— Herr Quindecim — sagte er zu seinem Buchhalter, der auf das Klingeln seines Principals herein getreten war — schreiben Sie gefälligst an Herrn Firibus u. Comp., daß ich sein Geehrtes vom 12. dieses erhalten, daß ich aber bedauern müsse, auf das bewußte Geschäft, dessentwillen Herr Firibus jun. bei mir nächstens ansprechen wolle, fernerhin nicht reflectiren zu können u. s. w. und legen Sie mir dann den Brief zur Unterschrift vor.

Mit gewaltigen Schritten ging Herr Schulz im Zimmer auf und ab; seine Frau spielte auf dem Flügel: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath rc.“ Nach ungefähr zehn Minuten klopfte es an die Thür und der Lieutnant Falconet trat herein.

(Beschluß folgt.)

Erinnerungen an Napoleon und seinen Sohn.

Die junge Kaiserin, Marie Louise, da sie den Thron Napoleon's bestieg, umtönte das Jauchzen der Bewunderung; Feste folgten auf Feste, glänzend und herrlich; aber diesen Glanz, diese Herrlichkeit trübte und unterbrach bekanntlich ein unheilbringendes Ereigniß. Ein ausgebrochenes Feuer zerstörte damals plötzlich den glänzenden, aber leichten Bau, wo der Fürst Schwarzenberg und die Neuvermählten Alles, was Oestreich und Europa des Edelsten, was Frankreich des Mächtigen besaß, vereinigt hatte. Der heitern Musik des Tanzes folgte ohne Uebergang der Schrei der Verzweiflung. Seht dort eine Frau, kaum den Flammen entrissen, sich wieder in dieselben stürzen! — eine Mutter ist es! — sie sucht die Tochter unter den Opfern ringsum — der Bau stürzt ein — Pauline von Schwarzenberg ist nicht mehr! — Man erinnerte sich der traurigen Vorzeichen, welche während der Hochzeit der Marie Antoinette zum Ausbruche kamen; man schien den schrecklichen Brand zu ahnen, der die Welt entzündend, zwischen Oesterreich und Frankreich losbrechen werde. — Napoleon und Scharzenberg sollten sich wieder begegnen, aber nicht mehr in Fried und Frieden. — Als die Nachricht von Napoleon's Tode durch einen Courier der Gebrüder Rothschild nach Wien kam, erhielt Hauptmann Foresti, Erzieher des Herzogs von Reichstadt, den Auftrag, diese traurige Kunde dem Prinzen mitzutheilen. Dies war am 22. Juli 1821 in Schönbrunn. An demselben Tage, an welchem er eilf Jahre später verscheiden sollte, kündigte ich ihm (sagt Foresti) das Ende seines Vaters an. — Es war der 21. Juli 1832 um 5 Uhr 8 Minuten Morgens, wo der Herzog von Reichstadt verblich. Er hatte, sagt Montbel in seiner „Geschichte des Herzogs von Reichstadt“ — merkwürdiger Zufall in demselben Gemache geendet,

welches des siegreichen Napoleon's Schlafzemach gewesen war; an eben der Stelle, wo dieser, nachdem er den Frieden dictirt hatte, zu allen Träumen des Sieges und des Triumphes, mit allen Hoffnungen für die Zukunft, vielleicht mit dem Gedanken auf die Heirath, die er später wirklich machte, und mit voller Zuversicht in die Dauer seiner Dynastie eingeschlummert war. Er hatte geendet am 22. Juli, am Jahrestage der Acte, wodurch der Sohn Napoleon's seinen letzten Titel empfangen hatte; am Jahrestage der Todesnachricht seines Vaters, die ihm gleichfalls zu Schönbrunn mitgetheilt worden war. Die Uniform, welche der Prinz auf dem Trauergerüste trug, war die des Regiments des Prinzen Wasa. Durch eine der seltsamen Fügungen, die in unserm Jahrhundert sich so häufig schon ereigneten, diente der Sohn Napoleon's im Regimente des entthronten Erben des großen Gustav. „Bei meinem Abschiede von Lätitia, Napoleon's Mutter, am 21. Juli 1831," erzählt Prokesch, „dankte sie mir für den Trost, den ich ihr zu geben bestrebt gewesen war. Gewaltige Rührung überkam sie, da ich mich erhob; sie streckte die Hände aus, um mich zu suchen, denn ihr Gesicht war fast verloren." — „Seit dem Tage der Trennung zu Blois," sprach sie, „habe ich den Sohn meines Sohnes nicht wieder gesehen. Wir sind Beide, ich durch mein Alter, er durch seine Krankheit am Rande des Grabes. Ich werde ihn nie wiedersehen! Sie gehen zu ihm. Ich habe Niemanden, durch die ich meinen mütterlichen Segen ihm schicken könnte, und bevor ich sterbe, gäbe ich ihm diesen Segen doch so gern; lassen Sie mich auf Ihr Haupt ihn legen!" — In derselben Stunde, in welcher dies zu Rom geschah, verfiel der Prinz in den Todeskampf, und als ich" (fährt Prokesch fort) „aus den Thoren dieser Stadt, mit deren Namen die Welt bei seiner Geburt ihm gehuldigt hatte, fuhr, war er eben auf dem Schmerzensbette zu Schönbrunn verschieden." —

Die Verbannung nach Sibirien.

Ein Subalternoffizier in Moskau, ein junger schöner, feuriger Mann, hatte Subordinationsfehler begangen und sich sehr nachtheilig über den Kaiser Alexander geäußert. Es wurde ihm der Prozeß gemacht und er am Schlusse desselben verurtheilt, nach Sibirien transportirt zu werden. Seine Verlobte, ein Fräulein aus einer angesehenen Familie Moskaus, welche sich in Petersburg bei Verwandten aufhielt, gerieth über diesen Ausspruch in Verzweiflung, denn in ganz kurzer Zeit sollte ihre Vermählung mit dem Geliebten vollzogen werden. Ihm in die Verbannung zu folgen, ward bei ihr zum festen Entschluß, zum sehnlichsten Wunsch. Sie that die nöthigen Schritte, erfuhr aber von den Behörden, daß es ihr nicht gestattet, das Schicksal des Verurtheilten zu theilen. In der Angst ihres Herzens entwarf sie eine Bittschrift an den Kaiser Alexander und stellte sich selbst damit an die Palastthür. Als der Monarch aus seinem Wagen stieg, sank sie auf ihre Kniee und hielt ihr das Schreiben hin; er erfaßte dasselbe, überflog die Zeilen und sprach wohlwollend: „Stehen Sie auf, wer sind Sie?"

„Die Braut des Unglücklichen, der die Ungnade Ew. Majestät auf sich geladen hat," antwortete das junge Mädchen unter Thränen."

„Ich beklage Sie," entgegnete der Kaiser, „ich will sehen, „was sich für Sie thun läßt, ich glaube, Sie können sich zur Reise anschicken."

Ton und Blick Alexanders waren so herablassend, so freundlich, daß Niemand an der Gewährung des Gesuchs zweifelte. In ihrem Hause wieder angelangt, traf die junge Dame mit Hülfe ihrer Verwandten sogleich Anstalten, Alles, was sie an werthvollen Dingen besaß, zu verkaufen; es gelang ihr über alle Erwartung und sie sah sich bald im Besitz einer Summe von 30,000 Rubeln. Nun beschränkte sich ihre Sorge darauf, sich alles Nöthige anzuschaffen, um eine so lange und beschwerliche Reise machen zu können; als auch das vollendet war, bestellte sie sich einen Wagen, um wo möglich den Geliebten noch in Moskau anzutreffen.

Den Tag vor ihrer Abreise stellte sich ihr indeß ein Fremder vor, der, wie er sagte, ihr einen Brief ihres Bräutigams, aus einer Stadt hinter Moskau datirt, einzuhändigen habe. Sie griff eilig danach und las die mit sehr flüchtiger Hand hingeworfenen Zeilen: daß sie dem Ueberbringer völlig vertrauen dürfe, der ein Mann von großem Gewichte bei der Regierung sei; sie möge ihm alles baare Geld einhändigen, er würde damit die Befreiung des Geliebten auswirken, ihm über die Grenze helfen, sie mit ihm in Deutschland zusammenführen wo ein Prediger sogleich sie ehelich verbinden würde. Wären sie einmal aus Rußland und in Sicherheit, würde seine Familie in Moskau schon Wege finden, ihm Mittel zur Existenz zukommen zu lassen. — Das erfreute junge Mädchen überlieferte dem Boten ihre 30,000 Rubel, der sich rasch damit entfernte.

Als das Fräulein ihrem Oheim den Brief zeigte und ihn von der Veränderung ihrer Sache, und daß sie nun nicht nöthig habe, in das kalte Sibirien zu wandern, in Kenntniß setzte, schüttelte er ungläubig den Kopf und las das Schreiben wiederholt. Er verglich die Handschrift mit früheren Briefen des jungen Offiziers und sprach eine ängstliche Besorgniß aus, daß sie in die Schlinge eines Betrügers, der von dem Verkauf ihrer Sachen und von der Eile, mit der sie alles betrieb, gehört, und diese Umstände zu seinem schändlichen Zweck benutzt habe, gefallen sein könne. Er zog die nöthigen Erkundigungen ein, erfuhr, daß der Verlobte des jungen Mädchens noch in Moskau sei und ihre Ankunft erwarte. Ein nichtswürdiger Betrüger hatte also die Unglückliche um alles Ihrige gebracht. —

Der Onkel bat um eine Audienz bei dem Kaiser für sich und seine Nichte, sie wurde ihnen bewilligt. Mit kurzen Worten trugen sie die Schandthat vor, Alexander glaubte ihnen.

Der Monarch trug dem alten Herrn auf, auf seine Kosten die junge Dame zu ihrem Bräutigam zu geleiten; die hochherzige Gemahlin des Kaisers ließ dem Fräulein ein Kästchen zustellen, das 30,000 Rubel enthielt. Unter Freudenthränen und Segnungen, auf das theure Herrscherpaar herabgerufen, schieden sie aus dem Palast.

Nach einer etwas beschwerlichen Reise langten sie bei dem Verurtheilten an. Wer aber schildert ihr unbeschreibliches Erstaunen, als ein kaiserlicher Courier mit dem Befehl zu seiner Freilassung schon früher eingetroffen war. Ueberglücklich traten sie sogleich die Rückreise nach Petersburg an.

Miscellen und Anekdoten.

(Subordination.) Ein Musikchor spielte vor dem Hause seines Chefs Variationen über das Thema: „Ich bin liederlich ꝛc.": als nach beendigter Musik der Hautboist die weitern Befehle des Generals in Empfang nehmen wollte, fragte dieser: „Ueber welches Thema waren die Variationen?" — „Halten zu Gnaden, Excellenz, über das Thema: Ich bin liederlich, du bist — (jetzt besinnt er sich, daß er seinen Chef nicht duzen darf und wiederholt sich) ich bin liederlich, Sie sind liederlich, sind wir halt liederliche Leute."

— Engländer und Amerikaner gleichen sich, wie ein Ei dem andern, in ihrer Werthachtung des Geldes und ihrer Sucht nach Geld. Allein wenn der Amerikaner sein Geld verliert, reißt er sich deßhalb den Hals nicht ab, wie es die Britten tagtäglich thun. Der Britte ist nichts mehr, wenn er sein Geld verloren hat, der Amerikaner fühlt sich dann erst recht als — freier Mann! In Amerika ist der Mann noch etwas werth, abgesehen von seinem Gelde, aber nicht in England, wo er keinen Strohhalm mehr gilt als seine Guineen. Daher stammt auch der echt englische Ausdruck: Er ist so und so viel werth. Gewiß hat der brittische Charakter brillante Züge von Gerechtigkeit, Männlichkeit, Seelengröße und Stärke, aber auch häßliche und darunter eine Gier nach Geld oder Gut, die ihm diese Dinge nicht mehr als Mittel, nein, als höchste Lebenszwecke, ja als eine Art höherer Wesen betrachten läßt, die zu erlangen er auch das Desperateste nicht scheut. Der Britte dient des Geldes wegen Türken und Juden, Carlisten und Christinos, dem Himmel und der Hölle. — Der Amerikaner nur — der Freiheit! Der Britte würde Euch das Goldstück erbarmungslos und mit eisernen Krallen aus den Eingeweiden herausreißen! Gott gnade dem armen Wichte, der ohne Deut das großmüthige Großbrittanien betritt! In Amerika finden Hunderttausende von Europa Ausgestoßener noch immer einen Bissen Brodes! Man sage, was man wolle, im Charakter der Britten ist ein Zug von gefühlloser Härte, der noch immer an den norwegischen und normanischen Seeräuber mahnt, und so sehr er sich auch in den acht- oder neunhundert Jahren seines Auftretens auf der Weltbühne abpoliert, ganz verleugnet hat er sich nie, dieser Seeräubercharakter, wo er immer auftrat, sei es in Europa oder in Asien, in Ost- oder in Westindien! —

(Unbedeutende Begebenheiten haben oft große Erfolge gehabt.) Eine große Anzahl von Gelehrten, fast jeder Abtheilung, waren dem Zuge Napoleons nach Egypten gefolgt. Anfangs waren diese bei den französischen Soldaten wenig beliebt, und wurden bei vielen Gelegenheiten auf das Empfindlichste verspottet; so erhielten sie z. B. und die Maulthiere, worauf sie ritten, dieselben Namen. Der tapfere General Friant befehligte eine Abtheilung des französischen Heeres, und war einmal in großer Gefahr, von einem bedeutenden Haufen Araber überfallen und vielleicht aufgerieben zu werden. Als er die drohende Gefahr erkannt hatte, gab er sogleich folgenden Armeebefehl:

La division formera un Quarré,
les ânes et les savants au milieu!
(Die Division bilde ein Quarre,
die Esel und die Gelehrten in die Mitte.)

— Die Dorfzeitung erzählt eine höchst interessante Geschichte vom Forstmeister zu Wahlwinkel: Unsere Vorfahren hatten die Pflicht, sich zur Wolfsjagd einzustellen, so oft sie dazu gebeten wurden. Vor 150 Jahren ist indeß der letzte Wolf im Thüringer Walde erlegt worden, und fand also seitdem keine Jagd und natürlich auch kein Frohndienst statt. Dennoch begehrt unser Forstmeister, daß die Wolfsjagd-Frohnden durch eine jährliche Summe Geldes von uns abgelöst werden! Zur Unterstützung seiner Forderung erklärt er, eine alte Urkunde aufgefunden zu haben, welcher gemäß unsere Gemeinde die Verpflichtung habe, jeden Tag einen mit einem Wolfsfänger bewaffneten Boten zu Pferde nach der ferngelegenen Forstmeisterei zu schicken, um zu fragen, ob heute Wolfsjagd sei? — Er begehrte demnach Geld oder Frohndienst,

und da wir das Erstere nicht geben wollen, müssen wir das Letzteren thun. Da wir Alle unsere Arbeit haben, so haben wir mit diesem neuen Posten den pensionirten, kranken Schäfer Nicol beauftragt, welcher nunmehr seit dem 11. December jeden Morgen, auf einem wundgedrückten Gaule, nach der 2 Stunden von hier liegenden Steinroderei reitet, seine Frage anbringt, und natürlich alle Abende mit der Antwort heimkehrt: „Daß heute keine Wolfsjagd sei.“

(„Ach du lieber Augustin!“) ist eine wol noch jetzt nicht ganz verschollene Tanzmelodie, aber den Wenigsten mag es je klar geworden sein, wie gerade der Name Augustin zu der Ehre gekommen ist. Im 17. Jahrhunderte lebte zu Wien ein allgemeiner beliebter Sackpfeifer und Bänkelsänger, der so hieß, und dessen Andenken sich von Geschlecht zu Geschlecht daselbst fort erbte. Er war nämlich 1679, als die schrecklichste Pest in der Kaiserstadt herrschte, total betrunken auf der Straße gefunden worden, für einen Pesttodten gehalten und auf einen der Wagen geworfen worden, welche die zahlreichen Opfer der Seuche auf den Kirchhof fuhren. Mit ihnen warf man ihn auch in eine große Grube, welche aber nicht zugeschüttet wurde, weil noch Raum für neue Ankömmlinge vorhanden war. Die ganze Nacht hindurch schlief er unter den Leichnamen; früh wachte er auf, wunderte sich und erschrack nicht wenig, als er sah, in welcher Gesellschaft er war, aber arbeitete sich doch so weit empor, daß, als Morgens die erste Todtenfuhre kam, er nun aus der Tiefe herausgefördert wurde. Und nichtsdestoweniger überlebte er noch viele Jahre das furchtbare Abenteuer. Noch lange Jahre spielte er zu Tanze und Trunk auf, und ein alter Wiener weiß vielleicht noch heute von ihm zu erzählen, was er vom Urgroßvater als Knabe gehört hat. Kein Wunder also, daß noch zu Ende des 18. Jahrhunderts sein Name in einer Walzermelodie aufleben und bis heute sich erhalten konnte.

— Bei Tarnowitz in Schlesien ist eine gräßliche Mördergrube entdeckt worden. Seit einiger Zeit wurden in dieser Gegend mehrere Menschen vermißt, ohne daß man erfahren konnte, was aus ihnen geworden, bis endlich das Grauenvolle durch die merkwürdige Geistesgegenwart eines Frauenzimmers ans Tageslicht gezogen wurde. In einem Walde bei Tranowitz nämlich lauerte ein Räuber den Vorübergehenden an einer Galmeigrube auf, überfiel seine ausersehenen Opfer, welche er von Allem entblößte und dann in die Grube stürzte. Als nun zuletzt eine vorübergehende Frauensperson dieses Loos treffen sollte, und sie, bis aufs Hemde entkleidet, auch noch dieses auszuziehen genöthigt wurde, bat sie den Räuber, daß er sich wenigstens dabei umdrehen möchte, und als er dieses gethan, stürzte sie ihn selbst in den zehnfach verdienten Tod. Die Vermißten sind dann in dieser Grube aufgefunden worden. (D. A. Z.)

(Der ausgelegte Traum.) Der Kaiser von Japan hatte einst einen sonderbaren Traum. Niemand wußte ihn zu deuten. Da er ihn aber allen seinen Hofleuten und Officieren erzählte, so sagte einer zu ihm, daß er einen Soldaten kenne, der Träume zu deuten wisse. Da ließ der Kaiser den Traumdeuter zu sich kommen und erzählte ihm: „Ich sah drei Mäuse, wovon die eine fett, die andere sehr mager und die dritte blind war.“ Der Soldat weigerte sich, den Traum auszulegen, da er die Ungnade des Kaisers sich dadurch zuzuziehen befürchtete. Da ihm aber Se. japanische Majestät versicherte, daß ihm nichts geschehen sollte, so legte der Traumdeuter den Traum, wie folgt, aus: „Die fette Maus bedeutet die Kriegscommissaire Ew. Majestät; die magere die Armee Ew. Majestät, und die blinde Maus Ew. Majestät selbst.“ Ueber diesen nicht allein sonderbaren, sondern auch wahren Einfall des Soldaten geruhten Se. Majestät herzlichst allergnädigst zu lachen.

— Als Friedrich Menz, Professor der Physik zu Leipzig, im Sommer 1743 das Rectorat der Universität verwaltete, war ein junger Adeliger vor das akademische Gericht gefordert worden, wo bekanntlich jeder Student den Degen ablegen mußte. Als ihn der Pedell höflich daran erinnerte, weigerte er sich es zu thun, indem er behauptete, der Degen wäre ihm angeboren. Der davon benachrichtigte Rector befahl, ihn nur hereinkommen zu lassen. Der Edelmann erschien also mit dem Degen, dessen Schönheit Menz lobte, und fragte, wo er ihn her habe. „Ich kaufte ihn in ***s Galanterie-Handlung,“ war die Antwort. Ganz ernsthaft erwiederte der Rector: „Nun, so müssen Sie vor Ihrer Obrigkeit diesen Degen ablegen; Ihren angeborenen können Sie tragen.“

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Fangen wir beim Anfange an: früh tragen die Damen, die ausgehen, um Besuche zu machen, Ueberröcke von Seide, häufig auch von Atlas. Ein solcher Visiten-Anzug namentlich erschien uns als sehr geschmackvoll. Der Oberrock war von grünem Atlas und hatte vorn drei Streifen von grauem aber etwas dunklerem Sammet. Diese Sammetstreifen waren von Posamentirverzierungen eingefaßt. Auf dem Rocke war die Taschenöffnung an den Seiten ebenso ausgeputzt, das Leibchen dagegen zum großen Theile durch eine vorn und hinten spitz zulaufende, auf den Achseln geschlitzte und Revers bildende Pelerine bedeckt; die weiten kurzen Aermel à la Ludwig XIII. ließen die weißen Unterärmel sehen. Zu diesem Oberrocke von Atlas trug die Dame, die so gekleidet war, einen citronengelben Hut mit Feder und gleicher Farbe. Andere Morgenkleider sind von kastanienbraunem Moiree und haben ein Leibchen ohne Ausputz, der bis an den Hals hinaufgeht und sich da in einem umgeschlagenen Spitzenkragen von der Breite einer Hand endiget, so wie sehr enge Amadisärmel. Vorn sind diese Kleider von dem Leibchen oben bis herunter auf die Füße durch Bandrosetten in derselben Farbe wie das Kleid zugemacht und in der Mitte dieser platten Rosette befindet sich ein goldenes Schnällchen. Zu einem solchen Kleide von braunem Moiree steht ein Hut von rosa Moiree mit einem Rosenbouquet sehr gut und modisch aus. Von allen den schönen Kleidern, die wir in den letzten 8 Tagen gesehen haben, und deren wir uns noch erinnern, wollen wir nur zwei anführen; eines war von schwarzem Krepp ohne irgend einen Ausputz, der Rock an beiden Seiten geschlitzt und diese beiden Oeffnungen wurden durch Bouquets von Rosen ohne Blätter, aber mit Diamanten in der Mitte zusammengehalten. Oben am Leibchen, in den festen Falten der Draperie, befand sich ein eben solches Bouquet, dessen Rosen ein ganzes Schmuckkästchen voll von Diamanten der seltensten Schönheit enthielten. Dieses letztere Bouquet hatte auch Blätter, aber diese Blätter bestanden aus prächtigen Smaragden. Auf dem Kopfe in dem blonden Haar, hatte die Dame einen Kranz von eben

solchen Rosen wie auf dem Rocke. Eine andere Dame, die mit der oben erwähnten ging, trug ein Kleid von goldgelbem Atlas mit zwei breiten Volants der kostbarsten Spitzen. Das Leibchen vorn und die Schlitze der kurzen Aermel wurden durch Agraffen von großen Rubinen zu gehalten, die von Diamanten umgeben waren. Auf dem schwarzen gescheitelten Haar trug die Dame einen Sarah-Turban, dessen mit Goldlahn durchwirkter weißer Muslin mit rubinrothen Streifen mit Goldfransen umschlungen war; diese Streifchen kamen zuletzt an der rechten Seite des Turbans hervor und wiegten sich auf der schönen Schulter. Unter den Toiletten auf den zahlreichen Bällen in dieser Woche bemerkten wir mehrere, die uns eben so ausgezeichnet als vollkommen erschienen, und deßhalb wohl eine Beschreibung verdienen. Auf zwei Röcken von himmelblauem italienischem Taffet befanden sich Perlenschnüre, die zweimal herumliefen, den zweiten Rock aufnahmen und da eine große Blume von Perlen, untermischt mit Diamanten, bildeten. Das Leibchen war vorn und hinten gesteift und von einer Perlenschnur umgeben, wie die außerordentlich kleinen Aermel ebenfalls mit einer zweifachen Schnur geschmückt, die dann in Troddeln herabhing. Ein jungfräulich einfaches Kleid von weißem Krepp war mit sieben Rüchen von ausgezacktem Krepp garnirt, die von unten nach dem Leibchen hinauf an Größe abnahmen. Das Leibchen selbst war mit eben solchen aber noch kleineren Rüchen bedeckt, die einen Fächer bildeten. Ein anderer Anzug in rosa sah ebenfalls sehr elegant aus: er bestand aus drei Röcken von rosa Tüll in verschiedenen Nüancen, die ausgezackt, mit rosa Seide in drei Nüancen gestickt und durch Bouquets von nüancirten Marabouts aufgenommen waren. Die Berthe des Kleides war durch drei Reihen rosa Tüll übereinander gebildet, die mit außerordentlich leichtem Maraboutflaum befranset waren. Ein Kleid von weißem Damast mit Blumen von gepreßtem Atlas sah fürstlich reich aus. An jeder Seite war dieses Kleid mit Streifen von kostbaren Spitzen garnirt, die durch eine dicke rothe Nelke gehalten wurden, deren Stengel eine Schleife von Diamanten in den Spitzen festhielt. Auch am Leibchen befand sich ein Bouquet von solchen Nelken, wie die Dame Guirlanden à la Gabriele trug. Dies war eine Art der schönsten Garnirungen, die wir diesen Winter gesehen haben, in welchem die Blumen von greller Farbe sehr beliebt sind.

Herren-Mode. Der Frack mit breiten Revers und und schmalen Schößen, länger als bisher, (sogenannte Schwalbenschwanzform) läßt sich mit Bestimmtheit, als angenommen in der eleganten Welt, bezeichnen. — Was die Westen anbetrifft, so werden dieselben fortwährend lang getragen, und man scheint in dieser Beziehung mit der Ballweste keine Ausnahme zu machen, nur daß der Stehkragen den Vorzug unbedingt vor dem Schal in diesem Falle hat, während zur Stadttoilette die zweireihige Form mit breiten Revers die gewählteste ist; doch sieht man den kurzen Schalkragen, die Weste hoch hinauf zum knöpfen, auch vielfach zu dem letztgenannten Costüm. — Die Beinkleider zum Ballanzug sind weiter als bisher, es ist dies die einzige Veränderung, welche einer Erwähnung bedarf. Die weiten Beinkleider mit nach vorne laufender Seitennaht sind zum Stadtanzug die beliebtesten; ihre untere halbe Weite beträgt oft 27 — 28 Centim. Bis zu einer Höhe von 30 Centim. von unten, wird das Bein stets mit einer starken Leinwand garnirt und mit einem leichtern Futter gefüttert; werden Stege zu den Beinkleidern getragen, so bleibt der hintere Theil, die Ferse, ungarnirt, um das Hineinfahren mit dem Stiefel zu erleichtern. Wenden wir uns zu den besuchtesten Promenaden, so sehen wir in der jüngsten Zeit eine neue Schöpfung der Mode aus Renards Atelier, eine Art Ueberzieher. Die Farben desselben sind Mastic, Braun oder Blau; seine Form ist anliegend; von unter dem Arm bis zur Hüfte und von da in gerader Linie den Schooß herab, sieht man eine Nath, welche sich um so mehr auszeichnet, da die Näthe alle überbügelt, und von Außen nochmals breit durchnäht sind. Die Faltennath hat einen Schlitz von 10 — 15 Centim. von unten, welches dem Ganzen ein eigenthümliches Ansehn giebt. Der Rock ist zweireihig und hat einen breiten Ueberschlag; im Revers befinden sich vier Knopflöcher, ein fünftes ist im Schooße. Auf der Brust sind zwei Taschen angebracht, und zwar übereinander; die obere ist kleiner als die untere. Man hat es endlich über sich gewonnen, wie mit dem arabischen Mantel, so auch mit dem Caban sich mehr zu befreunden; besonders wird der letztere mehr getragen, ein Verdienst, welches sich Human erworben, indem er zeigte, daß namentlich der Capuchon des Caban, wenn auch nicht allgemein gefällig, doch gewiß sehr zweckmäßig sey. Die Scheu dafür ist verschwunden und selbst die Damen machen Gebrauch vom Capuchon; um so mehr sieht man die Herren bei Regen oder Kälte denselben über den Hut gezogen. Sehr zweckmäßig sind bei dieser Tracht die mechanischen Hüte, welche sich nach Belieben zusammendrücken lassen und so die Bewegungen des Kopfes weniger hindern. So ersetzt dann der Capuchon den Parapluí, denn es würde lächerlich sein, den Capuchon über dem Kopfe, einen solchen zu tragen. Auf unsern Maskenbällen sieht man außer den europäischen Nationaltrachten, vornehmlich die russischen, polnischen, spanischen, auch die verschiedenen Phasen der Mode vertreten; von dem Incroyable der Republik im Frack mit eben so kurzer Taille wie langen Schößen und überaus langen, schmalen Kragen bis herab, sich unsern Tagen nähernd, bis auf den Dandy und Muskatin der jüngst vergangenen Jahrzehnte. Wie unser heutiges Kupfer zeigt, hat sich die Länge der Taillen noch nicht vermindert, man könnte sagen, die Mode habe in dieser Beziehung das Extrem erreicht und darf erwarten, daß sie nun wieder zurückgehe. Es ist nicht selten, daß sich der Kunde zum Maßnehmen setzt, um so, bis auf den Sitz herab, die Gegend der Taille zu bezeichnen. —

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kleid mit zwei breiten Spitzenvolants, zu beiden Seiten auf jedem Volant mit einer Bandschleife verziert. 2. Brauner Ueberzieher; der Kragen ist 5 Cent. hoch und 8 Cent. breit, die Taille breit und verlängert; die Revers sind breit, der Rock überhaupt weit übereinandergehend. Die Aermel sind lang, weit, und ohne Aufschlag, zwei Steppnähte, 6 Cent. von unten, stellen den Aufschlag vor. Der Schooß ist kurz und ziemlich weit, das Futter ist von Seide und in Carreaux abgenähet; die Kanten sind mit einer schmalen Borde flach besetzt, und die Knöpfe von Cordonnet gemacht. Die Beinkleider sind von klein carrirtem Satin; sie sind weit in den Beinen und haben feste Stege. 3. Frack von blauem Casimirtuch, der Kragen nieder und breit; die Taille tritt um einige Cent. unter die Hüfte; sie ist unten schmal und unten ausgeschweift; der Schooß geht bis zur Kniekehle, er ist unten schmal, läuft den Schenkel entlang gerade und läßt oben die Hüfte unbedeckt. Fünf Knopflöcher befinden sich im Revers, welcher nur kurz herum fällt, bequem drei Knöpfe knöpfen läßt und am dritten Knopfloch von unten gerade herab läuft, ohne sich nach innen zuziehen oder nach außen zu kehren. Die Aermel sind halblang, die Knöpfe sind vergoldet, das Innere ist mit Seide gefüttert. Kragen und Revers sind leicht gewölbt gehalten. Weste von weißem Pique, mit weit offener Brust, stehendem Kragen und 4 Knöpfen, von denen sich nur 3 knöpfen lassen. Beinkleider von schwarzem Satin und weiter in den Beinen als bisher. 4. Maskenanzug, Toque mit Feder, Tunika von rosa Atlas mit blauen Sammetstreifen besetzt, Kleid von weißem Atlas mit ebenfalls blauen Streifen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Boaen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljä rl. eine Patrone f. Herrenschnei. etc.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 21 Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **A. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Ein Weihnachtsabend des Jahres 1844.

(Beschluß.)

5.

Ein schwermüthiger Ernst lag in dem Gesichtsausdrucke des Offiziers. Gemessen und mit kalter Höflichkeit grüßte er Herrn und Madame Schulz.

— Sie haben mir die gütige Theilnahme erzeigt, mich zum heutigen Abend einzuladen, und auch mir an Ihrer Freude einen Antheil zu vergönnen!

— Danke Ihnen, lieber Lieutnant, daß Sie meine Einladung angenommen und dieselbe wahrscheinlich doch mehreren andern vorgezogen haben. Ich habe aber noch etwas Anderes mit Ihnen abzumachen.

Der Lieutnant verbeugte sich stumm und stützte sich auf seinen Säbel.

— Habe ich, fuhr Herr Schulz fort, in früherer Zeit richtig vermuthet, so war es damals Ihre Absicht, sich um die Hand meiner Tochter zu bewerben.

Lieutnant Falconets Gesicht erglühte, er biß sich auf die Unterlippe; als er aber sah, daß Herr Schulz eine Antwort verlangte, erwiederte er:

— Ehe ich Ihnen darauf antworten kann, Herr Schulz, bitte ich Sie, sich erst völlig auszusprechen. Ich werde dann mit aller Offenheit und Freimüthigkeit jeden Punkt beantworten.

— Schön! — So sagen Sie mir, als Mann von Ehre, lieben Sie meine Tochter noch und aufrichtig?

— Ich weiß, Herr Schulz, daß Sie meine Neigung weder gern gesehen, noch auch jemals Ihre Zustimmung geben werden; aber so von Ihnen aufgefordert, kann ich nicht anders, als Ihnen erklären, daß ich Ihr Fräulein Tochter liebe und, so lange ich lebe, lieben werde!

— Nun, mein werther Freund, so haben Sie hiermit meine und meiner Frau ihre Einwilligung und mögen Sie beide so glücklich mit einander sein, als wir beide es gewesen und noch sind!

Der Offizier trat erstaunt einen Schritt zurück; er

konnte seinen so unerwarteten und plötzlichen Glückswechsel nicht augenblicklich fassen. Eine große, eine gewaltige Aenderung ging in ihm vor. Ihm flirrte es vor den Augen, er hörte Orgeltöne, der Umschlag war fast zu mächtig für ihn. Sein Federhut flog in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

— Herr Schulz! rief er, Papa! — ist es möglich?

Im nächsten Augenblicke preßte er Herrn Schulz stumm und schluchzend in seine Arme; dann Madame Schulz, dann wieder ihn.

— O Gott! stieß er freudig gerührt hervor, ich habe einen Vater, eine Mutter! — Mutter, gute liebe Mutter! und er umarmte und küßte sie von Neuem. Vater, theuerster Vater — herzensguter Papa! ach, wie glücklich machen Sie mich — wie soll, wie kann ich Ihnen danken! — Und wo ist mein Paulchen, mein geliebtes Paulchen — wo ist meine Braut?

— Ja — da sehen Sie selber nach! sagte, seine eigene Rührung kaum überwindend, Herr Schulz, indem er mit der einen Hand, die der Lieutnant Falconet ihm frei ließ, ihm auf die Schulter klopfte, während seine Frau mit beiden Händen die andere Hand des Offiziers umfaßt hielt. — Sie haben was Schönes angerichtet, mein Lieber; unser Paulchen hat uns Ihretwegen beinahe den Gehorsam aufgekündigt. Gehen Sie nur auf Ihre Stube und setzen Sie ihr den Kopf wieder zurecht!

— Nein, nein! sagte Lieutnant Falconet, schnell zum heitersten, muthwilligsten Frohsinn übergehend, wir wollen Paulchen überraschen; liebe Mama, geben Sie 'mal etwas Band her!

Madame Schulz gab aus ihrer Kommode ein mehrere Ellen langes Rosaband; damit knüpfte sich der Lieutnant, nachdem er seinen Säbel abgeschnallt und weggestellt hatte, an den Weihnachtsbaum und hockte sich hinter den Tisch, so daß er von der Vorseite nicht gesehen werden konnte. Kaum hatte er sich so postirt, da trat Pauline herein.

Sie ging, ohne einen Blick auf den schönen Weihnachtsbaum oder auf die kostbaren Geschenke zu werfen, auf ihren Vater zu und sagte mit fast tonlosem Ausdrucke:

— Lieber Vater, ich danke Dir!

— Aber wofür denn, mein Kind? erwiederte Herr Schulz, indem er sich seiner Tochter entzog, die ihn küssen wollte. Sieh Dir doch nur erst die Sachen an, ob sie auch des Dankes werth sind!

Etwas beschämt über diese Zurechtweisung trat Pauline an den Tisch, warf einen flüchtigen, gleichgültigen Blick auf die reiche Bescherung und sagte dann:

— Es ist Alles sehr schön, ich danke Dir, Papachen!

— Nein, mein Kind! sagte abwehrend Herr Schulz, so mag ich den Dank nicht! Komm und sieh genauer, was die Liebe Deiner Eltern Dir bescherte!

In diesem Moment hob der Lieutnant den Kopf über den Tisch hervor und sah seine Geliebte an. Ihre Blicke begegneten sich; der Lieutnant nahm sich nicht die Zeit nud Mühe, seine zarten Bande zu lösen, er zerriß sie, und im nächsten Augenblicke lag er in den Armen seiner entzückten Braut.

Auf Ostern war ihre Hochzeit.

Keiner war glücklicher, als Signor Schulz. Viermal wöchentlich hatte er seine Whistparthie; er, sein Schwager Elias, der Pastor und der Lieutnant Falconet bildeten sie. Lauter famose Spieler!

Doch, doch; Falconet war glücklicher und seine geliebte Pauline auch. Herr Schulz rechnet sich jetzt mit zu dem Offiziercorps der Stadt B. Er nennt die Soldaten ihrer Garnison: „unsere Leute," erwiedert alle Grüße militärisch, hält sich eine eigene Rangliste und das Militairwochenblatt und klagt über das Avancement. — An dem Geburtstage seines Enkels schenkte er vor Freude dem Vater desselben, Lieutnant Falconet, ein capitales Reitpferd. (Sein andrer Schwiegersohn, Herr Mouke, reicher Runkelrüben-Zuckerfabrikant in M—g hat ihm nämlich die Freude der Großvaterschaft noch nicht bereitet. — Wenn er jetzt von ungefähr die Aeußerung vernimmt: Offizierstand sei ein glänzendes Elend, verfehlt er nie, etwas pikirt zu entgegnen: nu, nu, besser als ein Elend ohne Glanz, wie anderwärts.

Neulich, bei Kroll, traf ich zufällig den Lieutnant Falconet nebst seiner Gemahlin und seinen Schwiegereltern. Er erzählte mir seine ganze Geschichte, und mit seiner Erlaubniß habe ich, mutatis mutandis, sie kurz und bündig wieder erzählt. Möchte doch Weihnachten das Herz aller strengen Väter erweichen, die aus materiellen Rücksichten die Hand ihrer Tochter einem ehrenwerthen Bewerber versagen!! (Figaro.)

Napoleons Leichenbegängniß auf St. Helena.

Den 5. Mai des Jahres 1821 Abends halb 6 Uhr that Napoleon den letzten Athemzug auf St. Helena, und der größte Heldengeist, der je die Hülle eines sterb-

lichen Menschen bewohnte, war unter dem Getöse eines ungeheuren Orkans der Erde entflohen.

Die Bewohner des Inselchens, die wohl, wie man einst geglaubt hätte, die Letzten sein würden, zu welchen die Nachricht von des Kaisers Tode auf ihrer Reise um die Welt gelangen sollte, waren jetzt die ersten, die jene große Kunde erschütterte und aufregte. Die kalten Ueberreste des Gebieters der Nationen waren drei Tage lang öffentlich zur Schau ausgesetzt, und sie eilten schaarenweise herbei, mit eigenen Augen zu sehen, wie sich Derjenige mit dem schmalen Bretterhäuschen jetzt so friedlich begnügt, dem einst Europa zu klein war.

Die Leiche wurde in des Kaisers kleinem Schlafzimmer, welches mit schwarzem Tuch behängt, mit Fakkeln erleuchtet, zu einer Art chambre ardente zugerichtet wurde, aufgestellt, das Paradebett umgab kein kaiserlicher Prunk, man sah es nicht mit Gold verziert, nicht von Hunderten von Kerzenlichtern umflammt, — es war schlicht und einfach, und dennoch selten und bedeutungsvoll und umstrahlt von der unvergänglichen Leuchte der Geschichte — es war das Feldbett von Austerlitz!

Eben so schmucklos und unscheinbar war Napoleons Leichentuch; und dennoch hatten nur wenig Monarchen ein so rühmliches, ihren Sarg damit zu schmükken — es war der Mantel von Marengo:

Auch keine Krone verherrlichte den einfachen Katafalk des Kaisers, aber jener Degen, jeder fabelhafte Degen (ja, mehr als fabelhaft, denn welcher Poet erdichtete eine Geschichte Napoleons), mit welchem der einstige Artillerie-Lieutnant sich, seinen Brüdern und Freunden Kronen zu erkämpfen wußte, dieser beispiellose Degen hing an seiner Seite!

Der Tod, der auch der alltäglichsten Miene einen vornehm-mystischen, dem Menschen nicht verständlichen Ausdruck verleiht, vollendete gleichsam auf dem Antlitz des Kaisers den Charakterzug jener unerschütterlichen Ruhe, welchen einst griechische Künstler ihren Heroen- und Götterstatuen einzumeißeln verstanden.

Diese Stimme herrschte zwar nicht mehr, doch das entsetzliche Vermächtniß an Britanien schien noch mit furchtbaren Buchstaben darauf geschrieben. Das Auge, dessen Lächeln bezauberte, dessen Zornblick wie eine Geißel Gottes Nationen schreckte, war nun für immer geschlossen. Die Zunge, die oft höhere, bewundrungswürdige Weisheit und oft die schlangenglatte Sophistik der Hölle unwiderstehlich wie in Orakelsprüchen verkündete, war verstummt auf ewig. Die Hände, welche dem Adler des Kaiserreiches so oft die Bahn des Sieges vorgezeichnet, und die Füße, welche wie Pompejus Armeen aus der Erde stampften, und wir können hinzufügen, in die Erde stampften, ruhten unbeweglich in der Erstarrung des Todes.

Hinter dem Kopfe des Kaisers war ein Altar angebracht, an dessen Stufen kniete betend Abbe Vignali, der die denkwürdige Sendung erhielt, diesem titanischen Weltstürmer, diesem Würgengel en masse, diesem Büßer sonder Gleichen, die Beichte abzuhören! Napoleon unterzog sich derselben mit Bereitwilligkeit, und der Priester des Herrn der Heerschaaren erquickte dafür seine Seele mit den erhabenen Tröstungen der christlichen Religion, über welche zwar mancher Berliner Lichtling mitleidig lächelt, die sich aber gerade einem so großen Geiste, wie der Napoleons gegenüber, in ihrer Größe und unendlichen Bedeutung darstellten.

In dem Gemache, obgleich überfüllt mit Menschen, herrschte fort und fort die tiefste Stille; Alles schwieg und athmete schwer auf, das Gewicht überwältigender Gefühle lag drückend auf jeder Zunge. Die englischen Offiziere hielten es hier nicht lange aus; sie wagten kaum die Augen aufzuschlagen und sich zu regen, aus heimlicher, grauenhafter Furcht, den „todten Prometheus“ etwa zu erwecken; es überkam sie, sie schlichen sich hinweg und suchten die frische Luft. Die Generale Bertrand und Montholon neigten sich oft mit stummem Schmerze über den großen Todten. Der treue Kammerdiener Marchand wich Tag und Nacht nicht von der Seite seines Herrn, gleichwie auch die übrige Dienerschaft.

So vergingen drei Tage; am vierten, es war der 8. Mai, sollte die Feier der Bestattung vor sich gehen. Alle die Getreuen auf St. Helena versammelten sich jetzt zum letzten Male um ihren geliebten Kaiser und Herrn. Laut weinend und händeringend drängten sie sich um den Sarg, in welchen er nun gelegt ward. Einer um den Andern beugten sie sich noch ein Mal um die entseelte Hülle des großen Todten, küßten ihm zum letzten Male die Hand, und nahmen Abschied in Worten herzzerreißenden Schmerzes. Madame Bertrand hob ihre Kinder empor, damit auch sie noch ein Mal den Kaiser sehen und ihren zarten Seelen ein großes, nie erlöschendes Bild einprägen für die fernsten Tage ihres Erdenlebens. Der letzte, aber auch betrübteste der bitter Scheidenden war General Bertrand, dessen ritterliche Treue gepriesen werden wird, so lange der Name „Napoleon“ ertönt von den Lippen kommender Geschlechter. Er war der Letzte, der dem Kaiser die Hand küßte, und lange zauderte er, den Sarg zu schließen und so gleichsam den letzten schwarzen Vorhang vor der ungeheuren Tragödie herabfallen zu lassen. Nun geschah dies, nachdem man

noch des Kaisers Hut, den Adler, allerlei mit seinem Bildnisse geprägte Münzen und sein Wappen in den Sarg gelegt. Der Sarg war ein blecherner, dieser wurde in einen andern von Mahagonyholz, dieser wieder in einen dritten von Blei, der dann in einen vierten abermals von Mahagonyholz gebracht wurde. Englische Grenadiere trugen ihn jetzt hinaus in die große Allee des Gartens, wo er zur Einsegnung abgesetzt wurde.

Hier waren bereits der Gouverneur der Insel, Sir Hudson Lowe, der englische Admiral, alle höhern Offiziere der brittischen Garnison-Marine, dann sämmtliche Civilbehörden der Insel versammelt, den außerordentlichen Mann des Jahrhunderts auf seinem letzten Wege zu begleiten.

Die ganze englische Garnison stand bei dieser feierlichen Gelegenheit unter den Waffen; sämmtliche Bewohner Longwoods und der ganzen Insel waren herbeigeströmt, Hudson Lowe, welcher den Lebenden vielfach quälte, wollte den Todten ehren und ihm bei dieser passenden aber traurigen Veranlassung alle kriegerischen Ehren angethan wissen. Es fehlt in der Geschichte nicht an brillanten Beispielen ähnlicher Großmuth gegen Feinde, wie denn Oestreichs größter Feldherr dem in der Blüthe der Jahre gefallenen republikanischen General Marceau das ehrenvollste militärische Leichenbegängniß veranstaltete.

Nun las Abbé Vignali die Gebete und stimmte an den Triumphpsalm Davids, des gekrönten Kollegen des Kaisers. Nach der Einsegnung wurde der Sarg auf den mit 4 Rappen bespannten Leichenwagen gebracht, in eine blaue Sammtdecke gehüllt und der Mantel von Marengo darüber gebreitet. Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung hin zur letzten Ruhestätte des Höchsten und des Niedersten.

Der Himmel war heiter und die Sonne von Austerlitz, welche Alexanders und Cäsars pomphaftere Leichenbestattungen gesehen, beleuchtete die einfachere aber nicht einander ergreifende Ceremonie mit ihrem reinsten Strahl. Die militärischen Musikcorps stimmten sanft gemäßigte Trauermärsche an. Das Thürmchen von Longwood stieß mit seinem ehernen Züglein wehmüthig verhallende Klagetöne aus; dieses kleinste Glöcklein läutete dem größten Kaiser zu Grabe; die anglikanischen Kanonen übernahmen die Rolle größerer katholischer Kirchenglocken, denn vom Admiralschiff herüber erschütterte jetzt der Donner des englischen Geschützes die Luft und verkündete weit hin durch die unermeßliche Wasserwüste des Oceans das denkwürdige Ereigniß auf St. Helena.

Das Admiralschiff feuerte während des Zuges jede Minute 25 Kanonenschüsse ab. Der Zug ging in folgender Ordnung: Abbé Vignali, im priesterlichen Ornate, an seiner Seite der junge Bertrand, einen silbernen Weihkessel mit dem Sprengwedel tragend, dann Dr. Arnott und Dr. Automarchi. Der Leichenwagen, von 4 Pferden gezogen, zu beiden Seiten 12 englische Grenadiere ohne Gewehre. Der junge Napoleon Bertrand und der Kammerdiener Marchand zu Fuß auf beiden Seiten des Leichenwagens. Die Generale Bertrand und Montholon zu Pferde unmittelbar hinter dem Leichenwagen. Ein Theil von dem Gefolge des Kaisers. Die Gräfin Bertrand mit ihrer Tochter Hortensie in einer Kalesche. Das Pferd des Kaisers, von seinem Bereiter Archambaud geführt. Die Offiziere der Marine zu Fuß und zu Pferde. Die Mitglieder des Rathes der Insel zu Pferde. Die Offiziere des Generalstabes zu Pferde. Der General Coffin und der Marquis von Montchenu zu Pferde. Der Contre-Admiral und der Gouverneur zu Pferde. Die englische Garnison, aus 2500 Mann bestehend, die Dragoner an der Spitze.

Den Ort der Beilegung bestimmte Napoleon selbst; er erkor hierzu seinen Lieblingsplatz, Hainesthal genannt, der mit Weiden umpflanzt und mit Grün mehr als jeder andere Punkt der wüsten Felseninsel bewachsen war. Hier saß er oft an einer frischen Quelle und dachte — fern von Madrid — nach über den Riesentraum der Vergangenheit. Hier wünschte er denn auch begraben zu werden — den Wunsch, an der Saine zu liegen, rechnete er unter seine pia desideria.

Die Grabstätte ist etwa eine Meile von Longwood entfernt, der Leichenzug konnte sich in der oben bezeichneten Ordnung nicht die ganze Strecke hindurch bewegen. Eine Viertelmeile über Hutesgate hinaus machte man Halt; hier war der Zug genöthigt, von der Straße abzuweichen und einen schmalen, kürzlich hergestellten Weg zu betreten, der nach der Grabstätte führte. Da hier kein Wagen passiren konnte, so hatten die zwölf neben dem Wagen einhermarschirenden englischen Grenadiere, wie der hoch toristische Scott sich zu sagen erlaubt, „die Ehre," den Sarg auf ihren Schultern seiner Bestimmung entgegenzutragen. Bertrand, Montholon, der junge Napoleon Bertrand und Marchand tragen die vier Ecken des Leichentuches, die Truppen stellen sich längs der Straße in Schlachtordnung auf. Die Artillerie steht hier mit 15 Feldstücken, zu den militärischen Salven im Moment der Grablegung bereit. Die Reiter steigen ab, die Damen verlassen die Wagen. Alles folgt in Unordnung nach.

Als man an der provisorischen Ruhestätte des Kaisers anlangt, wird der Sarg am Rande des Grabes,

das schwarz behängt war, niedergesetzt. Man erblickt die Seile zur Gradversenkung; Abbé Vignall segnet den Sarg zum letzten Male ein; darauf zieht man das Leichentuch herab und senkt den Körper langsam in die Tiefe. Der Donner einer dreifachen Artillerie-Salve verhallt dumpf im Geklüfte der Felsen. — Thränen fließen dem Thränenlosen. — Das Volk pflückt sich Zweige von des Kaisers Trauerweiden. Ein Stein von ungewöhnlicher Größe schließt das Grab.

Thiers griff dem Engel der Auferstehung zuvor und wälzte diesen Stein hinweg — ein großes Verdienst um des Kaisers Leichnam; er schreibt mit gewandtem Griffel seine Geschichte — ein größeres um des Heroen unsterblichen Geist!

Die verhängnißvolle Kugel.

Zwei Genueser, Volontairs im Dienste der Republik, hatten gebeten, in eine französische Legion aufgenommen zu werden. In der Meinung, daß sie zu diesem Behufe doch anwendbar sein dürften, hatte man sie unter die leichten Truppen, welche der Graf De Vaux commandirte, gesteckt.

Der Vater, Giacomo, ein Mensch, der bei weitem mehr durch den häufigen Genuß des Branntweins, als durch das Nagen der Zeit so verwittert war, hatte einen ungeheuren Kopf von schreckenerregendem Ausdrucke. Eine breite Stirn, welche bis zu den Schläfen hin von beinahe schwarzem Blute durchädert war, stand ihm sehr wohl, und ein Busch von Haaren, dick und hart wie Borsten, zog sich bürstenartig über seinen Scheitel. Ein schwarzer Schnauzbart hing ihm bis über die Unterlippe herab und kitzelte sein Kinn. Man hörte ihn tausendmal bei seiner Seele und bei allen Teufeln fluchen, wenn er im Treffen, statt in die Patrone, sich in den Bart biß. Seine großen feuerrothen Augen funkelten unter den grauen, langen Wimpern und Brauen seltsam hervor.

Ein eigenthümlicher Kerl war dieser Giacomo! — Er war in seiner äußeren Bildung doch vielleicht minder scheußlich, als rücksichtlich seiner moralischen Verworfenheit. Wenn Einer, durch und durch gebohrt, den letzten Seufzer verröchelte und Jeder das Gesicht wegwendete, so sah Giacomo mit einem wilden Lächeln, dem Grinsen einer Hyäne oder eines Schakals auf den Sterbenden.

Wie gesagt, ein seltsamer Mensch war dieser Genueser Giacomo, den man in die Legion des Grafen De Vaux aufgenommen hatte.

Aber eine noch außergewöhnlichere Erscheinung war vielleicht sein Sohn, ein Ex-Schmuggler. Eine Angewohnheit unterschied ihn von seinem Vater, wenn bei den vielfältigen Raufereien, welche sie — in Folge ihrer nächtlichen Fahrten und Schmugglerschliche — mit den Zollbeamten hatten, einer der Fiscalbeamten todtgeschlagen wurde (und dies war der gewöhnliche Fall), so nahm der alte Giacomo sogleich die Branntweinflasche in Beschlag, sein Sohn hingegen machte Jagd auf die Börse. Geld war seine einzige Leidenschaft, Haß und Spiel seine Liebhabereien, seine wahren, tiefen und innigsten Neigungen. Namentlich war er ein so ausschweifender, so rasender Spieler, daß er eines Tages — wo ihm weder auf eine Karte, noch auf einen Würfel etwas zu setzen mehr übrig geblieben war, nichts anders zu verspielen Lust bezeigte, als — die Seele seiner Mutter.

Ein französischer Soldat, der ebenfalls Spieler war, fehlte eines Abends beim Appel und kam auch nie wieder zum Vorschein. Ich habe mich nicht von dem Gedanken losreißen können (nachdem mir das bisheríge Leben der beiden Genueser nicht unbekannt geblieben war), daß der junge Giacomo ihn, nach vorhergegangenem Spielzanke, wohl in einen Abgrund gestoßen haben könne. —

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Eine russische Anekdote.) Ein reicher Ausländer, Namens Suderland, war Hofbankier in Rußland zur Zeit Katharina's II. und stand bei Letzterer in großer Gunst. Eines Morgens kündigte man ihm an, daß sein Haus von Garden umstellt sei und der Chef der Polizei ihn zu sprechen verlange. Dieser Mann, Namens Reliew, trat mit ganz verstörter Miene bald darauf bei ihm ein und redete ihn folgendermaßen an: „Suderland, zu meinem größten Kummer bin ich von meiner Souverainin mit der Ausführung eines Befehls beauftragt worden, dessen Strenge mich selbst erschreckt, und ich weiß nicht, durch welches Vergehen Sie sich die Ungnade Ihrer Majestät in so hohem Grade zugezogen haben." — „Ich, mein Herr, ich weiß das eben so wenig," antwortete der Banquier. „Nun, wie lautet der Befehl?" — „Mein Herr, es fehlt mir in der That an Muth, Ihnen denselben mitzutheilen." — „Habe ich vielleicht das Vertrauen der Kaiserin verloren?" — „Wenn es nur das wäre, würden Sie mich nicht so bestürzt sehen. Das Vertrauen könnte wiederkommen, eine

Stelle wiedergegeben werden." — „Nun, soll ich vielleicht in in mein Vaterland zurückgeschickt werden?" — „Das wäre unangenehm für Sie, allein mit Ihrem Reichthum kann man überall angenehm leben." — „Mein Gott!" ruft Suderland, „denkt man daran, mich nach Sibirien zu schicken?" — „Ach, von dort kann man wieder zurückkommen." — „Mich in's Gefängniß zu werfen?" — „Auch das kann man wieder verlassen." — „Gnade des Himmels! Man will mir doch nicht die Knute geben?" — „Die Strafe ist schrecklich, aber nicht tödtlich." — „Nun, sagte der Banquier, „ist mein Leben in Gefahr? Sollte die so gute und milde Kaiserin, welche noch vor zwei Tagen freundlich mit mir sprach .... Ich kann es nicht glauben. Ich bitte Sie, sprechen Sie es aus; der Tod ist mir nicht so schrecklich, als das ängstliche Erwarten." — „Nun, sprach der Polizeichef mit kläglicher Stimme. „meine gnädige Kaiserin hat mir befohlen, Sie mit Stroh ausstopfen zu lassen." — „Mit Stroh ausstopfen zu lassen?" ruft Suderland aus, den Sprechenden fest anblickend. „Nun, da haben Sie entweder den Verstand verloren, oder die Kaiserin ist um den Ihrigen gekommen; jedenfalls haben Sie den Befehl nicht bekommen, ohne Ihr Erstaunen an den Tag zu legen." — „Ach, mein armer Freund, ich habe gethan, was ich für gewöhnlich nicht zu thun wage, ich habe mein Erstaunen, meine Ueberraschung blicken lassen, ich wagte unterthänige Gegenvorstellungen; aber meine Gebieterin zürnte über mein Zaudern, befahl mir, augenblicklich ohne Murren den Befehl zu vollziehen, und fügte die Worte hinzu, welche noch in meinen Ohren klingen: Vergessen Sie nicht, daß es ihre Pflicht ist, meine Aufträge pünktlich auszuführen." — Es würde unmöglich sein, die Ueberraschung, den Zorn, das Zittern und die Verzweiflung des armen Banquiers zu schildern. Nachdem er seinem Schmerze noch einige Zeit freien Lauf gelassen hatte, sagte ihm der Polizeichef, daß er ihm noch eine Viertelstunde Zeit lasse, um seine Angelegenheiten zu ordnen. — Da nun bittet, beschwört Suderland ihn lange vergeblich, zu erlauben, daß er der Kaiserin ein Billet schreibe. Die obrigkeitliche Person giebt endlich nach, verläßt ihn, wagt aber nicht, in den obrigkeitlichen Palast zu gehen, sondern begiebt sich sogleich zum Grafen Bruce. Dieser hält den Polizeichef für verrückt; er sagt, er solle ihm folgen, begiebt sich eilig zur Kaiserin und erzählt ihr den Fall. Katharina ruft, als sie diese seltsame Geschichte vernimmt, aus: „Gerechter Himmel, wie schauderhaft! Wahrlich Reliew hat den Kopf verloren. Eilen Sie, Graf, und benehmen Sie meinem armen Banquier den schrecklichen Irrthum." — Der Graf eilt fort, kommt wieder und findet zu seinem Erstaunen Katharina laut lachend. „Jetzt eben," sagte Sie, „habe ich die Veranlassung zu der komisch-tragischen Scene entdeckt. Ich hatte seit einigen Jahren einen Lieblingshund, den ich nach einem Engländer, der ihn mir geschenkt hatte, Suderland nannte. Dieser Hund ist vor Kurzem gestorben. Ich befahl Reliew, ihn ausstopfen zu lassen, und als er zauderte, ward ich zornig, in der Meinung, er halte diesen Auftrag für unter seiner Würde. Das ist die Lösung der Geschichte."

— Wir lesen in einer englischen Zeitschrift; „Eines Sonntags gab ein Geizhals, bevor er sich zum Kirchgang anschickte, seinem Bedienten den Auftrag, während seiner Abwesenheit ihm ein Huhn zu braten, welches er bei seiner Rückkehr verzehren wolle. Die halbe Flasche Wein, welche er zur Feier des Tags bei diesem lucullischen Gastmahl zu leeren gedachte, setzte er in seinem Zimmer auf die Caminwand, damit aber sein Diener nicht darnach Gelüste bekäme, klebte er einen großen Zettel mit der Aufschrift: „Gift" darauf. Der arme Bursche war kannibalisch hungerig, und als der Geruch des Huhns mehr und mehr seinen Appetit zu reizen begann, konnte er nicht unterlassen, einen Finger in die Sauce zu tauchen und denselben abzulecken. Allein dies reizte nur seinen Appetit, und nun begann er eins der Beine des Hühnchens auszureißen und zu verzehren. Einmal begonnen, folgte nur zu bald das andere Bein und nach und nach das ganze Hühnchen. Erst jetzt überlegte er die Folgen seiner That, allein zu spät. Sein Herr konnte jeden Augenblick zurückkehren und seine Angst stieg bei diesem Gedanken zur Verzweiflung. Da fällt sein Blick auf die Flasche mit der Devise „Gift". Entschlossen, eher zu sterben, als den Zorn seines Herrn zu ertragen, ergreift er die Flasche mit dem vermeintlichen Gift und leert sie aus. Man kann sich das Staunen und Wüthen des Herrn denken, als er bei seiner Rückkehr das Geschehene erfährt. Der arme Bursche wurde natürlich gleich fortgejagt, hatte sich aber doch einmal sattgegessen bei seinem seitherigen Gebieter.

— In Algier sollte vor Kurzem auf dem Civilgericht eine Heirath vollzogen werden; der Beamte verlangte die Einwilligung der Mutter und fragte, ob diese anwesend sei. Ein lautes mit einer Baßstimme ausgesprochenes „Ja" ließ sich vernehmen. Der Maire blickte auf, sah einen Soldaten von hohem Wuchse vor sich und sprach: „Gut, so lasse man die Mutter holen, ihre Zustimmung und ihre Unterschrift sind hier durchaus nothwendig." — Wie erstaunten die Anwesenden, als der Soldat sich mit kräftigem Schritt dem Beamten näherte, auf militairische Weise salutirte und sprach: „Sie verlangten die Mutter des Bräutigams, sie steht hier vor Ihnen." — „So treten Sie doch zurück, mein Herr, ich brauche keinen Vermittler, ich will die Mutter, sage ich Ihnen, die Mutter!" — Und ich sage Ihnen, Sie steht hier vor Ihnen! ich nenne mich Marie L.., ich bin 36 Jahre im Dienst, habe zehn Feldzüge mitgemacht und den Rang eines Sergeanten errungen. Hier sind meine Papiere: meine Anwerbung, die Erlaubniß, die Uniform tragen zu dürfen und meine Ernennung zum Sergeant-Major." — der Maire, welcher sich nicht genug über die Baßstimme wundern konnte, untersuchte die Dokumente genau, fand alles in der besten Ordnung und vollzog die eheliche Verbindung des Brautpaares.

— In einer kleinen Stadt Italien wurde beim Nachgraben in einem Garten ein alter, rohgearbeiteter Sarg entdeckt, und das Gerippe, das darin lag, war ganz mit einer goldenen Kette umwunden. Man kann keine historische Spur auffinden, wer diese Leiche einst im Leben gewesen.

— Es ist eine bekannte Thatsache, daß es den Bewohnern China's nachgelassen wird, ihre neugebornen Kinder zu tödten. Reiche und Arme, Väter und Mütter üben ohne alle Gewissensscrupel diese barbarische Sitte, welche durch die Gesetze durchaus nicht sanctionirt wird, sie enthalten aber auch keine Strafbestimmung für eine solche That. Viele gebildete Chinesen eifern mit aller Macht gegen diesen barbarischen Gebrauch. Der Fooquem oder Gouverneur von Canton richtete

deshalb kam 9. Febr. 1838 eine Proclamation an das Volk, worin folgende Worte vorkommen: „Da Himmel und Erde ihren wohlthätigen Einfluß auf Alles, was existirt, bemerklich machen, so ist es eure Schuldigkeit, eure kleinen Kinder zu ernähren und zu erziehen, gleichviel, ob es Mädchen oder Knaben sind. Ich höre jedoch, daß in dieser Provinz der Gebrauch herrscht, die kleinen Töchter der armen und Reichen zu ersäufen. Die Armen, welche keine Mittel haben, finden es unpaßlich, Luxusgegenstände zu ernähren, und die Reichen halten es überflüssig, ihre Häuser mit Wesen zu belästigen, welche niemals wichtige Posten im Hause bekleiden können. Ihr vergeßt aber, daß eure Mütter und Frauen auch kleine Mädchen gewesen sind ꝛc."

— Ein Bauer ging in die Stadt, um sich Tuch zu einem Paar Hosen zu kaufen; unterwegs sah er einen Sperling auf einem Baume sitzen, welcher ihm sein frohes „Zwillich, Zwillich" zurief; der Bauer, aufgebracht darüber, sagte erzürnt zum Sperling: „ich will mir ja Tuch und keinen Zwillich kaufen." — Er kam in die Stadt, setzte sich in ein Wirthshaus und verspielte daselbst fast sein ganzes Geld, so daß er sich kein Tuch, sondern nur Zwillich kaufen konnte. Als er nun mit seinem gekauften Zwillich nach Hause ging, sah er den Sperling wieder, welcher nach wie vor sein „Zwillich, Zwillig" sang; der Bauer mußte jetzt darüber lachen und sagte: „Hast recht gehabt, lieber Spatz, es ist nur Zwillich und kein Tuch gekauft worden.

— Warum werden denn die Beschlüsse der Regierungen auf die Verhandlungen der Landtagsabschiede genannt? fragte ein Weinreisender einen Eckensteher, um dessen Witz zu prüfen. — Warum? entgegnete dieser. Na, weil darin den Bestrebungen der Liberalen Adje gesagt wird!

(Die Scheidung.) Einer der letzten Maskenbälle zu Paris bot einem Manne eine interessante Scene dar. Der Mann war reich, lebte aber höchst eingezogen, während seine Frau großen Aufwand trieb, und so war ihre Ehe unglücklich, zumal die Frau stets eigensinnig auf ihren Wünschen bestand. Es kam endlich zum Scheidungsprocesse. Der Mann bot seiner Frau eine jährliche Rente von tausend Thalern, sie aber verlangte viertausend Thaler. Das Gericht hatte in erster Instanz zu des Mannes Gunsten entschieden. Da kam er auf den unglücklichen Einfall, zu seiner Zerstreuung einmal einen Maskenball in der großen Oper zu besuchen. Hier hing sich bald eine hübsche niedliche Maske an seinen Arm. Der unglückliche Ehemann unterhielt sich ganz vortrefflich längere Zeit mit ihr und sie kamen endlich überein, miteinander zu soupiren. Sie begaben sich in ein besonderes Zimmer und speisten, die Dame war nicht zu bewegen, ihre Maske abzulegen. Endlich wurde heftig an die Thüre gepocht und der Mann sah sich genöthigt, sie zu öffnen. Es waren Freunde von ihm, und als er sich umdrehte, sah er, daß seine Nachbarin die Maske abgenommen hatte und — seine Frau war, die sogleich den Eintretenden mit den Worten entgegenkam: „Sie sehen, meine Herren, daß wir Beide uns wieder versöhnt haben. Alle Gerüchte, die man ausgestreut hatte, sind nichts als leere Verläumdungen gewesen." Der Gatte war so bestürzt, daß er nichts zu sagen wußte und mit seiner Frau schnell nach Hause fuhr. Er war in eine Schlinge gegangen, welche ihm die Frau auf Anrathen ihres Advokaten gelegt hatte. Die Aussöhnung war erfolgt, dies konnten Zeugen bestätigen, und das Gericht durfte die Scheidung nicht aussprechen. „Von nun an," sagte die Frau zu ihrem armen Eheherrn, „werde ich Alles vermeiden, was einen Grund zur Scheidung abgeben könnte. Wenn ich nicht fünftausend Thaler Rente erhalte, bleibe ich Deine Frau."

(Die weiße Weste.) An der Spitze festlich geschmückter Bürger stand — seinen König erwartend — in höchster Galla der Bürgermeister eines kleinen Ortes der Rheinprovinz. Seine tiefsinnenden Augen verriethen, daß er noch einmal Heerschau halte über die trefflichsten Wendungen seiner Begrüßungsrede; zwischen den breiten Schultern athmete stärker die gewaltige Brust; von dieser herab floß in blendender Weiße die lange Schößenweste über des Riesenbauches majestätische Wölbung, und neben diesem Glanzpunkte bürgermeisterlicher Vollkommenheit traten Beikleid und Frack trotz ihrer Feinheit als unbedeutende Staffage in den Hintergrund. — Plötzlich verkündet der Vorposten die Ankunft des Königs; die Menge wird still; die Bürger traten in Ordnung, und ihr Oberhaupt stellte sich in Positur und überblickt noch einmal die weiße Schößenweste. — Schon ist das Hurrah verklungen und wie ein unaufhaltsamer Waldbach ergießt sich vor Friedrich Wilhelm die Rede des Bürgermeisters. Aber der König ist pressirt; huldvoll lächelnd unterbricht er schnell den unermüdlichen Redner: „Schon gut, recht gut; ich danke Ihnen, liebe Bürgermeister; ein andermal mehr! Leben Sie wohl; aber erkälten Sie vor Allem Ihren Ment blanc nicht!"

— In den chinesischen Theatern giebt es einen eigenthümlichen Recensenten, einen Polizeibeamten, der einen sehr bequemen Platz hat, um regelmäßig zu schlafen. Die Schauspieler müssen sich hüten, nicht so sehr zu schreien, daß sie ihn wecken. Geschieht dies, so werden sie wegen schlechten Spiels in Strafe genommen.

(Das Wunderthier.) In dem nämlichen Dorf, in welchem sich einmal die Wohlbeleibtheit des Schulzen von vier robusten Bauern auf einer Bahre über die Gemeindewiese tragen ließ, damit das fette Gras nicht zertreten werde, verkündete auf dem letzten Jahrmarkt vor einer Bretterbude ein Herold, daß hier der noch nie gesehene Sohn aus der Ehe eines Karpfen mit einem Kaninchen zu sehen sei. Hans und Kunze drängte sich mit Vettern und Basen für zwei Groschen den Kopf durch die Thüre und waren des Wunderthiers gewärtig. „Entschuldigen Sie, meine Herren und Damen," trat der schlaue Herr der Bude hervor; „das Junge ist durch Unpäßlichkeit verhindert zu erscheinen. Erlauben Sie, daß wir ihnen für diesmal einstweilen die Eltern zeigen." Hans und Kunze, Vettern und Basen betrachteten den Karpfen und das Kaninchen, und meinten: „Das Junge muß ein merkwürdig Ding sein; wenns nur nächsten Jahrmarkt wieder gesund ist."

— In Leipzig lebt ein Mann, der so klein und dick ist daß er jedes Mal in die Höhe springen muß, wenn er Athem holen will.

— In einer Gesellschaft von Damen wurde behauptet, die erste Liebe sei stets schüchtern und zurückgezogen! darauf platzte ein junges Mädchen mit den Woeten heraus: „Nun, so muß ich gestehen, daß ich nie zum ersten Male geliebt habe!"

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Wintersaison ist bereits zu weit vorgerückt, als daß die Mode nach Neuigkeiten für dieselbe schaffen sollte; sie ist vollkommen mit den neu n Schöpfungen für den kommenden Frühling beschäftigt. Da gleichwohl Bälle, Soiréen ꝛc. noch fortdauern, so beschreiben wir einige hübsche Anzüge: Zu erwähnen ist vor allen Dingen, daß die Blumen zu keiner Zeit beliebter gewesen sind, als eben jetzt und daß man sie in Guirlanden auf dem Kopfe, in Bouquets auf dem Rocke und dem Leibchen und in der Hand trägt. Ein Kleid von gelbem Moiree mit drei Spitzenvolants und mit gelben Bandschleifen an dem drapieten Leibchen: dazu ein venetianischer Kopfputz. Ein sehr tief ausgeschnittenes Kleid von rosa Atlas, ohne alle Verzierung; als Kopfputz zwei Marabouts an jeder Seite des Kopfes, ziemlich weit nach hinten und in allen Flechten ein waheeS Sternenmeer von Diamanten. Ein Kleid von weißem Atlas mit Bandschleifen an jeder Seite des Rockes, dazu ein sogenannter venetianischer Kopfputz von schwarzem Sammet mit silbernen Fransen, die an jeder Seite weit herabhingen. Ein Kleid von weißem Tüll mit mehreren Röcken, die durch rothe Camelien aufgenommen waren; rothe Camelien im Haar. Ein Kleid von rosa Taffet, fast bis an den Gürtel hinouf mit kleinen ausgezackten Volants von rosa Krepp besetzt; im Haar Rosen. Ein Kleid von rosa Taffet mit zahlreichen und kostbaren Smaragden am Leibchen. Ein Kleid von weißglasirtem himmelblauem Taffet mit zwei breiten Volants von englischen Spitzen und vier bauschige Besetzungen von Illusionstülle über jedem; gleiche Berthe, vorn durch Diamantaraffen gehalten. Mehrere Kleider von weißem oder blauem Tarlatan mit drapietem Leibchen und zwei Rocken, die bis an den Gürtel mit sogenannten Rädermustern von Silbeefiligran gestickt waren. Kleid von schwarzem Sammet mit einer Berthe von schwarzen Spitzen; als Kopfputz ein Goldgeflecht, das ein Diadem bildete, mit einer Schleife von schwarzem Sammet, die weit herabfiel. Ein Kleid von weißem Moiree mit goldfarbigen Streifen; Ein Kleid von dunkelblauem Atlas, und ein Kopfputz in Kirschroth und Gold. Ein Kleid von cormoisinrothem Sammet mit einem Turban von Goldgeflecht. Ein Kleid von ponceaurothem Sammet; Blumen als Kopfputz. Ein Kleid von schillerndem grauem Atlas mit zwei breiten schwarzen Spitzenvolants, Langshwal von Caschmir, mit Gold broschirt. Ein Kleid von schwarzem Sammet und ein Kopfputz von rothem Sommet. Ein Kleid von weißem Taffet. Ein Kleid von weißem Toffet mit Bouquets von rothen Blättern an jeder Seite des Rockes; Spitzenberthe; Kopfputz mit rothen Berthen. Ein Kleid von rosa Moiree mit drei Volants von gleichem Stoffe und jeder mit einem schönen leichten Geflechte von Seide und weißen Peelen verzieet; Leibchen mit breiter eben so garnirtee Berthe; als Kopfputz ein algierscher Turban von rothem Sammet, mit Silber und Peelen verziert.

Sehr modisch zum Ausgehn sind in diesem Augenblick Stiefelchen von lilas Casimir mit lakirter Spitze und kleinem Absatze. Trotzdem, daß es nicht kalt ist, trägt man doch ziemlich viel Pelz; namentlich finden Kragen-Fichus von Maeder viel Beifall. Man nennt sie Boyaren und sie sind eben so hübsch als bequeem. Sie bilden vorn zwei Spitzen, die auf dem Gürtel befestigt werden. Man trägt sie zu aller Art von Oberröcken. Auf Sammet trägt man sie von Hermelin. Morgen-Roben gornirt man gern mit Stickereien von Sammet, oder mit Posamentierschnüeen. Zu einer Morgen-Toilette von nodelstem Gischmack gehört ein Hut von echtem Sammet in ungebleichter grauer Farbe, mit eben solchen Federn verziert. Hüte von weißer Farbe sind in diesem Jahre sehr beliebt; man hebt sie durch eine Feder, schattirt in der nämlichen Farbe der Verzierung, welche sich unter der Krempe findet. Der für das Gesicht so milde Velours einglé wird immer noch allen anderen Steffen vorgezogen, man verziert ihn gern mit echtem Sammet von der nämlichen Farbe.

Herren-Mode. Nur bei den Hofbällen hat die Herrentracht einen Chaeakter von Eleganz; der gestickte Frack ist dort durchaus erforderlich und wenn man auch kueze Beinkleider nicht geeadezu verlangt, so werden sie doch fast nothwendig, da nur sie dem übrigen Anzuge entsprechen. Die gewöhnlichen Anzüge baben noch an Weite gewonuen, doch hat der Frack zum Ausgehen eine lange, aber sehe Taille und die Schößen sind abgerundet. Außerdem gehört dazu eine Tasche auf der Brust, in welcher man das Taschentuch trägt. Dieser ziemlich kurze Frack hieße wohl besser Jagdjacke. Die Knöpfe darauf sind von Seide und glockenförmig. Die weiten Soiréefracks haben große Revers, die sich auf die Brust umschlagen, eine lange Taille und beeite, vorn ausgeschweifte Schöße. Schwarz ist noch immer die allgemein angenommene Farbe. Die Pantalons zum Negligée sind ziemlich weit und haben keine Stege. Die Westen, die man zu dem Frack und Pantalon zum Ausgehen trägt, haben eine ganz altväterische Form und sehen dem Jäckchen in der Zeit Ludwigs XV. sehr ähnlich. Die Staatswesten dagegen sind gerade geschnitten oder mit Shawlkragen, sie endigen sich aber immer in einer sehr langen Schneppe. Als Stoffe bleiben der Atlas, der Sammet und namentlich der weiße Piqué streng erforderlich. Die Hüte trägt man noch immer niedrig und mit schmalen Krempen. Im Ganzen hat man mehr Filzhüte als seidene. Man trägt früh mehr Schuhe mit oder ohne Gamaschen als irgend eine andere Fußbekleidung, Abends entweder Ballstiefelchen oder lakirte Stiefeln, oder, was noch eleganter ist, kleine Schuhe mit seidenen Strümpfen. Zu einem Herrnanzuge gehört nothwendig der Stock mit goldenem oder elfenbeinernem Knopfe oder der Phantasiestock, denn jeder elegante Herr hat jetzt eine förmliche Stocksammlung, die so kostbar und kostspielig ist als manche andere.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Twine mit einer Reihe Knöpfe, welche sich durch eine verdeckte Patte knöpfen lassen. Die Taille ist sehe lang und sehr breit; das Hintertheil hat keine Oeffnung. Der Schooß ist kurz und nicht sehr weit. Die Naht, duech welche der Schooß an den Leib gesetzt ist, ist übergebügelt und breit gesteppt, was fast das Aussehen eines Gürtels giebt. Der Leib ist vorne sehr lang und läufe beinahe in Schneppenfoem zu. Die Ecken des Schooßes sind abgerundet. Der Soff ist Deap-Cachimir. Beinkleider von gestreiftem Satin, weit in den Beinen und mit festen Stegen.. 2. Kleid von schwarzem Moiree, mit Spitzenberthe und Spitzenärmeln. 3. Balltoilette, Kleid mit Spitzen-Volants und Band ausgeputzt. 4. Balltoilette, Kleid vorn offen, mit Bandriegel und Bandschleifen ausgeputzt. 5. Kleines Hütchen mit Feder. Spitzenberthe.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

☞ Inhalt der Europäischen Eisenbahn Nro. 11: N' Hans seini Zweifel. — Die Rose des Meeres. — Der Bäcker und der Teufel. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten.

Die verhängnißvolle Kugel.

(Beschluß.)

Am folgenden Tage hatten wir ein tüchtiges Treffen. Nach mehrmaligem Feuern sollte unser Corps zuerst wieder schießen. Giacomo schwamm dabei so recht im Vergnügen und zeigte sich als ein wackerer Todtschläger. Sein Sohn aber hatte aus Mangel an Munition die Flinte weggeworfen; jetzt packte er einen feindlichen Soldaten beim Leibe und drehte ihn mit den Händen wie einen Baumzweig zusammen. Aber der Corse machte sich von oben an ihn, hieb ihm seine Zähne oberhalb des Auges in die Stirne und zerfleischte ihm die Braunen und die Schläfe. Dieser, als ihm das Blut über die Backen rann, leckte es mit weit herausgesteckter Zunge ab, gleich einer Dogge, welche ihre Wunde pflegt. Eine Kartätsche, welche in ihrer Nähe zersprang, endigte den Kampf; der Corse verschwand, ich weiß nicht wohin, und der genuesische Tiger wankte keuchend, beinahe röchelnd auf die Seite.

Giacomos Sohn war von seinen Beulen, aber noch nicht von seinem Bisse geheilt, als wir am 3. Mai vor dem Cap St. Nicolas ankamen. Es war beschlossen, sogleich Jagd darauf zu machen, man gab die nöthigen Befehle.

Als der Tag sich neigte, erblickte man in den Reihen der Feinde einen Mann, den man bemerkte, ohne ihn zu suchen. Aus seinem Blicke sprach ein seltener Geist, und auf seiner Stirn lag, wie ein kaiserlicher Schmuck, ein Gepräge von Größe. Ihm ganz nahe folgte ein hohes, schönes, junges Weib, eine Copie jener Bilder, welche man in Italien vor den Thoren der Tempel findet, von einer so blühenden Farbe, wie man sie nur auf gewissen üppigen Gemälden gewahrt. Sie saß zu Pferde und schloß sich den Schritten des corsischen Heerführers an, der ihr Gatte zu sein schien. Unwillkührlich mußte man lebhaften Antheil an dieser Frau nehmen, deren Unerschrockenheit, trotz ihrer Schwangerschaft sie bewog, die Gefahren eines Soldaten zu theilen.

Am folgenden Tage war Saint-Nicolas unser. Nur in der Ferne hörte man noch einige Flintenschüsse, als

mit einem Male hundert Schritt von mir ein starker Schuß fällt und in Giacomos Kinnlade schlägt. Die Kugel hatte ihm mehrere Zähne zerschlagen, und ihm den Mund um 2 Zoll aufgerissen. Giacomo stürzte heulend rückwärts hin. Er war schrecklich in diesem Zustande und sein Schreien konnte in Furcht setzen.

„Ich habe noch nicht genug, um auf der Stelle abzufahren," sagte er zu seinem Sohne, „ich bin vielmehr dazu verdammt, im Spitale zu crepiren; Donner noch einmal!"

Er wälzte sich im Staube und besudelte ihn mit dem Blute, welches seiner Wunde entrann. Sein Sohn trauerte stumm neben ihm mit einem verdutzten Blicke. Man legte den alten Gaicomo auf eine Trage und trug ihn nach dem Lazarethe.

„Donner noch einmal!" schrie der Verwundete nach seiner Gewohnheit.

„Ein Kolbenschlag und die Heilung ist vollbracht," murmelten die Träger.

„Bei San Giacomo, meinem Schutzheiligen, laßt mich in Frieden sterben, laßt mich wenigstens so lange, bis man mir meinen Sohn herbeigeholt hat!"

Der junge Giacomo kam hinzu.

„Kind!" sagte der Alte zu ihm: „die Kugel hat sich mir in den Kopf hineingewühlt, Du mußt sie mir herausziehen, sei es mit dem Säbel oder mit dem Messer; aber sie muß heraus. Sie ist das einzige, was ich Dir hinterlasse, nebst meiner Rache," sagte er nach einem Augenblicke, und wendete sich mit Mühe auf die Seite. „Und mindestens ist es doch etwas für all' das Leid, das mir Corsika zugefügt hat. — Siehst Du, mit dem, was ich Dir hinterlasse, sollst Du mir —"

Der Sohn war ganz Ohr, und hätte ihn nicht von Zeit zu Zeit ein gewisser Frost geschüttelt, so hätte man ihn für eine Bildsäule halten können.

„Rache sollst Du mir verschaffen!" Bei diesen Worten dehnte sich der ungeheure Mund des Verwundeten klaffend auf, so daß er Mühe hatte, ihn wieder in die natürliche Lage zu bringen.

„Ja, Rache!" fuhr er fort. „Erwürge mir zu Ehren so viel von diesen Canaillen, als Du nur kannst!"

Und sein Sohn wiederholte kaltblütig den vorgesprochenen Satz.

„Was die Kugel da anbelangt, so wäre es zu wenig, sie einem Anführer in den Leib zu jagen. — Aber hörst Du — wenn Du jener schönen, schwangern Frau begegnest — jener Frau, welche Du auf St. Nikolas gesehen hast, dann schlag' an und erschieße sie und ihr Kind. Hörst Du?"

Und der Sohn sprach mit dumpfer, eintöniger Stimme die Schlußworte nach, welche ihm als Antwort dienten, und wiederholte jedes Wort, gleich einem Schüler, wenn man ein Gebot überhört.

„Ich bin mit Dir zufrieden, — aber ich leide zu stark, Du magst anfangen — nimm mein Messer, es ist schärfer halt, gieße mir erst einige Tropfen Branntwein in den Mund, das ist das Beste auf der Erde; ich werde nicht gleich wieder welchen trinken, außerdem es gäbe einen Flaschenkeller dort oben oder dort unten."

Wirklich nahm der Genueser die Korbflasche, welche den Branntwein enthielt, und goß ihm einige Tropfen auf das zerrissene Fleisch. Der Verwundete stieß einen Haufen Flüche aus, seine Augen drängten sich aus ihren Kreisen, Thränen der Wuth, gräßliche Verzuckungen, ein entsetzliches Röcheln und Stöhnen erfolgte, endlich starb er unter dem Messer des Sohnes, denn sein Sohn hielt Wort. Als der Alte todt war, drängte sich vor seiner Beerdigung die ganze Armee herbei, um den Mann zu sehen, welcher noch so viel gesprochen, nachdem er beinahe die Hälfte des Kopfes eingebüßt hatte.

Nach einem kurzen Zwischenraume und nach unserem siegreichen Einzuge in Conti, sah der Sohn des alten Banditen die schöne schwangere Frau wieder, aber er behielt nicht die Zeit, auf sie anzulegen, so schnell entschwand sie ihm.

Unsere Fortschritte nahmen inzwischen nicht ab, und die Corsen, entmuthigt durch den Umstand, daß sie ihren Anführer Pascal Paoli sein Vaterland verlassen und nach Livorno hatten gehen sehen, unterwarfen sich endlich der Macht der französischen Waffen.

In Ajaccio hatte Giacomo eines Abends sein Alles verspielt, so daß ihm weder Schlafgeld noch Brod blieb.

„Wie? Du hast nichts mehr?" fragten ihn seine Freunde. — „Nein." — „Sieh doch erst noch besser nach, Giacomo."

Er griff in seine Tasche und zog eine Kugel hervor, welche ganz voller Scharten war, und an welcher man noch Blutspuren bemerkte.

„Eine Kugel! Was soll die? Ja, wenn sie von Silber wäre!" — „Ich würde sie vielleicht auch dann nicht aufs Spiel setzen; aber sie ist von Blei." — „Nun, Ihr Freunde, wird es denn morgen nicht irgend einen Spaß für uns geben?" — „Wir haben morgen den 15. August, also Mariä Himmelfahrt, diese wird in Ajaccio sehr pomphaft gefeiert!" schrie Einer der Gesellen. — „Ist es möglich?" schrien die übrigen Glieder der lustigen Gesellschaft. Nur Giacomo schwieg still.

„Der Kerl ist immer in Träumereien versunken,

seit Corsika sich an Frankreich ergab." — „Ja, wahrhaftig, seit dem Tage, wo der Krieg aufhörte, ist Giacomo krank." — „Ich sehe schon, was ihm fehlt. Werft ihm nur eine volle Börse hin, laßt wieder eine Todtschlägerei angehen und ihn mit dem Bayonett voran rennen, so wird er schon wieder fröhlich werden." — „Warum hat mich nicht eine Kugel in der Schlacht vor Ponte-Novo getroffen, ich würde dann nicht Euren schlechten Späßen zur Zielscheibe dienen, noch vielleicht dahin gebracht worden sein, einen Schwur nicht halten zu können." — „Würdest Du Dich das sehr kränken lassen?" fragte einer seiner Kameraden, und schüttelte ihn am Arme. — „Ein Schwur? ein Schwur?" schrie ein Anderer, ihm ins Wort fallend. „Und worauf hast Du denn geschworen?" — „Sie wird mir werden, wenn ich sie nicht am rechten Orte anbringe," murmelte Giacomo, indem er die Kugel zwischen den Fingern herumdrehte, und sie dann in die geldentleerte Börse fallen ließ. — Gehab Dich wohl, Giacomo!" sagten seine Freunde zu ihm, welche seinen Tiefsinn sich nicht zu deuten wußten. — „Lebt wohl, Kameraden!" rief ihnen Giacomo nach und blieb allein zurück.

„Ueber drei Monate ist's her," sagte er hierauf zu sich selbst, „daß ich meinem Vater geschworen, ihn mit derselben Waffe zu rächen, welche ihn erschlug. Wann werde ich endlich jenes Weib wiederfinden? Ich habe zwar genug der Ihrigen getödtet, bin dem Andenken des Vaters nichts schuldig geblieben, aber sie! sie!" —

Diese Unruhe folterte ihn; wie in einer Art von Trunkenheit warf er sich schwerfällig auf sein Lager, aber er schlief nicht ein; er dachte nur an seinen Verlust und an den Schwur am Bette des Sterbenden. Der Tag überraschte ihn noch bei denselben Gedanken.

Des Morgens, als die Sonne die Gebäude von Ajaccio mit einem bleichen Roth überzog, begannen alle Glocken ihre wilde, großartige Musik. Dies Concert weckte Giacomo aus seinem dumpfen Hinbrüten, er fühlte eine gewisse Gluth in sich, die ihn stärkte und seine Schritte eilender machte.

„Vielleicht ist das ihre oder meine Sterbeglocke, vielleicht uns Beiden der Todeskampf gleich nahe, der Tag wird schön und das Fest glänzend werden," fügte er hinzu und blickte durch die Eisengitter seiner Dachlucke nach dem Himmel. — Ach, ja, sehr glänzend! denn es war der 15. August 1769.

Er begab sich nach der Kirche. Schön nahmen sich die Verzierungen und die Lichter auf den Altären aus; überall strahlte Gold und flammende Kerzen; Gesänge, Musik und Weihrauchdünste stiegen von den kalten Steinen, auf denen die Gemeinde andächtig kniete, bis zur obern Wölbung hin. Auf einer mit schöngemusterten, seidenen Tüchern verzierten Erhöhung zeigte sich, geschmückt mit Perlen und Korallen, leuchtend in himmlischer Verklärung von irdischem Prunke, die Jungfrau den Blicken der Gläubigen.

„Die schönen Gemälde!" sagte einer von Giacomos Freunden. — „Madonnas, Diamanten sind mir lieber!" entgegnete ein Zweiter. — „Ha, was für Weiber!" zischelte mit lüsternem Tone ein Anderer.

„Ich wünschte mir nur Eine!" sagte unser Genueser leise, „und ich suche sie." Seine Augen liefen nach allen Seiten umher, bis zu den Wänden der Kirche hinauf. Die Feierlichkeit nahte ihrem Ende, der Segen ward empfangen, Jeder war fröhlich, Giacomo allein mißmuthig.

Draußen fanden sich die Plätze und Straßen mit Palmen, rothen und weißen Blüthen, gesternten Astern und gelben Pflanzenblättern bestreut; es gab einen Duft, welcher berauschte wie Musik, wie Opium, wie der Kuß einer Frau; und auch der Himmel nahm Theil an dem Feste, denn er war ganz blau, durchsichtig und klar; und allenthalben erblickte man Zelte, man sah keinen einzigen Gang, welcher nicht eine Decke gegen die Sonne hatte.

Als der Augenblick der Procession sich näherte, machte sich die Menge auf den Weg; ganz Ajaccio fluthetete durch die Gassen, durch welche der Zug gehen mußte. Ueberall strömten den Schauenden trunkene Lust und ein Regen von Blumen entgegen, und die mit ihrem schönsten Geschmeide geschmückten jungen Weiber und das Volk in seinen neuen Kleidern fanden eben so viel Vergnügen daran, sich zu zeigen, als auch Andere die Revue passiren zu sehen.

Endlich verkündete das einstimmige Geläute der Glokken den erwarteten Augenblick. Es war schön, wahrhaftig! Bilder, welche in weiße, gestickte Verzierungen eingerahmt waren, mit flatternden Schleiern und Bändern, Fahnen von allen Farben, golddurchwirkte Standarten, brennende Oelflammen, künstliche, die Natur nachahmende Guirlanden, Gesänge, Wachsgeruch, und dann himmlische ätherische Musik, heilige Gesänge, und dann der Zug der Priester in reichen Gewändern, hinterdrein eine Menge Chorknaben. Endlich inmitten zweier Reihen Soldaten, das große silberne Bild der Jungfrau, welches ein abgeschiedenes Zeitalter der Frömmigkeit der Lebenden vermacht hatte; den Zug schlossen die Edlen von Ajaccio, die greisen Sprößlinge alter Patricierfamilien.

Und Giacomo! „Was ist aus Giacomo geworden?"

fragten seine Kameraden und suchten ihn mit den Blicken unter der Menge, ohne ihn zu finden.

Durch ein vorübergehendes Chor von Mädchen ward ihre Aufmerksamkeit angezogen, und sie vergaßen auf einen Augenblick Giacomo.

„Seht, dort steht er — folgt meinem Finger!"

„Ja, wirklich, und was beginnt er?" Der Sprecher stellte sich auf die Fußspitze, um besser zu sehen, und blickte über die Achseln seiner Nachbarn gespannt auf einen Punkt. „Gott, wie starr er jene Frau betrachtet, welche ihm gegenüber auf einer Terrasse steht."

„Eine schöne Frau, meiner Treu! und schwanger obendrein, wenn ich recht sehe — Giacomo, he, Giacomo!" —

Der Eine wollte ihn rufen, aber ein Gerichtsdiener gebot ihm Stillschweigen, um nicht die Ordnung und Ruhe der Feierlichkeit zu stören.

„Aber, was Teufel, birgt er unter seinem Mantel, wie bleich er aussieht!"

„Seht, er hat jene Weiber in Furcht gesetzt, sie treten von ihm zurück!"

Wirklich zitterte Giacomo an allen Gliedern; ein schreckliches Vorhaben ging durch seinen Kopf, und Diejenigen, welche ihm zunächst standen, waren — durch den Ungestüm seiner Bewegungen, die wilde Entstellung seiner Züge erschreckt — von ihm hinweggetreten, gleich als hätten sie ihn durchschaut. Giacomo hatte nichts davon gemerkt, er starrte unaufhörlich auf das junge Weib, welches fromm und in Andacht versunken auf der Terrasse stand. Aber gleich darauf, eben als der Zug zu Ende geht, fällt ein Schuß, man hört einen Seufzer und die schwangere Frau sinkt bewußtlos nieder. — Eine Kugel war über ihren Kopf hinweggegangen.

Die Verwirrung war so groß, daß man den Mörder aus den Augen verlor. Man hat nie erfahren, was mit ihm geworden ist.

Und vor dem Hause, in welches man die leblose Frau getragen, rottete sich das Volk zusammen. Einige sagten, daß ein tödtliches Blei ihr Herz durchbohrt habe, und daß sie nach dem Tode noch schön und blühend aussehe. Andere behaupteten, durch ihr Herz sei die Kugel nicht gegangen, wohl aber habe der Schuß sie und ihr Kind getödtet. Mehrere wollten sagen, versichern, der sie getödtet, sei ein unerhörter Liebhaber gewesen.

Aber keiner von Allen hatte Recht, denn nur der Knall hatte die Dame niedergeworfen, und die Kugel war so schlecht gelenkt, daß sie dieselbe kaum pfeifen gehört hatte.

Alle Vornehme der Stadt drängten sich in die Gemächer; unter ihnen befanden sich auch einige Aerzte, welche eben zur rechten Zeit kamen, denn die junge Dame fühlte eine Krisis. Zwei Minuten später ward sie bleich und entfärbt in ihren Alkoven gebettet, dessen Vorhänge sich für ein Weilchen niederließen.

Jeder fragte nach dem Ausgange. Man wartete unruhig auf Nachricht. Endlich kam die Kranke wieder zu sich, und der Bejahrteste der Aerzte sprach, indem er das kleine Wesen, welches eben den Tag begrüßte, in den Händen emporhob, mit starker Stimme:

„Kind! Deine hohen Ahnen stehen im goldenen Buche verzeichnet. Du wirst nie den Ruhm verläugnen, den Du von ihnen erbtest, Sohn Lätitia's Ramolini, Enkel des Gonfallonnier's von Saint-Nicolas, Statthalters von Florenz, auf Dich kommt der Name eines Ursiner's; Sohn von Carl Bonaparte, sei gegrüßt!"

Napoleon war geboren!!! — (Komet.)

Die Frauen in China.

Die Frauen in China sind bedauernswürdige Geschöpfe. Wenigstens würden das die, ihrer Emancipation mit aller Macht entgegenschreitenden Frauen Deutschlands so erkennen und sie hätten dabei in vieler Hinsicht recht. Dort, wie hier, gilt der Mann für den Herrn der Schöpfung. Wird in China ein Knabe geboren, so ist endlose Freude im Hause, schon deshalb, weil es eben ein Knabe und kein armes, gering geachtetes Mädchen ist. Man erwartet von ihm, daß er einst, befähigt durch seine sich entfaltende Erhabenheit in der Intelligenz, wo das Mädchen weit zurückbleiben muß, sich einen glänzenden Unterhalt schaffen, man hofft, daß er entweder den Ruhm seiner Familie gründen, oder ihn noch mehr erheben werde. Grund genug für die Bewohner des „himmlischen Reiches," wie bekanntlich die Chinesen ihr Land zu nennen belieben, jeden neugeborenen Knaben bei seinem Eintritt in das Leben mit Freude und Hoffnung zu begrüßen. In seiner kleinen Wiege glänzt Purpur und schneeiges Leinen, in seine zarte Hand wird ein Scepter als ein symbolisches Spielzeug niedergelegt, zum Zeichen seiner beginnenden Herrschaft. Aber, wo sich in dem einen Falle so vieler Jubel, so vieles Glück bekundet, da — vielleicht um das Gleichgewicht in so einer chinesischen Menschenbrust wieder herzustellen, — muß in einem andern Falle gespart werden an Freude und

Jubel, und dieser andere Fall tritt ein bei der Geburt einer Tochter. Unbekümmert, unbeglückt fast bei dem Anblick des kleinen, nutzlosen Wesens, das nun das Licht der Welt erblickte, wendet die Mutter ihr Antlitz zur Seite; sie kennt das Loos dieses Kindes, hat es wohl selbst ertragen und es, geheiligt durch die liebe alte Gewohnheit, als ein ihm gebührendes ansehen gelernt. Die andern Hausbewohner gehen, als sei nichts vorgefallen, ungestört ihren Geschäften nach. Das arme kleine Mädchen, niedergelegt auf die bloße Erde, eingehüllt in die dürftigste, lumpengleiche Bekleidung, muß schon nach den ersten Athemzügen das schwerste Examen bestehen, ohne alle weitere Vorbereitung, wogegen das eines Assessors, das eines hochmögenden Lieutnants oder Fähnrichs, kaum entfernt in Betracht kommen kann, das Examen nämlich: nur von der Luft, ohne jede Pflege, ohne jede Beachtung, mehrere Tage hindurch fort zu leben. Deutet nach solcher Frist das schwache Weinen des armen Wesens seinen bewährten Muth in diesem großen, stillen Examen an, hat es verstanden, diese wahrhafte Lebensfrage zu lösen, athmet es noch, dann — zum Zeichen glücklich bestandener Prüfung — hebt man es endlich auf aus seinem Winkel und die Erziehung beginnt.

In der Hand des Knaben ruht ein Scepter als erstes Spielzeug, und es ist dies ein Sinnbild. In die schwächere, zartere Hand des Mädchens legt man Ziegelstücken als erstes Spielwerk, und es ist dies wieder ein Sinnbild. Der Ziegel ist das Material zum Bau, den der Meister aufführt. Der Ziegel, todt, nur Form, dienend ohne eignen Willen, ohne Selbstbewußtsein, soll das Weib darstellen, in seiner tief demüthigen Stellung seinem Meister, dem Manne gegenüber, der oft genug nur dem Namen nach solcher Meisterschaft würdig sein mag. Das Weib in China soll dienen, willenlos, demüthig, allezeit. Die Landesgesetze, die Gewohnheit, besonders die häuslichen und eheherrlichen Rechte der Männer in China, müssen wohl durchaus nicht bekannt genug geworden sein unter den männlichen Bewohnern anderer Länder, sonst, wir zweifeln kaum, zögen es gewiß Viele von denen, die nach dem unbebauten Texas ziehen, mühsam ihr Glück zu gründen, vor, nach dem „Himmlischen Reiche" der kopfwackelnden Chinesen zu eilen, um sich entweder an der Seite einer solchen Normal-Frau, wie es deren dort zu Tausenden geben mag, einen Ehe-Himmel zu gründen, oder wo möglich solche Muster demüthigen Sinnes mit hinüber zu nehmen in ihr Vaterland. Die Chinesinnen also, unbekannt mit dem biblischen Ausspruch: „Und er soll Dein Herr sein!" üben in der That und durch dieselbe diesen Lieblingsspruch der Männer immerdar aus. Aber freilich, um jedem Selbstgefühl, jeder Empfindelei, um jeder unbestimmten Sehnsucht im Busen solcher armen Chinesinnen vorzubeugen, wissen die Männer des Landes ein weises Gesetz in Anwendung zu bringen. Die Frauen dürfen nicht lesen. Wie die Laien in der katholischen Kirche, besonders in frühern Zeiten, der Bibel, so stehen die Frauen in China jeder Lectüre gegenüber, nur mit dem Vortheil für sie, daß die Versuchung wegfällt, denn — sie **können** ja nicht lesen; die Weisheit ihrer Umgebung entzog und entzieht ihnen das Mittel, süßes Gift für sich, verderblichen Einfluß in sich aufzunehmen. Was wissen die guten Chinesinnen von unseren civilisirten Zisch-, Brumm- Stoß- und Sause-Lauten? Sie dürfen nicht die volltönenden Vocale, diese Zeichen der Leidenschaften, kennen lernen, nicht dürfen sie durch A! und O! zu der Tiefe Empfindungen erwachen. Ein Consonant ist der Beginn ihrer strahlendsten Tugend, der Demuth, und ihnen ist außerdem nur noch eine Art von Muth erlaubt, die auch mit einem Consonanten beginnt. Die Wehmuth über eigene Schuld, wenn sie nicht tief genug sich beugten vor dem Scepter, dem Kinderspielzeug des Mannes, den er sich sorgfältig aufhob bis in die Mannesjahre hinein, ganz gegen den sonstigen Zerstörungstrieb, der den Kindern eigen zu sein pflegt.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Ein Arzt, der in seiner Kunst nicht überflüssig geschickt war, gleichwohl aber den Stolz besaß, zu glauben, er würde dem lieben Gott manchen guten Rath gegeben haben, wenn ihn derselbe bei der Erschaffung und Einrichtung der Welt befragt hätte, bedauerte vor Allem, daß der Mensch sich nicht aufmachen und auseinander nehmen lasse wie eine Uhr. Auch meinte er, ein Fensterchen, das auf der Brust oder am Kopfe angebracht worden, würde dem Schöpfer keine gar zu große Mühe gemacht, den Aerzten es aber sehr erleichtert haben, die Leiden und Krankheiten des Menschen zu erkennen. Wenn jener gute Arzt noch lebte, brauchte er dem lieben Gott keine Vorwürfe mehr zu machen. Wir haben nun freilich keine Fensterchen auf der Brust ꝛc., besitzen aber, nur daß wir es bisher nicht gewußt haben, einen Vorzug, der noch besser ist, wir sind nämlich durchsichtig. Ein belgischer Arzt hat die Entdeckung gemacht, daß das elektrische Licht, wenn es auf manche Theile des menschlichen Körpers geleitet wird, dieselben völlig durchsichtig macht. Bei diesem wahrhaften Zauberscheine kann man von nun an deutlich die Adern und Nerven, das ganze Ge-

triebe und Wirken der verschiedenen Organe beobachten; unsere Leiden und die Ursachen derselben werden sichtbar werden, das ist offenbar ein Gewinn.

— Das alte Sprüchwort „er urtheilt wie der Blinde von der Farbe" wird in unsern Tagen, wo alle alten Sätze zu wanken scheinen, gleichfalls umgestoßen. Die englische Zeitschrift, das „Athenäum" vom 31. Januar entlehnt aus den „Medical Times" den Fall eines gewissen Tompson, der als Kind von 20 Monaten durch einen erneuerten Anfall der Pocken das Augenlicht verlor. Er wurde ein Färber und trieb das Geschäft 55 Jahre lang. Er konnte den Tüchern, die man ihm lieferte, alle Arten von Farben, und was noch merkwürdiger ist, alle Schattirungen von Farben geben. Der Materialist, der ihm die Farben lieferte, sagte oft, es habe Niemand die Farbstoffe so gut gekannt, wie Hr. Thompson. Auf Befragen, wie er seinen Waaren die leichten und dunkeln Schattirungen habe geben können, erwiderte er, indem er sie einem längern oder kürzern Verfahren unterwarf. Auf die aber, wie er schattirte Stoffe von einfarbigen unterschieden habe, erwiderte er, dies vermöge er nicht anzugeben. Wahrscheinlich erkannte er dies nur durch einen in hohem Grade gesteigerten Tastsinn.

— Ein reicher Bankier — wo? wollen wir verschweigen — hatte seine eben so häßliche als tugendhafte erste Frau durch den Tod verloren und bald darauf das ehemalige Kammermädchen derselben geheirathet, die eben so schön als — leichtfertig war. Sie hatte, wie die ganze Stadt wußte, mehr als einen Anbeter, unter diesen auch einen jungen Baron, von dem man eine wahre Heldenthat erzählt. Er hatte ein Rendezvous mit der schönen Bankierfrau in einem öffentlichen Garten und beide setzten sich dort trotz der Winterkälte auf einer Steinbank nieder. Wahrscheinlich wurde das Paar dort gestört, denn der Gartenaufseher fand nach einiger Zeit auf jener Bank eine Brieftasche, welche mehrere Briefe an den Baron und 10,000 Gulden in Papier enthielt. Der ehrliche Finder gab die kostbare Brieftasche an die Polizei ab, die den jungen Herrn rufen ließ und ihm seine Brieftasche vorlegte. Aber er wollte sie nicht als die seinige anerkennen. Man sagte ihm, daß ja an ihn gerichtete Liebesbriefe darin lägen, daß die Brieftasche überdies eine bedeutende Geldsumme enthalte; der Baron leugnete erstens eine solche Brieftasche zu besitzen und zweitens in dem bezeichneten Garten gewesen zu sein. Es ließ sich dagegen nichts thun und die Polizei gab das Geld an die Armencasse ab. — Eine solche Aufopferung, blos aus dem Grunde, — ein Rendezvous nicht bekannt werden zu lassen, verdient in der Geschichte der Liebesabenteuer aufbewahrt zu werden. —

— In einigen deutschen Reichsstädten war es ehemals Sitte, gewisse Gewerbszweige armen Witwen oder alten Jungfrauen ausschließlich vorzubehalten. Es wäre sehr wohlthätig, in einer Zeit, wo die heirathslustigen Männer immer seltener werden, wieder auf solche Versorgungen zu denken.

— Wien besitzt eine eigenthümliche Merkwürdigkeit, den Sophiensaal, der kürzlich eröffnet worden, im edelsten Style erbaut, prachtvoll verziert ist und je nach der Jahreszeit als Ballsaal dient, in welchem sich 500 tanzende Paare nebst dreimal so vielen Nichttanzenden bequem bewegen können, oder als Gesellschaftsbad und Schwimmschule mit einem gußeisernen Riesenbecken, das 18,000 Eimer Donauwasser faßt. Die Umänderung aus einem Ballsaale in eine Schwimmschule kann binnen sieben Stunden erfolgen. —

— Die größte Cigarrenfabrik befindet sich auf Manilla in Binondo; die Gebäude derselben bilden eine kleine Stadt. In dem eigentlichen Fabrikgebäude arbeiten täglich achttausend Frauen und Mädchen. Immer funfzehn sitzen zusammen an einem Tische, an dem sie die Tabaksblätter zu den Cigarren zusammenrollen, welche später über die ganze Welt verbreitet werden sollen. Ein Mädchen liefert durchschnittlich täglich 200 Stück, so daß also jeden Tag aus dieser einzigen Fabrik sechszehnhunderttausend oder jährlich nahe an zwei Millionen Stück Cigarren hervorgehen.

— Das „Stuttgarter Tageblatt" enthält Folgendes: Meine drei Töchter waren sechszehn, fünfzehn und vierzehn Jahre alt; diejenigen, welche sie gekannt haben, werden sich erinnern, daß sie sehr hübsch und liebenswürdig waren. An einem Winterabende zierten sie einen Ball, den die Museumsgesellschaft veranstaltet hatte. Ich trat in den Saal, meine Töchter tanzten und zogen Aller Blicke auf sich. Ich näherte mich dem Kamin; ein Mann von ernster Gesichtsbildung stand früher da und verlor meine Töchter nicht aus den Augen. — „Mein Herr, kennen Sie diese drei hübschen Mädchen?" fragte er mich; ich hätte ihm sagen sollen, daß ich ihr Vater, aber ich unterließ dies, ich weiß selbst nicht warum; ich antwortete: „Ich glaube, daß es drei Schwestern sind, mein Herr!" — „Das glaube ich auch," erwiderte er; „seit geraumer Zeit habe ich sie beobachtet und bemerkt, daß sie drei Stunden lang getanzt haben, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Und" — setzte der Mann ganz kalt hinzu — „mein Herr, in drei Jahren wird von diesen drei Mädchen keines mehr leben." Der Unglücksbote, der ein Schüler des berühmten Dr. K. war, hatte wahr gesprochen. Drei Jahre darauf hatte ich keine Kinder mehr." —

— Im Breslauer Beobachter lesen wir folgende „beachtenswerthe Anzeige" eines Schneidermeisters: Da so viele meiner geehrten Kunden, wie mein Conto-Buch nachweist, an einem außerordentlichen schlechten Gedächtniß leiden, so habe ich mit einem berühmten Mnemotechniker die Verabredung getroffen, für sie einen Cursus in seiner Kunst zu eröffnen. Diejenigen Herren also, deren Wohnort mir unbekannt ist, wollen sich Gratisbillets dazu in meiner Behausung abholen lassen; den Uebrigen werde ich mir die Ehre geben, E i n t r i t t s-Karten zuzuschicken.

(C h i n e s i s c h e S t r a f e.) Unter dem Einflusse der Bacchus hatte ein Mann es gewagt, einen Polizeidiener ins Gesicht zu schlagen, weshalb ihn der strenge Dsarguzi (Grenz-Commissär) zu einer exemplarischen Strafe verurtheilte; er sollte 12 Stunden lang alle Minuten eine Ohrfeige erhalten, wodurch sein Gesicht furchtbar aufgedunsen war und von Blut triefte.

(M u t t e r w i t z.) Drei junge Männer, Sonntagsjäger und Witzbolde, die sich auf ihre Städterschaft etwas zu Gute thaten, machten vor kurzem eine Jagdpartie. Unterwegs sahen sie von fern einen gutmüthigen Bauer mit starken Schritten auf sich zukommen. Die Sonntagsjäger wollten ihn zum Besten haben und gingen zu dem Zweck in kurzer Entfernung

hinter einander. Der Erste, an dem der Bauer vorüberkam, grüßte spöttelnd: „Guten Morgen, Vater Abraham!“ Der Bauer nickte gutmüthig mit dem Kopf. Einige Schritte weiter ließ sich der Zweite vernehmen: „Guten Morgen, Vater Isaak!“ Der Bauer nickte wieder gutmüthig mit dem Kopfe. Dann grüßte ihn der Dritte: „Guten Morgen, Vater Jakob.“ Da blieb der Bauer stehn und sagte: „Ich danke, ihr Herren, aber mein Name ist weder Abraham, noch Isaak, noch Jakob. Ich heiße Saul, bin der Sohn des Kis, und habe mich heute früh aufgemacht, um die Eselin meines Vaters zu suchen, bis jetzt aber nur — Esel gefunden.“

— Manche Frauen in Europa, die für die Emancipation ihres Geschlechts kämpfen, verlangen unter andern auch einen Antheil der Frauen an den Berathungen über die Staatsangelegenheiten; was werden sie sagen, wenn wir ihnen erzählen, daß wilde Frauen sich schon längst im Besitze des von ihnen beanspruchten Rechtes befinden? An der Westküste von Afrika nämlich nehmen die Frauen an allen öffentlichen Berathungen der Männer Theil und üben einen großen Einfluß auf dieselben aus. Wenn z. B. ein Stamm darüber berathschlagt, ob er den oder jenen Krieg unternehmen solle, so geben die Frauen ihre Stimmen ab und stellen den Männern meist sehr eindringlich die Leiden dar, welche die Folge eines Krieges sein würden, und ihr Rath neigt die Wage fast immer zum Frieden; nur wenn die Frauen mit dem Beginnen des Krieges einverstanden sind und ihre Männer auffordern, sich als wahre Männer zu zeigen, wird der Kampf unternommen. Auch haben jene Frauen noch ein anderes Amt und zwar ein, wie man sagt, für sie sehr angenehmes; ihnen nämlich liegt es ob, die aus Kriegen zurückgebrachten gefangenen Feinde auf allerlei Art zu quälen, namentlich ihnen Dornen in das Fleisch zu stechen, bevor sie getödtet werden. Eine andere Eigenthümlichkeit in jener Gegend Afrikas sind die daselbst gebräuchlichen Beerdigungen, die an Glanz nirgends übertroffen werden. Die Leichen der reichen Afrikaner werden nämlich mit Oel bestrichen und dann vom Kopfe bis zu Füßen dick mit Goldstaub bestreuet, sa daß sie das Ansehen von broncirten oder vergoldeten Statuen erhalten.

(Erleichterung.) Bei Genbringen haben die Schmuggler einen holländischen Grenzaufseher an einen Baum gebunden. Als später ein Mann vorüberging, und der Grenzaufseher diesen ersuchte, ihn loszubindrn, trat der Fremde wirklich heran, zog dem Gebundenrn aber ganz ruhig die Taschentücher und das Geld aus der Tasche, und ging damit davon.

— Der Dey von Tunis, zwei Minister desselben und der Generalpächter der Steuern sind mit drm Groß-Komthur und Ritterkreuze des Ordens der Ehrenlegion decorirt worden. Der Dey von Tripolis hat ihn ebenfalls, so wie der Kaiser von Marocco. Der Orden der Ehrenlegion ist also in allen Raubstaaten zu finden.

— In Paris hält sich jetzt zum zweiten Male der bekannte außerordentlich reiche Ostindische Kaufmann Dwarkanaught-Tagora auf, der ein jährliches Einkommen von mehreren Millionen besitzt und um den sich die pariser Schönen drängen, obwohl er bereits nahe an 60 alt ist. Der Mann liebt nämlich leidenschaftlich die Musik und in jedem Hause, in welches er kommt, setzt er sich sofort an das Piano. Dann fordert er eine Dame auf, mit ihm zu singen und keine weigert sich, denn er lohnt die Gefälligkeit fürstlich; er giebt jeder Sängerin einen ächten Caschmirshwal. Er hat für die nächste Zeit einen großen Ball angekündigt und wird bei demselben jeder der anwesenden Damen einen Caschmirshwal zum Andenken überreichen lassen. Wie sehr sich die Pariserinnen bemühen, zu diesem Shwalballe eingeladen zu werden, kann man sich denken. Das Sommerhaus des Kaufmanns bei Calcutta soll das reichste sein, welches man auf Erden kennt und mit den Zauberschlössern wetteifern, die in „Tausend und einer Nacht“ so reizend beschrieben sind.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Vor allem haben die Frauen zu jeder Zeit die Wäsche geliebt und die schöne Anna von Oesterreich schlief nur auf dem feinsten Batist, aber sie kannte die tausend Seltsamkeiten nicht, welche die Wäsche seitdem so außerordentlich vervollkommt haben. Das Neueste darin sind Hemden von holländischer Leinwand in Oberrockform, hoch heraufgehend, bis an den Gürtel offen, und von da bis hinunter mit einem Saum, der eine Oeffnung darstellt, wie die eines offenen Oberrocks. Diese Hemden haben einen kleinen Amazonenkragen, der puritanisch umgeschlagen ist und lange Aermel mit Bündchen. Andere Hemden von gleichem Schnitte sind von Valenciennebatist. Diese Hemden sind sehr weit und können unter einem bequemen Hausrocke getragen werden. Andere können Andere sind guimpenförmig, reichen folglich bis an die Achseln, und sind vorn rund ausgeschnitten; dieser Ausschnitt ist mit einem gestickten Bündchen und einem Spitzchen garnirt; regelmäßige Falten, durch kleine Punkte getrennt, laufen vorn von diesem Bündchen aus bis zur Taille hinunter. Die Aermel sind halbweit, reichen bis an den Elbogen und sind mit einer Spitze besetzt. Eine Art Gürtelschnur dient dazu, die Form des Oberkörpers vollkommen hervorzuheben, wenn sie die Oeffnung offen hält und die Falten nach den beiden Seiten zurückwirft.

Herren-Mode. Die Fracks, welche auf Bällen und anderen Abendgesellschaften getragen werden, sind in den Farben schwarz, vert de cour, brun musc, brun Robert, dunkel und hellblau. Die letztere Farbe scheint die vorherrschendste zu sein, denn wir haben sie viel auf den aristokratischen Bällen bemerkt. Alle Fracks sind mit Knöpfen von glattem Atlas von der Farbe des Rockes versehen, mit Ausnahme an den Fracks von einem lebhaften blau, sieht man gewölbte Knöpfe von eiselirtem farbigen Golde. Die Stoffe der zu jenen Fracks getragenen Gilets bestehen aus Gold brochirten weißen Atlassen, glatten Gold und Silber durchwirkten Stoffen, Velours dentelle, sehr helle grüne, mit Silber gestickte Sommete, paille gestickte Valencias, und ebenfalls gestickte weiße Piqués. Die Knöpfe an den Gilets sind stark gewölbt, und von farbigem Golde. Die Beinkleider zur ceremoniellen Toilette verfertigt man halbanschließend, sie müssen leicht den Stiefel oder Schuh bedecken, und befestigte Sprungriemen haben In einigen Häusern verziert man noch die Seiten der Ball-Pantalons mit einer Posamentiesborde, welche mit einem reichen Dessin in der Mitte versehen ist. Die Stoffe, die man zu jenen Pantalons benutzt, sind schwarzer und weißer Satin-Cachemir, und beide Farben werden gleich viel und gern getragen.

Die Fracks zur Halbtoilette haben breite und kurze Schößen, rundlichfallende Revers und eine Tasche außen auf der

Brust; das Blau ist eine Lieblingsfarbe für diese Kleidungsstücke; die Knöpfe sind meist von Gold, glockenförmig und glatt. Man spricht davon, für die nächste Saison Beinkleidee von einfarbigem oder sehr kleinstreifigem Zeuge mil einem gestickten Streifen an der Seite in die Mode zu bringen. Wir haben auch schon einige der Art gesehen, welche seidene Stickereien, entweder Farbe auf Farbe, oder in grell abstechender Farbe hatten. Am besten sieht es jedenfalls aus, wenn die Stickerei auf den Beinkleidern selbst sich befindet (nicht auf einem Streifen, der aufgenähet wird) und in gleichfarbiger Seide ist. Die gestickte Weste gehört nothwendig zu einer Staatstoilette und man sieht solche Westen, die in tausend verschiedener Weise gestickt sind. Sehr hübsch sind jedenfalls die Blumenguirlanden. Man fängt an, die Taille des Fracks wieder schmal zu tragen. An den Negligéröcken bringt man kleine Taschen im Schooße und eine auf der Brust an: an manchen sehen wir sogar Revers von Sammet. Man bemerkt sehr viele Röcke in Goldbronce, deren Revers und Kragen von gleichfarbigem Sammet und die zum Zusammenhalten vorn Schnuren haben. Ihre Taille ist lang und schmal, doch nicht so schmal wie an den Fracks. Die elegantesten Herren tragen solche Röcke. Die Twines ohne Anglaisen weeden gern getragen; sie haben eine lange Taille und eine Oeffnung in den Falten. Auch sieht man deegleichen ohne Anglaisen, deren Voedertheil von dem Schooße getrennt ist und die hinten sehr weit sind. Sie haben keine Oeffnung und keine Taillenknöpfe. Die Westen sind noch immer lang und meist gerade geschnitten mit einer kleinen Klappe oben. Die Beinkleider trägt man zum Theil ohne Fußeiemen und sie sind etwas minder weit als bisher. Der Farbe nach zieht man die melirten vor und bringt an der Seite eine Borte rc. an. Die Hüte werden wieder gerade mit breiten Keempen, bald wird man dieses Jahr die grauen Hüte mit schmalen Krempen und geradem Kopfe hervorsuchen, da man glaubt, diese Form dürfte Beifall finden. Die meisten Mützen sind von Sammet.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hausanzug für einen Herrn. 2. Oberrock mit Posamentirausputz. 3. Balltoilette. 4. Oberrock mit langer Taille mit Seitentasche. Gestreifte Beinkleider.

An unsere geehrten Leser.

Bei herannahendem Quartalschluß erlaube ich mir die auswärtigen Abonnenten darauf aufmerksam zu machen, daß Sie bei den Wohllöbl. Postämtern und Buchhandlungen, durch welche dieselben unsere Modenzeitung beziehen, Ihre Bestellungen bei Empfang der letzten Nummer gefälligst erneueren, damit keine Unterbrechung in der Zusendung erfolgt.

Bei No. 13 liegt der Schnitt für Herrenschneider.

Wir werden auch fernerhin fortfahren, das Journal so herzustellen, daß es sowohl hinsichtlich der Bilder als der Unterhaltungslectüre den übrigen Modejournalen nicht nachsteht, die das Unsrige durch:

Billigkeit des Preises, so wie durch schnellere Lieferung der Pariser Modenkupfer

(8 — 12 Tagen eher) bereits übertrifft.

Zugleich machen wir Freunde einer launigen Lectüre auf die

EUROPÆISCHE EISENBAHN

aufmerksam, die alle 14 Tage eine Carricatur: Komische Bilder aus dem öffentlichen und Familenleben bringt. Wöchentlich ein Bogen, Preis pro Quartal 11¼ Ngr.

Die Expedition.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.



MODEN-JOURNAL

No. 13. N. Büchner, Redacteur. 1846.

Die Frauen in China.

(Beschluß.)

Bei uns zu Lande giebt es Kleinkinder-Bewahranstalten in Hülle und Fülle. Wer kennt sie nicht, wer nicht ihr Wirken, ihren Zweck! Auch in China ist man bedacht, für Kinder armer Leute zu sorgen, aber in welch anderer Art, zu welchem anderen Zwecke! Wo in Deutschland viele, größere und kleine Kräfte wirken, geschieht es in China so: dort, besonders in der Hauptstadt des Landes, sind hier und da Klöster und — ein großes, mächtiges Gebäude, das den Namen das „Haus der Barmherzigkeit" führt. Diese Gebäude sind zur Aufnahme armer, verstoßener, ausgesetzter Kinder bestimmt. Die große Armuth, die zahlreiche Vermehrung der Menschen und eine grausame, früher willig geduldete Gewohnheit nöthigen dazu und erlauben das Aussetzen der Kinder des Elends. Früh, ehe die Sonne über das „Himmlische Reich" auf Erden ihre glänzenden Strahlen sendet, nehmen die Mütter, oft mit traurigen Blicken — denn sie bleiben ja immer Mütter, ihre zumeist weiblichen Kleinen, in Lumpen gehüllt, mit Ziegelsteinen begabt; auf den Arm und tragen sie entweder so unbemerkt als möglich in die Nähe jenes barmherzigen Stifters, oder — sind sie frömmeren Sinnes, neigen sie zu der Lehre des Katholicismus, nahmen sie dieselbe vielleicht schon an — so legen sie die Kinder auf die Stufen eines jener Klöster nieder, in denen Register über die Findlinge geführt werden, wodurch leichter ein Wiederfinden in späteren Zeiten möglich wird. In Deutschland, besonders in dessen Hauptstädten, beginnen auch jene anmuthigen Spielschulen ihre freudige Regsamkeit zu entfalten, die wiederum gewiß bekannt genug sind, um einer näheren Schilderung zu bedürfen. Nur die Erinnerung soll hier angeregt werden, wie allerliebst und wohlthuend der Anblick ist, wenn ein mit frischen, fröhlichen Kindern gefüllter Omnibus bei uns seinem Ziele, der Spielschule, zueilt. In China fährt auch jeden Tag in aller Frühe ein oder mehrere Wagen durch die Straßen der Stadt. Ochsen in breiten Jochen ziehen das Gespann trägen Schrittes vorwärts. Führer, in deren Hand ein Klopfer

sich befindet, lenken die Thiere und schlagen von Zeit zu Zeit auf die Außenseite des Wagens, um ihre Ankunft zu melden. Hastig, mit oft unsicherer Hand, flüchtigen Fußes, treten nun Frauen an den Wagen und legen ihre hülflosen Kleinen hinein, sich dann schnell wieder entfernend. Die Noth bestimmt sie zu solcher Trennung. Neben, über, unter einander fallen diese Kleinen, und welches von ihnen erstickt am Ziele der Bestimmung — keiner Spielstube, denn sie zählen erst Tage, nicht Jahre, und sind in China, nicht in Deutschland — welches also unerstickt vor dem Portale der barmherzigen Stiftung ankommt, das hat abermals ein Examen bestanden, eine Lebensfrage gelöst, das wird hervorgezogen unter den andern und aufgenommen. Welches der Kleinen unterweges heimging, wohl dem! es verließ ein irdisches Jammerthal, das der Armuth fast immer auf Erden beschieden ist. Die todten Körper dieser jugendlichen Dulder werden dann in eine eigene, dazu bestimmte Kalkgrube geworfen und der Frühling, dieser König der Freude, des Lebens, muß dort als erstes, ihm geweihtes Fest eine Rauch- oder Feuersäule entgegennehmen, welche aus den verbrannten Gliedern der gestorbenen Kinder in die Lüfte wirbelt.

Wenn auch in Deutschland leider oft genug die grausamsten Fälle gieriger Speculation vorkommen, wenn armen, verwaisten Kindern Gebrechen angedichtet, oder wohl selbst erst zu schändlichem Zwecke hervorgerufen werden, so bleibt darin China nicht zurück. Es bietet sich durch das zahlreiche Aussetzen der Kinder häufige Gelegenheit, solche Grausamkeit zu verüben. Oft werden die armen kleinen Findlinge, die nicht alle so glücklich sind, in einem Kloster, in einem barmherzigen Stifte Aufnahme zu finden, von ruchlosen Händen an sich genommen, geblendet und ihres Augenlichts beraubt, dazu gemißbraucht, das Mitleid der Reichen in Anspruch zu nehmen. Diese elenden Opfer erhalten dann nur so viel als sie zu höchster Nothdurft brauchen. Aber, — das ist leider oft genug auch in den Ländern Europas so, die auf Cultur, auf geistigen Fortschritt bedeutend mehr Ansprüche machen zu können glauben.

Der Kindheit, der armen freilich nur, drohen in China tausend Gefahren, und die Blüthezeit des Menschenlebens ist hier von tödtendem Reife befallen. Die Armuth ist leider geächtet überall, aber dort, wie es scheint, noch mehr, noch entsetzlicher. Ein letzter Zug von Aberglauben und Grausamkeit, deren Opfer die Kinder der Armuth in China werden, möge den Bericht darüber schließen. Diejenigen Eltern, welche, noch nicht erleuchtet durch den Strahl des Christenthums und gleichzeitig gedrängt von äußerster Noth, ihr Kind opfern wollen, binden dem armen Neugebornen einen ausgehöhlten Kürbis auf seinen Rücken und übergeben es so dem Strome. Auf diese Weise bleibt das Kind länger über dem Wasser, muß länger im jammervollen Todeskampfe ringen, aber — seine Qualen sollen der nassen Majestät der Wellen unendlich wohlgefällig werden, und darum muß die sterbende Unschuld sie erleiden!

Genug der Schatten im „Himmlischen Reiche!" Mögen die freundlichen Lichtstrahlen, die es auch aufzuweisen hat, nun unsere Blicke erfreuen und herüberleuchten bis in unser liebes Deutschland: es kann sie brauchen. —

Die Demüthigung, die Unterdrückung der Frauen in China hat, so wenig erfreulich sie erscheinen muß, das Gute: es sind dort noch fast durchgängig bescheidene, sanfte, zurückhaltende, junge Mädchen und Frauen zu finden. Sollten denn die schönen weiblichen Tugenden der Bescheidenheit, die Sanftmuth nur durch Unterdrückung, durch Nichtachtung gelehrt werden können, sollten sie sich denn nicht verbunden zeigen können mit geistigem Fortschritt? Freilich, „junge Mädchen" — wir meinen Wesen mit jugendlicher Frische des Geistes, der Empfindungen, mit verbindlicher Höflichkeit gegen Eltern, mit Ehrfurcht und williger Unterordnung ihnen gegenüber, aber auch mit Freude, Liebe und Glück im Herzen — sie sind ein seltener Artikel geworden in Deutschland, wo es zwar erstaunlich viel „junge Damen," aber erstaunlich wenig „junge Mädchen giebt. Einen Blick sollte die weibliche Jugend nach China thun! — Die Erziehung bei den Chinesen bei den Frauen ist fast der des Schicksals zu vergleichen: sie ist streng, eng begrenzt und rauh; aber die Erfolge dieser Erziehung müssen so übel nicht sein, da die herrlichen Tugenden der Weiblichkeit und Bescheidenheit daraus erblühen. In China scheinen die Jungen der Alten wegen da, so viel Dank, so viel Ehrerbietung wird ihnen gezollt; bei uns scheinen die Alten der Jungen wegen da und — ihnen gehört die Welt!

In China hat ein Mann das Recht, sein Weib zu verstoßen, wenn sie leichtsinnig, eifersüchtig, schwatzhaft oder nicht genügend ehrerbietig gegen ihre Schwiegereltern ist; aber die höchste Achtung wird ihr gezollt, wenn sie in ihrem Hause waltet in Bescheidenheit, in liebevoller Freundlichkeit. Ob sich denn das nicht erringen, diese Tugenden sich nicht erstreben ließen, ohne Druck und Uebermacht Anderer, ohne Ausschluß geistiger Bildung? — aus freiem Willen, aus eigner Ueberzeugung? — Lebe wohl, China, mit deinen weiblichen Tugenden, die

aus dem Zwang erblühten; mein Deutschland, seine deutschen Frauen, wollen aus freiem Entschluß, aus eigenem Wunsche, jene Tugenden üben und dennoch nicht zurückbleiben hinter der Losung unserer Zeit: „Vorwärts!"

Keine Begnadigung.

(Schluß.)

— Sie werden jetzt verstehen, Herr Major, was ich gemeint habe. Unser Herr Kurfürst hat die beiden zum Tode verurtheilt — Numero I; er hat sie darauf mit höchst eigenen Augen noch einmal gesehen und nicht begnadigt — II; wenn darnach Numero III ausbliebe, so wäre es gerade, als ob sich der alte Herrgott selbst auf den Mund schlagen wollte. Heut' über ein Jahr wollen wir mehr davon reden, Herr Major, wenn's Ihnen recht ist. Und nun nichts für ungut! Und verrathen Sie mich nicht! —

Der gute Major ritt sehr still, tief in Gedanken verloren, wie es ihm sonst nicht leicht geschah, nach seinem Hause. — Solches ereignete sich am 31. Juli. — Begreiflicher Weise erzählte der Major hie und da einem Bekannten, natürlich mit der Bitte, nichts davon verlauten zu lassen, von dem Herrn im Gartenhause, von seinem Blick auf die Verbrecher und von den Vermuthungen, die sich daran knüpften; die Bekannten erzählten es wieder andern Bekannten, und ehe ein Monat verging, wartete schon ein ganzer Kreis heimlich und schweigsam, was das Jahr bringen würde.

Das Jahr ging seinen ruhigen Gang; nach fünf Monaten schloß sich das alte, und der Kurfürst war frisch und gesund wie immer. Das neue begann; sieben Monate von ihm gehörten noch zur Rechnung, und auf diese hielten jetzt der Major und seine Freunde, so wie Wenzel und sein Gevatter die Blicke gerichtet. Ein unheilvolles Ereigniß stellte sich bereits im Januar ein; man fand eines Morgens in dem Schlafzimmer der Baronin Dürkberg diese und den Geheimsekretär George todt auf den Polstern. Einige Zeilen sagten aus, daß sie mit freiem, ruhigen Willen den Tod gewählt und die Phiole, welche noch neben ihnen lag, gemeinsam geleert hätten. Man sprach viel über diesen Selbstmord und über das Liebesverhältniß der Beiden. — Warum sie gerade jetzt den Tod gewählt? Ob in Louise die Erkenntniß der Schmach zu jener entsetzlichen Höhe gestiegen, daß sie sich durch nichts mehr übertäuben und überwältigen ließ? Wie George gelitten haben mag von der verzehrenden Glut dieser Liebe und von dem Bewußtsein einer Untreue gegen seinen Herrn, dem er wahrscheinlich noch viel näher und enger verbunden? Sie haben diese Geheimnisse ihrer Brust mit hinüber genommen. Den Kurfürsten ergriff der doppelte Todesfall so schmerzlich, daß er zu kränkeln anfing. Eine Mätresse und einen Sohn (denn dafür galt George allgemein) zu gleicher Zeit zu verlieren, das war zu viel, das hieß ihn zu sehr in allen seinen Gewohnheiten stören. Indeß genas er wieder; die Krankheit ging in einen bloßen Verdruß über, daß er in seinen Versuchen, eine neue Geliebte zu finden, so unglücklich war. Mit diesen Versuchen ging die Zeit hin.

Am 30. Juli — also ein Jahr weniger einen Tag nach der Hinrichtung — ging der gute Bürgermajor des Abends um eilf Uhr in sein Schlafzimmer und murmelte während des Auskleidens: Es ist doch Alles dummes Zeug, alle diese Ahnungen, Vorhersagungen, Verhängnisse und dergleichen. Dem Herrn hats kein Haar geschadet, daß er die zwei armen Sünder nicht begnadigt hat. Morgen ist das Jahr um, und er ist frisch und gesund und wird uns Alle überleben.

Also kalkulirend suchte er sein Lager. Da tönten von dem Schlosse her drei dumpfe Kanonenschüsse und alsbald hörte man den Generalmarsch schlagen.

Was giebt's? fragten tausend neugierige Philisterstimmen aus den Fenstern.

Der Kurfürst ist plötzlich gestorben . . . so eben . . . vor einer Viertelstunde . . . an einem Schlagfluß. Das Militair wird versammelt, um seinem Nachfolger den Eid der Treue zu schwören. — So tönten die Stimmen von der Straße herauf und durch die ganze Stadt, in Haus und Hütte, lief es mit Blitzesschnelle:

Der Kurfürst ist todt! —

Also doch! doch! . . . sprachen der Major, Wenzel, sein Gevatter und einige hundert andere bedächtige Lippen. —

Beim Anblick des Meeres.

Ich habe mir sagen lassen (bemerkt ein Reisender in den Gränzboten, aus Ostende), das Meer sei wie ein großer Mann, dessen Größe man erst bei näherer Bekanntschaft ahnen lerne. Deshalb erwartete ich nichts Ungeheures vom allerersten Eindrucke. Aber wie ich die kleine Höhe des Dammes hinaufgestiegen war, entfuhr

mir doch ein leises Ah! und ich stand, aufathmend und erschrocken, wie vor einer nackten Götterschönheit. Dies also ist das Meer. In weiter, weiter Ferne unter mir sah ich einen unendlich breiten Spiegel hingegossen, aufblitzend im letzten Lichte des Tages, und vor meinen geblendeten Sinnen nahm es noch andere Gestalten an; ein silbergrauer riesiger Wellenvorhang, hinaufgespannt bis an die Wolken; eine diamantene Scheidewand, aufsteigend zwischen Dies- und Jenseits, Mysterien einer andern Welt verhüllend. Man sieht im Grunde nicht weit mit bloßen Augen und nur die lange Küste, die man auf einmal überschaut vom Damme, der gleichsam die Ostendische Festungsmauer nach der Seeseite zu ist, giebt dem Anblicke etwas Großartiges. Aber mir kamen auch Wetter und Tageszeit zu Gute. Die Sonne war bereits untergegangen und der äußerste Horizont von schwachen Nebeln umschleiert, welche eine optische Täuschung bewirkten und die Aussicht künstlich erweiterten, denn die Gränzlinie zwischen Meer und Gewölk war nicht mehr zu unterscheiden, und ein einsames Fischerboot, welches, die weißen Seegel ausgespannt, in die Ferne hinflog, schien hoch über mir durch den Himmel zu fahren. Dagegen lag das Meer in nächster Nähe unter mir, tief wie ein gähnender Abgrund. Erst später, als ich an den Strand hinabstieg, bemerkte ich, daß es der von der Ebbe bloßgelegte Meerboden war, der von Weitem einer glatten Fläche mit sanften kleinen Wellen gleicht, in so schöner Symmetrie prägt sich ihm die Spur der Wogen ein; ich lief mit kindischer Freude darauf herum, er war fest und rein wie eine Tenne, ein Tanzboden für die zierlichen Füßchen der Nixen und Seejungfrauen.

Mehr noch als der Anblick des Meeres überrascht seine Stimme. Wie du auf die Höhe des Dammes trittst, hörst du ein fernes Brausen, als ob dir zu Füßen tausend Urwälder im Herbstwinde lauter und lauter ihr Lied erheben, dann ein tiefes seufzendes Athemholen der Fluth, ein Schluchzen, ein Schmettern und Klatschen mit langgezogenem Wiederhall, dann aber plötzlich ein Brüllen und Heulen, das geradezu an dich gerichtet scheint und geradezu dir in die Seele donnert, als wüßte das Meer, daß du sein neuester Bekannter bist; — das dich anschreit mit melancholisch zorniger Frage, die aber, ehe sie endet, immer in eine neue und immer wildere Frage übergeht, — du trittst erschrocken zurück, du meinst, das Meer werde im nächsten Augenblicke etwas Entsetzliches verkünden, es wolle über die Erde herfallen und spiele die Ouvertüre zum Weltgerichte. Aber halt! Du besinnst dich endlich, diese tobende Stimme, die dir neu ist, hat ja, seit die Welt steht, noch niemals aufgehört zu schreien, und diese drohenden Donner rollen schon seit Jahrtausenden, ohne zu dem Schlußpunkte zu kommen, den sie zu suchen scheinen. Und es durchrieselt dich wie eine Ahnung der Ewigkeit.

Bis spät in die Nacht bin ich auf dem Damme geblieben, aber ich könnte dir unmöglich Rechenschaft geben von dem, was mir durch den Kopf ging, und was mir das Herz bewegte. Nur so viel weiß ich noch, ich hörte einige Leute sprechen von einer Gelegenheit nach London, und dazu lärmte die ferne Fluth, wie eine höhnische Antwort; in diesem Augenblicke, ich gestehe es, frappirte mich die Kühnheit des Menschen im Seefahren wie etwas Neues. Ich habe die ganze Zeit keine Beobachtungen angestellt, ich sah nicht einmal hinaus auf die Wogen, sondern horchte, ganz Ohr, ihrer Beethoven'schen Nachtmusik. Man befreundet sich sehr bald mit der Stimme des Meeres; du brauchst nur eine Viertelstunde zu lauschen und sie scheint dir statt zürnend und drohend, voll von klagendem Gesang. Du unterscheidest bald auch die leisernen Töne in dem Riesenorchester, das Flistern und Klingen des Windes auf geschwungener Wogenseite; tausend neue Stimmen steigen in deinem eigenen Innern auf und du meinst die Bäche und Bächlein deiner Heimath wiederzuhören, die im Ocean nach langer Wanderung ein Ziel gefunden haben. Es liegt ein fesselnder melancholischer Reiz im Gebrause dieses Elements und du fühlst bald eine tiefe Sympathie dafür wie für ein großes menschliches Wesen. Selbst seine grausamen Stürme wirst du ihm nicht übel nehmen. Wo es sich an den felsigen Knochen des Landes bricht, da heult und klagt es wie ein Gefangener. Aber draußen in seinen einsamen Wüsten, da ist es ruhig und groß und spricht, leise murmelnd, mit sich selbst, bis die Stunde des Sturmes kommt, wo es sich der alten Freiheit erinnert und weinend in bewußtloser Raserei sich hin- und herwirft. Warum stört ihr es auch in solcher heiligen Stunde mit euren kleinen Geschäften, mit euren Waarenballen und dem andern Spielkrame auf prahlerischem Schifflein? Seht, das gewaltige Meer ist auch gut und geduldig. Kleine Kinder dürfen mit dem Saume seines wallenden Kleides spielen, bleiche Pastoren, furchtsame Stubengelehrte und histerische Frauen dürfen es zur Badewanne machen, in der sie ihre Gebrechlichkeit waschen und ihre sündhaft zerrütteten Nerven stählen.

Andere Länder, andere Sitten.

Es giebt wohl nicht leicht ein wahreres Sprüchwort als das vorstehende, und es ist lächerlich, wenn wir von anderen Menschen verlangen, daß sie sich uns gleich benehmen, ja sogar uns gleich denken sollen. Es ereignet sich oft, daß, was hier Sitte ist, in einem andern Lande als Mangel an Bildung betrachtet wird. Daß dem so sei, ergiebt sich aus dem Nachstehenden.

In Europa verlangt es der Anstand, durch Abnehmen des Hutes zu grüßen, während der Morgenländer es für eine Schmach hält, mit unbedecktem Haupte vor einem Andern zu stehen. Er wirft sich dem Höheren zu Füßen, ohne das Haupt zu entblößen. Wie oft ist über das Hutabnehmen geschrieben worden, ohne daß es ein Resultat erzielt hätte. Nur das Militär hat ein Vorrecht, die Kopfbedeckung aufzubehalten, jedoch nicht in Rußland, wo der gemeine Soldat dieselbe abnehmen und 10 Schritte vor bis 10 Schritte nach dem Officiere Front machen muß. Im Morgenlande verhüllt sich die Frau, bei uns giebt sie sich Mühe, sich stets auf die schönste Weise öffentlich zu zeigen und gewisse Körpertheile zur Schau zu tragen. Wir lachen über die Nasenringe der Kurdinnen und Armenierinnen und vergessen, daß unsere Ohrringe und Baumeln eben so unnatürlich sind. Die Morgenländer würden die Corsets unserer Damen belächeln und nicht begreifen, wie eine Wespengestalt Wohlgefallen erregen kann. Die unnatürliche Schminke wird heimlich in Europa gebraucht, die Armenierin trägt dieselbe so dick auf, daß sie sogleich bemerkt werden kann. Schmuck- und Putzsachen gehören zur Toilette unserer Damen, um die körperliche Schönheit zu erhöhen. In Guiana hingegen tragen die Frauenzimmer nur einen einfachen Schmuck, nämlich einen Schurz, und die Mannspersonen suchen sich dagegen auf alle Art und Weise mit den bunten Federn vielfarbiger Vögel zu schmücken. Bei uns wird die Wöchnerin gepflegt und geschont, in einigen Ländern Hinterasiens hingegen wird nach der Geburt eines Kindes der Vater in's Bett gelegt und mit Suppen reichlich versehen. Die Frau muß gleich nach der Geburt ihren Geschäften nachgehen und saure Arbeit verrichten, während der Mann 4 bis 6 Wochen lang mit großer Sorgfalt und zum Wohle des Kindes gepflegt und mit Delicatessen versorgt wird. In Europa wird der Name des Mannes genannt und die Frau tauscht den ihrigen gegen den des Mannes um, auf einigen Südseeinseln nennt sich aber der Mann nach seiner Frau. Wenn Freunde und Verwandte sich begegnen, verlangt bei uns die Höflichkeit, sich nach deren Angehörigen hinsichtlich des Wohlbefindens zu erkundigen. Nicht so im Morgenlande, wo der Mann den Schimpf, von einem Andern nach dem Befinden seiner Frau befragt zu werden, mit Blut rächen würde.

Murat und der Koch des Herzogs von Cambacérès.

Der berühmte König von Neapel war bekanntlich der Sohn eines armen Schenkwirths in einem Dorfe bei Cahors und hatte in seiner Jugend die Fleischerprofession zu erlernen angefangen. Als Lehrling mußte er das bestellte Fleisch zu den Kunden seines Lehrmeisters in die Häuser tragen. Als er eines Tages dem Koche des Herzogs von Cambacérès einen schlechten Braten brachte, gerieth der Koch mit ihm in Streit und schlug ihm den Braten dergestalt an den Kopf, daß ihm das Blut aus Mund und Nase floß. Diese Mißhandlung verleidete Murat das Handwerk und bewog ihn, nachdem er seinem Meister noch eine namhafte Geldsumme unterschlagen und sie verspielt hatte, in die französische Fußgarde zu treten. Seine männlich-schöne Gestalt, seine Kühnheit und persönliche Tapferkeit waren Ursache, daß er sich nach und nach bis zum General emporschwang. Diese Eigenschaften erregten die Aufmerksamkeit der Schwester Bonaparte's. Er gewann ihre Liebe, und sie gab ihm mit ihrer Hand den Anspruch auf seine künftige Größe, denn bekanntlich war Caroline Bonaparte ihrem großen Bruder in geistiger Beziehung am meisten ähnlich. Kurz nachher ward Napoleon Kaiser der Franzosen, und sein Schwager, Joachim Murat, französischer Prinz. Als solcher speiste er einmal bei dem Herzog von Cambacérès, der ganz besonders viel auf eine gute Tafel hielt. Murat fand Alles so wohlschmeckend und gut zubereitet, daß er den Herzog bat, ihm seinen Koch abzulassen. So ungern Cambacérès sich auch hierzu verstehen mochte, so blieb ihm doch nichts übrig, als es sich zur Ehre zu rechnen, seinen Koch an den Schwager des allmächtigen Napoleon abzutreten. Nach aufgehobener Tafel ließ daher der Herzog seinen Koch vor sich kommen, verkündete ihm sein bevorstehendes Glück und rieth ihm, sich sofort im Palais Joachim Murat's einzufinden. Aber erschrocken und todtenbleich fiel der Koch seinem Herrn zu Füßen und beschwor ihn um Gottes Willen, ihn nicht an Murat abzutreten. „Aber warum

nicht?" fragte Cambacérès. „Gnädiger Herr," erwiederte der Koch, „wenn der Prinz mich sieht, wird er mich ohne Gnade guillotiniren lassen, da er gewiß die Beleidigung nicht vergessen hat, die ich mir einmal gegen ihn, da er noch Fleischerbursche war, erlaubt habe." Er erzählte hierauf seinem Herrn den ganzen Hergang, und Cambacérès rieth ihm nunmehr wohlmeinend, sich unverzüglich aus der Gefahr einer so zweifelhaften Bekanntschaft zu begeben und Paris zu verlassen. — Der Koch flüchtete aus Frankreich und gründete in Hamburg eine große Restauration, wo er seinen Gästen sehr oft diese Thatsache erzählte.

Miscellen und Anekdoten.

(Ein Phlegmatiker.) Vor der Revolution lebte ein Genfer zu Paris, Namens Abauzit, der, wie es hieß, nie in seinem Leben in Zorn gerathen war. Seine Freunde wollten diesen unerschütterlichen Gleichmuth einst auf die Probe setzen; sie erkundigten sich bei der Haushälterin, die schon seit 30 Jahren bei ihm diente, ob er nicht irgend eine schwache Seite, irgend eine verletzbare Stelle habe. Allein auch sie erklärte, sie habe Ihren Herrn niemals in Zorn gesehen. Endlich, nachdem die Freunde ihr gesagt, es gelte hier eine Wette, und die Alte sich lang besann, glaubte sie den rechten Punkt getroffen zu haben. Herr Abauzit, sagte sie, hält am meisten darauf, daß sein Bett gut gemacht werde; ich will's morgen nicht machen, und sagen, ich hätt' es vergessen. Die Freunde waren's zufrieden. Am andern Tage holen sie den guten Abauzit zu einem langen Spaziergange ab, und bringen ihn müde und matt nach Hause. Er sucht das Bett auf; es war nicht gemacht. Am Morgen ruft er die alte Margarethe, und sagt ihr: Da hast wohl vergessen, mir das Bett zu machen; sieh doch, daß Du's heute nicht vergissest. — Die Freunde kamen und erkundigten sich. Er ist nicht böse geworden, erwiederte die Haushälterin; er hat mir nur gesagt, ich sollt' es heute nicht vergessen. — „Aber Du wirst's vergessen? denk' an unsere Wette! — Diesen zweiten Tag ging Alles wie am ersten; Abauzit wurde ebenfalls mit einem weiten Wege ermüdet, kam nach Hause und fand sein Bett wiederum ungemacht. Als er Morgens aufstand, rief er wieder: Margareth, hast's wieder vergessen; ich bitte Dich, denke diesmal daran. — Als die Freunde zur Erkundigung kamen, wuchs ihr Erstaunen; doch wollten sie ihre Sache noch nicht verloren geben. Auch am dritten Abend fand unser Abauzit sein Bett in schlechtem Zustande. Und am dritten Morgen ruft er wieder seine Margareth, und sagt mit einem gleichsanften Tone: „Höre, Du hast mir auch gestern das Bett nicht gemacht; wahrscheinlich hast Du Dir das ein für allemal vorgenommen, weil's Dir zu viel Mühe macht. Nun, es liegt nicht viel daran; ich werde es schon bald gewohnt." — Die Haushälterin fiel ihrem Herrn zu Füßen, und gestand unter Thränen das ganze Complott.

— Das Schauspiel Marie-Anne, oder eine Mutter aus dem Volk, ist in Berlin mit „wahrem Enthusiasmus" aufgenommen worden. Das Publikum soll im vierten Akt selbst mitgespielt haben; aber hoffentlich artiger, als vorgestern ein „Gallerist" im Stadttheater zu Danzig.

— In Hanover ist eine strenge Generalordre des Königs über die Verheirathung der Officiere seit mehren Tagen fast der ausschließliche Gegenstand des Gesprächs. Kein Officier vom Premier-Lieutenant abwärts soll künftig die Erlaubniß zu ehelicher Verbindung erhalten, wenn nicht ein jährliches Einkommen von 500, 1000 und 1200 außer der Officiersgage nachgewiesen wird; auch dann nur soll höchstens ein Drittel der Officiere verheirathet sein, und vor Allem soll auf die Standesmäßigkeit der Ehen geachtet werden. Bereits eingegangene Verlobungen werden als nicht geschehen angesehen und gelten nicht. Die Folge wird sein, daß die verlobten Officiere, fast aller Aussicht zum Heirathsconsens beraubt — denn für's erste soll die Zahl der Verheiratheten durchaus nicht vermehrt werden — aus dem Dienste treten müssen. Die jungen Damen in Hanover sollen keine Dankadresse für die Generalordre beabsichtigen.

— Ein Theil der sächsischen Schneider ist auf die Schneidermamsell's erbittert und hat den Landtag angegangen, daß dieser dem Unwesen steuere. Die Mamsell's treibens auch wirklich zu arg. Sie pfuschen nicht bloß den Frauenschneidern in die weibliche Garderobe, sondern fahren auch in den Bereich der Herrenschneider. — Was werden aber die Schneider Zetermordschreien, wenn die Engländer noch eine Hosenmaschine erfinden, die dem Parlamente bereits in Aussicht gestellt ist.

— Mehr Leben, mehr Feuer! flüsterte Madame B. ihrer schönen Tochter zu, welche sich bei der Quadrille etwas langsam und träge zeigte. — Lassen Sie mich, antwortete das Mädchen, ich werde meine Locken nicht für einen verheiratheten Mann austanzen! — Die Mutter, welche den Tänzer nicht kannte, war mit dieser Antwort vollkommen zufrieden.

(Gespräch auf einem Maskenball.)

Zigeunerin. (Zu einem Türken.)
Ei dem schönen türkischen Herrn
Darf ich wohl die Wahrheit sagen.

Türke.

Immer zu, wenn Du es kannst,
Dabei ist wohl Nichts zu wagen.

Zigeunerin. (Besieht seine Hand.)
Ei, wie fein und löblich, seht,
Wie Euch diese Linien rühmen,
Doch ich will es nicht verblümen,
Sagen, was geschrieben steht:
Mißlich steht es mit der Treue,
Denn Ihr liebt zu sehr das Neue.
Immer mit der Frau in Zwist
Spielt Ihr jeden Abend Whist.
Nichts ist Euch im Hause recht.
Denn dünkt Euch die Kost zu schlecht,
Kehrt Ihr im Hotel flugs ein
Und trinkt da ein Fläschchen Wein.
Wenn dann die Komödie aus,

Wartet Ihr vorm Schauspielhaus
Oft auf eine Tänzerin,
Die berücket Euch den Sinn.
Will die Frau nur etwas baar!
Schreit Ihr gleich: das Geld ist rar!
Nur mit dem was ihr begehrt
Und was selber ihr verzehrt
Nehmt Ihr's keineswegs genau.
Türke (entwiichend.)
Witter! das ist meine Frau.

— Hört! Hört! Der Dr. F. in Göttingen will die Bemerkung gemacht haben, daß das ätherische Etwas, welches den Küssen der Liebenden entströmt, auf wundersame Weise den Kopf und auch den übrigen Körper verjünge und den Geist erheitere, während das Stocken dieses Aethers bei längerer Enthaltsamkeit des Küssens allerlei Kopf und Nervenleiden erzeuge. — Ne! die Arzenei ist wenigstens billig zu haben und nicht bitter.

— Ein Fabrikant, welcher eine deutsche Stiefelwichse erfunden, hoffte, das englische Fabrikat zu verdrängen und ließ daher patriotisch in die Zeitungen setzen: Auch Deutschland hat seine Wichse.

— Kurz vor dem Neujahrstage tritt ein reicher Banquier in den Laden des fashionabelsten Broncehändlers, um ein Geschenk auszusuchen. — Was kostet diese Venus? frägt der Kaufmann. Dreihundert Francs. — Der Bankier stößt einen tiefen Seufzer aus. — Und diese Diana mit dem Reh? fragt er weiter. — Sechshundert Francs. — Zwei Seufzer ertönen diesmal zur Antwort. — Und dieser Laokoon? fährt er fort. — Zwölfhundert Francs. — Diesmal ertönten drei schwere Seufzer. — Wahrhaftig sagt endlich der Banquier, indem er zögernd zwei oder drei Bankbillets aus der Brieftasche nimmt, ich hätte besser gethan, wenn ich dem Beispiel meines Freundes gefolgt wäre; der ist auf eine geschickte Manier dem Neujahrstage aus dem Wege gegangen! — Wie hat denn dieser Freund das angefangen? — Er hat fallirt!

— Berliner Droschkenkutscher-Geschäft: A. Sage mich man, wat is denn das Protest, wovon so ville in der Spenersche Zeitung gestanden? B. Det will ick Dir klar machen. Sie haben wollen aller Welt sagen: Brodt eßt, da is aber de Behörde dazwischen gekommen und hat gesagt: Ja Kuchen! —

— Bei einer Vorstellung der Lukretia Borgia sagte neulich ein alter Herr seufzend zu seiner Gattin: Siehst du, mein Kind, welch' lobenswerthe Einfachheit in dem so verschrieenen Mittelalter herrschte? Ich habe die Oper schon vor acht Jahren gesehen, und die Herzogin trägt noch immer dasselbe Kleid, welches sie damals trug, und dennoch hört sie nicht auf, Herzogin zu sein.

— Wie die Frauen sein und nicht sein sollten. Die Frauen sollen sein wie die Schnecke, so häuslich, und nicht wie die Schnecke: sich viel mit Hörnern beschäftigen. — Die Frauen sollen sein wie die Waage, so gewissenhaft, und wieder nicht wie die Waage: keine so spitze Zunge haben. — Die Frauen sollen sein wie die Königen Victoria: nie ihren Beruf als Mutter vergessen; und wieder nicht wie die Königin Victoria: selbst regieren. — Die Frauen sollen sein wie der alte Fritze, der größte Stolz seines Hauses; und wieder nicht wie der alte Fritze; einen siebenjährigen Krieg führen. Die Frauen sollen sein wie Deutschland: viel Geduld haben; und wieder nicht Deutschland: sich nicht von so Vielen beherrschen lassen.

Wie die Männer sein und nicht sein sollen. Wie Kornähren, sie sollen einen Bart haben; und wieder nicht wie Kornähren: von jedem Flegel auf sich dreschen lassen.

— Ein Gauner aus Berlin ging in's Wiener Burgtheater und nahm Platz im Parterre, wo er eine reiche Beute erwartete. Nach wenigen Minuten hatte er auch schon durch seine meisterhafte Fingerfertigkeit sich in den Besitz einer reichsgefüllten Brieftasche gesetzt, mit der er sich schnell aus dem Staube machte und nicht einmal das Ende des Stücks abwartete. Er begab sich ganz wohlgemuth in das nahe gelegene Daumsche Kaffeehaus auf dem Kohlmarkte und bezahlte dort bereits mit dem Inhalt der gestohlenen Brieftasche; doch wer beschreibt den Schreck des Spitzbuben, als ihn auf die Anzeige des Kaffeewirths sogleich ein anwesender Polizeicommissär verhaftet. Anfangs glaubt er natürlich, man habe seinen Diebstahl entdeckt, doch seine Angst steigt, als er erfähet, er werde als Fälscher von Bankpapieren arretirt; da er weiß, daß die Bestrafung eines solchen Fälschers weit strenger ist, als die eines Taschendiebs, so macht er kein Hehl daraus, daß die incriminirten Banknoten von ihm entwendet seien. Auf seine wiederholte Aussage wird er nun von dem Polizeimann wieder in's Parterre geführt, wo das Stück noch nicht zu Ende gespielt und das Publikum noch versammelt war, um mit Hülfe des Diebes auch den Verfertiger der falschen Banknoten zu erforschen. Und in der That findet der Gauner den Bestohlenen noch im Parterre, and dieser ist nicht wenig erstaunt, auf solche seltsame Weise in die Hände der Justiz zu fallen.

— Die meisten Zeitungsartikel beginnen jetzt mit den Worten: „Unsere Stadt hat in den letzten Tagen ein kriegerisches Ansehn" und da könnte Einem angst und bange dabei werden, weshalb man wohl thut, den Schluß zuerst zu lesen, der gewöhnlich lautet: „Die Ruhe ist vollkommen wiederhergestellt."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Der Frühling ist bereits so weit vorgerückt, daß sich schon mehrere Damen Mittags in aller Frische einiger Frühlingstoiletten zeigen; zierliche weiße Sonnenschirme schützen ihr Gesicht, das von duftigen Krepp- oder Tülle-Zug-Hüten umgeben ist. Der schottische Taffet scheint für einige Wochen eine große Rolle zu spielen, um später den einfarbigen Taffeten zu weichen. Die Modefarbe ist bis jetzt grau und französischblau. Wie man hört, werden sehr viele Phantasietaffete zum Vorschein kommen. Was die Form der Frühjahrskleider betrifft, so sind sie fast alle in Oberrockart mit hohem Leibchen und haben nur eine ganz kleine Oeffnung, in welcher man einen Busenstreifen von Spitzen sieht, oder die Oeffnung erweitert sich herzförmig, um den gestickten Vordertheil der Chemisette in der ganzen Frische zu zeigen. Auf dem Rocke vorn werden diese Oberröcke auf tausend verschiedene Weise verziert sein; bisweilen wird dieses ganze Vordertheil in seiner ganzen Ausdehnung aus Rosetten von Band in derselben Farbe wie das Kleid und mit goldener oder silberner Schnalle in den Rosetten bestehen. Auch spricht man schon von den Sommertoiletten und als gewiß läßt sich annehmen, daß die Caprices oder Visiten, welche diesen Winter zum er-

sten Male erschienen, allgemein werden angenommen werden; man wird sie von Spitzen und Taffet in allen Farben tragen und die Farben tragen und die Formen werden sehr verschieden sein. Auch die Frühjahrsmantillen, die man bereits sieht, sind sehr hübsch; ihre Form ist neu; sie halten die Mitte zwischen der Visite und dem Langshawl. Man garnirt sie meist mit Spitzen. Die ausgezeichnetsten sind von hellfarbigem glasirtem Taffet mit Revers von Atlas. Sehr schöne giebt es auch von schwarzen Spitzen, die mit violettem oder französischblauem Atlas gefüttert sind. Die Schleier sind wieder groß geworden und haben sehr schöne Muster; weiße wird man auf den Sommerhüten tragen und läßt sich nicht läugnen, daß der Schleier dem Damenanzuge etwas Graziöses und Nobles giebt. Jetzt herrschen die Hüte von Krepp, Tülle und Gaze vor. Sie haben einen Nackenschirm und die seltsame Pamelaform ist verschwunden. Die Strohhüte werden minder offen sein als im vorigen Jahre. Mehrere gedenkt man mit Krepp zu füttern und zu garniren und namentlich scheinen die Blumen aus Stroh beliebt zu werden. Früh trägt man Taffethüte mit einem Veilchenbouquet. Einige sind ganz mit Tülle überzogen. Abends tragen die Damen Hüte von rosa oder weißem Tülle, die eine Durchsichtigkeit besitzen, welche gut kleidet. Von Morgenkleideen haben wir folgende bemerkt, die uns gefielen: Ein Kleid von malvenblütfarbigem Moire, schürzenartig mit doppeltem Revers garnirt, der mit Posamentirarbeit besetzt war, mit einem glatten hohen Leibchen, das bis zum Elnbogen halbweite Aermel hatte, die auf einem Unterärmel vom gleichem Stoffe offen waren. Ein Kleid von grauem Taffet mit zwei breiten in Seide gestickten Volants. Ein königsblaues Atlaskleid, vorn offen über einem schürzenförmig gestickten Unterkleide und in Entfernungen durch Sammetpatten und Granatknöpfe zusammenbehalten. Ein Kleid von violettem Krepp mit sehr breiten Volants, das in einer zwei Finger breiten Borte und kleinen offenen Fransen, endigte. Das Guimpenleibchen hatte eine fächerförmige Besetzung von Borte und offenen Fransen, die sich auch auf den Aermeln wiederholte. Alle Damen fragen nach Frühlingsneuigkeiten, obgleich man noch nicht vollständig damit zu Stande ist, weil der Frühling zu schnell gekommen ist. Man spricht viel von Strohüten und Barègekleidern, während man jetzt in andern Jahren nur noch an Ballputz dachte. In den großen Modenmagazinen herrscht deshalb eine außerordenliche Thätigkeit. Man liefert bereits viele Kreppbüte, die mit Illusionstülle oder Spitzen garnirt sind und bereitet Visiten von schillerndem Taffet vor. Die elegantesten haben eine Stickerei in Seide in der Farbe des Stoffes; dann fehlt ihnen jede andere Garnirung. Auch sieht man sie von blauer, violetter, grüner Seide mit schwarzen Spitzen überzogen. Diese letzteren sind mit zwei Spitzenreihen garnirt. Die Knöpfe werden modisch bleiben und sind nach der Art oder vielmehr der Farbe des Stoffes verschieden. Auf dunkeln Farben bringt man Knöpfe von Posamentirarbeit, von Stahl oder Marcassit an; auf hellen Farben alle Arten Phantasieknöpfe von Perlen und Glasfluß in der Farbe des Stoff.s. Die neueste Garnirung der seidenen Kleider ist die mit Seidenborten, die man so aufsetzt wie die Sammetstreifen. Auch ausgezackte Volants wird man häufig auf glasirtem Taffet tragen. Schon sieht man mehrere Kleider, die bis fünf Volants haben, der unterste ist ziemlich breit und die andern nehmen allmählig an Breite ab.

Herren=Mode. Die Gesellschafts=Fracks haben in der Länge ihrer Taille abermals zugenommen; so verlangt es der gegenwärtige Geschmack. Die Kragen verfertigt man nach wie vor umfangreich und biegsam, der Versuch, sie hochstehend zu machen, hat keinen Beifall gefunden; auch die Anglaisen sind wie bisher groß, und überreichen die Zipfel des Kragens. Die halbanschließenden Pantalons bleiben zu den Gesellschafts=Toiletten die beliebtesten. Die Gilets erhalten sich in ihrer enormen Länge, was vermöge der außerordentlichen Länge der Taille an den Fracks und den kurzen Oberröcken auch nicht anderes sein kann. Die Jabots und die Manchetten sind wieder vollständig in der Mode, eine Mode, welche zugleich die weißen Kravatten unentbehrlich macht; sie sind gewöhnlich von weißem Battist, die Zipfel versteckt man. Da man von Zeit zu Zeit die alten Moden wieder hervorsucht, weshalb nicht auch die Kravatten von klarem indischen Mull und selbst von Organdi in Aufnahme bringen? diese können freilich nur einmal getragen werden, allein sie erscheinen sehr distinguirt und kleiden vortrefflich. Die falschen Stehkragen sind ihrer vielen Unbequemlichkeit halber, die das Tragen derselben mit sich bringt, ganz aus der Mode gekommen. Als Straßentoilette trägt man unter dem Pardessus vorn wieder einen bis oben hinauf zugeknöpften Frack: er ist von Tuch, in der Farbe Imperialblau, mit flachen und einfach vergoldeten Knöpfen, die Schöße unten gerundet. Die kurzen Oberröcke werden fortwährend gern, besonders in den Tagesstunden getragen. Morgens zum Ausgehen dient vorzugsweise der Paletot=Twine, und als Reiseanzug liebt man vor Allen den Genllemen=Frack. Die runden Pantalons, ohne Sprungriemen, und diejenigen à la Hussard oben weit und mit Sprungriemen versehen gefallen gleichzeitig unsern Elegants, nur scheint man den Letzteren, da sie beim Reiten zu tragen zweckmäßiger als jene sind, einen noch größeren Vorzug einzuräumen.

Patrone.

Patrone I. Ein Oberrock für einen regelmäßig und gut gebauten Körper. Taille lang, um 8 Cent. die Hüften übersteigend. Figur 2. Das Vordertheil, so eingerichtet, daß in der Brust keine Ausschnitte nöthig sind. Fig. 1. Das Hintertheil. Fig. 3. Die Aermel. Fig. 4. Die Revers. Fig. 5. Der Kragen. Fig. 6. Der Schooß. Patrone II. Fig. 7 und 8. Diese Patrone eignet sich für einen großen, starken Körperbau, der oben so stark ist wie unten. Die Taille ist nur 5. Cent. verlängert. Fig. 7. Das Hintertheil. Fig. 8. Das Vordertheil. Patrone III. Fig. 9 — 11. Für einen Körperbau mit kurzer Taille und starker Bauchform. Die Schultern sind 2 Cent. höher gestellt, die Achseln um 2 Cent. vorgerückt und die Achselspitze steht 1 Cent. höher. Unten beim Taillenschluß sind 4 Cent. herausgetreten. Fig. 9. Das Vordertheil. Fig. 10. Hintertheil. Fig. 11. Die Aermel. Patrone IV. Fig. 12. und 13. Eine zweireihige Weste. Sie ist lang und übersteigt die Hüften um 6 Cent. Um die gehörigen Hüftenweite zu erhalten, ist ein Ausschnitt angebracht, welcher nach der Seitennaht gerade geht und vorn etwas gerundet ist, wodurch Falten in der Taille vermieden werden. Fig. 12. Das Vordertheit. Fig. 13. Hintertheil. Patrone V. Fig. 14 und 15. Ein Paar Beinkleider. Die Vorder= und Hinterhose sind besonders gezeichnet. Wenn man die Vorderhose auf die Hinterhose auflegt, so muß man bei der Hüfte 7 Cent. hereintreten lassen. Beim Schritte sind 4 Cent. hereingetreten, am Knie 9 Cent. und unten am Fuß 14 Cent.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit breiten Revers und runden Schößen. Lange Weste. Weite Beinkleider mit Seitenborte. 2. Ballanzug. 3. Reitcostüm für eine Dame. 4. Rock mit breiten Revers, mit Seitenbrusttasche. Lange Weste. Kleingestreifte halbweite Beinkleider. 5. Gezogener Kreppbut mit langer Feder. Kleid von schillernder Seide mit einem Jäckchenleibchen, das am Kragen, vorn herunter und an den Schößen mit schwarzen Spitzen besetzt ist; ganz enge lange Aermel, drei Volants, unten am Rocke von schwarzen Spitzen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In= und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Expedition

II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein $12\frac{1}{2}$ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet.

Peterstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

☞ Inhalt der Europäischen Eisenbahn Nro. 13: Die Spinnerin von Corecy. — Gardinenpredigten. — Leipziger Antiquitäten — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten. — Carricatur: Der Schiedsmann und die streitenden Partheien.

Die Maske.

Novelle von Heinrich Laube.

1.

Es giebt vielleicht so vielerlei Liebe, wie es Blumen giebt, und es mag wohl manchen Uebelstand erzeugen, daß wir unter dem Worte Liebe meisthin ein und denselben Begriff von starker gegenseitiger Zuneigung verstehen, so stark, wie wir eben im Stande sind, ihn bei uns selbst als möglich zu denken. Entsprechend ist der Frühling — ist ein Frühling wie der andere? Leben und Fruchtbarkeit beginnt und steigt oft unter wenig erfreulichem Wetter; aber es giebt gewisse Folgesätze, nach denen er doch grün wird, nach denen die Liebesleute doch küssend zu einander gezogen werden — der Sommer weis't es dann aus und sicher bringt es der Herbst an den Früchten deutlich zu Tage, ob die Empfängniß in Wahrheit glücklich gewesen sei.

Vielleicht gäbe es glücklichere Menschen, wenn sie sich weniger blindlings auf einen allgemeinen Begriff verließen, wie die Liebe durch schlechte Romane einer geworden ist; wenn sie schonungsloser in sich aufsuchten, was ihnen wirkliches Herzensbedürfniß ist, und was sie als bloße Empfindungsphrase in sich zu einer künstlichen Höhe ausbilden.

Eine ganze, durch und durch nothwendige, volle Liebe ist vielleicht so selten, als ein ganzer, durch und durch schaffender und schöner Frühling. —

Der schönen Aurelie wären diese Gedanken wunderlich und fremd vorgekommen, weil sie niemals von ähnlichen, von nur entfernt ähnlichen überrascht worden war. Liebe ist Liebe, hätte sie gesagt, und ich weiß wohl, wen ich liebe. Ein zufriedenes Lächeln zeigte, daß es damit sehr gut bestellt sein möge — sie saß an einem sehr großen Blumenfenster, und sah auf die schneebedeckte, aber von Schlitten, Reitern und Vorübergehenden reichlich belebte Straßen hinab; die willkommene Wintersonne schien freundlich in das behaglich und reich eingerichtete, von reiner Wärme durchströmte Zimmer, ein Kanarienvogel, der im großen, metallenen Bauer neben ihr stand, mit-

ten in Blumen, beleuchtet von den Sonnenstrahlen, sang und schmetterte, als ob es Frühling sei.

Aurelie war zwanzig Jahr alt, und ihr Leben war in den Hauptzügen folgendes gewesen. Die Eltern hatten eine günstige Stellung in der Welt, und erzogen die einzige Tochter auf eine dieser Stellung angemessene Weise. Aurelie war sanft, gelehrig, wußte sich leicht zu schicken, zu fügen, ward stattlich und schön, und hatte Jedermann zum Freunde, und Ferdinand, ein junger, glänzender Mann, weihte ihr die ganze schwärmerische Neigung erster Liebe. Wie reizend fand sie das; Ferdinands Blut und Miene, seine Munterkeit, seine Gewandheit waren das Ideal ihrer Wünsche -- wie liebte sie ihn!

Da trat der Vater eines Tages zu ihr und sprach: Liebe Aurelie, ich habe starke Verluste erlitten, meine Existenz ist bedroht, du kannst helfen, schlag dir die Jugendtändelei mit Ferdinand aus dem Sinne, Herr von Real hat um dich angehalten, er ist ein reicher, braver Mann, gieb ihm deine Hand!

Aurelie weinte und gehorchte. Ferdinand ging auf Reisen. Ein Jahr verging besser, als sie gedacht hatte. Herr von Real war ein guter, liebenswürdiger Mann. Aureliens milder, fügsamer Charakter unterwarf sich erst geduldig den auferlegten Pflichten, und fand am Ende eine stille, ziemlich zufriedene Existenz, die bald gar keine Erinnerung mehr daran hatte, daß sie eine resignirte sei.

Herr von Real stürzte mit dem Pferde und starb. Aurelie kam nach einer Zeit, als schöne, junge Wittwe nach der Stadt zurück, und war umschwärmt von Verehrern und Bewerbern. Ihre Eltern waren in der Zeit auch gestorben, sie war mit ihrem Reichthum allein und unabhängig. Natürlich tauchte Ferdinands Bild in ihrer Seele auf, aber, dachte sie, der ist jetzt, Gott weiß wo, und sein Herz hat Trost gesucht. Sie gab sich also ziemlich unbefangen den Verehrungen hin, welche man ihr zollte, spielte mit den Freiwerbern, und befand sich wohl. Da traf sie in einer Abendgesellschaft Ferdinand; er war zurückgekehrt, sah ernst und reisebraun aus, und begrüßte sie ziemlich kühl, jedenfalls viel förmlicher, als er nach ihrem Ermessen nöthig gehabt hätte, und als er mit mancher andern Dame verkehrte. Sie selbst hatte wieder jenen elektrischen Schlag bei seinem Anblicke gefühlt, der sie früher oft so entzückend getroffen hatte, größere Wärme, regerer Antheil an allem schien ihr ausgegossen über Herz und Sinne — aber mit Ferdinand schien es ganz anders zu sein. Es vergingen mehrere Tage, und er besuchte sie nicht; als sie ihm wieder in Gesellschaft begegnete, schien er ihr auszuweichen. Himmel, in welche Bewegung versetzte sie das! Als der Zufall ihn neben sie führte, mochte so etwas von der innern Aufregung heraustreten und irgend ein verrathendes Wort finden, wenigstens fand er schnell eine Erwiderung, die eben dahin schattirte; man fand sich näher zu einander gestellt, als man vermuthet hatte, den nächsten Abend erwartete Aurelie seinen halb erbetenen, halb angekündigten Besuch.

Sie saß in ihrem schönen Zimmer, und harrte seiner mit klopfendem Herzen; die Erwartung ließ ihr keine Ruhe, bald stand sie auf, ging hin und her, bald setzte sie sich wieder, bald eilte sie zum Spiegel: „Meine Haut ist nicht mehr so weich, und schön, wie früher, meine Augen liegen etwas tiefer, mein Mund ist nicht mehr so schmal und geschlossen — werde ich ihm noch gefallen?"

Als könnte Liebe vergleichen! —

Sie war aber in der That von einnehmender Schönheit. Schlank und hoch gewachsen und doch von leichter fester Fülle der Umrisse war sie eine lockende Erscheinung und das seidene dunkle Gewand, das sie trug, hob die Weiße ihrer Haut und das mit leichtester und feinster Röthe angehauchte Gesicht, in welchem unter dunklem Haar und fein geschweiften dunklen Braunen ein großes tiefblaues Auge lebte, und dem ganzen Wesen ein süß Geheimnißvolles gab, was man oft Romantik nennt. Der spröde Reiz des Mädchens, der weiche Schmelz einer jungen Frau sahen noch vereint aus ihren Zügen, jener war noch nicht ganz überwunden, dieser hatte noch nicht völlig gesiegt.

Wenn mich nur nicht die Blatternarbe hier am linken Schlafe entstellt, Betty streicht mir auch den Scheitel immer nicht tief und fest genug darüber. —

— Aber wo er bleibt! Es ist ihm doch gar nicht eilig. — Da hörte sie schnelle, leichte Schritte auf dem Vorsaale, und wie tief erschreckt floh sie auf's Sopha, und griff mechanisch nach der Handarbeit.

2.

Sie hatte sich gefunden; aber im Grunde nur so weit, daß Ferdinand hoffen konnte, über kurz oder lang eine volle, gewährende Liebe in Aurelien zu finden. Aurelie gehörte zu den Frauen, welche mehr zu geben und zu gewinnen glauben, wenn sie wenig und öfter geben, als wenn sie eine ganze Seele ohne Rückhalt öffnen und im aufopfernden Selbstvergessen darbieten. In jenem Verfahren liegt Klugheit oder Mangel; es fesselt geschickter, aber es fehlt ihm eben auch jener Hauptmoment der Liebe, in welchem alle Beschränkung und Berücksichtigung aufhört, und um dessentwillen die Liebe ein voller, selbstständiger Himmel genannt wird.

Das Verhältniß ging in die'er halben Entschiedenheit länger fort, als Ferdinand gehofft hatte. Kluge Leute behaupteten, es gewinne dadurch mehr Reiz, andere meinten, der Reiz sei weniger als das Glück.

So war es Winter geworden, und Aurelie sitzt, wie zu Anfang gesagt wird, am Fenster, und sieht mit Behagen dem Treiben auf der Straße zu; es ist um die Mittagszeit, Ferdinand kann jeden Augenblick vorbeireiten. Bunte Schlitten mit Herrn und Damen klingeln vorüber. „Wenn Ferdinand galant wäre, so könnte er mich auch wohl zu einer kleinen Fahrt abholen!" und wie ein Tischleindeckdich kam der Geliebte mitten in den Wunsch hineingeschwirrt mit einer prächtigen Equipage. —

„Ich finde es sehr liebenswürdig, guter Ferdinand, daß Sie mir den Vorschlag machen; aber es würde doch zu sehr auffallen, es geht nicht." —

„„Meine Cousine ist bereit, uns zu begleiten.""

„Nein lieber Ferdinand, es geht nicht; aber ich dank's Ihnen bestens."

Kein Bitten half, verletzt stürmte er fort, warf sich in den Schlitten und fuhr davon, als wollte er sich und was ihm in den Weg käme, zu Grunde richten; Aurelie schrie auf am Fenster. Da er verschwunden war, reute es sie. — Du wirst ihn ermüden, und er wird dich aufgeben. Rasch wurde ihm ein Billet geschrieben: Sein Sie nicht böse, und kommen Sie ja heut Abend auf die Redoute; ich bin an rothen Schleifen zu kennen, und finde Sie sicher heraus. Ich möchte gut machen, was ich wohl heute schlecht gemacht, im Maskenkleide kann ich das vielleicht am Besten, weil ich mich leider etwas vor der blanken Wirklichkeit genire.

Die Redoute war im lustigsten Treiben, in blauer Domino verfolgte eine weiße, mit rothen Schleifen ausgeschmückte Dame — sie sah reizend aus mit dem stolzen Wuchse, dem stolzen weißen Nacken, den blendenden Schultern, dem vollen, schönen Arme, es mußte Aurelie sein, obwohl die Maske nicht darauf eingehen wollte. Am Ende mußte sie denn doch dem unablässig dringenden Ferdinand nachgeben, mußte sprechen und damit das halbe Geheimniß aufgeben. Eine Weile scherzten und tändelten sie nun unbefangen im Saale herum, und genossen den kleinen Reiz deutscher Maskenbälle. Wenn sich nicht ein solches Einverständniß gebildet hat, kann man bei diesen Vergnügungsanstalten dem unergründlichsten Zustande anheimfallen, man ist in enge Räume gedrängt, die Witterung verbietet das Draußen, ein interessantes Suchen und Finden und Verkehren ist schon darum nicht möglich, unsere Gewohnheiten mit der unvermeidlichen Mutter am Arme mit der ganzen idealen Schamhaftigkeit der Germanen bilden einen baaren Gegensatz zum Romantischen, was der Kern eines Maskenballs sein soll; das Fremde, das Unbekannte ist uns feindlich in der Gesellschaft, unsre Laune, unser Humor sind niemals so eigenwüchsig aus unbefangenem halbmateriellen Uebermuthe, daß wir uns stundenlang darin herumtreiben, daß wir für ein Scherzwort, was nur ein Erkünsteltes betrifft und von einer Larve ausgeht, zu der wir keinen geschichtlichen Bezug haben, Empfänglichkeit oder gar Entgegnung haben könnten. Sind wir auch sonst objektiv genug, für das, was man Amüsement nennt, brauchen wir unsere Gewohnheiten, unsere Umgangsgeschichten mehr als andere Völker. Deshalb werden die Redouten bei uns immer etwas Forcirtes, Ungenügendes bleiben.

(Schluß folgt.)

Die Begum Somru.*

Die Begum Somru hat bei ihrem Leben die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen, und ihr vor einigen Jahren erfolgter Tod gab den Zeitungen Veranlassung zu vielen Artikeln über diese merkwürdige Frau, die eine asiatische Fürstin, als gute Katholikin starb, der römischen Kirche reiche Legate vermacht hatte und vor ihrem Tode noch ihr Land der englischen Compagnie gegen eine ungeheure Ablösungssumme überlassen hatte. Die Begum (Fürstin) war nun schon lange gestorben und ihr Andenken unter uns erloschen, als die Abenteuer ihres Sohnes in Europa plötzlich wieder ihren Namen in den Blättern ertönen lassen und ihre Schicksale wieder in das Gedächtniß zurückrufen. Dieser Sohn ist jener Prinz Dyce Sombre, der wegen seiner Schicksale in England vielfach bedauert wurde, der dann aus der über ihn verhängten Haft entkam und bei seiner Reise durch Deutschland im vergangenen Sommer, in Baden-Baden auf der Promenade mit Stockschlägen begrüßt wurde. Bei dieser Gelegenheit, als die Zeitungsschreiber sich wieder des Stoffes bemächtigten, bekamen wir auch zu lesen, daß der Name, den der Prinz und seine Mutter führten, eigentlich deutschen Ursprungs sei, indem der Gatte dieser ein Deutscher von Geburt, nach Einigen aus Augsburg, nach Andern aus Aachen gewesen sein sollte und Sommer geheißen habe, aus welchem Namen man im fernen Lande Hindustan Sombre und dann Somru gemacht

* Indisch verstümmelt Somru, eigentlich Sombre.

hätte. Wir können diese Angabe widerlegen und wollen hiermit unsern Lesern die abenteuerliche Geschichte des Elsässers Sombre mit der liebreizenden hindustanischen Begum, wie sich solche begeben hat, in einem so romantischen Gewande vorzutragen versuchen, als der Inhalt sowohl wie die Szenerie des Drama's es erheischen, aber auch möglich machen. — —

Es war am 1. Mai des Jahres 1777; eine erstickende Hitze lastete auf der stummen und lechzenden Schöpfung. Die Ebenen, welche der Dschumna durchströmt, schwammen gleichsam in einer Atmosphäre von Licht und Glanz. Die Luft erfüllten glühende Wesen, und leichte Staubwirbel, die sich in ungleichen Zwischenräumen erhoben, verkündeten schon den Orkan der Wüste, der sich bald fühlbar machen würde. In dieser Stunde einer bangen Vorempfindung konnte man auf der ausgetrockneten Pläne zwei Reitergruppen bemerken, die ungefähr in einer halben Stunde Zwischenraum einander folgten und sich einer Reihe von Zelten näherten, die am Horizonte sichtbar wurde.

Die erste Gruppe bestand aus vier Reitern, die augenscheinlich einen weiten und beschwerlichen Marsch hinter sich hatten; zwei von ihnen saßen auf, die Andern gingen zu Fuße und ihre Rosse trugen Decken und Stricke, um ein Zelt errichten zu können, sie selbst aber waren mit einer Flinte und einer Lanze beladen. Der Anführer dieser kleinen Karawane mochte ungefähr fünf und dreißig Jahre alt sein; er saß auf einem turcomanischen Rosse, wie sie von der Gränze von Khorassan kommen und in jenem Lande sehr geschätzt werden. Der Sattel war zierlich mit dunkelrothem Sammt überzogen, die Schabrake von Kaschemir und die Steigbügel von massivem Silber, Alles dies deutete auf eine Person von hohem Rang. Der Turban von rosafarbenem Musselin mit goldenen Zierrathen ließ auf einen Muselmann schließen, allein die Weiße der Haut und der Ausdruck der Züge, der zu lebhaft und heiter für einen Morgenländer war, erregten die Vermuthung, daß der Mann ein Europäer sei. Pistolen von schöner Arbeit, mit eingelegtem Silber, steckten vorn im Sattel und die rechte Hand des Reiters ruhte nachlässig auf dem Schafte einer Lanze, welche in einem beweglichen zur Seite befestigten Futterale befindlich war. In dem andern Reiter erkannte man auf den ersten Blick einen Anbeter Wischnu's an der kupferfarbenen Stirne, die mit den drei Farben, roth, gelb und weiß gezeichnet war; er hielt sich in einiger Entfernung von dem Europäer, und schien sein Leibdiener, sein Vertrauter zu sein. Beide wendeten oft den Blick zurück, um die Staubwolke zu beobachten, welche sich hinter ihnen erhob und die ihnen immer schneller zu folgen schien.

Raja Ram, sprach endlich der Europäer, der das Französische mit einem starken elsässischen Accent aussprach, der Sawarrie (Reiterzug), der uns seit einer Stunde bereits folgt, scheint zu glänzend für eine gewöhnliche Karawane zu sein. Ein solcher Zug, der zu den Zelten der Fürstin von Sardamah sich begiebt, kann nur Ihrer Majestät selbst angehören. Wir wollen ein wenig unter dem Schatten der Bäume halten; von dort wollen wir ihn im Vorbeiziehen mustern; vielleicht sehen wir die junge Herrscherin selbst. —

Atsche-sehib, wie es Euch beliebt, Herr! Unsere Pferde werden es nicht übel nehmen, wenn wir rasten; wir machen jetzt schon etwa dreißig Meilen (englische), ohne zu halten. Die armen Thiere stolpern bei jedem Schritte.

Und Du könntest, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, hinzusetzen, daß auch Du froh sein wirst, nach solch einem Marsche Athem zu schöpfen. Allein wir mußten so jagen, wollten wir den Spitzbuben von Pindaries entkommen.

Aber habt Ihr wohl schon daran gedacht, welche Gefahr wir laufen, wenn wir uns der Begum von Sardannah vorstellen? Kaum ist's ein Jahr, daß wir mit ihr Krieg führten und daß Ihr derselben eine Provinz entrisset? Glaubt Ihr, daß sie es vergessen haben wird, wie Ihr ihr Pferd in der Schlacht von Mirat tödtetet und sie selbst gefangen genommen haben würdet, wenn nicht ein Trupp treuer Diener sie aus Eurer Macht gerettet hätte? Ein Kerker, oder eine Hinrichtung in Begleitung einiger Martern könnte gar leicht uns zum Willkommen erwarten.

Wie, mein guter Raja Ram, denkst Du so von Deinen Landsleuten? Ich denke besser von der Seelengröße dieser kleinen Königin. Ich sah ihren Heldenmuth in der Schlacht, und kann ihr daher so niedrige Gesinnungen nicht beimessen. Ein großes Verbrechen mag sie immerhin zu begehen im Stande sein, allein ein feiger Mord, nein, da wollt' ich meinen Kopf verbürgen, und in der That, ich setze meinen Kopf zum Pfande —

Indem er diese Worte sprach, blieb der vertrauensvolle Abenteurer am Wege haltend, seine drei Gefährten stellten sich hinter ihm auf, und so erwartete er mit festem Blicke die Reiter, welche sich näherten.

Ein wahrhaft orientalisches Schauspiel war das, welches sich nun vor den Augen der Harrenden aus dem Staube entwickelte, den der Zug erregte. Bald schoß, wie der Blitz aus der Wolke, irgend ein von Gold

schimmernder Reiter aus der Staubmasse hervor, um im Galopp eine Fantazia, wie sie es nennen, auszuführen; bald zerriß der Wind der Wüste den Staubvorhang, der das Ganze einhüllte, auf einen Augenblick. Dann wurde plötzlich eine reiche Purpurdecke auf dem Rücken eines Elephanten sichtbar oder die glänzenden Lanzen eines bewaffneten Trupps. An beiden Seiten zogen Krieger, wie Tirailleurs, welche ein Heer auf dem Rückzuge decken. Nachdem aber die Gegenstände deutlicher sich zeigten, verloren sie diesen kriegerischen Anschein und nahmen ein festlicheres und üppigeres Ansehen an. Die Menge der Reiter, die Schönheit ihrer Thiere, der Reichthum und der Glanz der Kleidung verkündeten den Zug eines Herrschers, und an einigen höchst malerischen Details konnte man wahrnehmen, daß die Gesellschaft von der Jagd heimkehrte. Die zierlichsten Reiter waren mit Staub bedeckt und die herrlichsten Pferde waren in Schweiß gebadet. Die Saïces oder Stallknechte liefen athemlos hinter ihren Herren; sie hielten sich an den Schweifen fest und ließen sich so fortziehen. Die Tschutas, die zur Jagd abgerichteten Leoparden, mit verbundenen Augen und von ihren Wächtern begleitet, lagen vor Müdigkeit und Hitze schlafend auf ihren Hackeries, den Wagen, welche Ochsen zogen. Falken saßen, mit gefesselten Fängen und ihren Hauben auf den Köpfen, auf den Fäusten der Falkeniere; dann folgte die Beute des Tages. Darunter waren Antelopen mit braunem und weißem Fell und mit den kleinen geraden Hörnern schwarz und glänzend wie Ebenholz; ferner der gestreifte Wolf mit den langen weißen Zähnen, vom eigenen Blute geröthet; dann Vögel der verschiedensten Art. Aber die schönste Beute war ein prächtiger Königstiger, der schon lange die ganze Gegend in Schrecken versetzte. Den Schluß machten die Elephanten, wandelnden Kastellen vergleichbar, mit Zelten von den blendendsten Farben geschmückt, in welchen sich die Vornehmsten der Gesellschaft befanden.

In der weiten Ebene konnte sich der lange Zug ohne Hinderniß entfalten. Zur Linken zogen sich die Windungen des Dschumma schlangengleich hin; näher dem Wege, den man zog, zeigte sich ein Strauß von reizenden Bäumen und Gebüsch, zwischen dessen Zweigen einige Ruinen gesehen wurden und die Pyramide einer Pagode, auf welcher eine kleine rothe Fahne an langer Stange schwebte. Dies war die Stelle, wo unter dem Schatten eines mächtigen Feigenbaumes unsere Reisenden den Sawarrie der Fürstin mit Ungeduld erwarteten.

Die ungeheure Cavalcade rückte heran, als gälte es, den kleinen Tempel und seine grüne Umgebung gänzlich zu zertrümmern; allein kurz vor dem Platze zerstreute sie sich und nur ein Theil zog durch die Bäume, während die Anderen sich nach rechts und links ausbreiteten. Ein Elephant, dessen Stirne mit den brennendsten Farben bemalt war, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe und einer Schlange von gleichem Metall längs dem Rüssel, erschien zum Schlusse. Fußwachen liefen zu beiden Seiten mit der Luntenflinte auf dem Rücken, dem Säbel in der Hand und dem Schilde am Arm. Ein kleiner chinesischer Pavillon erhob sich auf dem Rücken des ungeheuren Thieres, das außer seinem Kornak nur noch zwei junge Frauen trug. Die eine saß mit gekreuzten Füßen; ein Schießgewehr ruhend auf ihren Knieen. Die Andere, auf erhöhten Polstern sitzend, hielt den Sonnenschirm über ihre Gebieterin. Die Erstere war die Königin von Sardannah, Erbin und Selbstherrscherin eines Reiches in Hochhindustan, welches aus einigen Provinzen des Mogulreichs bestand und nur einige Meilen nördlich von Delhi lag. Ihre Favoritin, die schöne Ayescha war es, die sie gegen die heißen Sonnenstrahlen schützte.

Die Fürstin hatte sich eben vor der Bildsäule Hanuman's, des göttlich verehrten Affen, der roh gebildet das Portal der kleinen Pagode schmückte, andächtig gebeugt, als ihr Blick auf die schöne Gestalt des französischen Offiziers fiel, der unbeweglich an der Seite des Weges hielt. Aber ein Ruf des Staunens und Schreckens entfuhr plötzlich seiner Brust, als er die Fürstin, mit der wilden Kraft einer Amazone, ihr Gewehr nach seiner Brust richten sah. Allein bald stand er wieder unbeweglich da und nur sein Mund verzog sich zu einem anmuthigen Lächeln, während er seine Hand an die Stirne legte, als Zeichen des Grußes.

Kare roh! Halt! rief die Prinzessin dem Kornak zu; Cipayen, laßt diesen Fremdling näher treten, allein bewachet alle seine Bewegungen!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Vor Kurzem kam ein Courier mit Aufträgen der Regierung am Ufer der Newa in Begleitung eines hübschen, jungen Mädchens aus Tarjok an, die ihre Eltern verlassen hatte, um mit ihm zu gehen. Der Courier wählte einen Kahn mit einem Steuermanne und zwei Ruderern, um überzusetzen, als der Eigenthümer sämmtlicher Fahrzeuge des Ortes herbeikam und den Knechten verbot, jetzt überzusetzen. Der Courier konnte und wollte nicht warten, es kam von beiden Seiten zu hitzigen Worten und der Courier gab endlich dem Bootsherrn eine Ohrfeige. Dieser nahm den Steuermann und die

Bootsknechte zu Zeugen des erlittenen Schimpfes, drohte, es solle dem Thäter theuer zu stehen kommen, gestattete aber seinen Leuten, ihn für diesmal überzufahren. Mitten auf dem Wasser flüsterte das junge Mädchen ihrem Geliebten zu, er müsse auch dem Steuermanne und den Bootsleuten Ohrfeigen geben. Erstaunt weigerte sich dieser anfangs, doch fügte er sich endlich ihrem dringenden Verlangen, und während seine Waffen die drei beleidigten Leute in Respect hielten, erklärte sie ihm, daß nach den Gesetzen des Landes jetzt keine Klage gegen ihn gültig sein würde, weil keiner von den Beleidigten zugleich Kläger und Zeuge sein könnte, was sie, als Tochter einer obrigkeitlichen Person, genau wisse.

— Eine Frau in Pesth zankte sich dieser Tage so heftig mit ihrem Gatten, daß dieser, des Zwistes überdrüssig, Hut und Ueberrock nahm und aus dem Hause eilte. Die betrübte Ehehälfte begab sich eine halbe Stunde später zu ihrer Busenfreundin, um ihr Herzeleid auszuweinen. Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie Gatten und Freundin auf dem Sopha vor einem gedeckten Tisch sitzen und gemüthlich schmausen sah! Nun gingen ihr erst die Augen über die Größe und Uneigennützigkeit dieser Busenfreundschaft auf; der kurze einactige häusliche Zwist dürfte sich schin in einen 30jährigen Krieg verwandeln.

— In London war kürzlich eine Boxerei zwischen Harry Broome aus der Londoner und Ben Terry aus der Birminghamer Schule veranstaltet. Der Einsatz betrug 200 Pfd. Sterl. Als nach dem 49sten Gange der Kampf immer noch unentschieden blieb, beschloß die Versammlung, daß derselbe an einem andern Tage fortgesetzt werden solle. Es muß auch solche Käuze geben.

(Beschäftigung der Frauen in der Vorzeit.) Die Verfertigung der Kleider war vor zehn Jahrhunderten und bis in das Mittelalter hinein fast ganz das Geschäft der Frauen, die überhaupt die ganze Familie mit den häuslichen Geräthschaften zu versehen hatten. Sie verfertigten den Stoff zu allen Kleidern, spannen, webten und schneiderten sie. Die kleinsten Mädchen, und zwar nicht nur niederer, sondern auch die der ersten und vornehmsten Abkunft wurden schon von den ersten Jahren an im Nähen Spinnen, Weben und Kleidermachen unterrichtet. Karl der Große drang sehr darauf, daß seine Töchter in den weiblichen Künsten geübt, und daß (wie er einmal sagte) die Fräuleins fleißig zum Spinnrocken angehalten wurden. Die silberne Kunkel der Prinzessin Luitgard, Kaiser Otto des Ersten Tochter, kam nach ihrem Tode in's Kloster St. Alban bei Mainz, und die Kaiserin Kunigunde trug als Wittwe ein dunkelfarbiges Kleid, von ihren eigenen Händen gemacht. In den alten Romanen, welche getreue Schilderungen der alten Sitten und des damaligen Lebens sind, trifft man die Fräuleins immer an den Näh- und Stickrahmen oder am Webstuhle.

Nebst der Leinwand und den wollenen Zeugen verfertigten die Frauen auch Teppiche, Tapeten, womit man schon in den ältesten Zeiten alle Zimmer zu bekleiden pflegte, und verschiedene andere häusliche und kirchliche Sachen und Geräthschaften, die sie mit Verzierungen von Blumen, mit Jagdstücken oder historischen Darstellungen, meist mit biblischen Geschichten, heiligen Legenden, außerordentlichen Schicksalen und Thaten berühmter Ritter und besonders mit merkwürdigen Ereignissen in der eignen Familie durchwirkten. Die ältesten Tapeten bestehen gewöhnlich nur aus zwei Farben, schwarz und weiß, und erst gegen das Ende des eilften Jahrhunderts fangen sie an, etwas lebhafter, dann im dreizehnten buntscheckig zu werden, und endlich suchen sie die Farben der Natur überall nachzuahmen. Da man in solchen Tapeten meist statt des Namens ein Wappen an der Ecke eingewirkt findet, die Tapeten auch gar oft die Farbe des Wappens vorherrschen ließen, so waren Sachkundige längst der Meinung, daß man durch solche Tapeten die Heraldik erklären könne. Je vornehmer die Frauen, desto eifriger und stolzer waren sie darauf, es in ihrer Kunst zu einem vorzüglichen Grade von Geschicklichkeit zu bringen und durch irgend ein Kunststück ihr Andenken unvergeßlich zu machen. Sie verfertigen Paniere und Fahnen und brachten die schönsten und prächtigsten Stickereien darauf an, die zum Theil noch heute bewunderungswerth sind. Das Meisterstück ihrer Kunst widmeten sie irgend einer Kirche, und die schönen Kirchenzierden kamen fast alle von Frauenhänden. In weiblichen Klöstern oder vielmehr Erziehungs- und Pfründehäusern trieb man alle weibliche Kunst sehr weit und daher wurden die Töchter vornehmer Leute sehr zahlreich darin erzogen.

— In einer der Leipziger Bürgerschulen fragte neulich ein Lehrer die kleinen Mädchen, als in der Leseübung das Wort „Ahle" vorkam, was dies für ein Gegenstand wäre. Keine gab Antwort. Endlich wendet sich der Lehrer an eine Schülerin: „Dein Vater ist Schuhmacher, mein Kind, Du wirst doch wissen, was seine Ahle ist?" Antwort: Meine Mutter."

(Merkwürdige Anzeige.) Im Berliner Intelligenzblatte stand neulich folgende Anzeige: „Eine junge Dame von Adel, Wittwe und unabhängig, will aus Geldverlegenheit unter einem andern Namen Schauspielerin bei einem Theater in einer der ersten europäischen Hauptstädte werden; sie hat einiges dramatisches Talent, verbunden mit einem Aeußern und einem Organe, wie sie erforderlich sind, um eine solche Laufbahn zu betreten. Um aber diesen Plan ausführen zu können, bedarf sie eines reichen, vornehmen und unabhängigen Beschützers. Reich muß er sein, um ihr gleich baar eine Summe von 3000 Thlrn. geben zu können, welche die Dame für den Augenblick nothwendig braucht, gegen Sicherheit und unter der Bedingung der Rückzahlung in 4 Jahren; von vornehmer Geburt ferner, damit er Connexionen habe und der besten Gesellschaft angehöre; unabhängig endlich, damit ihn nichts hindere, wenigstens eine Zeit lang in der Hauptstadt sich aufzuhalten, die zum Debut der Dame gewählt wird. Diejenigen, Ausländer oder Landsleute, welche die hier bezeichneten Eigenschaften besitzen und aus Originalität, oder weil sie nichts zu thun haben (par originalité ou par désoeuvrement), auf diesen Vorschlag eingehen und der Dame, die ihnen gänzliche Rückzahlung in einigen Jahren verspricht, einen großen Dienst leisten wollen, mögen ihre versiegelten Adressen unter L. 101 an das Intelligenz-Comtoir einsenden."

— Ein eben erschienenes sehr interessantes Buch: Rußlands inneres Leben," theilt folgende Anekdote mit: „Du darfst nicht hinüber!" rief ein Polizeisoldat einem Russen zu, der nach Wassili Ostrow über den eben erst zugefrornen Strom wollte; „es ist streng verboten, Jemand hinüber zu lassen."

Der Russe huschte doch vorbei und kam glücklich an das andere Ufer. „Zurück!“ schrie ihm wieder ein Polizeisoldat zu, „zurück! es ist scharf befohlen, Niemanden über das Eis zu lassen.“ — „Sei doch kein Narr! ich bin ja glücklich herüber gekommen, laß mich hinauf!“ — „Zurück! Ich habe dir gesagt, ich darf Niemand herüberlassen.“ Und der Wagehals wurde zurückgestoßen. Andere Stellen, als die er schon erprobt hatte, kannte er nicht, er mußte umkehren. — „Zurück!“ brüllte ihm wieder der jenseitige Wächter schon von Weitem entgegen, „es ist verboten, herüber zu kommen, gleich zurück!“ — So war der kühne Eisgänger in Gefahr, auf Befehl der verständigen Polizeidiener entweder auf dem Eise hin und her zu wandern, bis ein ihn erlösender Befehl kam, oder zu ertrinken. Der Magnet „na wotke!“ zog ihn empor.

(Ehepaar ohne Mann.) Im südlichen Frankreich hatte ein Vater das Gelübde gethan, seine Tochter in's Kloster zu geben, wenn sie bis zum achtzehnten Jahre keinen Mann gefunden hätte. Wir wissen nicht den Grund dieses sinnlosen Gelübdes, sondern nur so viel, daß er es streng zu halten gedachte, wenn die Tochter das bestimmte Alter und keinen Mann hatte. Kurz vor dem letzten Termine meldete sich ein feiner junger Mann und hielt um die Tochter an. Sie ward ihm zugesagt und nach Beibringung aller dazu nöthigen Zeugnisse die Trauung vollzogen. Das junge Ehepaar lebte lange friedlich mit einander, bis sich ein feuriger Liebhaber für die junge Frau fand, der auch bald erhört ward. Da ging das junge Ehepaar zur protestantischen Religion über, ließ sich friedlich scheiden, und nach einem Jahre hatte die Frau ihren Geliebten zum Manne. Auch der geschiedene Mann verheirathete sich mit einem Manne, denn eine Freundin der Tochter des vom Gelübde gebundenen Vaters hatte sich ihrer erbarmt und sich in Männertracht verloben und trauen lassen. Der gesetzlichen Strafe entgingen Alle, da sie reich genug waren, durch Flucht der Entdeckung zuvorzukommen.

(Ein neuer Stiefelknecht.) Ein englischer Offizier hatte sich in Indien mit der Elephantenjagd unterhalten und eben seine vier Büchsen abgeschossen, als ein Elephant aus dem Dickicht auf ihn zustürzte; nur die schnellste Flucht konnte den Jäger retten, der denn auch vierhundert Ellen weit flüchtig lief, bald aber einsah, daß der Elephant ihn nächstens einholen würde. Zum Glück gelangte er an einen Baum und schnell entschlossen kletterte er an dem Stamme hinauf. Noch eine halbe Sekunde und er wäre seinem Verfolger entkommen gewesen, aber ehe er seinen linken Fuß nachziehen konnte, packte denselben der Elephant mit dem gewaltigen Rüssel und zog daran; der Engländer seiner Seits zog hinauf wärts, da er der Ansicht war, es sei immer noch besser, wenn er sich ein Bein abreißen lasse, als wenn er ganz in die Gewalt seines Gegners falle. Der Kampf dauerte indeß nicht lange, denn zur Freude des Verfolgten und zum Aerger des Verfolgers, ging der Stiefel ab und befreite den Fuß. Der Elephant zerzausete das Beinfutteral seines Gegners, wich aber nicht von der Stelle und blieb vierundzwanzig Stunden ruhig wartend unter dem Baume stehen. Zum Glück kam nach dieser Zeit ein Eingeborner in die Nähe, den der Jäger von seiner schlimmen Lage benachrichtigte und der aus dem nächsten Dorfe Leute aufbot, die den Elephanten durch Geschrei ꝛc. vertrieben. Ohne diesen glücklichen Zufall würde der Engländer auf dem Baume wohl haben verhungern müssen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die bereits erwähnte Mantillen-Visite ist hinten rund, wie die eigentliche Visite, unterscheidet sich von derselben aber vorn darin, daß sie gleich vom Halse an auseinandergeht und die Brust ganz frei läßt. Unter dieser Oeffnung fallen zwei lange Blätter herab, die eigentlich die Mantille bilden. Diese neue Form ist darin bequem, daß die Aermel frei sind und auf die Mantillenblätter fallen. Der Ausputz dieser Mantillen-Visite kann je nach dem Geschmacke der Trägerin verschieden sein; am meisten wird er aus Posamentirarbeit, oder aus drei schrägen Streifen über einander bestehen, die in einer kleinen seidenen Posamentirarbeit endigen. Wie die Visite, wird sie zwei Schlitze oder Oeffnungen haben, durch welche die Arme gesteckt werden können. Was die neue Form der Hüte betrifft, so haben die von Zeug fast alle Nackenschirme wie die Zughüte und gar keine Aehnlichkeit mehr mit dem Pamelaschnitte. Dies gilt selbst von denen von Krepp und Stroh, die ebenfalls einen Nackenausputz haben und vorn ziemlich offen sein werden, doch nicht so weit wie die im vorigen Jahre. Man wird sehr viele durchbrochene Strohhüte tragen, die mit Krepp gefuttert und ausgeputzt sind, wie Hüte von feinem italienischem und von Reisstroh. Als Frühlingsanzüge haben wir folgende bemerkt; Ueberrock von myrthengrünem italienischem Taffet mit Schnüren von Posamentirarbeit; Visite von myrthengrünem Sammet mit reicher spanischer Spitze ausgeputzt; Zughut von weißem Atlas mit vier Streifen von weißem ungerissenem Sammet und Spitzenbarben, die auf dem Kopfe lagen und an der Seite durch eine Schleife von weißem Sammet und Atlas gehalten wurden; Stiefelchen von grünem italienischen Taffet. Ueberrock von französischblauem Atlas mit einer Garnitur von Marquisenknöpfen in Stahl; weißer Cachemirshawl mit Arabesken-Palmen; rosa Krepphut mit einem Büschel rosa Marabouts. Kleid von rosa und grün carrirtem Taffet mit zwei ausgezackten Volants; glattem Schneppenleibchen mit kleinen shawlförmigen ausgezackten Revers; enge Aermel, die nach der Hand zu sich erweiterten und offen waren; Shawl von weißem Crêpe de Chine, durchaus gestickt; Hut von weißem Krepp mit weißen Marabouts; weißer Sonnenschirm. Ueberrock von stahlgrauem Taffet mit Visite von gleichem Stoffe; Hut von himmelblauem ungerissenem Sammet mit einem Kragen von himmelblauen Sammetblättern.

Es läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die Visiten und Mantillen in diesem Frühjahre modisch sein werden und daß die Mantillen eine ganz andere Form erhalten welche etwas von der Visite und Mantille hat. Die Mantillen, die in der ursprünglichen Form bleiben, werden wenigstens hinten minder lang sein und so ziemlich den ehemaligen Langshawls gleichen. Gebieterisch und ausschließlich scheint die Mode auch diesmal nicht zu werden; sie wird die einfachen Visiten, die Mantille-Visiten von Seide, Spitzen und gesticktem Muslin, wie die Langshawls dulden. Die Seidenzeuge werden folgende sein: glasirte Seide, gerade Streifen, einfarbiges Grau und Filzfarbe, welche letztere überhaupt Eingang zu finden scheint, da sie zu fast allen Farbenzusammenstellungen paßt. Die Kleiderformen sind voraussichtlich sehr verschieden; die meisten Kleider aber werden schürzenförmige Besetzungen von matten Borten, von offenen kleinen Franzen mit Stickereien von Schnürchen darüber, oder durchbrochene Posamentirarbeiten in Brandebourgsform haben; auch viele kleine ausgezackte Volants wird man tragen. Die Posamentirarbeiten scheinen sich im Ganzen in

ihrer Gunst zu erhalten. Das Schwarz ist so ganz in die Mode übergegangen, daß es überall und in allen Jahreszeiten getragen wird. Die Kragen tragen die Damen noch immer klein; bisweilen sind sie doppelt, so daß man zwischen beiden ein Band durchschlingt. Die Häubchen, die man im Hause trägt, sind gestickt, mit breiten Spitzen und mit Taffetbändern in zwei Farben garnirt. Des Morgens tragen die Damen seit einiger Zeit häufig Busentücher von Seide oder Caschmir, die leicht um den Hals geschlungen sind. Sie sind sehr verschieden, aber doch meist von Schillertaffet mit einer breiten Atlasbordüre, die broschirt und mit Fransen versehen ist. Die Dame muß eine ziemliche Auswahl solcher Tücher haben, um sie zu jedem Kleid passend wählen zu können.

Das Hündchen, welches jetzt eine modische Dame nothwendig haben muß, hat in ihrem Zimmer ein Häuschen von Sammet, das in gothischem Geschmacke hergestellt ist und Zinnen von Silber hat.

Herren-Mode. Bei Annäherung des Frühlings scheint der Eifer and die Thätigkeit der Fabrikanten aufs Neue zu erwachen, um das Schönste für die bevorstehende Saison hervorzubringen. Schon sieht man in den besten Häuseen von Elbeuf eine große Menge Desseins der neuesten Erfindung, der Reihe nach in den ungeheuern Sälen ausgestellt, und die Schneider aus Paris, ja aus ganz Frankreich eilen dahin, um alle die Herrlichkeiten zu schauen. Allein die Desseins sind für dieses Jahr so zahlreich und verschiedenartig, daß ungeachtet des guten G.schmacks und des Scharfsinns, mit dem erfunden, doch die Wahl schwer fallen wird. In der That giebt es auch nichts Schwierigeres, als den Geschmack aller seiner Kunden zu befriedigen, denn dem einen gefällt das, was dem andern mißfällt, und Jedem wird nicht Alles gefallen; daher muß man mit d.r größten Vorsicht zu Werke gehen, um nicht Stoffe zu kaufen, die während der Saison ganz unbeachtet bleiben. Ganz so ist es auch in der Wahl des Desseins. Was die Nüancen der einzelnen Farben betrifft, so werden die hellen den Vorzug haben, denn zu dunkele oder zu helle Stoffe werden nicht von langer Dauer sein. Doch hat man uns für kommenden Frühling in diesem Jahre lauter helle Stoffe angezeigt, und es bleibt nur die Frage, ob sie lange getragen werden. Paris und Lyon wetteifern für diese Saison, welche von beiden Städten die schönsten Westenstoffe bringen wird; es giebt aber in der That auch nichts schöneres und gefälligeres als diese Sommersammtstoffe mit kleinen Streifen von verschiedenen Farben auf Stroh- oder blaßgelbem Grunde. Weiße Piques werden immer an der Tagesordnung bleiben, denn sie beweisen vor allen Dingen den guten Geschmack der eleganten Welt. Das wären alle unsere Nachrichten von den Schönheiten, die mit dem Beginn des Frühlings erscheinen sollen. Für nächsten Monat hoffen wir genauere Details angeben zu können, weil alle neuen Stoffe dem Publikum vor Augen gestellt werden sollen. In Erwartung bis dahin sprechen wir noch von den Moden des eben beginnenden Monats: Bei Bällen und Soiréen trägt man noch immer den Rock mit niederm Kragen und breitem Umschlag; die Taille weicht einen Centimeter unter die Hüfte zurück, die Schöße reichen bis zu den Kniekehlen, sind unten eng und erweitern sich nach den Hüften zu. Die Hüften sind beinahe ganz von den Schößen bedeckt, nur das Vordertheil bleibt ganz frei, so daß von der Höhe zur Tiefe an den Rand der Anglaise die Revers 12 Centimeter lang und viereckig geschnitten sind. Der Leib sitzt ganz recht nach Breite und Tiefe. Die Anglaisen gehen bis zum dritten Knopfloch, und von da bis zur Tiefe ist dieser Theil der Anglaisen eng und scheint eher von innen heraus als von außen hineinzugehen. Der Revers ist viereckig und sehr breit, die Ecken des Kragens sind ebenfalls viereck.g und von derselben Breite als die Revers. Die Aermel sind halbanliegend und an dem Handgelenk gut schliesend. Alle Röcke sind wattirt, und an der Kante gesteppt. Für die hellen Farben wählt man leicht gerundete Knöpfe, für die dunkeln nimmt man welche von Cordonet, ebenfalls leicht gewölbt und mit einer kleinen Blume in der Mitte. Die Modefarben für dergleichen Anzüge sind chinesisch schwarz, englisch blau, goldbronzen und dunkelblau. Die Ballwesten trägt man allgemein mit geradem Kragen, oben an der Brust weit geöffnet und sehr lang nach unten, so daß die Weste über die Revers des Rocks drei bis vier Centimeter hinausgeht. Die Stoffe, denen man zu diesen Westen den Vorzug giebt, sind weißer Piqué, blaßgelbe Caschmir, weißer Sammt, und weiße Seide gleichmäßig mit Silber gestickt. Die Hosen zu Bällen und Soiréen werden allgemein halbanschließend und mit festangenähten Stegen getragen, die sich leicht auf dem Stiefel oder auf dem Schuh runden. Die Seiten der Hosen sind ohne alle Verzierung, nähmlich ohne Bänder und Borden, denn seit sie Jedermann trägt, werden sie von der fashionablen Welt nicht mehr beachtet. Als Stadtanzug trägt man noch immer den Ueberrock mit niederm Kragen und breitem Umschlag, die Taille reicht 3 bis 4 Centimeter unter die Hüfte herab, sie ist eng und leicht gewölbt, der Rock kurz und weit, die Anglaisen breit und oben corrirt, und bis zum dritten Knopf offen. Die Aermel sind nach oben breiter und sehr eng am Handgelenk. Alle diese Ueberröcke sind wattirt und an der Kante gesteppt. Die Knöpfe von Cordonet sind stark gewölbt. Die herrschenden Farben sind schwarz und königsblau. Die Westen für den Stadtanzug haben gar keine Veränderung erlitten; die Schalwesten knöpft man sehr hoch, die mit Stehkragen sind auf der Brust weit geöffnet und sehr lang im Vordertheil; was die Westen von dichteren Stoffen betrifft, so ist der Revers sehr breit und hereinfallend, so daß man sie nur bis zu vier Knöpfen zuknüpfen kann. Die Stoffe für alle diese Westen ist Sammt mit breiten Streifen, Caschmir, mit verschiedenen Desseins, weiße Piqués und blaßgelbe Caschmirs. Alle Knöpfe sind von gleichem Stoffe. So wenig als die Stadtwesten haben auch die Hosen eine Veränderung erlitten, sie sind noch immer sehr weit in den Beinen, fast den Stiefel bedeckend und haben festgenähte Stege. Die Stoffe für diese Hosen sind von dunkelgrauem Satin mit kleinen schwarzen Streifen.

Ich weiß nicht, ob die Leser auf die Veränderung gemerkt haben, die in aller Stille vor sich gegangen ist, daß nämlich die gelben Handschuhe an die Stelle der weißen getreten sind. Sonst konnte kein wichtiges Lebensereigniß ohne weiße Handschuhe vor sich gehen; bei Taufen, bei Trauungen, auf dem Balle trug man sie; jetzt finden sie sich nur noch an Händen der Bedienten.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frühlingstoilette. Kurzer und ziemlich weiter Oberrock mit langer Taille, unten nicht gebogen, sondern gerade geschnitten. Die breiten und eckigen Anglaisen schlagen etwas mehr um als bis zum dritten Knopfloch, Kragen, Vordertheile und Rock sind auf überwendlings genommenem Rock gesteppt. Weste, der untere Theil in Form eines umgekehrten V, von jeder Seite abfallend. Die Beinkleider, weit auf den Beinen, fallen gerade sich rundend auf den Stiefel. 2. Frack mit Kragen, dessen Ueberfall ringsum gewölbt ist, die Taille lang, breit und unten gebogen. Seitentheile und Achtelstücke sind leicht gerundet. Kurze runde Schöße. Die Aermel sind oben weit, schließen am Handgelenk an. Weste mit geradem Kragen und langen Vordertheilen, ringsum mit einer schmalen weißen Litze versehen. Weite Beinkleider, die gerade auf den Stiefel sich rundend herabfallen. 3. Hausoberrock mit überschlagenden Revers. 3. Kleid von schottischem Seidenzeug mit hohem, bis oben zugemachtem Leibchen. Mantille von schwarzen Spitzen. 5. Kleid mit Riegel von Sammet, auch den Rock hinab aber breiter werdend, ausgeputzt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- and Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse No 31.

MODEN-JOURNAL

No. 2. | **N. Büchner**, Redacteur. | **1846.**

Die Maske.

Novelle von Heinrich Laube.

(Schluß.)

Ein Liebender, wie Ferdinand, hätte am wenigsten auf solche Gedanken kommen sollen. Aurelie hatte ihm aber doch dazu verholfen. Sie war nun einmal eine von den Frauen, welche eine Furcht davor haben, sich an den Mann zu verlieren: so war es ihr denn auch bald eingefallen, daß die Maske keinesweges verberge, daß sie auch von andern Bekannten Notiz nehmen müsse und was dergleichen Bedenklichkeiten mehr waren, die einen Liebhaber in Conversationsschranken weisen. Er lehnte sich, in seinem blauen Domino gehüllt, an eine Säule, und ennuyirte sich herzlich; das Maskentreiben, die Späße kamen ihm albern vor, unnatürlich widerlich, besonders die Harlequins mit ihrer dem Deutschen so unangemessenen Beweglichkeit, waren ihm ein Gräuel. Und Eifersucht, das trockne Feuer, das nur sticht und brennt, ohne jemals zu wärmen, der Baum, welcher nur Ruthen trägt, aber niemals Blätter, quälte ihn prickelnd. — Aurelie war umschwärmt von Masken und Dominos; mitunter strich sie wohl an ihm vorüber, und versuchte es, ihn in den Kreis zu ziehen; aber ein Eifersüchtiger, der Alles haben kann und will, weist trotzig alles Halbe von sich, selbst Gunstbezeugungen, womit er einen Augenblick vorher, in größerer Unbefangenheit, glücklich gemacht werden wäre.

So verging der Abend, Aurelie fühlte sich auch beunruhigt, einmal durch das Verhältniß zu Ferdinand, den Mann ihrer Liebe, welchem sie lauter Qual bereitete, ferner durch eine zudringliche Maske, die sie unablässig verfolgte; sie sah sich ängstlich nach dem blauen Domino um. Er hat kein Glück, sagte sie ärgerlich vor sich hin, ich bin in einer Stimmung, ihm um den Hals zu fallen, und jetzt ist er nirgends zu sehen.

Die Maske ward immer dreister, Aurelie wollte fort, Musik, Tanz, Schmeicheleien, das Zutreten Ferdinands hatte sie aufgeregt, daß sie hätte weinen, oder, ja wohl, gestand sie sich leise, küssen mögen zum Vergehen — da, da ist der blaue Domino! He Ferdinand, bringen Sie

mich nach Hause — sie reichte ihm den Arm — den ersten besten Wagen, ich habe nicht Zeit und Lust, meinen Bedienten zu suchen. —

Es war eine stockfinstere Nacht, der Miethwagen hatte keine Laternen, die Fahrenden nahmen die Larve ab. Aurelie, die vielleicht ein solches Nichtgesehenwerden brauchte, um sich endlich einmal hinzugeben, umarmte ihn feurig, und innig, und bat ihn auf das Zärtlichste, er möge ihr Liebe bewahren, auch wenn sie ihrem Naturell nach nicht immer so wäre, wie er es gern haben möchte.

Sie waren an der Hausthür, die Lampen waren ausgebrannt, auch im Portierfenster war es dunkel, aber mechanisch an sein Geschäft gewöhnt, mochte dieser auf den Klingelzug am Drahte ziehn; die Thür öffnete sich. Um Gotteswillen, Ferdinand, was machen Sie, Sie sind mit eingetreten! Seine Küsse verschlossen ihr den Mund — sie wollte selbst nicht viel sprechen, um Niemand zu wecken — und was braucht auch die Liebe Worte und Reden, sie sind ihr nur ein Ausfüllmittel, wie das französische Sprechen in deutscher Gesellschaft.

3.

Sie waren verheirathet, und lebten eben wie andere junge Eheleute, umgaukelt von neuen Reizen und Zuständen in den Tag hinein.

„Aber sag mir Aurelie, was dich damals am Tage nach dem Maskenballe bewog, ein so reizendes Billet an mich zu schreiben, und mir anzukündigen, daß wir verlobt wären?"

„Schweig, Ferdinand, du bist abscheulich!""

Er schwieg aber nicht, und nach einigem Hin- und Herreden mußte Aurelie glauben, er sei damals in seinem blauen Domino allein nach Hause gegangen. Kalt überlief es sie; aber sie schwieg. War es ein thörichter Scherz von ihm, oder sollte wirklich ein anderer blauer Domino — entsetzlich, — er hatte kein Wort gesprochen!

In Sachen der Liebe sind Frauen viel feinere Diplomaten als unsere Politiker in Sachen des Staates, weil ihnen das Herz zu Hilfe kommt; Ferdinand ahnte nichts von dem, was in Frage war, und Aurelie hatte dennoch halb die unumstößliche Gewißheit, er sei nicht der heimbegleitende blaue Domino gewesen.

Nun zeigte sich's, was es für ein Frühling, für eine Liebe gewesen sei; sie hatte nicht die Kraft, den Vorfall einzutauchen in jenes Meer von Neigung, das eine ächte Liebe besitzt, in jenes grundlose Meer; denn es existirt eine Liebe ohne Rücksicht, eine Liebe quand même. Eine solche war Aureliens keineswegs, sie sah sich jetzt durch einen Irrthum an Ferdinand gerathen, diese eine Täuschung warf ihre Schatten über die ganze Neigung, und machte ihr dieselbe fraglich. Aber sie liebte auch nicht so kräftig, um jetzt zu hoffen, um wenigstens das Begehren zu empfinden: Du möchtest ihm weh thun bis in's innerste Herz. Bei starken Naturen springt das Gefühl von einem Pole zum andern — nichts davon fand sich bei Aurelien vor; die Neigung war ihr zweifelhaft geworden, die Gleichgültigkeit folgte diesem Zweifel auf dem Fuße, das Verhältniß, das scheinbar so tief und stark einhergebraus't kam, verlor sich wie der Fluß, der zeitig an den Meeresstrand sich verirrt, sein Wasser, sein Wesen verliert sich in die große Masse hinein.

Ferdinands Verwunderung über die so gar indifferent gewordene Frau wurde Trotz, da er sich ebenfalls ignorirt sah, flüchtete sich zur Gleichgültigkeit, und diese war gefällig und ließ sich wirklich finden. Man vergaß sich, vergaß seine Geschichte, und haschte nur danach, irgend ein kleines Interesse an Diesem und Jenem zu haben, sie wohnten nach wie vor in diesem Hause, und wurden viel artigere Weltleute, als sie früher gewesen waren. Wenn die innere Welt zu Ende ist, da hilft die äußere am liebsten; wer nicht dichten kann, verspottet am schnellsten die Dichter.

— Eine ganze, durch und durch nothwendige, volle Liebe ist vielleicht so selten, als ein ganzer, durch und durch schaffender, schöner Frühling."—

(Bremer Unterhalt.)

Die Begum Somru.

(Fortsetzung.)

Den Blick fest auf den Europäer gerichtet und den Finger an dem Schloß ihrer kleinen englischen Flinte, erwartete die Königin von Sardannah mit stolzer Miene den tollkühnen Abenteurer, dem sie schon auf dem Schlachtfelde begegnet war.

Joseph Sombre hatte nach und nach im Dienste verschiedener Fürsten, und zuletzt in dem des Großmoguls gestanden, und nannte sich seitdem General Sombre. Er zeichnete sich mehrmals durch seine Tapferkeit in den Gefechten mit den Engländern auf glänzende Weise aus. Müde der fortwährenden Intriken, die gegen ihn geschmiedet wurden, und bei dem schwachen Nachfolger Timurs und Babers nur zu leicht Eingang fanden, suchte er sich eine neue Fahne, unter welcher ihm das Glück und der Sieg zu Theil werden könnten. Zu jener Zeit, da er sich der Begum von Sardannah

vorstellte, waren seine Heldenthaten bereits in die Gesänge des Volkes übergegangen, in denen er als Held und Halbgott unter dem Namen Rustam e Frangistan*) gefeiert wurde.

Sombre sprang vom Pferde und schritt durch die Reihen der Wachen auf die Königin zu; dann berührte er mit seinen Fingerspitzen dreimal die Erde, führte einen Zipfel der Decke des Elephanten, auf welchem die Königin saß, zur Stirne und sprach nach asiatischer Vorschrift im reinsten Dialekte des Landes: Friede sei mit Euch, edle Ranie! möchte Dein Schatten stets wachsen und ich unter ihm Platz finden! — Nach einem kurzen Zögern erwiederte die Prinzessin mit Nachdruck: Auch mit Dir sei Friede, tapferer Ritter! Begebe Dich in das Lager, das Zelt wird zu Deinem Empfange bereitet sein; Du wirst dort Brot und Salz erhaten. Unsere Gastfreundschaft kennt die ganze Welt. — Nach dieser mit orientalischer Feierlichkeit angebrachten Einladung, erwiederte der Abenteuerer in gewohnter Weise: Die Worte Euer Majestät sind Befehle für mich Sclaven. Ich werde an der Schwelle Ihres Zeltes erscheinen, um Brod und Salz zu empfangen. Er zog sich hierauf zurück, um das Gefolge vorüber zu lassen, stieg wieder zu Pferde und schloß sich den Letzten an, ohne die Neugier, welche ihn aus Aller Blicken verfolgte, nur bemerken zu wollen.

Das Lager der Begum bestand aus ungefähr vierhundert Zelten, welche unregelmäßig aufgeschlagen waren. Es war gleichsam eine kleine Stadt, aus verschiedenfarbigen und glänzenden Zeugen erbaut, eine indische Stadt, mit ihrer malerischen Unordnung und bizarren Eigenthümlichkeit. Neben dem Zelte der Prinzessin, das aus dem prachtvollsten Kaschemir bestand, erblickte man den Aschenhügel des Joghi, eines indischen Bettelmönchs, der nackt im Staube lag, bloß in seine Haare gehüllt, überall mit Asche bestreut, allen Vorübergehenden bald Segnungen, bald Flüche nachrief und selbst die Königin nicht verschonte. Um die rothen und weißen Zelte der Vornehmen sah man die schwarzen und schmutzigen Hütten der Krämer, und gegenüber den regelmäßigen Reihen der Kavallerie, ruhten Zigeuner in Lumpen auf bloßer Erde mitten unter ihren Heerden. Der Abenteurer wußte kaum durch die wehenden Wände, durch diese Stricke und Seile hindurchzukommen, und er blieb überlegend stehend, wohin er sich wenden sollte, als zwei Chobdars, Boten mit silbernen Stäben in der Hand, durch die Menge auf ihn los kamen, um ihn in das für ihn bestimmte Zelt zu führen.

*) Der französische Kämpe.

Schon beim Öffnen des Vorhangs gewahrte er, daß die kleinliche Sorgfalt einer Frau allem Dem vorgesehen hatte, was seine Bedürfnisse erheischen könnten. Ein gutes Bett, zwei Stühle, die in einem indischen Lager unbekannte Gegenstände waren, standen in dem Raume, und Diener waren beschäftigt, das Bad zu rüsten. Bei diesem Anblicke verlor sich die letzte Spur der finstern Wolke von der Stirne Sombre's, und lächend wandte er sich zu Raja-Ram mit den Worten: Nun, mein treuer Gefährte, habe ich wohl unrecht, auf meinen Stern zu hoffen? Siehst Du, er steigt noch immer, und ist noch weit vom Untergange entfernt!

Drei Stunden später benachrichtigte man ihn, daß die Begum, vom Schlummer erwacht, ihr Gebet vollendet habe und ihm eine Audienz ertheilen wolle. Er eilte zu ihr hin. Das stärkere Schlagen seines Herzens war sicher nicht aus Furcht, sondern die Hoffnung durchströmte es, daß er einem unbekannten, fast fabelhaften Glücke entgegen gehe. Die drei Stunden, die er allein zugebracht, waren hinlänglich gewesen, um über seine Lage nachzudenken und ein Gebäude von so herrlichen Träumen zu erbauen, wie sie einem jungen Menschen in Europa unmöglich in den Sinn kommen können. Sombre war bei dem Eintritt in das Leben nach Indien gekommen, der Kriegsruhm war seine erste Geliebte, und bis dahin hatte sie ihn ganz zu erfüllen gewußt. Die Träume, welche ihn aber jetzt bei dem Anblicke der Königin durch den Sinn schwebten, waren die ersten Schwärmereien der Liebe.

Nachdem er einen Vorhof, der mit weißen und scharlachrothen Tüchern umhängt war, durchschritten hatte, kam Sombre vor einer Amazonenwache vorüber, welche gleich Cipayen gekleidet und bewaffnet waren.*) Einige dieser Frauen befanden sich in einem sehr vorgerückten Zustande der Schwangerschaft, wodurch sie sich aber nicht abhalten ließen, wenn die Reihe an sie kam, Schildwacht zu stehen. Sombre hatte sogleich die Sklavin Ayescha bemerkt, die ihn erwartete, um ihn in das königliche Zelt zu geleiten. Sie trat vor ihm in die vordere Abtheilung, hob dann einen Vorhang, gab ihm ein Zeichen einzutreten, und Sombre befand sich vor der Königin.

Das Zelt war sehr einfach, doch groß und ruhte auf zwei ungeheuren Bambus; es bestand aus zwei Abtheilungen. Die, in welcher die Königin Audienz ertheilte, wurde größtentheils durch ein Lager eingenommen, welches 10 Fuß lang und 6 Fuß breit war, jedoch nur

*) Dergleichen Amazonenkompagnien findet man noch in den Harems von Hyderabad, Lucknow und Dehi. Reisende sahen sie bei dem Nizam und seinem Minister Munier-ul-Muluck.

wenig sich über den Boden erhob. Die Pfosten, etwa 15 bis 16 Zoll hoch, standen in kupfernen Vasen, die mit Wasser gefüllt waren, um das königliche Bett vor Insekten und giftigen Reptilien zu schützen. Zu Häupten, an den Seiten und an den Füßen war das Bett geschnitzt und reich vergoldet und gemalt, Alles mit einem wunderbaren Geschmack; über eine dünne Matraze war ein glänzend weißes Laken gebreitet, das an den vier Enden mit hochrothen Schnüren, die in goldene Quasten ausliefen, befestigt war. Mitten auf diesem Divan lagen vier oder fünf Polster aufeinander, die in Hindustan eigene Namen nach ihrer Bestimmung führen. Da war zum Beispiel der Sirhunah, das breite Kopfpolster, der Pyrana, den man unter die Knie schiebt, wenn man nicht das Bein ausstrecken will, der Gao takya, das Rückenpolster, wenn man im Bette sitzen will; außerdem lag da noch eine Anzahl anderer kleiner Kissen, bald hart, bald weich gepolstert, je nach dem Gebrauche, den man von ihnen machte. Auf diesem, dem Klima und dem Bedürfnisse so entsprechenden Lager, ruhte nun die junge und liebenswürdige Königin von Sardannah. Sie trug ein gezogenes sehr weites Beinkleid von purpurfarbenem Goldstoffe, darüber eine enge Jacke von weißem Musselin mit Perlen gestickt, die ihren Busen einschloß, um die Schultern aber schlang sich eine Binde von blauem Atlas, welche bis zu den Knien hinabhing. Ihre glänzend schwarzen Haare waren in Flechten, die mit weißen Jasminblüten geschmückt waren, deren Duft, den europäischen Nerven zu stark, von den Töchtern Hindustans sehr geliebt wird. Stirne, Nase, Hals, Ohren und Arme der Königin waren ganz mit Gold bedeckt, das auf tausendfache Weise gearbeitet war. Um die Fußgelenke und die Zehen schlang sich aber ein Geschmeide aus Silber, damit das edelste Metall nicht an jenen Gliedern entweiht werde, die der indische Aberglaube als unrein erachtet. Die Sclavinnen hatten auch nicht vergessen, die Augen der Königin mit jener Salbe zu bestreichen, die ihnen einen so lebhaften Ausdruck verleihen soll, so wie die Fingerspitzen und die Fußsohlen mit sanftem Roth zu schminken. In einem Winkel des Zeltes standen die Babuschen, reich gestickt, mit hohen rothen Absätzen und zurückgebogenen Spitzen und auf einem Teppich, gleich zur Hand, ruhte ein kleines Nargileh aus herrlich getriebenem Silber, aus dem der Dampf des ausgesuchtesten persischen Rosentabacks emporstieg.

Im Augenblick, als die Sklavin den Vorhang öffnete, um den Europäer einzulassen, warf die Königin einen ungeheuren rosafarbenen Schleier mit langen Silberfransen um ihre Schultern.

Setzt Euch, Saheb bahader (Herr Ritter), sagte sie zu Sombre, nachdem dieser die gewöhnliche Huldigung dargebracht hatte. Wir müssen jetzt ein wenig vertraulich mit einander sprechen, damit wir uns erst recht verstehen lernen. Ich glaube, wir kennen uns schon und nicht zum ersten Mal hat uns das Schicksal zusammengebracht. Euer Name ist Sombre, wenn ich mich nicht irre, und Ihr dientet bei den Mahratten.

Mein Geschick, entgegnete der Abenteurer, hat mir schon einmal das Glück gegönnt, eine große Fürstin zu schauen, so unerschrocken wie Rama, so schön wie Leila. Mein Herz erbebte, als ich sie sich in die Gefahr der Schlacht begeben sah; seit jener Zeit schlug es vor Wonne und Liebe in der Erinnerung an ihre Reize. Die Mahratten sind ehrlose Räuber; hätte ich ein Heer, so würde ich sie vernichten!

Ist dieß in der That Dein Wunsch, tapferer Ritter? Er klingt angenehm meinen Ohren und ich will Dir glauben. Von nun an gehörst Du mir, nimm die Hälfte meiner Macht und vertheidige meine Krone. Du hast mich um eine Provinz gebracht, Du wirst mir sehn wiedererobern. Ich will, daß Du meine Soldaten in der Kriegskunst unterrichtest und sie auf dem Pfade der Ehre anführst; ich werde sie lehren, Dir zu folgen.

Von heute an, erwiderte Sombre, gehöre ich allerdings Eurer Majestät, allein ich tauge nicht mehr zum Kriegführen. Was kannst Du von einem Unglücklichen wohl erwarten, den ein inneres Feuer verzehrt, der nur von Liebesgedanken erfüllt ist, von hoffnungsloser Liebe. Es ist ein Thor, dem man eine Zuflucht öffnen soll, dem man aber keine Heere mehr anvertrauen kann.

Wir haben ein altes Sprüchwort, sagte die Prinzessin lächelnd, doch nicht ohne zu erröthen, Schmeichler und Lügner wie ein Eingeborner aus Frangistan. Aber unsere Ohren, sind die Ohren einer Königin, sie wissen wohl zu unterscheiden, was Dir die Wahrheit zu sprechen eingiebt, und was Du aus Höflichkeit hinzuthust.

Hier machte sie eine Pause, dann setzte sie hinzu: Du stehst in dem Alter, um Gatte und Vater zu sein; wie viel Frauen hast Du in Deinem Harem?

Auf Reisen und im Kriege kann man an die Freuden der Familie nicht denken. Euer Sklave hat sich noch nirgend fesseln lassen, um sich ein Haus zu bauen. Ehe er die Königin sah, hatte sein Herz noch nicht geschlagen.

Sind diese Worte der Ausdruck der Wahrheit? sagte die Königin in Gedanken versenkt, dann wollen wir dem Saheb einen Palast erbauen lassen und seinen Harem bevölkern. Es gibt junge und schöne Mädchen

in unsern Staaten, die sich glücklich schätzen werden, in die Wohnung eines tapfern Mannes zu treten.

In meinem Lande und nach meiner Religion, erwiderte Sombre, heirathet man nur eine Frau, es ist diejenige, welche man liebt, und kann man sie nicht erhalten, so bringt man wie der Joghi sein Leben einsam hin.

Mit des Himmels Beistand wird das bei Dir nicht der Fall sein! Allein lassen wir das jetzt. Die Stunde des Gebetes ist da, und wir müssen uns trennen. Die Rayots dieses Dorfes haben mich aufgefordert, einige Tiger zu erlegen, welche ihre Heerden zerfleischen. Schon haben wir einige getödtet, allein es sind noch immer welche da. Morgen ist der letzte Tag, den wir der Jagd widmen können; ich wünsche, daß sie glücklich sein möge. Mein Gefolge wird mit Anbruch des Tages sich bereit halten; für Dich wird an meiner Seite, auf dem Königlichen Elephanten ein Sitz bereitet sein. Mein Hof wird Deine Geschicklichkeit und Deinen Muth zu bewundern Gelegenheit haben. Jetzt gehe in Frieden; es sei Dir erlaubt, Dich zurückzuziehen.

Nach dieser Unterhaltung, die wir mit ihrem ganzen orientalischen Gepräge wieder zu geben versuchten, fühlten sich Beide verschiedentlich ergriffen. Sombre machte sich Vorwürfe, daß er der Königin zu schwach seine Bewunderung für sie geschildert habe; zum ersten Male war er mit sich unzufrieden; er erschien sich selbst linkisch und blöde einem Mädchen gegenüber, welches kaum aus den Kinderjahren getreten war. Welche Rolle sollte er nun wohl in ihrer Nähe übernehmen? Wird seine Liebe jetzt nicht zu kühn erscheinen. Die Königin war in tiefes Träumen gerathen; die Töne des Dudelsacks, den der Jonghi blies, waren nicht im Stande, sie daraus zu reißen. Ein edles und anmuthiges Bild spielte ihr stets vor den Blicken, während ihre Lippen den wohlriechenden Dampf aus dem Narghile zogen. Wie hätte sie nicht den Mann, der so eben vor ihr gestanden hatte, von den elenden Sclaven unterscheiden sollen, die sie umgaben. Der freie Krieger beherrschte diese unterjochten Naturen, diese erbärmliche Rasse, mit der ganzen Höhe des Muthes und der Freiheit. Auf solch einen Ritter sich stützend, mußte jedes Unternehmen der Königin glücken. Was konnten dann wohl die Mahratten und Rajaputen gegen sie vollführen? Der Großmogul würde ihre Hülfe anflehen, sie würde über Hindustan herrschen und alle Reiche würden sie für das glücklichste Weib erkennen, wenn sie des Gatten ansichtig würden, dem Krischnah, der Liebesgott, ihr gesendet.

Am andern Tage versammelte sich ein Dutzend Elephanten mit Tagesanbruch vor dem Zelte der Begum. Vier davon sollten Jäger tragen. Auf ihren Rücken erhoben sich statt der Pavillons und der üblichen Polster, breite Sitze für zwei Personen, mit Rückenlehnen und einem eisernen Gitter, hinter welchem ein ganzes Arsenal von Flinten, Pistolen und scharfen Beilen aufbewahrt wurde. Der Kornak, der auf dem Halse des Thieres saß, mußte sich so halten, daß die Handhabung dieser Waffen ungehindert vor sich gehen konnte. Die andern Elephanten trugen Haufen von Bauern mit langen Stangen bewaffnet. Ihre Bestimmung war die gefährlichste bei der ganzen Jagd. Sie mußten zu Fuße in die Gebüsche steigen, um die wilden Thiere aufzustöbern. Es ist nämlich nicht selten, daß ein träger Tiger ruhig liegen bleibt, bis daß ihn die Lanze des armen Bauern stachelt; aber wehe dann dem Störer, wenn er sich nicht schnell bei Seite zu machen weiß; mit einem einzigen Hiebe der Tatze ist der Schädel geöffnet und die Brust zerfleischt.

Der Königliche Elephant kniete vor dem Zelte. Sombre stand auf der Schwelle, um die Fürstin zu empfangen, und nachdem er ihr geholfen hatte, das gelehrige Thier zu besteigen, nahm er seinen Platz in dem Horwah ihr zur Seite. Nach einem schnellen und beschwerlichen Ritte gelangte man zu der Gränze der sumpfigen Jongle, die mit starkem Rohr und dichtem Gesträuch bewachsen war, welche unter dem Tritte der Elephanten zusammen brachen. Nach dem Berichte der Bauern hausten in dieser Jongle zwei Tiger, welche seit langer Zeit die Gegend unsicher machten. Knochen, Gerippe, ein halb verzehrter Büffel zeigten deutlich an, daß die Tiger in der Nähe hausten, oder hier gehaust hatten. Man rüstete sich zur That. Die Elephanten wurden in einen Halskreis geordnet und rückten vor. Bereits hatte man ungefähr zwei Drittel des bezeichneten Raumes zurückgelegt, ohne daß man eine Spur des Feindes bemerkt hatte, und die Jäger begannen schon an dem Erfolge des Tages zu zweifeln, als der königliche Elephant plötzlich seinen Rüssel erhob und einen durchdringenden und modulirten Ton, wie die Fanfare einer Trompete, ausstieß. Dieß ist das Zeichen, wenn das verständige Thier seinen furchtbaren Gegner zu Gesichte bekommt. Einige Minuten später rauschten die hohen Gräser auf hundert Schritte in die Runde, und ein ungeheurer Tiger, von der Art, die man Tiger von Bengalen nennt, ließ einen Moment seinen mächtigen Kopf und die gestreiften Schultern über den Gräsern sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Wie man einen Neuling in der Welt umgarnt.) Flora Alba in Paris ist eine sehr hübsche Frau, die nur Sinn für Genüsse hat, welche die Welt beut. Sie ist zwanzig Jahre alt, behauptet aber doch, erst achtzehn gelebt zu haben. Vom sechzehnten Jahre an lebt sie, wie sie sagt, „in der Welt"; sie hat sehr gründlich die Männer studirt und die beste Art und Weise, wie man sie benutzen kann.

Eines Abends wurde sie in Ramloph den Sohn einer Familie von Stande gewahr, der sich so eben emancipirt hatte.

— Das scheint ein sehr liebenswürdiger junger Mann zu sein, sagte sie laut, daß dieses Lob ihm nicht entgehen konnte.

Der Jüngling fühlte sich geschmeichelt, und aus Dankbarkeit sah er die Dame, von deren hübschen Rosenlippen er so süße Worte vernommen hatte, zärtlich an. Er wünscht ihr vorgestellt zu werden, und die Vorstellung erfolgt von einem gemeinschaftlichen dienstfertigen Freunde. Man erlaubt dem jungen Manne, Seitens der Dame, sie besuchen zu dürfen, ja man ladet ihn dazu ein. Den folgenden Tag unterläßt es der junge Mann nicht, sich nach der Straße zu begeben, wo Flora Alba wohnt. Sie hat ihn von fern kommen sehen, und es heißt, sie sei ausgegangen. Ein Mittelchen, Sehnsucht zu erwecken. Nach zwei Tagen findet sich der arme junge Mann wieder ein und zieht den Draht an der Thürglocke. Diesmal ist die Dame sichtbar und sie empfängt ihn in ihrem Boudoir; es herrscht darin Dämmerung und lieblicher Wohlgeruch. Sie trägt ein niedliches, schneeweißes Morgenkleid, das sie nur nachlässig umhüllt. Nach diesem Besuch entfernt sich der junge Mann mit einem Seufzer; er ist zweifelhaft, ob er einen tiefern Eindruck auf sie gemacht hat, als an dem Tage, wo er sie zuerst kennen lernte, oder nicht. Man hat jedoch seine Huldigungen nicht spröde zurückgewiesen, er hat die Erlaubniß erhalten, nicht nur wiederzukommen, sondern ihr auch einige Cadeaux übersenden zu dürfen.

Er benutzt diese letzte Erlaubniß so gut, daß Flora Alba, gerührt von seinem liebenswürdigen Benehmen, ihm gestattet, sie auf einen öffentlichen Ball zu führen. Dort spannt sie ihn aber auf die Folter und läßt ihn alle Martern eines Verliebten fühlen. Sie lacht mit Einem, lispelt vertraulich mit einem Andern, faßt zutraulich einen christlichen Juden, der sich an der Börse zu einem kleinen Rothschild spekulirt hat, unter den Arm, so daß Jeder glauben muß, er habe ihr sehr glänzende Versprechungen gemacht. Es bedarf nur eines Winkes, so bewohnt sie einen Palast, hat die schönste Equipage und versammelt die eleganteste Welt in Soiréen um sich. Aber um den Gemarterten zu entschädigen, erlaubt sie ihm, den Ball verlassen, ihr bei Tortoni ein Glas Gefrornes darbieten zu dürfen.

Während der Nacht thut er kein Auge zu, er denkt nur an die Qualen, die er hat erdulden müssen, er zürnt mit sich selbst über seine Schüchternheit. Den Tag darauf erscheint er dreister bei der Grausamen, die in der größten Betrübniß findet. Dies beunruhigt ihn, er bestürmt sie mit Fragen, wird zärtlich; endlich gesteht man ihm, daß man unter der drückenden Last von Schulden erliege und von hartherzigen Gläubigern auf das grausamste verfolgt werde. Welch ein glückliches Ereigniß für ihn, um geliebt zu werden! Er besinnt sich nicht lange; er bietet der schönen Leidenden sein Vermögen und sein liebendes Herz an. Flora Alba's trübe Mienen erheitern sich, ihr Mund lächelt und mit schmachtenden Blicken lispelt sie: „Schutzgeist meines Lebens!"

Sie giebt ihm keinen Korb, doch nur unter der Bedingung, daß sie mit ihm ehelich verbunden werde, will sie sein großmüthiges Anerbieten annehmen.

Flora Alba wird vielleicht den jungen Neuling in's Verderben stürzen; sie wird aber darüber sich keine Skrupel machen, in dem Wahn, daß sie nur das Wiedervergeltungsrecht gegen die Männer übt; haben sie ja ihr Herz verderbt!

— Jedermann freut sich des Frühlings, der diesmal im Winter zu uns gekommen ist, aber dem Prof. Gruithuisen in München war es vorbehalten, die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung zu ergründen; er fand sie in einem Loche in der Sonne, dem größten Loche, von dem man jemals gehört hat, da es viele Millionen Quadratmeilen groß sein soll, also wohl auch hinreicht, viel zu erklären. Aus diesem Loche strömt die Wärme, die uns bisher erfreut hat.

— Wissen Sie, wie man in Nordamerika die Hasen fängt? — Man fängt die Hasen in Nordamerika im Winter zur Nachtzeit; es muß aber sehr kalt sein. Man nimmt eine Laterne, thut ein brennendes Licht hinein, und geht damit hinaus auf ein Feld, wo viele Haasen sind. Dort setzt man die Laterne auf den Boden und versteckt sich hinter einen Busch. Die Hasen, die das Licht sehen, denken bei sich; Schock Schwerenoth, wo kommt denn die Laterne her? und schleichen neugierig näher. Sie setzen sich im Kreise herum und gucken in das Licht. Aber bei dem unverwandten Hinsehen gehen ihnen die Augen über, die Thränen laufen auf den Boden herab, und sie frieren fest. Wenn sie fest gefroren sind, tritt man vor, bricht sie ab und steckt sie in die Jagdtasche.

— Die Engländer sind ein praktisches Volk, nicht blos in Geschäftssachen. Sie haben z. B. ein Pfänderspiel, bei dem sie aber alle überflüssigen Nebensachen, also das Spiel und die Pfänder, weglassen und nur die Küsse beibehalten. Es wird ein Kreis gebildet; wer Lust hat, tritt ein, Herren und Damen in bunter Reihe. Einer der Herren steht in der Mitte und hält ein Stück Leder in der Hand, das er nach einer Weile einer der Damen überreicht, die ihm dafür einfach in die Mitte des Kreises folgt und ihm einen Kuß geben muß. Dann kommt die Reihe an die Dame; sie sucht sich einen Herrn aus, reicht ihm das Lederchen und springt ziemlich regelmäßig davon, der Herr ihr nach, holt sie ein und küßt sie. So geht es immer weiter und die Leser werden zugeben, daß dies sehr einfach — aber hübsch ist.

— Vor einiger Zeit gruben auf dem alten Burgplatz in Verden die Eisenbahnarbeiter eine Vase mit uralten Silbermünzen, sogenannte Bracteaten aus. Die Exemplare, die uns zu Gesicht gekommen sind, waren ziemlich gut erhalten. Es ist merkwürdig, daß an demselben Ort, der Sage nach, der Schäfer, der den Verdener Dom bis unters Dach gebaut hat, seinen Schatz gefunden haben soll.

— Die Ziegenböcke auf der fürstlichen Domaine zu Bockhausen haben eine Petition eingereicht und darin um einen monatlichen Beitrag von zwei Stangen Bartwichse nachgesucht.

(**Wie man in Frankreich vor der Revolution den Leuten durchhalf.**) Eines Morgens kam der Marquis von Montesquiou sehr eilfertig und geschäftig zum Grafen von Provence, nachherigem Ludwig XVIII., da er jedoch Gesellschaft bei ihm fand, näherte er sich ihm nicht sogleich. Der Graf hatte ihn aber bemerkt, und um sich auf gute Art seiner Umgebung zu entledigen, sprach er in einem ernsten Tone zu ihm:

„Haben Sie meine Befehle vollzogen?“

Bei diesen Worten zog sich die Gesellschaft in's andere Ende des Salons zurück, und der Graf und Marquis traten an's Kamin.

„Was bringen Sie Neues?“ begann der Erstere.

„Der Marquis von R . . . . . wünscht Sie zu sprechen,“ erwiederte Montesquiou.

„Hat die Sache Eile?“

„Ja, gnäd'ger Herr.“

„Betrifft sie mich persönlich?“

„Nein.“

„In diesem Falle mag der Marquis warten; wenn diese Herren fort sind, will ich ihn hören.“

Zu Versailles hatte jede Stunde ihre Bestimmung; die Anwesenden entfernten sich daher nach einander, und sobald sie fort waren, führte Montesquiou den Marquis beim Prinzen ein. Der Marquis war von gutem Hause, ein Mann von Verdienst, ausgezeichneter Militair, am Hofe geschätzt und sehr reich, obgleich er das Gegentheil versicherte, um seinen Freunden nicht borgen zu müssen. Er sah blaß und angegriffen aus.

„Mein theurer Marquis, was fehlt Ihnen?“

„Ach! gnäd'ger Herr, ein unglücklicher Vater steht vor Ihnen.“

„Ihr Sohn dient bei der Infanterie; vielleicht eine Duellgeschichte?“

„Nein, gnäd'ger Herr.“

„Oder ist die Frau Gräfin, Ihre Tochter, zu früh niedergekommen?“

„Sie befindet sich sehr wohl.“

„Welches Unglück hat denn Ihre Familie betroffen?“

„Ach!“ rief er, „wir sind Alle verloren, vernichtet, entehrt!“

Er bedeckte die Augen mit den Händen, begann aber nach kurzer Pause wieder;

„Doch welche Familie ist bei dem jetzigen Sittenverderben ihrer Ehre gewiß, da die Kühnheit der Verführer nicht einmal die geweihten Oerter schont! — Meine Tochter, die Aebtissi, sonst so klug, von so regelmäßigem Wandel, ihrer Regel so treu . . .“

„Nun?“

„Ist, zu meiner ewigen Schande, guter Hoffnung.“

Nur mit Mühe konnte bei diesem unerwarteten Geständnisse der Prinz ein lautes Gelächter unterdrücken, der Marquis aber beschwor ihn, ihm beizustehen, und hatte übrigens mehr wie einen Grund, so betrübt zu sein. Die Abtei brachte vierzigtausend Livres Renten ein, wovon die Aebtissin einen guten Theil an ihren Vater abgab. Wurde ihr Zustand bekannt, so war ihre Entlassung die nothwendige Folge davon. Der Prinz versprach indeß dem Marquis, für die Aebtissin und die Abtei zugleich zu sorgen.

Es wurde gegen Letztere ein Verhaftsbefehl unter dem Vorwande erlassen, daß sie sich unanständig gegen den König geäußert habe. Sie ward demnach aus dem Kloster abgeführt, kehrte nach Jahresfrist erleichtert dahin zurück, und war so heilig wie zuvor.

(**Ein Gaunerstreich origineller Art.**) Der Instructionsproceß gegen den Gauner **Rioustel** bringt fast täglich neue Beweise seiner Schurkenstreiche. So stellte er sich in den ersten Tagen des vergangenen Septembers, ganz schwarz gekleidet mit ernster Miene und würdiger Haltung bei einer Nätherin in der Rue de Provence zu Paris ein. Er kündigt sich nicht offen als Magistratsperson an, aber gleich aus den ersten Worten läßt er errathen, daß er einen strengen Auftrag zu erfüllen habe, bei dessen Ausführung er jedoch mit aller Schonung verfahren werde, welche die Menschlichkeit und das Wohlwollen fordere. Die junge Nätherin, mit der er zu thun hat, kann anfangs nicht begreifen, um was es sich eigentlich handle; aber er hält ihr ihre Unbeständigkeit, ihren Leichtsinn, den fortwährenden Wechsel ihrer Liebhaber vor; erklärte sich allmählich deutlicher, wie das Mädchen mit immer wachsender Verlegenheit antwortet und sich vertheidigt, und spricht zuletzt von der Achtung, die man der öffentlichen Sittlichkeit schuldig sei, von der Strenge der Ausnahmsverordnungen, und gibt der Nätherin zu verstehen, daß sie ziemlich schwer beschuldigt sei. — Wie man sich leicht denken kann, antwortet die junge Dame mit Entrüstung. Wenn sie Herrn **Charles** Besuch gestattet, so geschieht dies nur, weil er versprochen hat, sie zu heirathen, wenn Herr **Adolf** zu ihr kommt so kommt er als Freund, fast als Verwandter, Herr **Alphons** giebt ihr täglich Unterricht in der Orthographie, Herr **Arthur** lehrt ihr die **Polka**, Herr **Ernst** hat angefangen, sie zu malen, Herr **Theophile** studirt ihr eine Rolle ein, die sie auf einem Privattheater spielen soll, und auf ähnliche Weise sind die Besuche der andern gerechtfertigt, denn die Grisette geht in ihrem Eifer, sich zu rechtfertigen, einen ganzen Kalender von Taufnamen durch. — **Rioustel**, der ihr mit ernster Amtsmiene zuhört, und sich nicht durch ein Lächeln verräth, beruhigt sie mit der Versicherung, daß ihre Erklärungen sehr viel Wahrscheinliches hätten; er seines Theils halte sie für vollkommen wahrheitsgemäß, aber er müsse demungeachtet seine Pflicht erfüllen. Um Ihnen jedoch, fügte er hinzu, einen Beweis meiner Theilnahme zu geben, will ich Ihnen die Unannehmlichkeit ersparen, selbst vor der Polizei Ihre Aussagen wiederholen zu müssen, was ja einer Dame immer peinlich sein muß. Ich will meinen Bericht hier abfassen, Ihnen denselben vorlesen, und sie können ihn dann unterzeichnen. Nur das eine Hinderniß, fährt er fort, nachdem das Mädchen sein Herz in gerührter Danksagung entlastet, steht uns noch im Wege, daß ich kein Stempelpapier bei mir habe. Ich hatte nicht darauf gerechnet, so schnell überzeugt, ja gerührt zu werden, und ohne Stempel, wissen Sie, verehrte Demoiselle, ist jedes Protocoll ungiltig. — Die Nätherin erbietet sich sogleich, diese Schwierigkeit zu heben; **Rioustel** will nicht dulden, daß sie das Geld für den Stempelbogen auslege; er gibt ihr fünf Franken und bittet sie, den Rest ihm mit dem Papier zurückzubringen. — Sie eilt mit erleichtertem Herzen die Treppe hinab; aber kaum ist sie in der Hausflur, so vertauscht der Verwegene seine Rolle, bricht die Schränke

der Nätherin auf, und entflieht mit dem Gelde und den Kostbarkeiten, die er darin findet. (Elég. Ztg.)

(Liebeserklärung in der Bretagne.) In einigen Kantonen darf sich der Anbeter eines Mädchens demselben nur stumm nähern, und nachdem er sie ohne ein Wort zu sprechen gegrüßt, ergreift er das Band ihrer Schürze und beginnt damit, dieses um seinen Finger zu wickeln; entzieht ihm die Schöne dasselbe, so ist es ein schlimmes Zeichen und er mag sein Glück anderwärts versuchen, gestattet sie ihm aber dieses Spiel, so ist er seiner Eroberung zwar noch nicht gewiß, allein er kann auf die Ehre rechnen, sich als einen ihrer für diesen Tag erkorenen Tänzer betrachten zu dürfen.

— Zuerst sollten die preußischen Juristen, die Referendarien und Assessoren, keine Schulden machen; dann ging es auch an die Offiziere, an einen Stand, welchem die Volksmeinung das uralte Privilegium, Schulden haben zu dürfen, zuschreibt. Aber wie, hörte man manchal fragen, wer nun bei dem Erscheinen des Gesetzes bereits tief in Schulden sitzt? Wer durch diese geradezu gezwungen ist, neue zu kontrahiren? ɩc. Wie soll es einem solchen gehen? Wir wissen ein historisches Faktum als Antwort. Als Alexander der Große von seinem indischen Zuge nach Persien zurückgekehrt war, bezahlte er die Schulden aller seiner Offiziere, angeblich in einem Betrag von neunundzwanzig Millionen Thaler. So hätte es der König von Preußen machen sollen und dann erst jene Verordnung verlassen. Und doch scheinen diese macedonischen Gardeoffiziere das Schuldenmachen noch ganz anders verstanden zu haben, als die Preußischen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Wir sind im Stande, etwas über die neuen Moden des Frühjahrs mitzutheilen. Man wird folgende Kleider sehen: Pyramiden-Kleider. Dieser Name, der sich aus dem vorigen Jahre herschreibt, ist durch die ganz neue Schönheit der Muster erneuert worden. Darunter ist zuerst zu bemerken das Brandebourgs-Kleid, dessen napoleonblauer Grund weiße broschirte Muster hat, welche Posamentirarbeit ähnlich sehen; es ist mit einer breiten sehr reichen Bordirung ausgeputzt. Ein anderes, Kettchen genannt, in Grau und Kirschroth, hat leicht Muster, die leicht darauf hinlaufen und wie eine Stickerei in Kettenstich aussehen. Dann das Pompadourkleid, der wahre Luxus der Zeit Ludwigs XV. Der Stoff hat einen weißen Grund und ist mit Rosenknospen überstreut; dazu kommen zwei breite Volants, auf denen sich eine Blumenguirlande hinschlängelt, oder es hat Fliederzweige ɩc. — Der geringelte Pour de Soie ist besonders in Violett und Grün ausgezeichnet, die besten Frühlingskleider abte wird ein diagonalschinirter Stoff in Braun und Lila geben. Ueberhaupt werden die schinirten Stoffe viel getragen werden, weil die neuesten dieser Art mit bewunderungswürdiger Vollkommenheit gearbeitet sind. Auch in den Toilettendetails giebt es vieles Neue. Wir bemerkten z. B. den Noemi-Fichu, der neben dem garnirten Kragen einen sehr hübsch aussehenden Umschlagekragen hat und gewiß gefallen wird. Man macht sie von gesticktem Muslin oder von Spitzen. Der etwas bauschige, ausgeschnittene und mit Bändern verzierte Medici-Kragen hat den Adel jener, welche die berühmte Italienerin trug, welche sich auf den Putz so gut verstand wie auf die Politik. — Der Kragen à la Gondo, der durch ein zierlich gesticktes Blättchen vorn geschlossen wird, erinnert an die Koketterie der Abbés in den vergangenen Zeiten. — Die Cecilie-Chemisette ist bei den offenen Frühlingskleidern unentbehrlich, dabei von ganz neuer schöner Form. — Das Montespan-Tuch ist vorn offen und sein Busenstreif besteht aus über einandergelegten Blättern; es gefällt außerordentlich. Zu diesen Kragen trägt man mit Soutaschbörtchen besetzte Echarpes, die mit den Bändern wetteifern, welche man nur bei den Kragen früh trägt. Die Romane von Dumas haben das Publikum zu sehr beschäftiget, als daß sich nicht auch die Moden ihrer bemächtigen sollten. Wirklich hat man denn auch bereits Mercedes-Kragen mit Palmen-Stickereien und die Mousquetaire-Aermel, die man nicht blos an den langen Zeugärmeln trägt (wie auf dem Modenblatte bereits zu sehen ist), sondern auch an den kurzen Sommerärmeln tragen wird. Sie sind sehr hübsch und heben die schönen Arme vortrefflich heraus. Unter der großen Menge von Manchetten machen sich die Aramis-Manchetten bemerklich, die keine Dame entbehren mag. Das Neueste in Taschentüchern sind die von ungebleichtem Batist, die breite matte Festons und blos einen Namenszug haben. In den großen Häusern werden die Melodions immer mehr modisch, weil sich alle Melodien sehr lieblich auf ihnen spielen lassen. Bei Tafel herrscht ein immerwährender Luxus, der an das Mittelalter erinnert, namentlich an dem kostbarsten geschliffenen Glase, in reichem Porzellan und in den Messern und Gabeln. Die schönen Meubels à la Boule gewinnen täglich mehr Freunde und Verbreitung und die Thürvorhänge dürfen in keinem Zimmer mehr fehlen. Auch die Herrschaft der Teppiche wird immer allgemeiner und es dürfte jetzt wie in England, kaum ein gutes Haus in Paris oder ein Landhaus geben, in welchem nicht auch die Treppen mit Teppichen belegt wären. Ganz Paris beschäftigt sich mit der kostbaren Ausstattung der Großfürstin Olga, der Braut des Kronprinzen von Würtemberg, denn das meiste derselben wird in Paris geliefert, von dem Diadem, welches bereits ausgestellt ist und über eine Million kosten soll, bis zu den verschiedenartigsten Taschentüchern herunter, die theils kostbar gestickte Wappen, theils einfache, zierlich gestickte Guirlanden, sämmtlich aber eine kleine gestickte Krone haben.

Herren-Mode. Die Taille aller Kleidungsstücke, der Fracks, Röcke und Palletots wird fortwährend sehr lang und ziemlich breit getragen. Die Kragen und Revers dagegen sind etwas minder breit, die Knöpfe von mittlerer Größe und weit auseinander. An den Palletots-Röcken und andern trägt man noch immer gern Einfassungen von Borte und ihre Mannigfaltigkeit ist so groß wie die Verschiedenheit des Geschmacks. Sehr modisch sind die Taschen auf der Brust; man trägt sie an den Paletots, den Röcken und selbst an den Fracks; sogar die Kinderjäckchen wollen diesen Schmuck nicht entbehren, denn für eine Art Schmuck oder Ausputz sieht man diese Taschen allerdings an.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hut mit Bandausputz. Oberrock, das Leibchen offen und mit Revers. 2. Shawl mit Kragen. 3. Twine, carrirte Beinkleider. 4. Frack mit runden Schößen. 5. Häubchen mit runden Borden, umgeben von Band, mit einer Schleife vorn (Hausfrauenhäubchen genannt.) Kleid von Taffet und mit Atlas-Revers, auf welchem schmale Sammetstreifchen aufgenäht sind, eben solche Revers von dem Rocke herab in zwei Reihen, oben schmal, unten breiter, in der Mitte, wie am Leibchen herab, mit Stahlperlen ausgeputzt. Hohes Leibchen, ganz enge Aermel. Die Stahlknöpfe sind unter einander durch ein Stahlkettchen verbunden.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 3. **A. Büchner.** Redacteur. **1846.**

Die Begum Somru.

(Fortsetzung.)

Die Königin bemerkte ihn zuerst und schoß sogleich ihre englische Doppelflinte auf ihn ab; aber die unruhigen Bewegungen ihres Elephanten machten den Schuß unsicher. Die Tiger, wenn sie nicht verwundet sind, legen sich platt im Gesträuche nieder, und entziehen sich so den Blicken der Jäger. Diese aber drangen vor, um ihn zu finden. Einige Schritte weiter sah man ihn sich wieder erheben, allein er zog sich langsam zurück und blickte nur dann und wann sich nach seinen Verfolgern um. Da traf ihn eine Kugel aus Sombres Karabiner in die Seite und alsbald veränderte sich das Ganze. Der Tiger machte einen Satz zurück, schlug seine Flanken mit dem Schweife, kroch dann vorwärts, stieß einen fürchterlichen Schrei aus und warf sich auf die Jäger. Die Elephanten ergriffen sogleich die Flucht. Vergebens ermuthigten sie die Kornaks; sie zerrissen ihnen den Hals mit der Spitze ihrer Spieße, um sie zur Wuth zu reizen; Alles blieb vergebens. Zum ersten Male blieben diese Thiere auch gegen die Stimme ihrer Mahauts taub. Einer der Elephanten stürzte gegen einen Baum, mit weit ausgedehntem Geäste, zertrümmerte es mit seiner Wucht, allein auch der Sitz mit dem Eisengeländer ging dabei zu Grunde, und die Jäger wurden getödtet, die sich nicht schnell genug diesem furchtbaren Stoße entziehen konnten.

Nur der Elephant der Königin war allein auf dem Schlachtfelde geblieben. Er zitterte, aber er floh nicht; das war die Frucht der Abrichtung. Es war ein Veteran, den mehr als eine Narbe schmückte und den Beweis lieferte, daß er schon oft dem Tode eines Tigers beigewohnt hatte. Jetzt war der Tiger auf den Elephanten gesprungen und hing mit Zähnen und Krallen an dessen Seite. Der Elephant machte die heftigsten Anstrengungen, um ihn sich vom Leibe zu schaffen; allein es war vergebens. Nicht einmal die Pistole, welche die Fürstin ihm in das Ohr abfeuerte, fruchtete, und nur als Sombre mit dem Beile mehrere Streiche nach ihm geführt hatte, ließ er seine Beute fahren. Der blu-

tende Tiger fiel zwischen die Beine des Elephanten zu Boden, der ihm sogleich seinen breiten Fuß auf die Brust setzte. Zermalmt von dieser fürchterlichen Gewalt, verendete der Tiger mit einem wüthenden und schmerzvollen Schrei.

Ein Theil der Flüchtigen hatte sich inzwischen versammelt, denn es blieb noch ein Feind zu tödten. Man drang in Reihen geordnet vor, um seiner Spur habhaft zu werden. Lange war alles Suchen vergebens, denn die Schwierigkeit des Bodens mehrte sich mit jedem Schritte. Die sumpfigen Jongles hatte man bereits hinter sich, und war zu einem Walde prächtiger Tulpenbäume gelangt, der ringsum von dichtem Strauchwerk eingeschlossen war. Die Vordersten hatten die Tigerin sich in diesen undurchdringlichen Versteck flüchten gesehen; wer aber besaß den Muth, ihr dahin zu folgen? Die Gefahr war verdoppelt; aber Sombre und die junge Königin kannten die Furcht nicht. Nirgends sah man einen Weg; überall nur verschränkte Äste. Allein auf ein Wort des Mahants stieß der Elephant mit seiner mächtigen Stirne gegen die Bäume, die ihm im Wege standen, dann umschlang er sie mit seinem Rüssel und bog sie zur Erde nieder, so daß er seinen Fuß auf die Stämme setzen konnte. Das Holz krachte, die Wurzeln quollen gleichsam aus dem Erdreich hervor und die Bahn war gebrochen, als ob die Axt oder eine Windhose den Wald niedergeschmettert hätten.

Der königliche Elephant war immer an der Spitze der Kolonne; er hatte eben wieder einen mächtigen Stamm mit dichtem Laube entwurzelt, als er plötzlich mit allen Zeichen der Wuth zurückdrängt. Die Tigerin, die sich bis in ihren letzten Versteck verfolgt sah, war nach seinem Kopfe gesprungen. Mit der einen Tatze hatte sie sein Auge erreicht, während die Andere ihm den Rüssel zerfleischte. Vom Schmerze zur höchsten Wildheit getrieben, stürzt der Elephant auf die Knie und heftet mit seinen großen Zähnen die Tigerin an den Boden fest. Sombre und die Königin wurden durch diese gewaltsame Bewegung des Kolosses weit ab von ihren Sitzen in das Dickicht geschleudert. Sombre erholt sich zuerst und hebt die Königin, die vom Sturze betäubt ist, auf; nur mit Mühe gelingt es ihm, sie von dem gräßlichen und großartigen Schauspiele zu entfernen, das immer noch gefahrbringend für die Zuschauer ist.

In jenem Augenblicke der glücklich abgewendeten Gefahr sollen die ersten Schwüre der Leidenschaft, die ersten Geständnisse zwischen dem glücklichen Abenteurer und der schönen Königin ausgetauscht worden sein; in jenem Augenblick errang der sogenannte General Sombre einen Thron, auf dem er sich 10 Jahre hindurch mit Glück und Ruhm behauptete. Bald darauf übte er einen so mächtigen Einfluß auf seine königliche Geliebte, daß sie das Christenthum annahm und sich europäischen Sitten unterwarf. Zum Katholicismus bekehrt, vermählte sie sich mit Joseph Sombre nach den Ritualgebräuchen desselben und führte seinen Namen bis an ihren Tod. Die Liebesgeschichte der Begum und des französischen Abenteurers kann als eine der seltsamsten Episoden der neueren Geschichte Hindustans betrachtet werden. Gleichwie der Anfang dieser Erzählung, so wird auch noch weiterhin die Geschichte oft den Anschein eines Romans annehmen, jedoch ist es die Wirklichkeit, die hier den Gang einer dichterischen Erfindung nachahmt; nichts in dieser Erzählung ist erfunden. Ehe wir jedoch weiter gehen, müssen wir einige politische Erinnerungen in unseren Lesern aufzufrischen suchen.

Vor diesem Ereigniß, das über seine Zukunft entscheiden sollte, hatte Sombre schon eine glänzende Stelle in den Kriegen jenes Landes behauptet. Ein Franzose Namens Law, ein Zögling und vormaliger Adjutant des bekannten Bussy, befehligt 1760 einen kleinen Trupp seiner Landsleute im Dienste des Mogul. Sombre war damals 19 Jahre alt und bekleidete in dem Corps den Rang eines Sergeanten. Die Tapferkeit des jungen Menschen sollte bald erprobt werden. Der Kampf zwischen den englischen Machthabern und dem Großmogul war unvermeidlich. Es war der Zeitpunkt, in welchem Clive den Grund zur großen Macht Englands in Indien legte. Gleich dem Franzosen Dupleix, der sich in Dekan erhoben und einen Nawab von Karnatik geschaffen hatte, hatte Clive einen Nawab von Bengalen in Hindustan gemacht, um dereinst diese seine Kreatur, seinen Sclaven, zu beerben. Der Moment zur Usurpation war indeß noch nicht gekommen, denn der jetzt so reiche Schatz der Compagnie war damals leer, und der Plan des klugen Statthalters hatte nicht die volle Zustimmung des Mutterstaates erhalten. Clive war nach Europa gegangen, um sich persönlich mit Pitt zu verständigen, und hatte den Rath von Indien beauftragt, den unglücklichen, gänzlich beraubten Fürsten Mir Giaffer, als Nawab von Bengalen durch seinen Schwiegersohn Mir Kassim in dieser Würde zu ersetzen, der noch einigen Reichthum besaß, den man ihm auch abnehmen wollte. Mir Kassim übernahm es, als er an die Stelle seines Schwiegervaters trat, dessen Schulden alle zu bezahlen, die Einkünfte von drei neuen Distrikten, Burdwan, Midnapur und Chittagong der Compagnie zu überweisen und endlich der Stadt Kalkutta eine Summe von 5 Lak Rupien (ungefähr

700,000 Gulden) zum Geschenk zu machen. Diese neuen Hilfsquellen setzten die Compagnie in den Stand, den rückständigen Sold der Truppen zu bezahlen, und diese dadurch zu neuen Thaten ermuthigt, setzten die Regierung in den Stand, den Großmogul selbst anzugreifen und ihm die fruchtbare Provinz Bahar zu entreißen.

Schah Alum (wörtlich: König der Welt), so nannte sich der arme Kaiser Hindustans, kannte zuwohl die Absichten der Compagnie, und wünschte nur seine schönste Besitzung zu retten; da griff ihn im Juli 1761 der englische Major Kaenak mit seinen Truppen und denen Mir Kassims vereint an. Schah Alum konnte mit seinen schwachen und undisciplinirten Kräften keinen Widerstand leisten; bei dem ersten Kanonendonner entfloh er und ließ Alles dem Feinde. Bei dieser Gelegenheit haben wir einen schönen Zug von unserem Helden zu berichten. Als der Großmogul die Flucht ergriff, folgte ihm auch das kleine Corps Franzosen, das in seinen Diensten stand, bis auf ihren Anführer. Law allein konnte es nicht über sich gewinnen, das Schlachtfeld als Flüchtling zu verlassen. Er setzte sich, den Rücken an eine Kanone gelehnt, das Gesicht dem Feinde zugekehrt, und erwartete so den Tod. Bald jedoch bemerkte er, daß er nicht blos allein war. Zwei junge Leute saßen hinter ihm; der Eine war ein Cipaye, Namens Raja-Ram, dessen Tapferkeit er kannte; der Andere war Joseph Sombre. Vergebens forderte er sie auf, ihr junges Leben zu retten; sie verharrten fest bei ihrem Chef. Inzwischen nahte sich der Major Kaenak in Begleitung des Kapitains Knox mit einem Detaschement, um sich der zurückgelassenen Artillerie des Kaisers zu bemächtigen. Karnak hatte kaum die französischen Offiziere erblickt, als er sich mit entblößtem Haupte ihnen näherte und mit der, der unglücklichen Tapferkeit schuldigen Achtung sie aufforderte, sich zu ergeben. Law erklärte, daß er überall hin folgen würde, wenn man ihm seinen Degen lassen wolle, allein daß er sonst den Tod verziehe, indem seine Ehre an diese Waffe unzertrennlich geknüpft sei. Ein schmeichelhaftes Murren durchlief die Reihen der englischen Offiziere; man lobte Laws Standhaftigkeit und sein Degen wurde ihm gelassen. Die heftige Bewegung, in welche dieser Vorfall den tapfern Offizier versetzt hatte, ließ ihn nicht gleich an seine eben so tapfern Gefährten denken, und er erinnerte sich erst, daß zwei junge Leute den Tod mit ihm theilen gewollt, in dem Augenblicke, als er sich anschickte, dem englischen Major zu folgen; allein er suchte die Beiden vergebens; nachdem die Gefahr vorüber war, hatten sie es für besser gefunden, ihre Freiheit zu bewahren.

Zum zweiten Male finden wir in den Annalen des Krieges in Indien Sombres Namen, und zwar im Jahre 1794 erwähnt. Er war im Heere Mir Kassims, bei welchem er nach der oben erwähnten Schlacht eine Abtheilung befehligte. Die Umstände waren bedeutend verändert. Die Geldgier der englischen Beamten hatte bereits alle Reichthümer Mir Kassims erschöpft; er suchte jedoch ihren stets neuen Anforderungen dadurch zu genügen, daß er seine Unterthanen aussog. Die unter seinem Vorgänger reich gewordenen Eingeborenen mußten nach und nach Alles wieder herausgeben; allein auch dieses Mittel war erschöpft und alle Quellen waren versiegt. Nur ein Häuptling, den aber die Engländer in Schutz genommen hatten, war noch zu plündern übrig. Aber zu Mir Kassims Unglück starb dieser Mann während der über ihn verhängten Martern, ehe er den Ort genannt hatte, wo er seine Schätze verborgen hielt. Mir Kassim sah sich nun ohne Geld einer Macht gegenüber, die durch seine Unbedachtsamkeit einen treuen Anhänger verloren hätte. Der hohe Rath von Indien neigte sich auf die Seite der Mir Kassim feindlichen Parthei. Der Gouverneur und Warren Hastings, der damals noch eine untergeordnete Stelle im Civildienst einnahm, unterstützten ihn allein noch, jedoch ohne Erfolg, so daß er sich ohne alle Mittel stets neuen Anforderungen nicht mehr gewachsen sah. Die englischen Kaufleute rissen das Handelsmonopol an sich, schlugen seine Zollwächter, und ihm war es jetzt selbst verboten, die Abgaben zu verringern, welche auf seinen Unterthanen lasteten, die er jedoch nicht empfing. Es war klar, daß man ihn durch den Ruin seiner Staaten zur Abdankung zwingen wollte. Ellis, ein Mann von heftigem Charakter und Mir Kassims persönlicher Feind, war absichtlich zum Residenten in seiner Hauptstadt Patna gewählt worden, und schickte sich dort an, ihn mit gewaffneter Hand anzugreifen.

Als Mir Kassim über das, was man mit ihm vorhatte, außer Zweifel war, entschloß er sich zu handeln. Das Erste war, daß er Fahrzeuge mit Waffen, welche Ellis von Kalkutta nach Monghye kommen ließ, wegnahm. Feindseligkeiten waren die Folge; ein Mitglied des großen Rathes von Indien, Ampat, verlor dabei das Leben; Ellis und sein Gefolge wurden zu Gefangenen gemacht. Von diesem Augenblicke an erklärte der Rath, trotz dem Widerspruche Warren Hastings, Mir Kassim des Thrones verlustig und Mir Giaffer als seinen Nachfolger auf demselben.

(Fortsetzung folgt.)

Die blonden Locken.

Ich war einem der barmherzigen Brüder empfohlen und dieser wurde mein Führer in dem Kloster, dessen Einrichtung ich bei meiner Reise durch die merkwürdige Hauptstadt kennen lernen wollte. Der geistliche Bruder empfing mich mit dienstfertiger Freundlichkeit. Das lang gewohnte Betragen an Krankenbetten hatte aus seiner Miene alles Herbe weggewischt. Seine Stimme war weich und einer Zartheit fähig, die selbst den schwächsten Kranken nicht erschrecken, den gereiztesten nicht verletzen konnte. Sein Gang war eilig aber leicht, um zwischen Schlafenden geräuschlos den Dienst für Wachende zu versehen.

Er führte mich durch die Krankenzimmer, und ich fand, daß alle seine Mitbrüder, die ich hier wirken sah, in diese Schilderung paßten. Nur Einer fiel mir darunter auf, nicht dadurch, daß ihm etwas von diesem gemeinsamen Aeußeren gefehlt hätte, sondern durch den Geist, der bei ihm die Form belebte und überall durchleuchtete, während man bei den anderen zweifeln konnte, ob es nicht blos Erfüllung des Gelübdes, und das Gepräge echter Münze sei.

Der hagere große Mann, augenscheinlich das Muster der andern, fesselte meine Aufmerksamkeit, und ich fragte meinen Begleiter, ob dieser mich seinem Mitbruder nicht vorstellen wolle.

Wenn Sie es wünschen, gerne; aber er wird Ihnen kaum eine andere Frage machen als: Sind Sie krank?

Und wenn ich Nein antworte?

So läßt er Sie stehen. Er beschäftigt sich ausschließend mit dem leidenden Theil der Menschheit, ohne sich mit den andern Brüdern eine Erholung zu gönnen.

Und war er immer so verschlossen gegen alle Gesunde? fragte ich.

Ich machte fast die einzige Ausnahme bei seinem Eintritt in unser Kloster. In mein Herz schüttete er damals seine Gefühle, um dadurch sein Betragen verständlich zu machen, wie er sagte. Und dort erzählte er mir umständlich die Begebenheit, die ihn bewog, sich in unsere Krankenzimmer aus der Welt zurückzuziehen. Seitdem beschränkt sich unsere Verständigung gewöhnlich nur auf einen Händedruck, und dabei sieht er mir forschend in's Auge, als ob er frage: Nicht wahr, so wird es wieder gut werden?

Sind Sie zur Geheimhaltung der Geschichte verpflichtet? fragte ich ihn mit angeregter Neugier.

Ich kann sie Ihnen erzählen, wenn Sie sich nicht scheuen, ein Lebensbild zu sehen, dessen Züge den Betrachter mit Schauder erfüllen. — Doch hier sind wir gestört, es ist die Stunde, in der die Verwandten ihre Kranken regelmäßig besuchen.

Wo ist denn der Ordensbruder, von dem wir reden, hingekommen? fragte ich, und suchte ihn mit meinen Blicken, um mir sein Bild tief in die Seele zu prägen, zum Verständniß seiner Geschichte.

Er zieht sich in der Besuchstunde zurück, um keiner Frau zu begegnen, sagte mein Begleiter.

Sind ihm denn die Frauen noch verhaßter, als gesunde Männer?

Sie werden Ihren Scherz zurücknehmen, wenn Sie aus seiner Geschichte erfahren, warum der Anblick eines Frauenhauptes ihn mit Entsetzen erfüllt. —

Ich erschrak vor dem unbekannten Grunde, und folgte schweigend dem Klosterbruder in seine Zelle.

An seinem Familiennamen wird Ihnen nichts gelegen sein, begann der Bruder, sein Klostername ist Severus. Wenige Meilen von der Hauptstadt ist er geboren, und in früher Jugend kam er hierher, um nach seiner Eltern Wunsche hier seine Studien zu machen.

Die Eltern waren unbemittelt, und konnten ihm nur wenig geben, so daß er bei der Eitelkeit, seine schöne Gestalt durch eine sorgfältigere Kleidung zu heben, selten aus Nahrungssorgen kam, und somit wurde der ihm angeborene Leichtsinn, fast der einzige Fehler bei vielen guten Eigenschaften und glücklichen Geistesgaben, künstlich niedergehalten.

Seine Eltern wünschten, er sollte ein Theolog werden, er wählte aber die Arzneikunde zu seinem Berufsstudium, und gelangte unter Entbehrungen und mühsam dahin, daß er sich den Doctoratsprüfungen unterziehen konnte.

Ehe er an diese letzte anstrengende Arbeit ging, wollte er sich noch einmal vergnügte Studenten-Ferien in seiner Eltern Hause machen. Er hatte noch eine andere Angelegenheit, die er während dieser freien Zeit schlichten wollte. Die Promotionstaxen konnten seine Eltern aus Eignem nicht mehr bestreiten, wenn sie gegen die übrigen Kinder nicht ungerecht sein wollten, und man rieth ihm zu thun, was schon Andere in derselben Lage thaten: er solle sich eine Braut suchen, deren Eltern mit einem Theil des Heirathsgutes den Doctormantel um die Schultern des künftigen Schwiegersohnes hingen.

Mit dieser Absicht erschien der junge Mann, ein schmucker Brautwerber in seiner Heimath. Seine herrliche Gestalt, sein jugendfrisches Gemüth, zogen die Au-

gen aller Mädchen auf sich, und als seine Ansprüche bekannt wurden, fing man in manchem besseren Hause des Städtchens und in den benachbarten Ortschaften an, zu rechnen, und ging hie und da noch sicherer, indem man nach der runden Summe der Taxen bei bereits graduirten Aerzten fragte.

Der geschmeichelte junge Mann betrachtete bald das Geschäft als einen Verkauf seiner Hand und seines Herzens, und wollte wenigstens dieses auch seine Bedingungen machen lassen. Das Mädchen sollte doch im schlimmsten Falle schön, jung und liebenswürdig sein, und bald gewöhnte er sich daran, nur diese Eigenschaften zu prüfen, während er seinen Eltern die Untersuchung der Vermögensumstände überließ. Später eilte er seinen Eltern in dieser Untersuchung voraus und namentlich als er die junge Regina des Stadtschreibers Tochter sah, welche sehr schön und außerordentlich liebenswürdig war. Schnell war die Bekanntschaft eröffnet, Liebe um Liebe geschworen und die Eltern kamen mit ihrer Rechnung zu spät, als sie genau bewiesen, die Mitgift dieses Mädchens sei so gut, wie gar keine.

Die Hindernisse regten Beide an, sich mit festeren Schwüren zu verbinden, die heimliche Liebe zog sich ins Verborgene.

Wenn ich auch zwei oder drei Jahre brauche, um meine rigorosen Prüfungen zu vollenden, ich werde mir schon durch Nebenarbeit indessen die Taxsumme erwerben. Ich lasse mich von einem ausübenden Arzte zum Gehülfen oder selbst zum Krankenwärter gebrauchen. Die schlaflosen Nächte sollen mir schöne Lebenstage an Deiner Seite bringen. Mit diesem Versprechen schied Severus von seiner Verlobten, die in banger Ahnung sich an seinem Halse anklammerte, als könne sie sich nicht trennen.

In kurzer Zeit schrieb er, daß ihm das Glück günstig sei, der Doctor habe ihn bei einer Nervenkranken als Wartarzt verwendet, und er sei überaus reich honorirt worden; er hoffe, in anderthalb Jahren den langersehnten Hut zu tragen.

Regina schrieb ihm durch einen vertrauten Collegen, sie sei unwohl.

Suche einen Vorwand, in die Stadt zu kommen, antwortete ihr Severus.

Es kam weiter kein Brief, und Severus scheute sich, offene Kunde von Regina einzuziehen. Wie es aber der Wahrheit näher liegt, er forschte gar nicht nach und hatte auch nicht Zeit, nachzuforschen, denn nächst seinen Studien nahm eine neue Leidenschaft seine ganze Seele ein. Die Kranke, welcher er im ersten Brief an Regina erwähnte, war ein junges Mädchen, welche seine äußerste Sorgfalt von dem Tode rettete, dem es ein heftiges Nervenfieber nahe gebracht hatte. Die reichen Eltern überhäuften den Lebensretter mit Freundschaftsbeweisen, bei der Tochter wurde die Dankbarkeit zur Liebe. Kein Hinderniß stand der Ehe im Wege. Die Eltern kannten keinen Wunsch, als die Befriedigung der Wünsche ihres Kindes, und Severus lernte das schöne, engelmilde Mädchen in der Verklärung einer reichlich genossenen Bildung bald lieben. Er wohnte im Hause der Eltern, er saß an ihrem Tische, er fuhr mit Ottilien aus, die Gewohnheit webte immer stärkere Bande um die beiden jungen Leute.

Severus dachte zwar öfter an Regina, aber sie schrieb nicht; vielleicht war ihre Krankheitsgeschichte gar ein ersonnenes Mittel, ihn unausweichlich zu fangen, und jetzt, wo der erwünschte Erfolg fehlte, muß sie wohl schweigen. Ich will nicht grübeln, schloß er seine Betrachtungen, band die blonde Locke, die er in Papier gefaltet auf der Brust trug, vom Halse los, und legte dafür eine schwarze Locke von den Haaren, die er Ottilien in ihrer Krankheit, in welcher sie heftige Kopfschmerzen hatte, diese zu lindern, abschnitt, in das Papier, um diese hinfort auf seinem Herzen zu tragen.

Dabei überraschte ihn Ottilie und brachte ihn in nicht geringe Verlegenheit. Doch bald hatte er die Fassung wieder, ihr zu erklären, die Locke sei von einer Leiche mit merkwürdiger Haarfülle, und daß sie sehe, wie werthlos ihm die Sache sei, warf er sie in den Kamin. Die frisch ersonnene Lüge half ihm heraus, aber es blieb doch ein kleines Mißtrauen in dem reizbaren Mädchen zurück, welches bald als Neckerei über blonde Haare, bald in ernsterer Anspielung wiederkehrte.

Severus beeilte sich, der ersten strengen Prüfung sich zu unterziehen, in welcher ihn die Anatomie am meisten beschäftigte. Um ungestörter zu sein, nahm er öfter aus dem Krankenhause einzelne Glieder mit nach Hause, und hatte ein Zimmer zu diesen Versuchen eingerichtet, das an sein Wohnzimmer anstieß. Die Fenster gingen in den Hofraum und eine Hintertreppe führte dahin. Ueber diese schleppte nun der Anatom die Cadaver herbei, und ließ sie wieder wegbringen, eine Bedingung, welche ihm Ottiliens Eltern, die in demselben Stockwerk mit der Aussicht auf die Gasse wohnten, setzten, weil sie solche Gegenstände scheuten.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Constantinopel.) Die Grenzboten berichten: Ohne Scherz, das Morgenland hat noch einen Himmel, wie vor drei- oder viertausend Jahren, einen Himmel im biblischen Sinne des Wortes. Wer es nicht glauben will, der lese die Zeitungen. Seltsam genug, daß diese Kinder der modernsten Prosa solche wunderbare Botschaft bringen müssen. Im Courier de Constantinople, wie im englischen und französischen Blättern, wird vom 24. Januar aus Kleinasien berichtet: Es war Noth und Theurung im Lande. Man hatte zwar keine Aufstände und Unruhen zu befürchten, denn der Hunger war nicht künstlich erzeugt durch Proletarierzustände, sondern ein natürlicher, der alle Menschen traf; es wurden auch keine Sammlungen veranstaltet und die Reichen tanzten nicht zum Besten der Armen. Polizei- und andere Behörden waren unthätig, aber der Himmel erbarmte sich und ließ Manna fallen mehrere Tage lang; schöne, kostbare Manna in Stücken von Haselnußgröße und in reichlicher Menge, wie zu jenen Zeiten, als die Kinder Israels durch die Wüste zogen. — Ach, warum fällt bei uns kein Manna vom Himmel? Warum nicht auf Schlesien, auf Irland oder auf Sicilien? Diese beiden Inseln sind ja fromm und gläubig. Und doch, wer weiß! Selbst die mährchenhafte, aber authentische Kunde aus Kleinasien hat einen Nachsatz, der nichts weniger als an die Zeiten der Wüstenwanderung Mosis erinnert, sondern gewaltig nach der Prosa europäischer Civilisation schmeckt. Man höre! Die himmlische Gabe war schnell zu einem Handelsartikel wie jeder andere geworden; „die Manna," heißt es „wurde zu 12 Piaster der Kilo verkauft, wie das Getreide." Wahrscheinlich sind die Einsammler und Verkäufer auch mit einer Steuer belegt worden. — Aber das Allerschönste ist, daß ein französischer Naturforscher in Jenischer sich sogleich an eine chemische Untersuchung des himmlischen Segens gemacht hat, um die wunderbare Erscheinung auf eine natürliche Weise zu erklären. So wird die Bildertafel nun um ein Wunder ärmer werden!

— In London steht bekanntlich eine hohe Denksäule zur Erinnerung an den großen Brand von 1666 und die Selbstmörder benutzten „das Monument" nicht selten, sich von der Galerie oben herabzustürzen. Jetzt ist das Herunterstürzen unmöglich gemacht. Der Letzte, welcher in dieser Weise den Tod suchte, war ein reicher Kaufmann. Die drei Brüder G. hatten einige Millionen auf der See schwimmen; sie machten Geschäfte mit Amerika. Es war aber während der berühmten Geldkrisis und bei den Amerikanern wurden die Bankerotte so häufig, wie in Folge davon bei den Engländern die Selbstmorde. Eines Tages nun erhielt Herr G., der Chef des Hauses, die Hiobspost, daß sein und seiner Brüder Vermögen verloren sei. Im ersten Anfange der Verzweiflung stieg er die Wendeltreppe des Monuments hinauf. Es sind viele viele Stufen und mühsam zu ersteigen, wie es vielleicht die Stufenleiter gewesen, die den Unglücklichen auf den Gipfel des Reichthums gebracht. Man sollte nun denken, ein Selbstmörder müsse während des Hinaufklimmens so gut wie ein anderer gezwungen sein, manchmal auszuruhen und also Gelegenheit haben, sich eines Bessern zu besinnen. G. besann sich nicht. Als der zweite G. den Ruin seines Hauses und den Tod seines Bruders hörte, jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Der jüngste Bruder war zum Glücke auf dem Lande, denn als er einen Tag nach der Katastrophe in die Stadt kam, konnte er füglich sich weder erschießen noch aufhängen, sondern höchstens den Verstand verlieren; er hörte nämlich nicht nur von dem traurigen Ende seiner Brüder, sondern auch, daß ihr Selbstmord doppelt thöricht, weil die verhängnißvolle Hiobspost eine falsche gewesen. Statt eines Verlustes von drei oder vier Millionen stellte sich ein eben so großer Gewinn heraus. Der jüngste Bruder beerbte die andern und wurde durch sein Familienunglück in einem Tage dreimal so reich als er gewesen; den Verstand aber verlor er nicht.

(Döbler ein Bigamist.) In der Prager Zeitung wird seine Vermählung mit dem Fräulein Scheremeteff angezeigt. Bekanntlich ist aber der glückliche Bräutigam der Kompositeur Döbler. — Frau Döhler würde diesen Druckfehler für ein fatales Rebelbild halten.

(Neue Rache einer Eifersüchtigen.) Ein sehr schöner Mann kam bei seiner Frau in den Verdacht, einer ihrer Freundinen zu stark den Hof zu machen. Die Freundin schwärmte besonders für das ausgezeichnet schöne, langgelockte, blonde Haar des Mannes, auf welches er selbst nicht wenig stolz war. Eines Morgens sagte seine Frau zu ihm: „Dein Haar ist auf der einen Seite länger als auf der andern, komm' her, ich werde es Dir g'rade schneiden." Der Mann setzte sich vor den Spiegel, wird ab.r von der Frau von da weggeschoben, unter der Ausrede, die Sonne steche sie an der Stelle in die Augen. Kaum hat er ihr Folge geleistet, so ergreift sie die Scheere und schneidet ihm im Nu das Haar an der einen Seite ganz kurz weg. Er raste, tobte — am Ende blieb ihm nichts übrig, als die Frau zu bitten, ihm auch an der andern Seite das Haar gleichmäßig abzuputzen. „So gefällst Du mir viel besser" — sagte sie ihm, als dies geschehen war. Nachmittags kam die gefürchtete Freundin, die, als sie den Kahlgeschorenen erblickte, ihrer Lachlust nicht Meisterin werden konnte. Der Mann schämte sich deshalb dermaßen, daß er fortan der Dame überall aus dem Wege ging, wo er ihr begegnete. So müssen die armen Ehemänner immer Haare lassen, wenn sie unter dem Pantoffel eifersüchtiger Frauen stehen.

— Ein Hr. Raphael Uziel in Smyrna hat eine jüdische Zeitschrift in spanischer Sprache unter dem Titel: „Die Pforten des Orients" gegründet.

(Der marokkanische Gesandte.) Ben-Achache, der moroccanische Gesandte in Paris, ist in seinem Lande, was die Rohan's oder die Montmorencys im fünfzehnten Jahrhundert in Frankreich waren. Als ein Gesandter an den Großsultan in Frankreich abgeschickt werden sollte, ließ der Kaiser von Marocco den Ben-Achache kommen, und sagte zu ihm: „Meine Wahl ist auf Dich gefallen — geh!" — Ein civilisirter hoher Herr würde sich erst erkundigt haben, wie hoch sich die dafür ausgesetzten Appointements beliefen, unser nicht civilisirter Großer aber nahm gegen Versatz der Hälfte seiner Güter zwei Millionen auf, und reiste sofort ab. Er glaubte die Ehre, welche ihm von seinem Gebieter erwiesen worden war, mit dem Aufwande eines Theils seines Vermögens nicht zu theuer zu bezahlen; auch spendete er, seit er den französischen Boden betreten, das Gold mit vollen Händen. In seiner Art ein be-

turbanter Richelieu, will er von dem, was er mitgebracht hat, nichts wieder zurücknehmen. — Unter all' den pariser Schönen hat nur eine einzige, eine Marquise aus der Vorstadt Saint-Honoré, jung, blond, reizend, kurz ganz so, wie Rubens sie sich zu einer Magdalena zum Muster genommen haben würde, vor Ben-Achache Gnade gefunden. Bei ihrem Erblicken lächelte er in seinen schwarzen Bart, und flüsterte seinem Dragoman auf Arabisch zu: „Die mag einen schönen Thaler gekostet haben!

(Die Folgen eines Maskenballes.) Auf den öffentlichen Bällen in Paris ist die Aufmerksamkeit des Polizeibeamten immer besonders auf solche Tänzer und Tänzerinnen gerichtet, welche durch groteske oder unanständige Geberden ein öffentliches Aergerniß geben. Bei dem ersten Maskenballe im Opernhause wurde ein junges Frauenzimmer eines solchen Excesses wegen verhaftet, und vor den Polizeicommissär geführt. Die allzuextravagante Tänzerin war in einem reichen Costüm à la Marquise Pompadour, und gehörte einer achtbaren Familie an. Mehrere distinguirte junge Männer legten ein gutes Wort für sie ein, und suchten ihr unstatthaftes Benehmen durch ein Champagnerräuschchen zu entschuldigen; allein der Polizeicommissär blieb unerbittlich. Alles was er thun konnte, um seine Amtspflicht mit der einem Frauenzimmer vom Stande schuldigen Rücksicht zu vereinigen, bestand darin, daß er ihr gestattete, sich von zwei Agenten begleitet, in ihre Wohnung zu begeben, dort ihre gewöhnlichen Kleider anzulegen, und sich dann auf die Polizei-Präfectur führen zu lassen. In dem bezeichneten Hause angekommen, stiegen die beiden Agenten mit ihrer Arrestantin in den dritten Stock hinauf. Man trat ein. Die Letztere ließ ihre Begleiter im ersten Zimmer, und begab sich in ihr Schlafgemach, mit dem Versprechen, sich schnell umzukleiden. Kaum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, so hörte man im Nebenzimmer ein Fenster aufgehen; einen Augenblick später drang ein lauter Schrei von der Gasse herauf. Man eilte in das Nebenzimmer, es war leer, und unten auf dem Steinpflaster lag die extravagante Tänzerin, von einer neugierigen Menge umdrängt. Die Unglückliche gab noch einige Zeichen des Lebens von sich; sie war jedoch völlig besinnungslos, und kaum im Spital angekommen, gab sie ihren Geist auf.

— Neulich kam ein Engländer auf der Anhalter Bahn in Berlin an, und wandte sich gemächlich nach dem Reklamations-Bureau. — „Was wünschen Sie, mein Herr? Haben Sie etwas verloren?" fragte ihn Einer der Eisenbahnbeamten. — „Ja," sagte der Mylord, „der Eisenbahnwärter wird es hierherbringen." — „Was haben Sie denn verloren?" — „O, nur eine Kleinigkeit. Ist mein Sohn gefallen aus der Thür, als er sich hinauslehnte." — „Aber dann ist er ja verloren." „Oh, no, no, liegt er auf dem Sande der Aecker." — „Da muß man schnell hinlaufen." — „Ist nicht nöthig! Der Eisenbahnwärter wird ihn schon bringen. Dann schicken Sie mir meinen Sohn nach meinem Hotel. Hier ist meine Karte." Und damit wendete sich der Engländer ganz ruhig um, und fuhr nach british hôtel.

(Seltener Heirathsproceß.) Vor dem Gerichte zu Kendal, im Staate Ohio, kam neulich ein Proceß von seltener Art vor. Ein junger Mann, Johnny Smith, hatte sich mit einer ziemlich wohlhabenden Miß Bascher verlobt, der Ehekontract war bereits aufgesetzt, und das kostspielige Brautkleid fertig. Am Vorabende des Hochzeitstages besuchte Smith seine Geliebte und war zärtlicher als je. Aber am andern Morgen wurde sie durch einen Brief überrascht, in welchem Johnny erklärte, daß er sich nicht zutraue, ein so ausgezeichnetes Wesen glücklich machen zu können. Das ausgezeichnete Wesen, wie überhaupt alle Wesen dieser Art, wollte aber heirathen und verklagte daher den überbescheidenen Ungetreuen. Dieser rechtfertigte seinen Schritt nun vor Gericht und wies nach, daß er von Miß Bascher vielfach getäuscht worden sei; erstlich sei sie älter als sie angegeben (kommt bei uns auch oft vor;) zweitens habe sie lauter falsche Zähne (auch dagewesen,) was er erst am Abende vor dem Hochzeitstage bemerkt; drittens sei ihr Zopf falsch (du lieber Gott, etwas bei uns ganz Gewöhnliches) und viertens habe der falsche Zopf obendrein eine andere Farbe, als ihr natürliches Haar, welches sich ursprünglich durch ein äußerst brandrothes Kolorit auszeichne. Der Gerichtshof wollte alle diese Einwendungen nicht gelten lassen und sprach der verlassenen Armida eine Schadloshaltung von 130 Dollars zu. — Wenn wir bei uns um solcher Täuschungen Willen prozessiren wollten, hätten die Gerichte viel zu thun. —

— Unter ihren Tagesneuigkeiten schreibt die „Raehalla:" „Daß mehrere junge Leute daselbst ertappt worden, gerade als sie im Begriff standen, Gott die Zeit zu stehlen. Man spricht von einer weitverzweigten Bande, die noch in andern Ländern auf gleiche Verbrechen ausgehe."

(Eine originelle unentgeltliche Ausstellung) fand kürzlich in Manchester Statt. Die Behörde stellte nämlich alle falschen Maße und Gewichte, welche von der Polizei waren confiscirt worden, aus. Ein Blatt meint, man solle diese Ausstellung jährlich wiederholen und — wie bei Gemäldeausstellungen die Namen der Künstler — so hier an jedes falsche Maß oder Gewicht den Namen desjenigen anheften, der damit gemessen oder gewogen, oder, mit einem Worte, betrogen hat.

(Schilderungen.) Der „Corsaire-Satan" giebt folgende Definition der verschiedenen Meinungen der französischen Kammer: Die äußerste Linke (die radikale Parthei) sagt nicht, was sie will; die Linke (Barrot) weiß nicht was sie will; das linke Centrum (Thier) will, was es nicht hat; das rechte Centrum (die ministerielle Fraktion) will behalten, was es hat, und die äußerste Linke (die legitimistische Parthei) will, was sie einst gehabt hat.

(Kein wilder Jäger.) Amadeus IX, Herzog von Savoyen, dem man wegen seiner Tapferkeit und Religiosität den Namen „der Glückliche" beilegte, wurde einmal von einem Höfling gefragt, ob er sich Hunde halte. Der Herzog öffnete die Thüre eines Nebenzimmers und zeigte auf eine Menge armer Leute, welche an langen Tischen gespeis't und getränkt wurden. Das sind meine Hündchen," sagte der Fürst, „mit denen ich auf den Himmel Jagd mache!"

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die modischesten Frühjahrsstoffe zu Morgen-Oberröcken sind die gegitterten Foulards mit blauem, braunem oder grünem Grunde, mit weißen Ovalen oder Dreiecken oder geschlängelten Linien, großen Flammen oder mit Punkten, die fünf Reihen bilden, unten am Saume des Rockes groß sind und nach dem Gürtel hinauf immer kleiner werden. Dann folgen die glasirten Taffete mit schinirten Mustern, namentlich mit einem breiten Taffetstreifen, auf welchem kleine satinirte Streifen in etwas leichterer Farbe hinlaufen und der mit einem andern in tausend sanften Nüancen schinirten Streifen abwechselt, während in der Mitte eine sehr hübsche Guirlande kleiner Rosen mit Blätter sich hinzieht. Unter den reichen Neuigkeiten bemerkt man die französischblauen oder frühlingsgrünen Taffete mit breiten Streifen, die durch breite weiße Atlasstreifen getrennt sind, neben denen sich wiederum eine Linie in Himmelblau oder Lichtgrau befindet. Diese Streifen laufen bisweilen im Zickzack. Für die jungen Mädchen giebt es nichts Hübscheres als den rosa oder blauen Taffet mit weißen Streifen oder vielen bunten Streifen. Die Wollenmusline werden wenig getragen und durch Poil de Chèvre (Ziegenhaarstoffe) und Wollengazen verdrängt werden. Auch ist ein neuer Stoff erschienen, welcher den Nankin ersetzen soll, der glasirte Wollentaffet und der Leinentaffet. Was die Façon der Kleider betrifft, so glauben wir dieselbe am deutlichsten zu machen, wenn wir einige der neuesten beschreiben, die wir gesehen haben. Auf einem Kleide von französischblauem Taffet mit kleinen weißen satinirten Streifen befanden sich fünf Bandgarnirungen, die vorn aufgesetzt waren, wie sonst die Sammetstreifen und die nach dem Gürtel hinauf schmäler wurden. An jedem Ende des Bandes befand sich eine kleine weiße Posamentirarbeit. Das Leibchen war ganz glatt und mit Schneppe, hatte aber auf jeder Seite einen Revers, der ebenfalls mit blauem Bande garnirt war. Die Aermel waren ganz eng und unter dem Arme hufeisenförmig offen à la Ludwig XV. Diese Oeffnung, in welcher man den weißen Unterärmel sieht, war ebenfalls mit Band garnirt. Auf einem Kleide von rosa Taffet sahen wir drei breite Volants mit großen Zacken; der dritte dieser Volants, der am Gürtel angesetzt war, verdeckte den Anfang des Rockes, was ganz und gar neu ist. Das Leibchen war glatt und drapirt wie der Aermel. Ein Oberrock von Pompadourtaffet mit grünen und rosa Streifen hatte vorn auf dem Rocke und Leibchen Glöckchen von feinen Perlen; die Aermel endigten eckig à la Mousquetaire etwas unter dem Ellnbogen, um Unterärmel von Spitzen sichtbar werden zu lassen. Wir sahen ferner ein Kleid von Wollengaze, das ombrirt und blau und braun schinirt, besetzt waren; das faltige Leibchen war ausgeschnitten und hatte einen schmalen Gürtel; die Aermel waren halblang. Es scheint also für den Augenblick so viel festzustehen, daß die Leibchen der Kleider glatt bleiben und offen sind, entweder mit Revers oder gerade wie die Westen der Herren, um eine weiße gestickte Chemisette oder einen reichen Spitzenstreifen sehen zu lassen? Bisweilen werden auch die Leibchen auf den Achseln in Falten gezogen sein und sich in einem kleinen schmalen Gürtel garbenartig vereinigen. Man wird viele kurze Aermel tragen, denn nie war die Stickerei beliebter und man kann bei dieser Mode die weißen Tarlatan-Aermel in ihrer ganzen Zierlichkeit zeigen. Die Herrschaft der Volants scheint vollständig zurückgekehrt zu sein; man wird vier bis fünf diesen Sommer auf den leichten Stoffen tragen; mehrere seidene Kleider werden mit Stickereien, andere mit Spitzen und Posamentirarbeit ausgeputzt werden; im Allgemeinen scheint man dem Ausputze diesen Sommer große Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Die dunkeln Farben trägt man nur noch des Morgens; zur Promenade sieht man meist glasirtes Blau, Rosa und Lilas. Von den Sonnenschirmen sind die von weißer Seide mit einer Guirlande und in lebhaften Farben Farben gestickten Bouquets die elegantesten und zugleich beliebtesten; sehr gesucht ist auch der sogenannte Pavoline-Schirm, an welchem die Fischbeinstäbchen nicht mit den Spitzen über das Zeug hinausragen. Sie bilden vielmehr eine Art platter Kuppel und sind rund herum gefranset. Diese sehr graziöse Form erinnert ganz an diejenigen Sonnenschirme, welche am Hofe Ludwigs XIV. modisch waren. An einigen Sonnenschirmen, die wir sahen, war der Elfenbeinstab mit Sammet überzogen und dieser mit goldenen Arabesken verziert. Ob diese Mode sich halten wird, läßt sich freilich nicht voraussagen. Die neuesten Mantillen heißen San Fernando, und Aben-Hamat; die erstern sind mexikanischen, die letzteren muselmännischen Ursprungs. Man scheint viele Strohhüte in diesem Jahre zu tragen; voran stehen wie immer die kostbaren Hüte von italienischem und von Reisstroh, dann folgen die durchbrochen gearbeiteten italienischen Strohhüte, darauf die von Seidenguipüre und eine Art in blendender Weiße von Blonden-Imitation. Die Kinderhüte haben eine eigenthümliche Form, welche den jugendlichen Gesichtern gut steht. Sie sind in der Art, wie sie unter Ludwig XIV. getragen wurden und an der Seite aufgekrempt mit zwei Federn; die kleinen Mädchen dagegen tragen meist große Schweizerhüte mit glattem niedrigem Kopfe.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kleid von Sommer-Damast. Großer Shawl mit Spitzen besetzt. 2. Kleid von gewürfeltem Foulard, mit Pompadour-schleifen. Tunesische Scharpe. 3. Frack mit runden Schößen. Halbweite Beinkleider mit Seidenborde. 4. Kurzer Rock mit langer Taille, gestreifte Beinkleider. 5. Kleid mit Jäckchen-leibchen.

☞ Die geehrten Abonnenten, welchen ich durch die gerichtliche Anzeige eines meiner früheren Burschen die mit dergleichen verbundenen Unannehmlichkeiten zugezogen habe, mögen mich mit der dringenden Nothwendigkeit entschuldigen, einmal ein Exempel zu statuiren, um bei dessen Nachfolgern Veruntreuungen in Zukunft vorzubeugen.

Der Redacteur.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2⅓ Rgr.

Expedition

II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Rgr.
3) Modekupfer allein 12½ Rgr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Rgr.
Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Rgr. berechnet.

Peterssstrasse Nº 31.

MODEN-JOURNAL

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Die blonden Locken.

Schluß.

Ottilie theilte diese Scheu am wenigsten, sie stellte die Heilkunst am höchsten unter den Wissenschaften, und machte in diesee Verehrung keinen Unterschied in den einzelnen Zweigen derselben.

Ihe genügten daher immer Severus Worte: Ich arbeitete in meinem Berufe, zur Entschuldigung, wenn er auch Tage lang ausblieb, wenn er Ottilien selbst zu vernachlässigen schien. Er brachte aber wirklich seine meiste Zeit im anatomischen Saale zu, indem er den größten Fleiß auf die Unteesuchung der Natue der Nerven veewendete.

Eines Tages fragte der Saalbiener: Wollen Sie etwas mit nach Hause nehmen?

Was ist denn da?

Ein frischee Leib, an Verblutung ohne andere Krankheit schnell gestorben. Wird wenig Blut im Kopfe geblieben sein, giebt ein leichtes Peäparat des Gehirns.

Schlage Er mir den Kopf nur in ein Tuch ein, ich nehme ihn mit, sagte Severus und arbeitete noch lange fort. Erst spät nahm er den Pack unter seinen weiten Mantel und ging den gewohnten Weg über die Hinterteeppe in sein Präparaten-Zimmer, in welchem er den Kopf auf eine Bank legte, um gleich morgen früh an die Untersuchung zu gehen. Als er hörte, daß die Andeen schon schliefen, legte er sich auch nieder.

Ottilie abee schlief nicht. Zweifel zerrissen ihren Frieden. Ein College von Severus hatte einen Brief gebracht, mit dem Bemerken, er sei dringend, man möchte ihn an Seveeus, sobald er nach Hause komme, übergeben. Dieser Brief war Ottilien in die Hände gefallen. Die Züge einee Frauenhand, mit Bleistift zitternd geschrieben, das Ungewöhnliche der Sendung, das dringende Verlangen, daß Severus die Zeilen bald erhalte, das Alles war hinreichendee Stoff füe den Verdacht einee Geliedten, die gern aus Nebelstreifen Gespenster formt. Sie beschloß den Brief selbst zu übergeben.

Severus kam nicht nach Hause. Sie betrachtete den Brief wiederholt, sie hielt ihn gegen das Licht, die Worte: „Liebe" — „Schwüre," — glaubte sie durch

durch das Papier zu erkennen. Sie kämpfte mit dem Entschluß, den Brief zu öffnen. Severus kam nicht, es wurde Nacht, er kam nicht.

Ruft ihn mit diesen Zeilen eine Nebenbuhlerin, so soll sie umsonst rufen, sagte Ottilie, und behielt den Brief, um ihn erst morgen Früh an Severus selbst zu übergeben.

Eine fürchterliche Nacht lag dazwischen in der Qual entgegengesetzter Entschließungen. Mit dem ersten Morgenstrahl sprang sie aus dem Bette. Das Stubenmädchen erzählte ihr, Severus sei spät gekommen, eine schwere Last unter dem weiten Mantel verborgen über die Hintertreppe ziehend. Ottilie gerieth auf die tollsten Vorstellungen hierüber. Sie warf ihre Morgenkleider über und ging nach Severus Zimmer.

Als sie die Thüre öffnete, wollte er eben in das Nebengemach treten, um den ausgekühlten Kopf zu seciren. Er hatte die Thüre noch in der Hand, und zog sie bei Ottiliens Eintreten zu, um ihr entgegen zu gehen.

Was sind das für blonde Locken? rief Ottilie, welche durch die halb offene Thüre die Haare von der Bank herabhängen sah.

Severus, welcher fürchtete, daß Ottilie in ihrer Raschheit in das Nebenzimmer dringen und an dem überwältigenden Anblick von Leichengliedern schädlichen Schrecken nehmen könnte, schloß die Thüre ab.

Was bringst Du mir, liebe Ottilie? fragte er freundlich, ihre scheinbare Aufregung beschwichtigend.

Sag mir erst, was das für Locken sind?

Laß die Geheimnisse drinnen ruhen, antwortete Severus ernst, sie sind nicht für Mädchenaugen.

Aha! gewiß wieder Locken von einer Leiche mit merkwürdiger Haarfälle! rief Ottilie gereizt.

Noch hab' ich sie nicht betrachtet, entgegnete Severus kalt. Der Saaldiener gab mir den Pack.

Und den hattest Du wohl gestern unter dem weiten Mantel, als Du heim kamst?

Allerdings!

Ich will den Lockenkopf sehen! rief Ottilie in heftiger Aufwallung.

Beruhige Dich, in solcher Stimmung wird Dir der Anblick schaden. Was ist Dir denn begegnet? setzte er noch hinzu, Dein Auge glüht fieberisch.

Kennst Du die Schrift? sagte Ottilie mit heiserer Stimme, und hielt ihm den Brief unter die Augen.

Severus entfärbte sich, und langte mit unsäglicher Angst nach dem Briefe; er erkannte Reginas Hand.

Jetzt gieb mir den Schlüssel zu dem Zimmer! drang Ottilie noch heftiger in ihn.

Severus sah das Siegel unerbrochen. Eine plötzliche Wendung der Sache konnte noch einen Ausweg eröffnen. Ein heftiges Mittel. Ein Gedanke durchblitzte sein Gehirn. Nun denn, möge Dich der Anblick da drinnen von Deiner Eifersüchtelei auf immer heilen, sagte er, und gab Ottilien den Schlüssel, um indessen den Brief zu überfliegen.

Ottilie stürzte in das Nebenzimmer, faßte die blonden Locken, zerrte den Pack in die Höhe, und während das Tuch sich abwickelte und nachflatternd niedersank, schwankte sie wieder heraus, auf Severus zu, das abgeschlagene Haupt emporhaltend.

Dieser erblickte das Todtengesicht mit den offenen Augen — Barmherzigkeit, Regina! schrie er und stürzte zu Boden.

Ottilie sah erst jetzt, was sie in der Hand hielt, ließ den Kopf in das Zimmer hinkollern, und lief um Hülfe schreiend zu ihren Eltern.

Severus schlug die Augen auf — das blutige Haupt starrte ihn an, knapp neben ihm liegend. Es war Regina! — Er riß den Brief auf. Regina schrieb, sie liege krank. Er rannte fort. Regina war gestern gestorben. Der Saaldiener hatte ihm ihr Haupt zum Seciren gegeben. —

Severus wurde in unser Kloster gebracht und lag lange krank. Er blieb nach seiner Genesung als Bruder bei uns. Ottilien hält er für todt. Sie lebt aber noch im Irrenhause. Dort wickelt sie immer ihre Finger aus den blutigen blonden Locken, die sie in den Händen zu halten wähnt, und wird damit nicht fertig. —

Hier endete der barmherzige Bruder. Ich wollte ihm danken — ich brachte keinen Athem aus der gepreßten Brust dazu herauf. Er geleitete mich schweigend hinunter zur Pforte. In einem Gange begegnete uns Severus. Mir rollten die Thränen über das Gesicht.

Sind Sie krank? fragte mich Severus.

Ich schüttelte mit dem Kopfe. Er drückte mir die Hand und ging vorüber.

An der Pforte schied auch mein Führer mit einem Segenspruche.

Marie-Anne, eine Mutter aus dem Volke.

(Kurze Geschichtserzählung das jetzt überall so viel Aufsehen machenden Drama's.)

Ein heiteres, lebenslustiges Mädchen, Marie-Anne, heirathet einen Zimmergesellen, der zwar das Gläschen und lockere Gesellschaft liebt, dabei aber doch eine eheliche Haut ist. Wir sehen im Vorspiel das junge Paar von der Trauung kommen, und zum Begehen der Hochzeitsfeier mit den Freunden in einem Garten außerhalb der Stadt versammelt. Marie-Anne ergreift einen Augenblick, wo die Gesellschaft sich entfernt hat, um ihren Mann noch einmal liebevoll auf seine Fehler aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, sich für die Folge von seinem Cameraden Lux ferne zu halten, der eben ihn immer verführe, was Bernhard auch mit Hand und Mund verspricht. Kaum ist aber eine Viertelstunde vergangen, als Bernhard, der nach jenem Gespräch mit seiner Frau zur Gesellschaft gegangen war, wieder durch Lux verführt, betrunken zurückkehrt und dadurch, zumal er in diesem Zustande barsch und hart gegen die Frau auftritt, diese in bittern Kummer versetzt; doch, die Liebe verzeiht ja so gern, und so auch Marie-Anne ihrem jungen Gatten, als dieser, durch ihre herzliche Zusprache besiegt, ihr wieder freundlich begegnet. — Zwischen diesem Vorspiel und dem ersten Act des Stückes liegt ein Zeitraum von anderthalb Jahren, während dem Marie-Anne Mutter geworden ist. — Aber in welchem Zustande finden wir das arme Weib wieder. Sie, die ein hübsches heiteres Mädchen war, ist nun eine Frau, auf deren blassen, abgehärmten Wangen nicht eine Spur mehr von den Rosen zu finden ist, welche das frische Gesicht des Mädchens schmückten; sie, die ihrem Manne eine durch zehn Jahre des emsigsten Fleißes erworbene Mitgift von fünfhundert Thalern zubrachte, tritt uns nun in einer ärmlichen Kleidung und in einem dürftigen Stübchen entgegen, welche uns nur zu deutlich sagen, daß die Arme während ihrer kurzen Ehe vielen Kummer durchlebt hat, und daß Alles, was sie besaß, fort ist, und statt des frühern Wohlstandes Noth und Elend ihre Wohnung bei ihr aufgeschlagen haben. — Bernhard hat Alles durchgebracht, weil er nicht Kraft genug besaß, sich von Lux loszusagen, und wieder ist er seit drei Tagen nicht zu Hause gewesen, während die Frau sich daheim härmt und Tag und Nacht arbeitet, um so viel zu erübrigen, daß sie ihr Kind einer Amme übergeben kann; denn die Mutterbrust, von Gram und Kummer durchwühlt, hat keine Nahrung mehr für arme Würmchen und der Arzt hat ihr gesagt, daß wenn das Kind nicht eine Amme erhalte, sie es bald werde begraben müssen. Sechs Thaler hat sie jetzt zusammen, sie verwahrt diesen für sie ungeheuren Schatz — denn er soll ihr ja das Leben ihres geliebten Kindes erhalten — sorgsam, daß Bernhard ihn nur ja nicht finde, und will nun heute das Kind der Amme übergeben. In diese kummer- und doch freudevollen Betrachtungen ist sie vertieft, als Bernhard wüst und mürrisch nach Hause kömmt, und einen Streit hervorruft, der jedoch damit endet, daß er durch die Vorstellungen und Thränen seiner Frau und durch das durch ihn herbeigeführte Elend seines Kindes erschüttert, ihr auf's Neue gelobt, besser zu werden, zu arbeiten, und Luxen's Umgang für immer zu meiden. — So faßt das Herz des armen Weibes neue Hoffnung, und sie hat nun nichts Eiligeres zu thun, als zu dem Meister ihres Mannes zu gehen, damit dieser ihm wieder Arbeit gebe. — Bernhard will in dem Augenblick allen Ernstes sich bessern; da tritt Lux ein, um ihn auf's Neue zu einem Saufgelage abzuholen. Bernhard widersteht und zeigt ihm die Thüre; aber der Verführer läßt sich nicht abweisen, er wird dringend und immer dringender und macht Bernhard endlich dadurch schwankend, daß er ihn daran erinnert: er sei den im Wirthshause versammelten Cameraden noch einige Flaschen Wein schuldig. Diese müssen bezahlt werden, und Bernhard will es, um dadurch für immer eine Scheidewand zwischen sich und jenen aufzurichten. Aber Bernhard hat nicht einen Heller; „nun so versetze Etwas," dringt Lux in ihn, und weiß ihn, da in dem ärmlichen Stübchen kein Gegenstand des Versatzes mehr zu finden ist, durch allerlei böse Zureden endlich dahin zu bringen, daß Bernhard eine Commode, das einzige verschließbare Möbel, welches sich im Stübchen befindet, erbricht, um sie zu durchsuchen. — Arme Mutter! wenn der Entsetzliche das Geld, welches du, um das Leben deines und seines Kindes zu erhalten, mühsam erarbeitet und dort sorgsam verwahrt hast, findet, so ist für dein Kind keine Rettung mehr! — und — er findet es und jubelt darüber, empört, daß sein Weib ihm von Noth und Elend vorklagte, während sie sich ja Geld verwahrte, „um es ihm nur nicht zukommen zu lassen," wie Lux ihn überredet. — Nun ist Bernhard wieder der Mann, wie Lux ihn braucht; Marie-Anne kehrt überglücklich zurück; sie hat ihrem Manne die Verzeihung seines Meisters erwirkt, der ihm nun wieder Arbeit geben will. „Geh, lieber Bernhard, geh auf den Zimmerplatz, alles ist wieder gut!" ruft sie ihm zu, aber Bernhard ist nicht mehr der, den sie verließ; mit harten Worten weigert er sich, ihrer Aufforderung Folge zu leisten, schleudert sie, als er mit Lux das Stüb-

chen verlassen will und sie flehend sich ihm in den Weg wirft, mit empörender Härte von sich, und eilt mit seinem Spießgesellen hinaus. — Marie-Anne vergeht in Thränen; aber, sie muß sich ja fassen — noch heute soll sie ja ihr Kind zur Amme schaffen, wenn sie es nicht begraben will — sie geht zur Kommode, um das Geld herauszunehmen; da sieht sie, daß dieselbe geöffnet, daß sie erbrochen ist, und vor Entsetzen stumm bleibt sie stehen, den stieren Blick auf den Ort gerichtet, wo sie ihren Schatz verborgen hatte — er ist fort! und mit ihm fort die Hoffnung, ihr Kind erhalten zu sehen. Da stürzt sie auf ihre Kniee, um zu beten, und — der Himmel zeigt ihr einen Ausweg. „Ich hab's! ich hab's," ruft sie, ich trag' ihn in's Findelhaus! Gott wird ihn mir erhalten!" — — —

Es ist spät Abends; schon sind die Straßen leer geworden, und nur an den öffentlichen Gebäuden noch brennen die Laternen. In der Straße, in welcher wir uns befinden, steht das Findelhaus, vom Staate gegründet, um arme unglückliche Kinder, deren sich ihre schlechten Mütter entledigen wollen, aufzunehmen. — An den Häusern entlang schleicht eine Frau, welche unter ihrem Tuche sichtlich Etwas verbirgt; es ist auch eine Mutter, welche ihr Kind am Findelhause aussetzen will, aber es ist keine schlechte Mutter, welche lieblos und leichtsinnig sich ihres Kindes entledigen will, sondern es ist eine gute, treue Mutter, die eben aus Liebe für ihr Kind, um dasselbe zu erhalten, schwer bekümmert es von ihrem Mutterherzen los zu reißen und es der öffentlichen Pflege zu übergeben im Begriff steht; es ist Marie-Anne. — Noch einmal herzt und küßt sie ihr Kind, dann zieht sie die Glocke; die Lade wendet sich und der Korb, bestimmt, die unglücklichen Geschöpfe, welche von ihren Müttern verlassen werden, aufzunehmen, tritt heraus. Einen letzten Kuß drückt sie ihrem Liebling auf Stirn und Lippe, noch einmal benetzt sie sein liebes Gesichtchen mit ihren Thränen, dann legt sie ihn hinein; sie schellt wieder — ein Augenblick — und sie ist von ihrem Kinde, für welches sie so gern ihr Leben hingegeben hätte, getrennt. — Da durchbebt der entsetzliche Schmerz der Trennung ihre ganze Seele; „mein Kind! mein Kind!" ruft sie, die Arme krampfhaft nach der verschlossenen Lade ausstreckend, aber die Lade öffnet sich nicht wieder und mit einem zermalmenden Schrei des Entsetzens stürzt die arme Mutter auf das Pflaster. — —

Wenige Augenblicke vorher, als Marie-Anne die Straße betrat, um dort in der Sorge für ihr Kind sich desselben zu entäußern, waren einige Männer die Straße hinauf getaumelt; es waren Bernhard und Lux, von dem Saufgelage zurückkehrend, bei welchem sie das Geld, welches Marie-Anne sich für ihr Kind erspart hatte, vergeudet hatten, und zwar Ersterer so arg betrunken, daß Lux, den, wie er sagte, andere Geschäfte fortriefen, ihn auf der Vortreppe eines dem Findelhause gegenüberliegenden Gebäudes, eingeschlafen zurückließ. — Man sagt, daß mitunter, in Folge eines plötzlichen Schreckes, Stumme die Sprache, Wahnsinnige den Verstand wieder erhalten; etwas Aehnliches ging hier mit Bernhard vor. Wenn gleich im Schlafe, so hatte er doch den Schreckensruf Marie-Anne's gehört, und ihr zermalmender Schrei war auch in sein Ohr gedrungen und hatte ihn plötzlich geweckt und entnüchtert. Er richtete sich empor und horchte; alles war still wie das Grab. Er tappte umher und stieß dabei an einen auf der Erde liegenden Körper; er beugte sich nieder, um den Gefallenen aufzurichten und erkannte — sein Weib, das, wieder zum Leben zurückkehrend, ihn empört von sich stieß. — Wir wollen die erschütternde Scene, welche nun folgt, nicht ausführlich beschreiben. Sie bildet den Wendepunkt in Bernhard's Leben und ist im Stande, zu Solchen, die dem Bernhard gleichen, beredter zu sprechen, als so manche salbungsreiche Predigt. — Bernhard bat und flehte: Marie-Anne möge ihm verzeihen und ihn wieder zu sich nehmen, aber vergebens; „und wenn Du mich nun von Dir stößest, Marie-Anne," schließt er endlich, da er sieht, daß alle seine Bitten das zertretene Mutterherz nicht zu beruhigen vermögen, „so gewähre mir nur Eines: nenne mir die Zeichen, die Du unserm Kinde mitgegeben hast, um es wieder zu erkennen. Ich will arbeiten und wenn ich so viel errungen, daß ich Deine und des Kindes Existenz wieder gesichert weiß, so hole ich es und bringe es Dir, und dann, nicht wahr, dann nimmst Du mich wieder auf?" — Thränen erstickten die Worte Mariens, sie nannte ihm die Zeichen, und dann schwankte sie nach ihrer ärmlichen Wohnung zurück, während er noch in der Nacht dem Zimmerplatze zueilte.

An demselben Tage, in derselben Kirche und in derselben Stunde, in welcher Marie-Anne getraut wurde, hatte auch die Trauung einer jungen Dame aus den höhern Ständen Statt gehabt. Es war Sophie von Strahlheim, die dem Baron Bruckbaum ihre Hand reichte, und bald nach der Hochzeit mit ihm nach Italien ging, wo er, nachdem sie zu derselben Zeit wie Marie-Anne Mutter geworden war, starb. Sie kehrte nach Deutschland zurück und ließ, um schneller reisen zu können, ihr Kind seiner schwächlichen Gesundheit wegen in der Obhut eines Arztes, den sie am Krankenbette ihres Gatten kennen und schätzen gelernt hatte, und der ihr mit dem Kinde

langsamer folgen sollte; aber das Kind starb auf der Reise, und mit seinem Tode mußte das große Vermögen der reichen jungen Witwe und des Kindes wieder an die Verwandten ihres verstorbenen Mannes zurückfallen. —

Die Nacht, in welcher wir Marie-Anne und Bernhard vor dem Findelhause gesehen haben, war dem Tage gefolgt, an welchem der Arzt, Appiano ist sein Name, zurückgekehrt war. Er liebte Sophie, oder vielmehr ihr Vermögen und vor Allem das noch viel bedeutendere ihres Kindes, und wollte deshalb um jeden Preis ihr Gatte werden; aber das Kind war nun todt und so mußte er seine unredliche Absicht auf den Besitz des unermeßlichen Vermögens entweder ebenfalls begraben, oder zu einem unredlichen Mittel greifen. Er that das Letztere. Wohl wissend, daß fast allnächtlich am Findelhause Kinder ausgesetzt werden, hatte er Lux gedungen, dort einer Frau, wenn eine solche einen Knaben von dem Alter des verstorbenen aussetzen wollte, das Kind abzukaufen, um es dann Sophien, die ihr Kind lebend glaubte und bei der er sich noch nicht hatte sehen lassen, als das ihrige unterzuschieben. — Lux hatte sich, wie wir wissen, in jener Nacht von Bernhard entfernt, „weil er" wie er sagte, noch etwas zu thun hatte;" und dies war jenes Bubenstück, zu welchem Appiano ihn gedungen. Lux wollte beim Findelhause lauern, wurde aber durch Marie-Anne, die er erkannte und von der er glaubte, daß sie ihn und Bernhard suche, um sie wegen des ihr entwendeten Geldes zur Rede zu stellen, verscheucht; Appiano aber, der in der Nähe geblieben war, um das durch Lux zu erhandelnde Kind gleich in Empfang zu nehmen, hatte das Gespräch Bernhard's und Marie-Anne's belauscht, er hatte gehört, wie Marie-Anne ihrem Manne die Zeichen nannte, die sie dem Kinde mitgegeben hatte, und als sie sich entfernten, zog er die Glocke an der Thür des Findelhauses, nannte die Zeichen, ließ sich das eben von Marie-Anne ausgesetzte Kind zurückgeben, und eilte mit seiner Beute dem Gasthofe zu, in welchem er abgestiegen war. —

Als Sophie den Baron v. Bruckbaum auf das Verlangen ihrer Mutter geheirathet hatte, hatte sich einer innigen Neigung ihres Herzens entsagen müssen. Theodor, ihr Cousin, der Gegenstand ihrer ersten Liebe, stand nun wieder vor ihr; er hatte sich Der, die Wittwe war, wieder genahet, und hoffte jetzt das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Aber Sophiens Hand war bereits wieder versagt; sie hatte zu Appiano, der sich um ihre Hand bewarb, als sie ihm ihr Kind übergab, gesagt: „retten Sie mein Kind, und ich werde die Ihrige!" — aber ihr Herz gehörte ihm nicht, und schon wollte sie Theodor Hoffnungen geben, als Appiano noch zur rechten Zeit eintrat, und ihr die Nachricht brachte: daß er ihr Kind glücklich hierhergebracht und dasselbe wieder genesen sei. — — Sophie hatte, die Ankunft ihres Kindes erwartend, eine Wärterin für dasselbe suchen lassen, und so war ihr — ob Zufall oder höhere Fügung? — Marie-Anne empfohlen worden, der sie nun um so lieber die Pflege ihres Kindes übergab, als sie in Marie-Anne Diejenige erkannte, die in einer und derselben Stunde mit ihr an einem und demselben Altar gestanden hatte; und als sie von Marie-Anne hörte, welches Schicksal sie betroffen und wie die bitterste Noth sie gezwungen, ihr Kind auszusetzen, da gab sie derselben Geld, um schnell das Kind im Findelhause auszulösen und es zu ihr in's Haus zu bringen. — — Auf den Flügeln der Mutterliebe — denn sie sollte ja nun wieder ihr liebes Kind in die Arme schließen — eilte Marie-Anne, die in der Freude ihres Herzens Sophieens Kind noch gar nicht gesehen hatte, dem Findelhause zu, aber jammernd und wehklagend kehrte sie eben so schnell wieder zurück; ein vornehmer Herr hatte es unter Angabe aller Zeichen zurückverlangt und dem Findelhause ein ansehnliches Lösegeld geschenkt. — Appiano hörte mit Entsetzen die Erzählung der Frau; — wenn sie Sophieens Kind erblickt, so wird sie es als das ihrige erkennen, und dann ist er entlarvt und all' sein unredliches Streben, das große Vermögen an sich zu bringen, vergeblich gewesen! Da tritt Marie-Anne, um ihrem entsetzlichen Schmerz durch Liebkosung des ihr nun anvertrauten Kindes gleichsam einen Tropfen Balsam zu geben, an die Wiege des Kindes — Appiano kann sie nicht zurückhalten — sie schlägt die Gardine zurück, und — wer beschreibt das freudige Entsetzen der Mutter, die hier ihr geraubtes Kind wieder findet! „Mein Kind! mein Kind!" ruft sie wieder wie damals, als sie vor dem Findelhause ohnmächtig niedersank, und will es dabei aus der Wiege heraus an ihre Brust reißen. Da durchzuckt ein teuflischer Gedanke Appiano's finstere Seele. „Das Weib ist wahnsinnig!" ruft er und greift an die Klingel; Sophie, vor Entsetzen stumm, wirft sich, um ihr Kind gegen Marie-Anne zu schützen, zwischen die Wiege und die Unglückliche. Die Diener eilen herbei und auf Appiano's Befehl wird das arme Weib gebunden und in's Irrenhaus geschleppt.

Seit diesem Vorfall waren einige Tage vergangen, während Appiano alles angewendet hatte, um den Ober-Arzt des Irrenhauses glauben zu machen, daß Marie-Anne wirklich wahnsinnig sei, und nun eilte er seine Heirath mit Sophien zu vollziehen, die er, um ihr jede

Nachricht, welche ihr die Augen öffnen könnte, abzuschneiden, gleich nach jenem Vorfall veranlaßt hatte, ein abgelegenes Landhaus zu beziehen, wo er sich nun mit ihr aufhielt. Schon war der ersehnte Tag, an dem Sophies und ihres Kindes Vermögen das seinige werden sollte, erschienen, und er glaubte nun das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben; aber es war anders beschlossen

Marie=Anne's Zustand war von dem würdigen Ober=Arzte des Irrenhauses bald richtig erkannt worden und eben so Appiano's falsches Spiel. Sie wurde in Freiheit gesetzt und eilte nun zu Sophiens Wohnung, um dieser das entsetzliche Geheimniß zu enthüllen. Aber sie fand Sophien nicht mehr, und nur mit Mühe — denn Appiano hatte dem vorzubeugen gesucht — gelang es ihr, Sophiens jetzigen Aufenthaltsort zu erfahren. Sie eilte dorthin, doch Appiano hatte auch hier seine Wachen ausgestellt; durch einen Diener sogleich von ihrer Ankunft benachrichtigt, hatte er Anstalt getroffen, daß sie Sophien nicht nahen könne. — Aber Mutterliebe überwindet alle Schwierigkeit und giebt Kraft und Muth zur Ertragung jeglichen Ungemachs. — Marie=Anne überstieg die Gartenmauer, und so ward es ihr möglich, durch einen Gartensaal in das Haus zu gelangen. Sie trat ein und fand Niemand; sie ging weiter und öffnete ein Nebenzimmer, und dort — o Wonne! — fand sie ihr Kind lächelnd in der Wiege. Aber noch sollte ihr eine neue Gefahr drohen. Appiano, der sich in dem anstoßenden Zimmer befand, hörte Geräusch, öffnete und fand Marie=Anne bei der Wiege. Wüthend noch im letzten Augenblicke seine Pläne scheitern zu sehen, ergriff er die Unglückliche, und wollte sie, die nach Hülfe rief, erwürgen; aber schon war ihr Hülferuf hinausgedrungen, und in demselben Augenblick, in welchem Appiano sein Bubenstück durch einen Mord besiegeln wollte, ereilte ihn der Arm der Gerechtigkeit.

Bernhard, der von dem Augenblicke an, in welchem er seiner Frau vor dem Findelhause Besserung zugeschworen hatte, wirklich ein guter Mensch geworden war, hatte schon im Irrenhause, ehe Marie=Anne dasselbe verließ, sie aufgesucht, und dort von ihr erfahren, daß Appiano der Räuber ihres Kindes sei; er hatte weiter nachgeforscht, er hatte die Gewißheit erhalten, daß Sophiens Kind gestorben, eilte nun mit dem Todtenscheine desselben herbei, und kam eben noch zu rechter Zeit, um sein wackeres Weib aus den Mörderhänden Appiano's zu befreien. Appiano wurde entlarvt; Marie=Anne weinte Freudenthränen über das Glück, ihr Kind nun wieder in ihren Armen zu halten, und Sophie Thränen des Kummers über den Tod des ihrigen.

Die Serviette.

Die Beguinen sind Nonnen, die eben nicht durch sehr strenge Gelübde gebunden sind. Nach einer Anzahl von Jahren können sie aus dem Orden treten und sogar heirathen. Doch geschieht dies äußerst selten, da es für eine große Schmach gilt, weil die Nonnen in ihren Klöstern, wo sie auch geistliche Freunde auf ihren Zellen empfangen können, ein so vortreffliches und angenehmes Leben führen, daß es ihnen gar nicht einfällt, sich der Weltlust wiederzugeben. Sie besitzen in Belgien viele und reich dotirte Klöster, die man Beguinagen nennt. Eines der größten und schönsten ist die sogenannte große Beguinage in Gent, die an 600 Schwestern beherbergen kann. Sie ist vortrefflich gelegen und durch dicke Mauern, Thore und Wassergräben von aller Welt abgeschlossen, daß Napoleon eine kleine Festung daraus machen wollte. Es war in den neunziger Jahren, wahrscheinlich in einer schönen Sommermondnacht — wahrscheinlich versteckte sich der Mond eben unter Wolken, als die nachfolgende Geschichte begann — da saßen im Wassergraben, der die Beguinage in Gent umgiebt, zwei Fischer in einiger Entfernung von einander. Sie hatten ihre Netze in's Wasser versenkt und warteten schweigend auf den Mond, da sie sie wieder hervorziehen könnten. Wie sie so schweigend dasaßen, um die Fische nicht zu verjagen, die etwa in ihre Netze laufen wollten, hörten sie, wie sich im obersten Stocke der Beguinage ein Fenster öffnete. Eine schwarze Gestalt, die oben erschien, sah sich sorgsam nach allen Seiten um und da sie niemand bemerkte und alles still blieb, zog sie sich wieder in das Zimmer zurück. Gleich darauf erschien sie wieder am Fenster und nach einigen Secunden schwebte etwas Weißes an einem langen Seile langsam in den Wassergraben hinab. Die schwarze Gestalt verschwand wieder vom Fenster, und alles war wieder still, wie zuvor. „Hast Du gesehen, was ich?“ rief der eine Fischer mit gedämpfter Stimme dem andern zu. Der andere nickte. Schnell sprangen sie in ihren Kahn und ruderten mit leisen Ruderschlägen dahin, wo das Weiße noch im Mondschein glänzte. Es war ein kleines, in weißes Leinen gehülltes Packet, das glücklicherweise auf einem aus dem Wasser hervorragenden Punkte trocken lag. Sie hoben es auf — da bewegte sich etwas darin — sie enthüllten es — da war es ein kleines, neugebornes, unschuldiges Knäblein. Die beiden Fischer sahen sich einander erstaunt und schweigend an. „Ein schöner Schatz!“ lachte endlich der jüngere. „Ein schöner Schatz!“ sagte der ältere mit ernster Miene, „ein Schatz, der gepflegt sein will.“

Sie ruderten an's andere Ufer zurück. „Wir wollen keinen Lärm machen von der Geschichte," sagte der ältere Fischer, „ich bringe den Jungen meinem Weibe und wir geben ihn für unser Kind aus. Will's Gott, wird er einmal ein tüchtiger, ehrlicher Fischer. Gieb mir Dein Wort, daß Du schweigst." Der jüngere schlug ein und versprach zu schweigen.

Mit welcher Freude empfing die gute kinderlose Frau des Fischers den kleinen Jungen, den ihr Gott offenbar geschickt hatte, mit welcher Liebe pflegte sie ihn und mit welchem Stolz ging sie, einige Wochen später, „ihr Söhnlein" auf dem Arme, durch die Gassen Gents. —

Und Monate und Jahre vergingen; der Knabe wuchs und gedieh und wurde groß und schön. Schon ging er in die Schule, schon half er dem Vater die Netze ausbreiten und der Mutter in der Küche. Eines Tages schickt ihn seine Mutter gegen Mittag zum Bäcker, um Brod zu holen, und giebt ihm eine schöne weiße Serviette, in welche er das Brod hüllen sollte, um es nicht unanständig bloß durch die Gassen zu tragen. Im Bäckerladen steht eben eine fromme Beguine, die den blonden dickbäckigen Jungen mit Wohlgefallen ansieht. Aber noch aufmerksamer wird sie auf ihn, da er die Serviette ausbreitet, um das Brod darein zu hüllen. „Woher hast Du die Serviette? rief sie plötzlich mit barscher Stimme, „die Serviette gehört mir und ist mir gestohlen." Der arme Junge stand erschrocken da und war dem Weinen näher als dem Lachen. „Was fällt Euch ein, fromme Schwester," redete die Bäckerfrau darein, „der Knabe ist ehrlicher Leute Kind, die kein gestohlen Gut besitzen. „Aber die Serviette ist mein, ich erkenne sie am Muster und hier ist noch zum Ueberfluß mein Name darin gezeichnet. Die Serviette ist mir gestohlen," rief die Beguine immer eifriger und wandte sich mit drohenden Blicken gegen den Knaben. „Meine Mutter ist keine Diebin!" rief dieser weinend und schreiend und lief, indem er das corpus delicti zurückließ, hin zu seiner Mutter, um ihr die Unbill zu klagen, die ihm und ihr von der Beguine widerfahren. Die Mutter läßt sogleich alles stehen und liegen, wie es stand und lag, und eilte hinüber in den Bäckerladen, wo die Beguine noch immer über gestohlene Servietten und unehrliches Volk lamentirte.

„Ist die Serviette," sprach die Fischersfrau wirklich Euer, fromme Schwester, so bitte ich Euch, mir zu folgen, ich habe Euch, bei mir daheim, noch manches zu zeigen, das vielleicht eben so gut Euer sein könnte." — Die Beguine folgte ihr gern. Zu Hause angelangt, schloß die Fischerin hinter sich, der Beguine und dem Knaben, die Thüre zu. Dann ging sie an einen Schrank und holte noch zwei von den drei Servietten, in welche der Knabe, da er ausgesetzt ward, gehüllt war. „Ist auch diese Serviette Euer?" fragte die Fischersfrau, indem sie die erste vor ihr ausbreitete. „Gewiß!" sagte die Beguine und zog ihr Eigenthum auf ihre Seite.

„Und auch diese?" fragte die Fischerin bei der zweiten weiter. „Ja wohl!" antwortete die Beguine.

„Nun so ist auch dieses Euer!" rief die Frau mit wüthendem Blicke, indem sie den Knaben faßte und vor die Beguine fast hinschleuderte.

Die fromme Schwester wußte nicht, wie ihr plötzlich geschah; sie sah bald den Jungen, bald die Frau mit starren Blicken an, wurde blaß, stammelte einige unverständliche Worte und sank bewußtlos hin. Als sie sich wieder erholt hatte, bat sie mit schwacher Stimme, nur noch wenige Tage zu schweigen. Dann ließ sie sich, da sie am ganzen Körper erschüttert war und sich sehr matt fühlte, nach Hause bringen in die Beguinage. Sie überlebte diesen Tag nicht lange. Schon am andern Tage ließ sie den Beichtvater kommen und beichtete ihre großen Sünden und machte ihr Testament.

Zwei Tage darauf war sie todt. Als man das Testament öffnete, sah man mit Staunen, daß der arme Fischerknabe der Erbe ihres ganzen schönen Vermögens geworden. — Der Beguinensohn war nun ein reicher Mann und, wie ich glaube, lebt er noch heute als trefflicher Bürger in der guten und frommen Stadt Gent. (Entlehnt aus: Fragmentarische Briefe aus Brüssel von M. G.. in der Hannöverischen Morgenzeitung.)

Miscellen und Anekdoten.

(Aus amerikanischen Zeitungen.) Ein englischer Mechanikus hat einen Magen für Fabrikarbeiter erfunden, unstreitig die erstaunenswertheste Entdeckung des Jahrhunderts. Derselbe braucht nämlich täglich nur drei Erbsen oder Linsen, um satt zu werden. Ein Häringskopf reicht für die ganze Woche. Der deutsche Schulmeisterstand soll sich bereits ein Exemplar verschrieben haben. — — Ein Bierwirth in Jena hat in den letzten Jahren so viel Schulden in die Feueresse schreiben müssen, daß der Rauch nicht mehr hindurch kann und den Gästen in der Stube jetzt so gewaltig in die Augen beißt, daß man sich genöthigt gesehen, sämmtlichen Oefen einen Beißkorb anzulegen. — — Ein junger Mann wurde immer verhindert, eine Lustreise zu machen. Endlich reiste er zu seiner Vermählung. „Der Arme kann es doch nie zu einer Vergnügungsreise bringen," meinte einer seiner Freunde. — — Die Giftmischerin Lafarge hat ihre Biographie herausgegeben, für deren Treue und Richtigkeit schon die ersten Worte bürgen, welche heißen: „Mein Vater war ein Weinhändler ic."

— In Paris las man vor Kurzem an den Straßenecken angeschlagen: „Ein junger, gewandter Mensch, der mit Pferden umzugehen weiß, der fahren und kurierreiten kann, und der eine entschiedene Neigung zum Reisen hat, wünscht als Portier unterzukommen.“

— Ludwig XVIII., dem man große Umsicht und Menschenkenntniß nicht absprechen konnte, sagte einst: „Die Treue steht mit der Löhnung im Verhältniß! mit dem Gelde, welches mich Diejenigen kosten, die mich aus Eigennutz lieben, hätte ich zehn Mal Diejenigen erkaufen können, die mich hassen.“

— Ein großer Oekonom hat in Oesterreich den Vorschlag gethan, der Armee lilafarbene Montur machen zu lassen; man erspare dabei sehr viel an Pulver, weil die Farbe schon schießt.

— Ein französisches Blatt wirft die Frage auf: ob es nicht nöthig wär, eine Suppenanstalt für jene armen Männer zu errichten, deren Frauen ihre Zeit statt an dem Heerde bei dem Schreibtische zubringen.

(Nahe Verwandschaft.) „Kennen Sie Herrn S.?“ — „Wie sollte ich nicht! Er ist ja einer meiner nächsten Verwandten.“ — „Wirklich? Wie so?“ — „Er wollte vor einigen Jahren meine älteste Schwester heirathen.“

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die diesjährigen Moden zeichnen sich durchgängig durch Einfachheit bei aller Eleganz, durch die untadelichste Harmonie in allen Theilen, folglich durch guten Geschmack aus. Die Hüte namentlich sind nie so reizend gewesen, als die, welche für diesen Sommer bestimmt sind; es trägt dazu gewiß die Pamelaform bei, welche durchgehends vorherrscht, doch nicht so carrikirt ist wie im vorigen Jahre. Zahlreich sind namentlich die Hüte von Krepp, mit einzelnen Blümchen oder mit duftigen Federn ausgeputzt. Ein neuer Ausputz besteht in außerordentlich zierlichem Strohgeflecht, das so fein ist wie Spitzen, ganz die Form von Borten hat und einer Strohgeflechtimitation auf dem Band entspricht. Die Häubchen sind sämmtlich im Schnitte den Hüten ähnlich, d. h. kurz an den Wangen, und an beiden Seiten reich mit Blumen ausgeputzt, welche die natürlichen täuschend nachahmen. Außerordentlich schön sind die durchbrochenen Strohhüte, die man nicht ansehen kann, ohne die Kunstfertigkeit zu bewundern, welche sie geschaffen hat; mehrere haben am Schirme eine Art Spitze vom feinsten Strohgeflecht, und es läßt sich kaum ein reizenderer Strohhut in der diesjährigen schönen Form, ausgeputzt mit einem Blätter- und Blumenzweige, denken. Eine überall, in den Hüten und Zeugen vorherrschende sehr beliebte Farbe ist das Filzgrau (feutre.) Was die Langshawls und Mantillen betrifft, so sahen wir etwas ganz Neues, nämlich Langshawls, die keine linke Seite haben, folglich auf beiden getragen werden können. Sie finden sich in allen Farben, bestehen meist aus feinem Caschmir, sind mit Seide gefüttert und haben auf jeder Seite Arabeskenstickereien in der Farbe des Stoffes. Einer war z. B. von filzgrauem Caschmir und mit himmelblauer Seide gefüttert; auf der filzgrauen Seite befanden sich filzgraue Stickereien, auf der himmelblauen dagegen blaue. Bei dem Umlegen wird der Shawl um den Hals herum kragenartig umgeschlagen, so daß man die innere Farbe und Stickerei sieht. Das Ganze sieht reich und doch nicht grell aus, und es läßt sich erwarten, daß diese Doppelshawls bald allgemein Mode werden. Die Mantillen gleichen im Allgemeinen den vorjährigen, natürlich mit kleinen Modificationen. Sie kommen bald den Camails, bald den Visiten nahe und haben eigentlich von Allen etwas. Im Allgemeinen sind sie sehr reich mit Spitzen und den schönsten Posamentirarbeiten ausgeputzt, reichen auf dem Rücken etwas über die Taille herunter und haben zwei oder drei Volants von Spitzen oder dem Grundstoffe oder auch von offenen Fransen, so daß sie ziemlich so aussehen wie die Kleider mit 2 oder 3 Röcken; man nennt deshalb auch einige dieser Ueberwürfe mantelets à deux jupes. Die seidenen Kleider werden häufig vorn gestickt und bisweilen bringt man in der Mitte dieser Stickereien eine Reihe von Knöpfen an, doch scheinen die Knöpfe etwas aus der Mode zu kommen. Viele Stickereien werden auch mit den feinen Posamentirar beiten, aus Soutaschbörtchen ꝛc. gemacht. Die Kleider von Seidenmuslin und Barege wird man meist mit Volants ausputzen, die große Zacken haben und mit Seide eingefaßt sind oder auch mit neuen ganz schmalen Posamentirarbeiten. Die Mode wird also, wie man sieht, glänzend und nicht für jeden Beutel zugänglich sein: gestickte Kleider, gestickte Volants, Visiten und Mantillen von Stickereien, Posamentirarbeiten oder Spitzen, Hut mit Blumen oder Federn, alles dies ist gewiß elegant, aber etwas aristokratisch. Die Formen der Leibchen bleiben so ziemlich wie sie waren: knappe Taille und enge Aermel bis vor an das Handgelenk, Schößen sieht man nur noch selten, höchstens an einfachen Kleidern; nur der Rücken ist amazonenartig d. h. mit einem ganz kleinen Schößchen. An den Kleidern von Barege und Seidenmuslin sind die Leibchen in Falten gezogen, so daß sie ein fächerartiges Aussehen erhalten; die Aermel sind halbweit und nicht offen unten. Hat das Kleid Volants, so bringt man zwei kleine Volants auch oben auf den Armeln an. In dem Haarputze scheint sich eine kleine Revolution vorzubreiten. Man will, wie es den Anschein hat, die Mode der Locken wieder zur Herrschaft bringen. Seit lange trugen viele Damen lange, leichte Locken; dann ging man weiter und machte Löckchen auf der Stirn wie sie die Damen zu Ende der Regierung Ludwigs XIII. und im Anfange der Ludwigs XIV. trugen. Dieser Haarputz ist sehr hübsch im Zimmer, sehr unbequem aber unter einem Hute. Man macht deshalb neue Versuche und gelangt endlich zu einem andern Kopfputze, der aus kleinen Locken besteht, die an der Stirn hinlaufen und an den Seiten nicht tiefer als bis an das Ohr herabfallen; in der Mitte des Kopfes zieht sich kein Streifen hin; der Haarputz sieht dem à la Sevigné ähnlich, nur daß er weit weniger Haare erfordert. Am besten steht er den Gesichtern, die mehr ausdrucksvoll als schön sind. Die wellenförmigen Scheitel stehen noch immer in ziemlicher Gunst; sie halten die Mitte zwischen dem Gewirr der kleinen Locken und dem Ernst der glatten Scheitel. Seit langer Zeit wird das Haar hinten nicht mehr geknüpft; man dreht es zweimal in einem Strang oder um einen Schildkrotkamm, der etwas hoch und durchbrochen ist.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hut mit Feder. Kleid mit Jäckchenleibchen. 2. Kleid mit Schnallen. Spitzen-Mantille. 3. Rock mit langer Taille; halbweite Beinkleider. 4. Frack mit runden Schößen. Lange Weste. Beinkleider mit Seidenborte. 5. Oberrockkleid mit Querriegel von Sammet mit kleinen Schnällchen. 6. Pelerine.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 5. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Geistesgegenwart.

Lord D. hatte der Spleen im Jahre 1774 aus England vertrieben; er suchte in dem Lande, wo die Citronen blühen, wieder Lebenslust zu gewinnen. Dies war aber nicht der Fall. Eine unbehagliche Langeweile marterte ihn mehr, als wenn er mit einem wirklichen Uebel hätte kämpfen müssen. Er trieb sich überall herum, um sich zu zerstreuen; überall aber folgte ihm dieser Spleen, wie ein Gespenst oder ein böses Gewissen.

In Rom sah er die Hinrichtung eines Diebes, der durch den Strang sein Leben verlor. Die Gewandtheit des Henkers erhielt seinen völligen Beifall; der Gehenkte hatte nicht das mindeste Merkmal des Schmerzes verrathen.

Lord D. erkundigte sich, wo dieser geschickte Nachrichter wohne. Nachdem er dies erfahren, eilte er zu ihm und sagte ihm:

— Ihre heutige Hinrichtung des Delinquenten hat mich so entzückt, daß ich ausdrücklich zu Ihnen komme, um Sie zu bitten, auch an mir Ihr Talent zu üben und mich eben so schnell und schmerzlos aus der Welt zu schaffen. Die Sache hat aber Eile.

— Das bedaure ich, versetzte der Henker, nachdem er sich von der Bestürzung über einen solchen Antrag wieder erholt hatte. Es ist mir zwar sehr schmeichelhaft, daß Sie meiner, leider hier noch sehr verkannten Geschicklichkeit eine so ehrenvolle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber, setzte er achselzuckend hinzu, mir sind die Hände gebunden. Blos des Vergnügens wegen darf ich keinen hängen, sondern nur nach dem bestimmten Ausspruch und Befehl der Gerichte; bei diesen muß die Erlaubniß erst nachgesucht werden.

— Das find' ich sonderbar! erwiderte der Lord; wenn Sie den guten Willen haben, mich aufzuknüpfen, und ich nichts sehnlicher wünsche, so dächt' ich, daß einen Dritten die Sache nichts anginge. Wozu erst eine Erlaubniß von den Gerichten? Das wäre nur Zeitverlust und mir liegt sehr viel daran, schnell expedirt zu werden.

Der Nachrichter beharrte bei seiner Weigerung. Jetzt

zog der Lord ein Pistol und eine Börse, mit Gold gefüllt, aus der Tasche.

— Sie haben nun die Wahl zwischen diesen Beiden! — rief er aus — entweder sich entschließen zu lassen — er hielt ihm das Pistol entgegen — oder — auf den Beutel zeigend — dies Trinkgeld für Ihre Mühe zu nehmen.

Der Erschreckte verlor die Gegenwart des Geistes nicht; er erklärte sich, seinem Verlangen zu genügen, und nahm einen Strick zur Hand, um den Lord zu binden.

— Wozu das? — Ich bin ein freier Britte! rief der Lord, und will es auch bis zu dem letzten Moment meines Lebens bleiben.

Der Nachrichter stellte ihm vor, diese Vorsicht sei unumgänglich nöthig, wenn er ihn schnell und ohne Schmerz aufknüpfen solle; die geringste Bewegung von seiner Seite würde dies unmöglich machen.

— Ich werde mich gewiß nicht rühren, versicherte der Lord; verfahren Sie mit mir, als wenn Sie mich an Füßen und Händen gebunden hätten.

Jetzt traf der Nachrichter scheinbar alle Vorkehrung zu einer solchen Exekution, aber mit einer phlegmatischen Langsamkeit, die den Lord sehr ungeduldig machte und diesem mehrmals unter „Gott verdamme mich!" die Aufforderung entlockte: sich doch zu fördern.

Auf einmal rief der Henker, sich erschreckt stellend aus, indem er sich vor die Stirn schlug:

Bald hätt' ich etwas Nöthiges vergessen! Das muß ich geschwind noch holen! —

Bei diesen Worten lief er aus dem Zimmer, verschloß es hinter sich und machte davon der Behörde Anzeige. Ein Commando Sbirren erschien, trat zu dem Lord in das Zimmer und erst nach heftigem Widerstande des Letztern bemächtigten sie sich seiner mit Mühe. Er wurde in ein Irrenhaus abgeführt.

Die Begum Somru.

(Fortsetzung.)

Die englische Armee, welche unmittelbar darauf den Feldzug eröffnete, lieferte den 2 August 1763 den Truppen Mir Kassims eine Hauptschlacht, deren kraftvoller Widerstand in Erstaunen setzte. Einmal sogar durchbrach der Feind die englische Schlachtlinie, bemächtigte sich zweier Kanonen und griff das 84. königlich-großbritannische Regiment von zwei Seiten an. Allein man darf wohl nicht erst hinzufügen, daß die Truppen, welche sich so tapfer zeigten, von Sombre befehligt wurden. Nach vierstündigem Kampfe blieben jedoch die Engländer Sieger; es war der hartnäckigste und blutigste Kampf, der bis dahin in Indien statt gefunden hatte.

Nach dieser Schlacht zog sich Mir Kassim langsam nach den Festungen Oudwa und Monghyr zurück, die sich vor der europäischen Kriegskunst aber nicht zu halten vermochten; dann zog er sich nach Patna, seiner letzten Besitzung, junge englische Kriegsgefangene stets nach sich schleppend, welche zu Anfang der Feindseligkeiten in seine Hände gefallen waren.

Bei der ersten Nachricht, daß die englische Armee sich Patna nähere, schrieb er an den englischen Befehlshaber: „Wenn Sie noch einen Schritt vorwärts zu thun wagen, so sende ich Ihnen den Kopf des Herrn Ellis und die der andern gefangenen Anführer." Hundert und fünfzig Engländer jeden Ranges befanden sich in der Gewalt des Nawab. Der Major Adam schrieb an die Herren Ellis und Hay, welche sich unter den Gefangenen befanden, daß sie Alles anwenden möchten zur Flucht, oder daß sie um jeden Preis ihre Freiheit zu erkaufen suchen sollten, indem er versprach, ihr Wort einzulösen, Ellis und Hay antworteten aber in ihrem und der andern Gefangenen Namen: „Wir können nicht entfliehen, allein wir bitten inständigst, Ihre militärischen Operationen nicht einen Augenblick aus Rücksicht für uns aufzuschieben."

Als nun die englische Armee immer näher anrückte, sah sich Mir Kassim genöthigt, Patna zu verlassen; allein ehe dies geschah, wollte er sich das Vergnügen der Rache gönnen. Die Gefangenen, hundert und neun und vierzig an der Zahl, mußten über die Klinge springen, und das Bataillon Sombre war mit dieser fürchterlichen Exekution beauftragt worden. Sombre selbst that das Aeußerste und trotzte sogar persönlicher Gefahr, um das Blutbad zu hindern; allein es gelang ihm nur, einen einzigen Gefangenen, einen alten Chirurgen, der sich die Gunst des Nawab erworben hatte, zu retten. Trotzdem daß Sombre bei dieser Gelegenheit sich für die Gefangenen verwendete, haftete doch der Flecken dieser Barbarei auf seinem Namen, und die Engländer verwechselten Mir Kassim stets mit Sombre, wenn von dem Gemetzel zu Patna die Rede war.

Nachdem Mir Kassim und sein junger General Patna verlassen hatten, flüchteten sie in die Staaten des Statthalters von Oude, welcher in Person in dem Lager des Kaisers in der Nähe von Allahabad war. Den Flüchtlingen wurde von Seiten des Moguls und seines Veziers der ausgezeichnetste Empfang zu Theil; der Letztere verschaffte sogar Mir Kassim die Mittel, ein Heer zu werben, und so geschah es, daß im folgenden Jahre, den 3. Mai 1764, der Nawab wieder in Schachtord-

nung vor den Engländern erscheinen konnte. Die Affaire begann mit einer lebhaften Kanonade. Sombre griff an der Spitze des Fußvolks und von einer zahlreichen Reiterei unterstützt, die Engländer in der Flanke an, während der Rest seiner Truppen sie zu umgehen suchte, um sie von hinten anzugreifen. Major Carnac befehligte die Engländer, welche ihre gewöhnliche Haltung behaupteten und die Truppen Mir Kassims zurückwarfen. Der Kampf hatte jedoch vom Aufgang der Sonne bis zum späten Abend gedauert, und die erschöpften Sieger konnten ihren Vortheil nicht verfolgen. Sombre hatte seine Leute wieder geordnet und seinen Rückzug vorsichtig in das Werk gesetzt, dann nahm er eine Stellung, Patna gegenüber, ein. Der Vezier war jedoch mit diesem Resultat wenig zufrieden, und eröffnete Unterhandlungen mit den Engländern, welche als erste Bedingung die Auslieferung Sombres und Mir Kassims verlangten. Der Vezier würde hierein gewilligt haben, wenn die Engländer das ganze Bahar geräumt hätten; allein dies wurde entschieden verweigert, und so blieb es beim Alten und der Vezier ging mit seinem Heere über den Ganges.

Am 15. September desselben Jahres standen sich dieselben Feinde wieder gegenüber. Allein die Engländer kommandirte jezt der Major Munro. Der Kaiser, der Vezier von Oude und Mir Kassim befanden sich bei dem Feinde, allein Sombre, an der Spitze seines disciplinierten Corps, war der eigentliche Chef und die Seele des Corps. Gegen 9 Uhr des Morgens begann ein allgemeines und sehr lebhaftes Feuer von beiden Seiten. Sombre griff an der Spitze seiner Cipayen, die sogleich an der geregelten Haltung kenntlich waren, mehre Male die Engländer an. Die Truppen des Veziers und des Kaisers wurden dadurch ermuthigt, ein Gleiches zu wagen. Allein auch diesmal scheiterte der Angriff gegen die europäische Uebermacht und die Kaltblütigkeit der Briten. Nach fruchtlosen Versuchen mußte sich das indische Heer zurückziehen. Munro verfolgte es heftig, aber Sombre und sein unverwüstliches Häuflein sperrten ihm den Weg.

Es gelang dem unerschrockenen Abenteurer, ein Ponton zu erreichen, welches die Engländer über einen reißenden Strom geschlagen hatten, und so erhielt er die Trümmer des kaiserlichen Heeres. Sombre hatte in diesem Treffen mehrmals sein Leben gewagt, allein ein Indianer hatte zweimal ihn gerettet, indem er ihn mit dem eigenen Körper deckte. Es war Raja-Ram, der jedes Avancement ausschlug, um seinen Herrn als einfache Ordonnanz begleiten zu können. Man hat solche Beispiele oft schon im Kriege erlebt.

Der Ruf von Sombre's Heldenmuth verbreitete sich über ganz Hindustan, und der französische General durfte unter den Fürsten wählen, die ihn sämmtlich bereitwillig in Dienste genommen hätten. Nachdem er unter dem Kaiser, dem Vezier von Oude und vielen andern Fürsten des Landes zwölf Jahre hindurch die Truppen befehligt hatte, finden wir ihn endlich in dem Reiche Sardannah wieder, welches damals auf den Karten Hindustans noch nicht einmal verzeichnet stand. Sombre sollte dazu beitragen, das kleine Königreich berühmt zu machen.

Kaum war Sombre der General der Königin geworden und der Theilhaber der höchsten Macht, so entsagte er dem Kriege, da er wohl sah, daß er mit den geringen militairischen Kräften, über die er gebieten konnte, nichts Großes vollbringen konnte; er wendete sich dafür gänzlich zur Diplomatie hin. Er fand, daß aus dem Wachsen der englischen Macht, für die verschiedenen Staaten Indiens die größte Gefahr entstehe, und sann daher auf Mittel, sie durch feindselige Bündnisse zu bekämpfen, oder mindestens doch einzuschränken. Sein System bestand darin, an jedem Hof von einiger Bedeutung einen Kern von Franzosen zu bilden, denen er die Hand reichen konnte. Er empfahl Scindiah die Talente des Generals von Boigne, und dieser Mahrattenfürst zog aus ihnen einen solchen Vortheil, daß er, troz der Unglücksfälle, welche seinen Lebensanfang betrafen, dennoch als einer der mächtigsten Herrscher Indiens starb. Eben so brachte er den bekannten Raymond zu dem Nizam nach Hyderabad, der während mehrer Jahre ihm die besten Dienste leistete. Der Einfluß Sombre's reichte sogar bis an die Höfe von Hyder Ali und Tipu in Mysore. Sonach hielt er die Fäden eines ungeheuren Netzes in seiner Hand, welches zwar der englischen Kompagnie hie und da zu zerreißen gelang, das jedoch immer wieder durch die unermüdliche Thätigkeit des Gemahls der Begum vervollständigt wurde. Sombre hielt die Unterjochung Indiens auf, er befestigte den kleinen Thron, auf welchem er selbst saß, und er begünstigte die Interessen Frankreichs, wenn gleich Frankreich damals die Mission nicht zu begreifen fähig war, welche es in Indien zu übernehmen hatte.

Bereits 9 Jahre waren verstrichen, seitdem Sombre in Sardannah war, und der große Staatsmann, welcher damals an der Spitze der englischen Niederlassung stand, hatte längst die Quelle aller Unfälle entdeckt, welche diese von verschiedenen Punkten bedrohten. Warren Hastings sah voll Verwunderung eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und diesem obscuren Abenteurer sich erheben, der ihm überall auf dem Wege zum Ruhme

begegnete. Er wollte sich seiner entledigen, und der Unterricht Clive's hatte ihn nicht über die Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, lange zweifelhaft gelassen. Die ersten Versuche, die er unternahm, mißglückten jedoch; ein unerwarteter Zufall sollte ihm darin besser dienen.

Ein junger Mann, Namens Dyre, der wegen einer für ihn nicht untadelhaft beendigten Ehrensache, sein Regiment in der englischen Armee hatte verlassen müssen, hatte sich dem Guvernör vorgestellt, um durch das Gelingen irgend eines verzweifelten Handels, dem er sich zu unterziehen wünschte, wieder den Zutritt in die Gesellschaft zu erhalten, welche ihn gerechterweise ausgestoßen hatte. Das gute Aussehen des jungen Mannes, seine Gewandtheit und sein Muth, nahmen Hastings ein. Dyre wurde beauftragt, sich an den Hof von Sarbannah zu begeben, um dort eine Intrike zu beginnen, welche die Compagnie von ihrem gefährlichen Widersacher befreien konnte. Es war nicht möglich, für einen solchen Auftrag ein schicklicheres Werkzeug zu wählen. Mit dem angenehmsten Aeußern verband Dyre die anmuthigsten Manieren und eine ritterliche Haltung. Er mußte gefallen. Er hatte sich übrigens schwer über die von seinen Landsleuten über ihn verhängten Verfolgungen zu beklagen, und dies mußte schon Sombre für ihn einnehmen, der von den Engländern auch oft genug verläumdet worden war.

Der Erfolg erfüllte, was Hastings erwartet hatte. Kaum war Dyre mit Sombre bekannt geworden, so wußte er sich seine Theilnahme in hohem Grade zu gewinnen. Sombre, der die Eifersucht nicht kannte, und sich seiner eigenen, früheren Schicksale lebhaft erinnerte, schloß sich dem jungen Manne an, und gab ihm eine Stelle in seinem Heere. Als er bald darauf verreisen mußte, um mit den benachbarten Fürsten Verträge abzuschließen, übergab er seinem Freunde, der gleich ihm ja ein Europäer war, den Befehl über die Leibwache.

Mit der Ankunft Dyre's an den Hof von Sarbannah beginnt eine neue Epoche in dieser Erzählung. Sombre hatte nicht daran gedacht, daß Dyre in seinem jetzigen, ihm von Jenem übertragenen Amte, oft in den Fall kommen werde, die Königin und ihre Frauen zu sehen, und daß hieraus eine gefährliche Vertrautheit sich gestalten könnte. Wir fallen jetzt aus den Erwähnungen aus der politischen Geschichte Hindustans wieder in den Bereich des Romans. Unsere Leser kennen bereits alle Personen des mysteriösen Drama's, welches vor ihren Augen sich enthüllen soll. Hier eine Fürstin, mit jener Leidenschaft, die man mit zwanzig Jahren unter Indiens glühendem Himmel empfindet; neben ihr ein tapferer, vertrauenvoller Krieger; zwischen Beiden ein junger Mann, welcher mit dem hartnäckigen Egoismus des Engländers, List und Schlauheit, die bestechenden Formen der Jugend und alle Hülfsmittel der Verführung verbindet. Die Entwickelung kann schon errathen werden.

Die Abwesenheit Sombre's sollte lange dauern. Er hatte an der Gränze mit den Rajahs von Pattiala und Khytal gewisse Gebirgsstreitigkeiten zu schlichten. Die Unterhandlungen zogen sich noch mehr in die Länge, als er anfänglich glaubte, und nachdem seine Abwesenheit bereits Monate gewährt hatte, schien seine Heimkehr noch weit hinausgeschoben.

Es war die Jahreszeit der großen Hitze; der Körper fühlt sich alsdann ermattet, der Kopf leer und die wilden Leidenschaften gähren. Die Königin suchte vergebens den gefährlichen Einfluß der Einsamkeit und Langweile zu bekämpfen. In dem geheimnißvollsten Versteck des Palastes lebte sie zurückgezogen und befragte unaufhörlich ihre Lieblingssklavin Ayescha über den Charakter und die Lebensweise des interessanten Fremdlings. Eine einzige dieser Unterredungen wird uns über die Gemüthsstimmung der jungen Begum hinlänglich aufklären können.

Wir wollen in jene Gemächer eindringen, welche die Fürstin in ihrer Zurückgezogenheit bewohnt. Wir gehen durch einen weiten Saal, dessen Bogen sich nach einem Hofe öffnen, welchen viele Zellen umgeben, zu denen Alleen der ausgesuchtesten Pflanzen führen, die einen betäubenden Wohlgeruch ausströmen. An der reichen Architektur, den lebhaften Farben, mit welchen Mauern und Decken bekleidet sind, den prächtigen Springbrunnen, welche aus marmornen Becken aufsteigen, erkennt man jene Reihe von Gemächern, die in den Palästen Indiens, der Rang-mahal, oder die gemalte Gallerie genannt werden, in welcher sich gemeinhin die Frauen aufhalten. Ein Schritt weiter bringt uns in den eigentlichen Salon der Königin. Hier erblicken wir einen Divan, in Gestalt eines Triumphwagens, auf Rädern mit einer Deichsel, Alles von prächtigem Lack überzogen und mit Pferden, Pfauen und fabelhaften Vögeln bemalt. Das Holz ist wunderbar geschnitzt und mit eingelegten Edelsteinen geziert. Die Königin liegt hingegossen auf diesem Divan; ihre Schönheit und ihr reicher Schmuck machen sie vor Allen kenntlich. Zu ihren Füßen sitzt Ayescha, in einer Jacke von einfachem weißem Mussselin und einem Pantalon, der oben weit, sich vom Knie bis zum Knöchel dem Beine anschmiegt. Sie fächelt ihrer Gebieterin Kühlung zu.

Ayescha, meine kleine Schwester, spricht die Fürstin

mit schmachtendem Tone, weißt Du nichts, um mir damit die Zeit zu vertreiben? Erzähle mir ein Liebesgeschichtchen.

Ach, theuerste Gebieterin, wenn ich Dir von Leila und Medschnun erzähle, so giebst Du nicht Achtung; Deine Gedanken sind anderswo.

Weil ich alle diese Geschichtchen schon auswendig weiß. Um mich zu erheitern und mich diese erstickende Hitze vergessen zu machen, bedarf es anderer Geschichten als die, mit denen man mich schon als Kind in den Schlaf sang.

Alles wäre doch vergebens, sagte die Vertraute kopfschüttelnd, und wenn ich alle Geschichten des Kissago wüßte!*) Das Herz meiner Königin schweift weit ab; es weilt bei dem Gatten. Was ist eine Frau ohne ihren Mann? Ein Körper ohne Seele. Der Geliebte ist das Nuhr e chasm**) seiner Geliebten. Der Saheb hat ja doch geschrieben, daß er bald heimkehren werde.

Nein, mein Kind, er darf noch nicht daran denken. Unsere Sicherheit verlangt es, daß er noch an der Gränze verweile. Ich will von meinem Gatten auch nicht sprechen. Es macht mich traurig; er wird kaum vor der Regenzeit wieder heimkehren. — Was sagtest Du mir doch diesen Morgen vom Chevalier Dyce!

Meine Gebieterin bemerkte, wie ich glaube, daß er trefflich zu Pferde sitze.

Wie alt ist er wohl?

Etwa vier und zwanzig Jahre.

Im Vertrauen — hast Du nicht gehört, ob er eine Frau in seinem Zenana aufgenommen habe?

Nein, sein Diener Thamas-Kuli, der beständig um ihn ist, behauptet, daß er das Leben eines Fakirs oder Joghis führe. —

Das ist sonderbar.

Er verachtet die Frauen. Keine Frau soll er seiner Liebe würdig finden. —

Ayescha, sprach die Begum nach einigem Nachdenken, ich glaube, daß ich jetzt werde schlafen können. Du kannst gehen. Noch Eins. Später werde ich dem Befehlshaber meiner Leibwache einige Befehle zu geben haben. Bestelle den Engländer hierher; ich will ihn diesen Abend sprechen.

Wo und zu welcher Stunde? fragte die Sklavin ängstlich aufhorchend.

Hier, nach dem Gebet.

*) Kissago, der wandernde Mährchenzähler.

**) Licht der Augen.

Unglücklicher Weise für Sombre hatte der Abenteurer, welcher der Gegenstand des Gespräches war, schon in der Seele der Begum gelesen. Da er weder die Zweifel noch den Enthusiasmus der Leidenschaft empfand, weil er die Fürstin nicht wirklich liebte, so hatte er sie ruhig beobachtet und wußte genau, welche Gefühle er ihr eingeflößt hatte. Sombre's Bild war keineswegs aus dem Herzen der Begum verschwunden; sie hing vielmehr mit festen Banden an ihm; allein er herrschte nicht mehr allein über sie. Ein anderes Bild, jünger und schöner, Dyce's Bild, hatte sich ihm zugesellt. Dieses hatte sich besonders der Einbildungskraft der Begum bemächtigt; allein wäre Sombre zurückgekehrt, so würden diese strafbaren Gedanken bald erstickt worden sein. Der Engländer hatte seine Lage richtig beurtheilt; er sah ein, daß, wenn er die ihm anvertrauten Aufträge vollführen wollte, er keinen Augenblick zu verlieren habe. Er zögerte daher nicht. Ohne lange über die Mittel mit sich zu Rathe zu gehen, wollte er seinen Zweck erlangen, und er erlangte ihn. Sombre verlor, weil die Fürstin sich langweilte; es war mehr ein Verrath, den die Sinne begingen, als ein Verrath des Herzens. Die Fürstin betrachtete ihr Leben wie einen aus dem Ufer getretenen Fluß, der eines Tages wieder seinen ruhigen Lauf beginnen wird. Das aber ist nicht der Weg, den die Leidenschaften nehmen; haben sie einmal die Dämme überflutet, so können sie zwanzig neue Wege einschlagen, nie aber werden sie ihren frühern Lauf wieder beginnen. Ihre größten Verirrungen sind auch die dauerndsten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Mißverständniß.) Am Schlusse einer großen Jagd führte der Zufall einen sehr jugendlichen Lieutenant in die unmittelbare Nähe des Königs und derselbe wandte sich huldvoll an seinen Nachbar mit den Worten: „Wir haben heut ein herrliches Abendroth." — Ja wohl, Ew. Majestät," erwiederte durch die unerwartete Rede ungemein befangen, der Lieutenant, „ich freue mich unaussprechlich darauf, denn ich habe sehr viel Hunger." (Er hatte Abendbrod verstanden.)

— Ein großes Kunststück hat ein Lohnkutscher in London abgelegt; er fuhr mit fünfen in die Rocktasche eines Bankiers, und kam mit zehn Füchsen wieder heraus.

(Frankreich.) Louis Philipp erlebt noch die große Genugthuung, daß sich Rußland ihm jetzt mit russischer Freundlichkeit und Kriecherei nähert. Der russische Kaiser sieht ein, daß ihm Niemand jetzt nützlicher ist, als der sonst geringge-

schätzte König der Franzosen. Mehrere nordische Mächte — schreibt die Eisenb. — welche sich seit 15 Jahren so sehr abmühen, dem nicht legitimen Louis Philipp ihre hyper-legitime Abneigung zu erkennen zu geben, hätten jetzt alle Ursache, Gott auf den Knien zu danken für denselben nicht legitimen Louis Philipp. Denn wenn dieser König im gegenwärtigen Augenblicke nicht so friedliebend gewesen wäre, wenn er sich mit dem Katholicismus enger verbinden wollte, stände die Welt in Flammen, Polen wäre nicht verloren, und manche Krone wackelte auf dem Haupte ihres Trägers.

(Lakonische Correspondenz.) Ein Quäker, um sich bei einem Freunde in London zu erkundigen, was es Neues gebe, ließ folgenden Brief an ihn abgehen:

Philadelphia, 2 Jänner 1835.

Freund!

?

unterzeichnet John K —

Worauf der Freund antwortete:

London, 28. Februar.

Freund!

0

unterzeichnet B. W.

(Aus der Naturgeschichte für erwachsene Kinder von F. Kalisch. Buch der Narrheit.)

Die Menschen werden gewöhnlich eingetheilt in denkende Wesen, die auf zwei Beinen gehen, und in zweibeinige Thiere, die nicht denken können, und man rechnet zu der ersten geringen Klasse nur Diejenigen, welche nicht der zweiten großen Klasse angehören. Da aber jetzt das Klassische aus Mangel an römischer Tapferkeit und griechischer Grazie dem Volksthümlichen weicht, wozu man nur ein gutes Gemüth und einen schlechten Styl braucht, so wollen wir, weil Deutschland die Ordnung liebt, die verschiedenen Menschen nach dem Alphabet ordnen:

A.

(Aristokrat.) Macht sich immer grün und nimmt sich die Freiheit, keine Gleichheit zu dulden. Wenn er aufhört ein Bube zu sein, kommt er in die Flegeljahre, und sobald er majorenn ist, wird er ein gemachter Mann. Weil die Aristokraten nur einen mächtigen Kopf, aber zwei Beine haben, so können sie nur wenig Dinge begreifen, aber sehr viel mit Füßen treten. Der Aristokrat läßt sich zum Hofthier zähmen und verfällt nur in die ursprüngliche Wildheit, wenn er unter das Volk kommt. Ihm die Erfindung der Preßfreiheit zuzuschreiben, wäre ein grober Irrthum.

B.

(Buchhändler.) Verdankt dem unsterblichen Guttenberg sein sterbliches Dasein; betrachtet das Schöne von der nützlichen Seite und weiß dem Nützlichen eine schöne abzugewinnen. Kauft die Prosa und Poesie in Bausch und Bogen, und bildet oft die Brücke, über welche große Geister den Weg zur Unsterblichkeit einschlagen. Steht mit der Maculatur und Confiskation in vertrautem Verhältniß und bezieht von Leipzig mehr Krebse als Lerchen.

C.

Commis voyageur. Auf der ganzen Erde und auf menschenleeren Inseln zerstreut: überall zu Hause, nur nicht zu Hause; reist selten in dringenden, meistens in zudringlichen Geschäften, und macht Besuche, ohne eingeladen zu werden; weist nie die Zähne, selbst wenn man ihm die Thüre weist, und kann Cotelett's, Beefsteaks und Grobheiten hinunterschlucken, ohne sich den Magen zu verderben. Was er Musterhaftes bei sich hat, trägt er gern zur Schau, und wenn er gereizt wird, macht er Bonmots. Daß von dieser Ordnung die Bescheidenheit erfunden worden, ist nicht leicht zu vermuthen.

D.

(Diplomat.) Hat eine scharfe Zunge und besitzt in der Regel einen starken Willen, Widerwillen gegen die Wahrheit zu haben. Wenn ihm die Welt zu eng wird, erweitert er sein Gewissen und seinen Gesichtskreis und wendet sogar lödliche Mittel an, wenn sie ihm zum Zweck verhelfen. Nährt sich von diplomatischen Diners und trägt seine Orden mit Geduld, reist oft im Auftrage, Herrscherhäuser und Völker enger an einander zu fesseln u. s. w.

E.

(Edelmann.) Wächst in Deutschland wild und besonders in Wäldern, die man vor lauter Stammbäumen nicht sehen kann. Nährt sich von Ahnenstolz und lebt von historischen Erinnerungen. Liebt Parforce-Jagden und hohe Titel, hetzt Haasen und Rehe zu Tod, klirrt mehr in Sporen als mit Goldstücken, thut mehr für die Genugthuung der Beleidigten als der Gläubiger, und was ihm an Geist abgeht, sucht er durch das totale Nichtvorhandensein seiner Anspruchlosigkeit vollkommen zu ersetzen. Die ganze Ordnung ist mit zwei Beinen begabt und kann also fortschreiten. Daß sie in neuester Zeit viel für die Veredlung der Hunde gethan, ist aus deutschen Zeitungen hinlänglich bekannt.

F.

(Flegel.) Mit breiten Schultern und starken Fäusten begabt; kommt überall durch die göttliche Grobheit fort, der im civilisirten Europa nichts zu widerstehen vermag, und braucht daher nicht erst Knigge's Umgang mit Menschen zu lesen, um bei diesen seine Zwecke zu erreichen.

G.

(Glückspilz.) Schießt leicht aus der Erde, über welche er sich niemals erhebt, und gedeiht viel mehr durch die Gunst der blinden Fortuna, als Andere durch den hellsten Verstand.

H.

(Hofrath.) Davon ist nicht viel zu sagen.

J.

(Journalist.) In dieser Ordnung herrscht große Unordnung. Der Journalist lobt gern sich selber, und Andere nur dann, wenn sie sein Lob mit hundert Procent Zinsen zurückzahlen, versteht die Kunst, aus fremden Früchten seine eigenen Blätter zu machen und mit seinen Collegen Zeitgeist zu fabriciren. Lebt mit der Wahrheit auf gespanntem Fuß und verbürgt sich oft für unverbürgte Nachrichten. Schillert zuweilen in allen Farben und geht nicht selten ins Aschgräuliche. Die ehrlichen Häute in dieser Ordnung bekommen häufig kalte Aufschläge, und wenn sie über gewisse

Dinge vor Zorn erröthen, müssen sie sich so lange ärgern, bis sie schwarz werden. Was von den Journalisten hier noch zu sagen wäre, läßt sich mit mehr Sicherheit verschweigen, als mit Vergnügen auseinandersetzen.

K.

(Krämer.) Im lieben Deutschland besonders einheimisch. Hat ein geräuchertes Herz und eine eingepökelte Seele; spekulirt in Thran und Cichorien, macht Geschäfte in Pfeffer und englisch Gewürz, und tauscht mit Stockfischen und bejahrten Häringen die sanftesten Empfindungen aus. Liebt den Profit über Alles und seine Waage wie sich selber. Prüft das Herz und die Nieren der Düten und Scheidemünzen, und macht für einen einzigen Pfennig zwei Kratzfüße; zeigt einen natürlichen Widerwillen gegen Großmuth und lyrische Gedichte, und hat eine Abneigung gegen Alles, was nicht in seinen Kram taugt. Schafft sich nur Tugend an, wenn diese ein gangbarer Artikel wird, und ist der einzige Deutsche, der zum Handel geneigt ist.

(Schluß folgt.)

— In einer bekannten nordischen Hauptstadt erzählt man in den Solons mit einer gewissen Behaglichkeit folgende Vorfälle aus den letzten Tagen: „ein Lebemann, der zu fühlen anfing, daß sein Herbst näher und immer näher rücke, und dessen Vermögen ebenso zur Neige ging, wie seine Jugend, hielt es für das Klügste, sich eine Frau zu nehmen, um Ersparungen zu machen. Er fand eine Dame, die sich entschloß, mit ihm vollends durchs Leben zu gehen, aber schon am Tage vor der Trauung äußerte sie den Wunsch, daß sie ohne Equipage nicht existiren könne. Es würde unklug gewesen sein, wenn er als Bräutigam mit einer Weigerung geantwortet hätte. In dem neuen Wagen, der sie aus der Kirche nach Hause brachte, sagte die junge Frau mit einer gewissen Rührung: „Du bist hoffentlich von allen Deinen Verirrungen zurückgekommen und ich rechne darauf, daß Du von jetzt an immer verständig sein wirst.“ — „Du kannst Dich darauf verlassen,“ antwortete er, mit Beziehung auf den unnöthigen Ankauf, „daß ich nun meine letzte Albeenheit begangen habe.“ — „Die letzte?“ erwiederte sie gereizt, „das ist sehr bescheiden; ich halte Dich doch noch einer andern für fähig.“ — „Welcher andern?“ — „Daß Du glaubst, ich hätte jetzt meine erste gemacht.“

Ein Anderer, der sich vom Spielteufel beherrschen ließ, hatte Hab und Gut verloren, und als er sich nicht mehr zu helfen wußte, beging er die Gemeinheit, an einen seiner Freunde folgenden Brief zu schreiben: „Lieber Freund, ich bin gänzlich verarmt und verloren. Gestern Abend, als ich mein letztes Goldstück gesetzt hatte, wollte ich das Glück zwingen, mir seine Gunst zuzuwenden; man entdeckte es aber und es kam zu einem Auftritte, der mich für immer unglücklich macht. In dieser meiner Noth und trotz meiner Unwürdigkeit wage ich es mich an Dich zu wenden? Gib mir um Gotteswillen einen guten Rath und füge die Mittel bei, ihn in Ausführung bringen zu können.“ Als Antwort auf dieses Briefchen erhielt der Spieler bald ein sehr sorgfältig eingepacktes, umschnürtes und versiegeltes Kästchen. „Der vortreffliche Freund!“ dachte er, „ich zählte mit Recht auf ihn und es war ein guter Gedanke, an ihn zu schreiben. In dem Kästchen, das angenehm schwer ist, befindet sich wahrscheinlich ein Brief mit dem guten Rathe, das Vaterland zu verlassen, und mit einer Börse, die das Reisegeld enthält.“ Während er sich mit diesem angenehm Gedanken unterhielt, packte er das Kästchen aus und öffnete es. Er fand aber weder einen Brief noch Geld darin. Es enthielt nichts als — ein geladenes Pistol.

(Der Kaffee.) Die Aerzte, besonders die Homöopathen, sind Feinde des Kaffee's, d. h. wenn ihn ihre Patienten trinken — was sagt dagegen der Kultur-Historiker Klemm? „Der Kaffee ist in der Geschichte der europäischen Cultur wichtig als ermunterndes, aufregendes Mittel, das dem Denker wie dem Dichter jene sanfte Wärme giebt, die der Entwickelung der Ideen so überaus günstig ist. Voltaire und Friedrich II. gehören unter die Ersten, welche sich des Getränkes für geistige Zwecke bedienten. Wenn Blut das Getränk des schweifenden Jägers, Milch das des gezähmten Hirten, Wein das des stürmenden Helden, Bier das des ruhigen Bürgers, so ist der Kaffee das des dichtenden und denkenden Zeitalters, das wir bereits angetreten haben. Dieses langsam mordende Gift, bei dem z. B. Voltaire vierundachtzig Jahre alt wurde, wird sich, trotz aller dargebotenen schlechten Surrogate, beim denkenden Theile der Menschheit stets in gutem Kredit erhalten.“

— In den vereinigten Staaten hat man einen Lotterie-Plan ausgegeben, vermöge dessen die Gewinnenden einen guten Platz auf dem Kirchhof bekommen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Von neuen Kleidern haben wir folgende gesehen: eins von glasirter lilas Seide mit sechs Volants von bandähnlicher Posamentirarbeit, mit einer Mantille von gleichem Stoffe; ein anderes in zartgrün mit Volants, einem hohen Leibchen und unten offenen Aermeln mit Unterärmeln von Spitzen; mehrere von einem neuen schönen Stoffe, der aussieht als wären Bänder auf den Moirégrund gelegt; ferner zwei schöne rosa Soiréekleider, von denen das eine sechs Volants von gefranseten Bändern, das andere ebensoviel ausgezackte Volants von dem Kleidstoffe hatte und die beide mit Mantille getragen wurden. Ein Kleid von schwarzem Tülle hatte neun Spitzenvolants, von denen der oberste am Gürtel hinlief und schößenartig aussah. Ein Ueberrock war von Marokintaffet, mit gleichfarbigen Schnürchen stickereiartig benähet. Die Langshawls sind in außerordentlicher Mannichfaltigkeit vorhanden; neu aber und besonders schön erschienen uns die von weißem Barège, die mit kleinen Volants von rosa, lilas, blauem ꝛc. Bande garnirt sind. Unter den neuen Stoffen haben wir einen veloutirten Taffet bemerkt, der sehr schön ist und einen Spitzenstoff, der von glasirter Seide und so broschirt ist, daß das Muster wie ein Ueberwurf von Spitzen über dem seidenen Grunde aussieht. Die schottischen Barèges scheinen recht beliebt zu werden, so wie die gegitterten Tarlatans. Der unzerdrückbare Foulard scheint sich ebenfalls in der Mode zu halten. Ferner hat man den fil de chèvre, glatt oder façonniet, die Grenadine und die neapolitanischen Taffette, namentlich zu Negligéüberröcken. Die Phantasiestrohhüte, d. h. die durchbrochenen und sonst verzierten sind in diesem Jahre außerordentlich vervollkommnet worden. Die Muster, welche man ihnen gegeben hat, treten reizend auf dem Taffetfutter in zarter Farbe hervor. Viele sind kirschroth ausgeputzt und namentlich werden

die Strohbänder, das Neueste, was man hat, vielfältig angewendet. So schnell alles in der Mode schwindet und vom Neuen verdrängt wird, so harren die Damen doch immer, wie es scheint, bei ihrer Liebe für die hübschen Kleinigkeiten aus, für die zierlichen und schönen Gegenstände von Bronze, Glas, Porzellan, mit denen sie ihre Zimmer ausschmücken. Die neue Saison hat wieder vielerlei Neues und namentlich Kostbares gebracht.

Die Kleider sind seltsam verschieden. Der Pekin scheint sich in seiner Gunst vom vorigen Jahre zu halten, aber der glasirte Taffet scheint doch noch beliebter zu sein. Neben den schottischen Carreaux, den großen und kleinen, die wieder sehr in Gunst kommen, zeigen sich die entgegengesetztesten Muster, breite und schmale Streifen, die bald nahe, bald eng an einander stehen. Der Wellenmuslin und der Nakin müssen dem Wollentaffet und dem Leinentaffet weichen, und außerdem sind bei unsern eleganten Damen sehr beliebt: der gegitterte Foulard, der schinirte kleingestreifte Taffet mit satinirten geschlängelten Linien und der malvenblütfarbige Gros de Naples mit violettem Wiederscheine. In der Façon der Leibchen herrscht eine vollständige Anarchie. Hier empfiehlt man das hinten zugemachte bis an den Hals hinaufgehende Leibchen mit einem Achselstücke, das sich auf den Rücken hinunter verlängert und vorn bis an die Leibchenschneppe reicht, so daß es wie eine Pelerine aussieht; dort dagegen will man nur von dem offenen Leibchen hören, das eine schöne Chemisette sehen läßt. Hier bedecken die Aermel kaum noch die Hälfte des Vorderarmes, während sie dort bis an das Handgelenk reichen. Die Taille dagegen ist gleichmäßig gesteift, aber nicht mehr so lang als sonst. Der Rock ist zu oder offen, je nach der Form des Leibchens; man schließt ihn durch kleine Bandrosetten, durch Marcasitknöpfe, durch kleine Patten von gepreßtem Sammet, die meist ein goldenes Schnällchen tragen und von dem Saume nach dem Gürtel zu allmälig an Länge und Breite abnehmen, so daß sie ein schürzenförmiges Aussehen erhalten, während auf dem Leibchen diese Sammetstreifen von der Taille an nach der Brust hinauf sich vergrößern. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß alle die Kleider, welche keine Volants haben, schürzenförmig garnirt werden, entweder mit Posamentierarbeit oder mit gefranseten Bändern oder mit Bändern und Schnällchen. Die Volants scheinen indeß jeden andern Ausputz verdrängen zu wollen. Die Volants geben dem Wuchse und der Haltung allerdings etwas Edeles und Würdevolles, aber sie verlassen das Feld, das Ihnen allein anzugehören scheint. Drei Reihen von Volants, die im Ganzen bis in die Gegend des Knies reichen, dürfen wohl vollkommen genügen, aber man sieht jetzt acht bis neun bauschige Volants, die vom Boden an nach der Taille kleiner werdend hinaufsteigen, so daß die Dame, die ein solches Kleid trägt, sobald sie sich setzt, die Volants zerdrücken muß. Sind die Volants von Fransen und Posamentirarbeit, so begnügt man sich mit sieben, bei Spitzen mit fünf. Wir haben bei der Longchampwanderung eben so viele Langshawls von Seide und Cashemir, als Visiten, Mantillen und Shalws gesehen. Die meisten der letztern sind von weißem Cashemir, fast ganz mit großen Blumen in Seide gestickt, was reich, frisch, leicht und schön aussieht. Die Visiten werden weiter, während dagegen die Mantillen sehr kleine Kragen, dafür aber freilich sehr breite Volants haben. Neu waren uns der San-Fernando, eine Art Ueberwurf von Sammet oder schillernder Seide, mit Spitzen oder Posamentirarbeiten garnirt.

Was die Fußbekleidung betrifft, so tragen die Damen meist perlengraue Stiefelchen mit Spitzen von lackirtem Leder in derselben Farbe. Die Gamaschen, die längst schon verspottet worden sind, scheinen von den Damen jetzt gänzlich aufgegeben zu sein. Das Resultat unserer Beobachtungen in Longchamp läßt sich kurz zusammenfassen: die Kleidung der Damen ist geschmackvoll und elegant; leider läßt sich dies aber noch nicht von dem Anzuge der Herren sagen. Die Fracks haben noch immer eine lange, über die Hüften reichende Taille; die Schößen daran sind sehr kurz und reichen kaum bis in die Mitte der Schenkel, dagegen sind sie breit, unten abgerundet und bedecken die Hüften ganz; die Anglaisen sind breit und oben eckig, wie der Kragen; die glockenförmigen Knöpfe sind meist von einfarbigem Atlas. Zu einem solchen Zwecke trägt man eine Weste von breitgestreiftem Valencia mit Stehkragen, weit über die Hüften reichend.

Herren-Mode. Noch einige Tage und wir werden unsere Longchampsfeste haben. Schon durchstreifen eine große Anzahl Fremde, welche von allen Theilen Frankreichs herbeigekommen sind, die Straßen der Hauptstadt, und besuchen die Magazine, in welchen die Eleganz, die schönen und anmuthigen Moden dieses Jahres zur Schau gestellt sind. Nach dem Neuen, was die angesehensten Häuser uns bieten, zu schließen, wird man in diesem Jahre viele helle Farben tragen, nicht allein zu Pantalons und Gilets, sondern auch zu den Fracks und Oberröcken. In der That sind die hellen Farben vom besten Geschmack, und für die schönen Sommertage sehr geeignet. In den Hauptbestandtheilen der Schnitte, wie in den einzelnen Details haben wir wenige Veränderungen bemerkt, indessen scheinen zwei Formen von Fracks sich um das Vorrecht zu den Longchampfesten streiten zu wollen. Die Erste ist in allen Theilen derjenigen, welche man in diesem Winter getragen, so ziemlich gleich, es sind Fracks mit breitem Ueberfallkragen, langer schmaler Taille, und kurzen, kaum bis zur Mitte, der Schenkel reichenden Schößen, welche unten breit, und sehr gerundet, die Hüften, indem sie im Aufsteigen sich mit dem Leib vereinigen, fast gänzlich bedecken. Die zweite Frackform hat wie die Erste einen Kragen mit niedrigem Fuß, und breitem Umfall, die lange Taille übersteigt die Hüften um mindestens 3 Cent. ist schmal und unten leicht gebogen, die Schöße sind lang, reichen bis in die Kniekehlen, sind unten schmal und erweitern sich bis zu den Hüften, sie gleichen denen, welche man vor etwa 6 bis 7 Jahren getragen; von dem obern Theile der Schöße bis zum Beginn der Anglaisen ist der untere Theil des Vordertheiles eckig geschnitten; die halbanschließenden, etwas kurzen Aermel, haben niedrige Aufschläge. Kragen, Vordertheile und Schöße sind wie bei dem Vorhergehenden auf überwendlings genommenem Rande gesteppt; die Knöpfe, welche beide Arten von Fracks zieren, macht man vorzugsweise vor farbigem Golde ciselirt, und bald gewölbt, man trägt sie auch von façonnirter, zur Farbe des Fracks passender Seide. — Die vorherrschensten Farben zu jenen Fracks sind: bronze olive, hell Eichelfarbig, vert de cour, mousse de mer, noir de Chine, bronze royal, bronze Joinville, vert algérien, bleu Mogador, und bleu impérial. Zur Reit-Promenade trägt man den Phantasie-Frack à la française genannt; in dem Schnitte sind keine Veränderungen sichtbar; wie im vergangenem Jahre, macht man Leib und Schöße breit, den Kragen mit niedrigem Fuß, und breitem Umfall, die Taille lang, die Schöße kurz, die Anglaisen wie auch die Zipfel des Kragens sehr breit, die Aermel weit, und etwas kurz, und die Knöpfe von farbigem Golde, die beliebtesten Farben für dies Genre von Fracks sind: Myrthen grün, vert Pomaré, bronze marocain, melirtes blau, sehr dunkel grau, violette de Constantine und melirtes schwarz.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit langer Taille und runden Schößen. Weite Beinkleider. 2. Mantelet mit Fransen und Posamentirarbeit ausgeputzt. Glattes Kleid. 3. Oberrock mit Jäckchenleibchen. Zackenvolants von Fransen. 4. Sommertwine, mit langer Taille und schmalen Patten statt der Knöpfe.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2¼ Rgr.

Expedition

II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Rgr.
3) Modekupfer allein 12½ Rgr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Rgr.
Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Rgr. berechnet.

Petersstrasse Nº 31.

MODEN-JOURNAL

No. 6. **N. Büchner.** Redacteur. **1846.**

Die Begum Somru.

(Fortsetzung.)

Sombre kehrte zurück, als die Zuneigung der Begum für den jungen Engländer bereits einen hohen Grad erreicht hatte. Dieser sollte ein Commando an der Gränze übernehmen und bald dahin abreisen; dieß regte die Leidenschaft der Königin noch stärker auf. Von unerträglichen Qualen gefoltert, indem sie ihre Liebe auf das Eifrigste zu verbergen bemüht sein mußte, um den Argwohn ihres Gatten nicht zu wecken, überkam sie ein fürchterlicher Gedanke, den sie anfänglich mit Abscheu zu erstikken suchte, der aber immer wieder kehrte, und endlich ihren Geist erfüllte. Er war einst erstanden, als Dyce, vor Sombre's Rückkehr, als Weib verkleidet aus den Gemächern der Königin entflohen war. In einem der Gänge welche zu seinem Pavillon führten, begegnete er einem Feinde, der ihm schon lange auflauerte. Es war Raja-Ram, der treue Diener Sombre's, welcher seinen Herrn rächen wollte und sich mit seinem Dolche auf den Engländer gestürzt hatte. Auf den Lärm, den das Handgemenge der beiden Männer machte, eilte die Begum hinzu, und in ihrer ersten Entrüstung überhäufte sie den Indianer mit Schmähungen.

Geduld! murmelte dieser, der Herr wird bald zurück sein.

Die Begum kam durch diese Worte außer sich: Wenn ein Verräther sprechen sollte, so wird der Herr und der Sklave des Todes sein, schrie sie.

Zwar lag ein solcher Gedanke ihrer Seele noch fern, allein dennoch führte der Augenblick zu seltsamen Kombinationen. Sombre liebt mich mit glühender Leidenschaft, sagte die Herrscherin zu sich selbst; das Leben hat nur Werth für ihn, um es mit mir zu genießen; ohne mich, ohne meine Liebe, muß ihm das Leben unerträglich werden. Wenn er in diesem Augenblick stürbe, da er sich noch von mir geliebt wähnte, so könnte sein Abschied vom Leben noch sanft sein; wenn er hingegen leben bliebe, um seine Enttäuschung zu gewahren, so stürbe er von entsetzlichen Qualen gefoltert. Wie alle Weiber, nahm die Begum die Liebe von der ernsten Seite und hielt dafür, daß sie das Wichtigste im Leben sei. Ihr Gatte mußte nun alles Glück des Lebens aufgeben, weil sie ihn zu lieben aufgehört hatte, die Gegenwart erschien entsetzlich, und die Zukunft ohne Hoffnung. Es wäre ein falsches Mitleid gewesen, ihn leiden zu lassen; es war Gnade, seinen Tod zu beschleunigen. Sombre sollte von dem Gastmahle des Lebens aufstehen, wenn er noch von seinem herrlichsten Weine berauscht war. Er sollte voran-

gehen, um seine Geliebte in dem Jenseits zu erwarten, von dem er ihr selbst erzählt hatte, und das sie durch seinen Glauben kennen gelernt. Dort wollte sie ihn wiederfinden, einen heitern und ruhigen Freund, und mit ihm vor einen erbarmungsreichen Gott treten, welcher der menschlichen Schwachheit vergiebt.

Um die vollkommenste Ausführung ihrer Projekte zu sichern, mußte die Begum eine seltsamere Rolle, wie einst Marino Faliero spielen; sie mußte eine Verschwörung gegen ihre eigene Macht anzetteln. In dieser Verschwörung mußte es, wie in einer jeden, Wissende und Getäuschte geben, und daher zog sie ihre wüthendsten Gegner, so wie ihre treuesten Anhänger hinein. Nachdem sie Raga-Ram entfernt hatte, übergab sie die Leitung des Ganzen an zwei Offiziere, welche bedeutende Befehlshaberstellen im Heere bekleideten, der Eine ihr Nährvater, der Andere ihr Milchbruder, die eine blinde Ergebenheit für sie beseelte. Mit diesen beiden Vertrauten verabredete sie im Voraus den ganzen Gang des Drama's, dessen Held und Schlachtopfer ihr Gatte sein sollte.

Durch eine in Asien so gewöhnliche Staatsumwälzung sollte die Begum plötzlich scheinbar ihre Macht verlieren und von ihren Truppen verlassen, in der Flucht ihr Heil suchen. Hier, zwischen Tod und Sklaverei schwebend, wollte sie ihrem Gatten den Vorschlag machen, zusammen zu sterben. Sie würde sich den Tod geben, und auch er sollte ein Gleiches thun.

Die Nacht, in der die Ausführung des Planes vor sich gehen sollte, erschien. Es war eine stürmische; die leichte Kolonnade des orientalischen Kiosks erbebte vor der Gewalt des Windes; der Regen strömte in Güssen herab und Blitze und furchtbare Donnerschläge erfüllten die Luft. Von einer fieberhaften Ungeduld aufgeregt, wandte sich die Begum zu ihrem Gatten; Sombre suchte vergeblich ihre schwarzen Gedanken zu entfernen. Plötzlich erschallte der Ruf der äußersten Schildwachen in das Gemach der Königin. Gleich darauf vernahm man einen Schuß, dann noch einen. Wildes Geschrei und Jammerruf erfüllte die Vorhallen des Palastes. Sombre springt vom Lager auf und kleidet sich an; er ergreift einen Säbel, die Begum an seiner Seite, mit einer Pistole in der Hand. Sie will ihm folgen. In diesem Augenblick dringen zwei Männer in das Zimmer; der Eine ist mit Blut bedeckt und fällt zu den Füßen der Fürstin nieder, indem er mit sterbender Stimme ihr zuruft: Der Feind ist da! Fürstin flieht (Duschman ata hac bibi, daoro!) Nachdem er das gesagt, giebt er den Geist auf. Der Andere ist der Begum Milchbruder. Er hält Sombre zurück, der hinaus in den Kampf eilen will.

Du bist verrathen, spricht er, das Volk ist gegen Dich. Es hat der Königin nie vergeben, daß sie einen Mann einer fremden Kaste zum Gemahl gewählt, und den katholischen Glauben angenommen hat. Die Brahmanen stehen an der Spitze der Bewegung. Man will den Tod von Euch Beiden. Kaum bleibt Euch noch Zeit zu entfliehen. Noch ist der Ausgang des Gartens frei; bald wird man aber auch ihn besetzen. Dort werdet Ihr einen Palankin finden, nebst den Trägern für die Fürstin, ein Pferd für Dich, endlich fünf ergebene Diener zu Pferde als Begleitung. Ich übernehme es, den Kampf zu verlängern und so Eure Flucht zu decken. Ich lasse mich tödten, wenn ich Euch dadurch retten kann. Vertraut meiner Aufrichtigkeit und folget mir!

Diese Worte, welche mit der gehörigen Verstellung gesprochen wurden, siegten über Sombres anfängliche Zweifel. Die Fürstin folgt ihm, und sie erreichen die kleine versteckte Pforte, die in das Freie führt. Er findet sein Schlachtroß, das er besteigt, die Fürstin wird in den Palankin gehoben und die schwache Bedeckung begleitet im Trab den beschleunigten Schritt der Träger. Sombres Versprechungen feuern sie an und sie laufen 4 Stunden ohne Athem zu schöpfen. Die Ebene ist schon hinter ihnen; der Orkan verstärkt seine Heftigkeit, der Regen wird zum Wolkenbruch. Man tritt in die Bergregion, der Boden hebt sich hügelförmig oder bildet Hohlwege. Man muß durch das steinige Bett eines Bergstromes wandern, dessen Ufer von undurchdringlichen Wäldern begränzt ist. Die hundertjährigen Bäume strekken ihre Aeste über die Köpfe der Wanderer. Man schreitet jetzt langsamer vorwärts; der cadencirte Gesang der Träger ist zu einer Art von traurigem Recitativ geworden; man hört dazwischen ihre tiefen Athemzüge; nur ihre Anhänglichkeit vermag ihnen noch Kraft zu ertheilen. Plötzlich vernimmt man ein fürchterliches Geschrei; die Träger stürzen mit dem Gesicht zur Erde nieder und der Palankin wird gegen die Felsen geschleudert. Ein vom wilden Geheule des Sturmes aufgescheuchter Tiger hatte in den Babuls am Rande des Weges Schutz gesucht. Nach seiner Gewohnheit hatte er ruhig den Zug vorübergelassen und wartete auf den letzten Mann. Auf diesen sprang er nun los, er hatte ihn gefaßt und war mit seiner Beute davon gerannt. Die begleitenden Reiter sahen in diesem Zufall den Finger einer feindlichen Gottheit und sprengten fort; die Träger hingegen drängten sich dicht um den Palankin. Die Nacht war schwarz; der Wind heulte durch die Bäume; die Aeste brachen zusammen. Mitten in dieser fürchterlichen Naturscene machte die Gruppe der Träger, welche ihre Fakkeln schüttelten, damit der Sturm sie nicht auslösche, und dabei gellend schrien, um die Raubthiere zu verscheuchen, ein wahrhaft höllisches Bild.

In diesem Moment, wo die Furcht sich auch eines tapfern Herzens bemächtigen konnte, hatte Sombre seine Geistesgegenwart nicht verloren; er war vom Pferde gestiegen und kniend vor dem Palankin, hörte er der Prinzessin zu, die mit Ruhe zu ihm sprach: Theuerer Freund, noch wenige Augenblicke, und unsere Feinde werden hier sein; allein ich schwöre Dir, daß ich nicht lebend in ihre Hände fallen werde, um die Gattin oder Sclavin eines Paria zu werden. Sobald die Hufe ihrer Pferde sich vernehmen lassen werden, soll ein Dolch mich von diesem Leben erlösen, das nur durch Deine Liebe für mich Werth hatte. Du hast mich gelehrt, daß es eine andere Welt giebt, wo wir uns wiederfinden werden. Wohlan, wir wollen dort glücklich sein. Du folgest mir; wir sterben vereint und unsere Seelen werden keinen Augenblick getrennt sein.

Sombre benetzte die Hand der Fürstin mit seinen Thränen. Die geladene Pistole ruhte neben dem Dolche auf den Polstern des Palankins. So erwarteten die beiden Gatten das Verhängniß. Eine Stunde floh dahin; eine Stunde voll Schmerz für Sombre, voll unruhiger Aufregung für die Begum. Plötzlich läßt sich ein dunkles Geräusch vernehmen, das immer näher kommt. Blitzende Waffen werden in der Dunkelheit bemerkbar. Sombre sieht, daß die Begum ihren Dolch nach dem Busen kehrt; er giebt ihr den letzten Kuß, und einen Augenblick später sinkt er mit zerschmettertem Haupte zu den Füßen der Königin nieder.

Unterdessen naht sich ein Reiterzug im Galopp; es waren die Leibwachen der Fürstin, welche ihr Pflegevater befehligte. Er sprengte dem Trupp voran, und als er sah, daß der letzte Act des Trauerspiels vollzogen war, befahl er ihm zu halten. Sultan Jan, sprach die Begum, hebt den Leichnam auf und legt ihn mit Ehrfurcht in meinen Palankin; ich werde sein Pferd besteigen. Die Sclaven beeilten sich, zu gehorchen. Die Begum ritt an der Spitze des Trauerzugs in die Hauptstadt ein und Alles ging wieder in gewohnter Weise.

Sombre wurde in einer kleinen katholischen Kapelle, die mitten in den Gärten des Palastes lag, beigesetzt; er selbst hatte sie nach seinen Zeichnungen erbauen lassen. Zwei Inschriften, in französischer und hindustanischer Sprache, bezeichnen das Grab von Joseph Sombre, das nur selten von englischen Reisenden besucht wird, von seinen Landsleuten aber gänzlich vergessen ist. Zur Seite des einfachen Denkmals erblickte man seit einem halben Jahrhundert einen offenen Sarkophag; während eines Jahres sah man täglich eine verschleierte Dame hierherkommen, um ihr Gebet zu verrichten. Dieß war die Begum, welche ihren Gemahl aufrichtig beweinte und seinen Tod durch grausame Peinigungen zu sühnen suchte. Im zweiten Jahre verschloß sie sich in ihrem Palaste und weigerte sich standhaft, den verhaßten Fremden zu sehen, dessen Liebe sie zu dem Verbrechen geführt hatte; allein weder Gewissensbisse noch Kummer tödten, sie dauern nicht einmal in immer gleicher Stärke bis zum Lebensende, und die leidenschaftliche Begum sollte nicht eher zum Frieden gelangen, als bis sie ihre ganze Kraft noch in einem letzten Sturme erschöpft hatte.

Eines Morgens, als die Begum eben ihr tägliches Gebet an dem Grabe Sombres verrichtet hatte, gewahrte sie hinter einem Pfeiler der Kapelle die anmuthige Gestalt des jungen Engländers. Es schien, als wollte er ihrer Aufmerksamkeit eher entfliehen, als auf sich ziehen, und als er den Blicken der Fürstin begegnete, da erröthete er und verbeugte sich tief. Wie sollte man diese plötzliche Bewegung auslegen? War es Liebe oder Scham? Nein, das Herz Dyce's war solcher Eindrücke nicht fähig. Es war vielmehr der Ausbruch eines lange verhaltenen Ehrgeizes, eine verzehrende Unruhe, welche jetzt ein einziger Blick der Königin zur Hoffnung gebracht hatte, vielleicht sogar zur Gewißheit, denn auch sie hatte ihre Verwirrung bemerken lassen; ihre Wangen hatten sich plötzlich geröthet und durch eine Regung von unwillkührlicher Kokketterie hatte sie ihre Schärpe fester um den Busen gezogen, und verrieth so den Willen zu gefallen, der so eben wieder in ihr entstand, oder sich vielmehr aufs Neue belebte.

Als sie in ihre Gemächer trat, erkannte Ayescha, die Vertraute, kaum die Gebieterin. Die Begum hatte ihren Stolz und ihre Festigkeit wieder gewonnen; sie schritt durch den Saal mit erhobenem Haupte und mit dem Lächeln auf den Lippen, wie in den Tagen, da Sombres Liebe sie beglückte.

Ayescha, sprach sie, es ist endlich Zeit, daß ich mich mit den Interessen meines Volkes beschäftige. Uns liegen andere Pflichten ob, als auf einem Grabe zu weinen und zu beten. Ich will heute meinen ganzen Hofstaat in vollem Dabar empfangen. Gehe und vertheile diese Trauergewänder den Armen, welche draußen an der Pforte harren. Oeffne dann die kostbaren Schatullen, die ich seit dem Tode meines Gatten nicht mehr öffnen ließ; gieb mir meine Geschmeide: Jasmine und Perlen flechte in meine Haare. Die Königin von Sardannah will heute in ihrem vollen Glanze erscheinen.

An diesem Tage wurde der ganze Adel von Sardannah zur großen Audienz beschieden. Die Minister, die Generale, die hohen Würdenträger und die Vakils oder Geschäftsträger der benachbarten Staaten, traten

herzu, um den Saum des Kleides der Begum zu küssen und zu ihren Füßen das übliche Geschenk, Nazzar, als Huldigung niederzulegen. Es waren Beutel mit Gold gefüllt oder kostbare Edelsteine, die auf silbernen Schüsseln lagen, reiche Stoffe, aufgezäumte Pferde, die von Knaben vor dem Divan e am (Audienzsaal) vorbeigeführt wurden. Jeder der Spender erhielt den Khelat, oder das Ehrenkleid, aus golddurchwirkter Seide, aus der Hand der Königin. Auch der Oberst Dyce nahete sich dem Throne, um eine Gabe darzubringen. Es waren einige Rupien Gold, welche nebst einem symbolischen Blumenstrauße auf einer lackirten Schüssel lagen. Als Europäer entschuldigte man ihn dieses seltsamen Geschenkes wegen, und die Königin nahm es huldvoll an, nachdem sie einen Augenblick gezögert hatte. Mit einem fast unmerklichen Kopfnicken dankte sie dem tiefen Salem des jungen Obersten, und den Strauß behielt sie während der ganzen Audienz in der Hand. Allein wie in der Zerstreuung zerpflückte sie ihn und legte ihn endlich, aller schönen Blumen beraubt, in den Schooß. Die Höflinge glaubten daraus dem Europäer prophezeien zu können, daß er in Ungnade fallen würde; allein dieser selbst legte sichs anders aus, und was sich ereignete, bekräftigte seine Muthmaßung.

Sobald die Vorstellung beendigt war, rief die Königin Dyce zu sich, ließ ihn den Sitz einnehmen, der seit Sombres Tode Niemandem mehr verliehen war und zeigte öffentlich ihrem Hofe, daß der Saheb bahader (der Herr und Ritter) mit allen Würden ihres verstorbenen Gatten von ihr bekleidet werde; daß er das Heer befehligen und ihr divan ul mulak (Minister und Staatspächter) sein solle.

Von diesem Tage an trat Dyce an die Stelle Sombres. Jedoch wollte ihn die Königin nicht als ihren Gemahl anerkennen, wenn er gleich freien Zutritt in den Zenana (das Frauengemach) genoß. Bis zu ihrem Tode wollte sie Begum Sombre heißen, und diesen Namen behält sie auch in der Geschichte ihres Landes. Als sie später aus ihrer Ehe mit Dyce einen Sohn gebar, so erhielt auch dieses Kind den Namen, den ihr Gedächtniß stets bewahrt hatte, und sie fügte nur, gleichsam wie einen Taufnamen, den seines Vaters hinzu und nannte ihn Dyce-Sombre. Mit einem Worte, obgleich sie ein beklagenswerthes Verhältniß aufs Neue knüpfte, so wollte sie doch immer in der Erinnerung des trauten und unglücklichen Verhältnisses zu ihrem Gatten Sombre beharren. Sie suchte sich mit den Gegenständen zu umgeben, die ihr das Andenken an ihr hingeschwundenes Glück zu beleben im Stande waren. Jeden Morgen ließ sie das Pferd sich vorführen, welches ihr beweinter Gatte zu reiten pflegte; sie fütterte es aus der Hand und streichelte ihm Hals und Brust. Das kleine Windspiel Sombres wurde bis an seinen Tod von der Fürstin sorglich gepflegt. Allein das Wesen, welches sie am meisten schätzte, war der alte und treue Diener des Generals, Raja-Ram, sein Waffengefährte in allen Schlachten, sein Sekretair, so lange er Verweser des Reiches war. Raja-Ram war eben auf einer Sendung begriffen, die ihn auf einige Zeit vom Hofe entfernt hielt, als das Ungewitter losbrach, welches seinem Herrn das Leben kostete. Gleich nach dieser Katastrophe kehrte er jedoch zurück und war geheimer Zeuge der Intriken, welche den Tod Sombres veranlaßt hatten. Er war von einem unversöhnlichen Haß gegen den verwünschten Abenteurer erfüllt, der diese unselige Verwirrung angezettelt hatte. Sein Haß war aber still und schleichend, wie stets bei den Indianern; er erwartete ruhig den Moment der Rache, und wartete lange, um seiner Rache desto sicherer zu sein. Dyce hingegen hatte auch das Abenteuer im Rang-Mahal nicht vergessen, wo er unter dem Dolche Raja-Rams fast das Leben verloren hätte; er gedachte es diesem stets, obgleich er seine Abneigung zu verbergen wußte; doch wußte er, daß Raja-Ram niemals eine Intrike gegen seinen Einfluß anspinnen werde.

Die Stellung dieser Personen zu einander konnte nicht lange dieselbe bleiben; der geringste Zufall würde einen Stoß herbeigeführt haben, dem selbst der energische Charakter der Begum nicht widerstanden hätte und der dann eine letzte und schrecklichere Katastrophe herbeiführen mußte. Dieser Zufall ließ sich jedoch lange erwarten, und fast 10 Jahre hindurch verwaltete Dyce die Geschäfte der Begum auf eine despotische Weise. Während dieser Zeit hatte sich kein Unglück ereignet; kein Krieg wurde geführt; man unterschrieb nur Friedens- und Handelstractate; allein dennoch war der Begum Stern erblichen und ihr Ruhm gesunken. Wenn gleich der Staat Sardannah noch in seinen alten Grenzen bestand, so war er doch von der Scene der orientalischen Politik verschwunden. 50 Stunden über seine Grenzen hinaus wußte Niemand mehr, daß er existire. Die englische Macht, die sich rings um ihn her immer mehr ausdehnte, hatte ihn erstickt, und Dyce, welcher auf diesem geschwächten Reiche mit einer verderblichen Kraft lastete, hatte schon aus ihm eine Provinz der Compagnie zu schaffen gewußt. Die Königin fühlte wohl diesen demüthigenden Sturz; sie hatte unwillkührlich die Höhe gemessen, die sie einst einnahm, sie schauderte und beweinte das zukünftige Schicksal ihres Volkes. Allein sie liebte ihn noch,

den sie hassen sollte und sie konnte das Joch dieses verderbenbringenden Fremden nicht abschütteln; die Doppelbande der Liebenden und der Mutter hielten sie davon zurück.

Aber der Tag war nicht ferne, an welchem sie ihre alte Energie wiederfinden sollte. Es war der Tag, an welchem man es wagte, von ihr die Unterzeichnung eines Vertrages zu erlangen, der nach ihrem Tode, gegen eine ziemlich bedeutende Summe, von ihrem Sohne die Abtretung seines Erbrechts an die englische Compagnie erheischte. Der ihr diese schmähliche Forderung stellte, war der Geliebte selbst, für den sie ihren ersten und einzigen Vertheidiger verrathen hatte, für den sie ihren Gatten geopfert und ihre Gewissensruhe verloren hatte; es war der Vater ihres Kindes, der seine Enterbung von ihr verlangte. Die Liebe der Mutter stand in jenem Augenblicke der Würde der Königin bei; sie zerriß das schändliche Papier und jagte den Erbärmlichen fort aus ihrer Nähe, der sie so schwach glauben konnte.

Am Abend dieses Tages saß die Begum neben einer Wiege, in dem Saale, wo in ihr der Gedanke an Untreue zum ersten Male entstanden war, in dem Gemache des Wagens, im Rang-Mahal. Die Begum war allein; sie hatte ihre Frauen fortgeschickt, um ungestört weinen zu können. Ihr Sohn, schwächlich und krank, war so eben eingeschlafen; sie hatte ihn mit dem Vorhang aus Flor bedeckt und legte ihr schweres Haupt auf einen Polster des Divans. So lag sie lange in dumpfen Träumereien. Plötzlich erweckt sie das Geräusch von Schritten, und eine eisige Hand berührt die ihrige. Es ist Raja-Ram, der ihr ein Zeichen giebt, daß sie schweigen und ihm folgen solle. Die Königin vertraut ihm; sie fragt nicht weiter, sie ist überzeugt, daß sein kühnes Beginnen sich durch sich selbst entschuldigen werde. Die Hand am Dolche folgt sie ihrem alten Diener auf dem Fuße.

Auf einer Seite des Frauengemachs und durch weite Säle von dem Rang-Mahal geschieden, lag ein kleines Zimmer, reich und üppig eingerichtet, welches mit der seit lange schon in den Gemächern der Königin herrschenden strengen Einfachheit kontrastirte. Dorthin führete Raja-Ram die Begum. Im Hintergrunde dieses Gemachs, von der aufgehängten Lampe schwach beleuchtet, stand ein Tscharpaë (Ruhebette) von Florvorhängen rings umgeben. Auf diesem Lager ruhte ein junges, schönes Weib und zu ihren Füßen schlummerte ein Mann, der in seinen Händen noch das schmiegsame Rohr der Huko hielt. Neben dem Lager, auf einem Tische, erblickte man die Ueberbleibsel eines Mahles; saftige Früchte, ausgesuchte Getränke, ein berauschender Opiumduft erfüllte die Luft. Das schlafende Weib war Schirin, eine Sclavin der Begum; der Mann war der Oberst Dyce.

Die Begum fühlte, daß ihre Kräfte schwanden; ein Schleier legte sich über ihre Augen, und sie mußte sich auf Raja-Ram stützen.

Sie werden noch einige Stunden schlafen, sprach der Indianer, als er bemerkte, daß die Fürstin sich wieder erholt hatte, ich war es, der das Opium dem Goldauk in ihrem Chillum beimischte; und so haben sie sich rauchend beide berauscht. Welche Strafe verhängt Eure Majestät über diese Verbrecher?

Die Begum antwortete nicht; ihre erste Bewegung war, den Dolch krampfhaft aus seiner Scheide zu ziehen. Sie setzte die Spitze zuerst auf die Brust des Europäers, dann auf die der Sclavin; allein sie hielt immer wieder inne. Endlich schien es, als ob ein plötzlicher Gedanke ihrer Unentschlossenheit zu Hülfe käme, und indem sie Raja-Ram Stillschweigen auferlegte, zog sie ihn weit fort von den Schlafenden, die durch den Auftritt nicht erweckt worden waren.

Am andern Tage ward in der Baghaderie große Bewegung bemerkt; dies war ein Garten der Königin. Die Herrscherin hatte den Entschluß geäußert, einige Tage daselbst zuzubringen, und Dyce, der ein wenig erstaunt darüber war, daß er wieder in Gnade stand, hatte den Befehl erhalten, seine Gebieterin zu begleiten. Die Baghaderie war ein Lieblingsaufenthalt der Begum; sie liebte aber besonders einen Platz, wo sie sich der Ruhe zu überlassen pflegte. Dies war eine Terrasse, die mit Sycomoren und Cypressen bepflanzt war, die sich um ein Marmorbecken gruppirten, in welchem Tausende von Goldfischen schwammen. Von dort hatte man einen Blick über ein kleines anmuthiges Thal, welches die Kuppeln und Minarets der Residenz begrenzten. Auf dieser Terrasse waren der Begum die heiligsten Momente der Gattenliebe, hingeschwunden, und eben deshalb hatte sie ihren Geliebten bis jetzt noch nicht hierher eingeladen.

An dem Tage, an welchem die Königin zum ersten Male mit Dyce die Terrasse besuchte, war daselbst ein köstliches Mahl angerichtet; allein die Gäste bemerkten mit Staunen einige Anordnungen, welche dem Feste einen trübseligen Anstrich gaben. Die Erde war am Fuße der Cypressen frisch aufgegraben, und eine breite Grube klaffte zwischen dem Marmor des Beckens und dem Sitze, von welchem die Fürstin den Fischen ihre Nahrung zuzuwerfen pflegte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Aus der Naturgeschichte für erwachsene Kinder.)

(Schluß.)

L.

(Ladenschwengel.) Legt sich gern an den Laden, schwärmt für Barchent und Paul de Kock, kann eher zwei schlechte Witze machen als einen guten, hat mehr Stoff in Händen als im Kopfe, kann stets das Publikum mit Mustern bedienen und selten als Muster dienen.

M.

(Mucker.) Bei Königsberg, Elberfeld und in den benachbarten Orangen- und Olivenwäldern zu Hause. Nährt sich von Gottesfurcht und süßen Redensarten, säuft Tinte und Wupperwasser und frißt die Religion mit Löffeln. Seltene Neigung zur Sanftmuth und zum weiblichen Geschlecht; zeigt mehr Vorliebe für junge Frauen als alte Männer und ist sehr tolerant gegen jede Intoleranz.

N.

(Nachbeter.) In Kunst und Literatur am häufigsten, wo er, beständig wiederkäuend, vor dem Tempel des Ruhmes liegt und großen Geistern besonders im Wege ist, steht mit dem Dilettantismus in naher Verwandtschaft und glaubt fest an die Unsterblichkeit seiner selbst. Wenn er angegriffen wird, wehrt er sich mit stumpfen Waffen und läßt sich gern in den Himmel heben, von welchem er als Meister gefallen zu sein fest überzeugt ist.

O.

(Opernsänger.) Glaubt an die Unsterblichkeit der Kehle, läßt sich den guten Ton und den feinen Tact noch besser bezahlen als der Diplomat, und hört gewöhnlich mehr auf seine eigene Stimme, als auf die Stimme der Billigkeit. Den Theaterdirectoren ist er noch theurer als dem Publikum, und am theuersten dann, wenn er, ohne Abschied zu nehmen, auf einem andern Bretter-Welttheile sein Glück und das Publikum versucht. Was den weiblichen Theil in dieser Ordnung, die Sängerinnen nämlich, betrifft, so sind diese zum Schnupfen sehr geneigt.

P.

(Papierspeculant.) Gedeiht besonders in Frankfurt, welche eine freie Stadt genannt wird. Nährt sich von Differenzen und glücklichen Conjunkturen, leidet oft an Schwindel und verrichtet seine tägliche Andacht in der Börse. Er liebt die Kunst — reich zu werden und ist nicht selten fähig, sich zahlungsunfähig zu erklären. La bourse ou la vie ist seine Losung und speculative Wissenschaften sein Element. Die Behauptung, daß er ein Herz habe, beruhet entweder auf einer Verläumdung oder einem Irrthum.

Q.

(Quacksalber, auch Charlatan genannt.) Schreit auf dem öffentlichen Markte, stößt in die große Posaune und sucht überhaupt durch viel Lärm die langen Ohren des Pöbels zu fesseln. Was ihm an Verstand abgeht, sucht er durch Frechheit zu ersetzen und so dem Volke den wunderlichen Glauben an Wunderkuren beizubringen. Hier kann auch noch gelegentlich bemerkt werden, daß u. s. w. u. s. w.

R.

(Recensent.) In Deutschland besonders zu Hause. Macht sich viel mit Kunst und Literatur zu schaffen, da er selbst in beiden nichts schafft, und gleicht dem Eunuchen darin, daß er über die Schönheiten Anderer am besten wachen kann, weil er selbst nicht zu produciren vermag. Gebraucht als Kunstrichter eher das Schwert als die Waage, und läßt sehr oft mit seiner Meinung auch den Künstler fallen.

S.

(Schauspieler, in barbarischen Zeiten Komödiant, jetzt aber auch Mime oder Künstler genannt.) Daher kommt es, daß man oft nicht weiß, wo der Komödiant anfängt und wo der Schauspieler aufhört, oder wo der Künstler aufhört und der Mime anfängt. Da indessen der Schauspieler Spitzbuben und Heuchler agirt, so kann er, ohne sich der Schminke zu bedienen, nicht leicht schamroth werden. Dem Schauspieler behagt Eigenlob besser als fremder Tadel, und geht aus Mangel an Schüchternheit nie zu Grunde. Oft fliegen ihm Kränze, aber oft auch hesperische Aepfel im Zustande der organischen Auflösung zu. Er bricht lieber Contrakte als Hals und Bein, und wenn seine Gläubiger in Feuer gerathen, brennt er durch.

T.

(Tänzerin.) Zeigt, zu welcher bewunderungswürdigen Stufe der Vollkommenheit die menschliche Zweibeinigkeit durch Fleiß, Talent und innern Beruf es bringen kann. Als ächte Künstlerin sucht die Tänzerin oft durch Kunst das zu ersetzen, was ihr die gütige Natur versagt hat, oder was sie, die Tänzerin nämlich, im Kampfe mit den Verhältnissen des Lebens verloren. Da sie nicht geht, sondern tanzt, so kann man auch von ihr nicht sagen, daß sie einen regelmäßigen Lebenswandel führt. Ihre Stellung dem Publikum gegenüber ist oft eine sehr schiefe; doch muß man ihr zugeben, daß sie nicht mißtrauisch ist und während ihrer Kunstleistung Jedermann höchst bereitwillig zeigt, was sie besitzt.

V.

(Virtuos.) Gedeiht im civilisirten Europa und im neunzehnten Jahrhundert; liebt die Lorbeerkränze und die Friedrichsd'ors, und ist auch den Guineen durchaus nicht abhold; weiß die zehn Finger und das Publikum gehörig zu benutzen, versteht noch besser die schwachen Seiten der Menge als die starken Saiten des Claviers zu berühren, kauft sich den Ruhm von der Journalistik und befindet sich daher oft mehrere Monate in einem Zustande totaler Unsterblichkeit. Die ganze Ordnung zeichnet sich durch viele Orden und ungewöhnlichen Mangel an Anspruchslosigkeit aus.

W.

(Wucherer.) In dieser gemäßigten Zone wohnhaft. Empfindet das höchste Interesse für die höchsten Interessen, legt sich ins Bett und andere aufs Stroh, betet Gott und das Geld an, liest die Bibel, Gebetbücher und Schuldverschreibungen, und genießt nicht selten den Ruf eines guten Christen.

Z.

(Zerrissener.) Vor zehn Jahren in der deutschen Literatur und den böhmischen Wäldern sehr häufig. Die Regimentsschneider haben aber seit jener Zeit den Zerrissenen so oft am Zeug geflickt, daß diese jetzt schon zu den Seltenheiten gehören. Der Zerrissene bringt durch seinen Weltschmerz den Schmerz der Welt besonders dann hervor, wenn er viel lyrische Tinte vergießt und die Kinder seiner bösen Laune der Oeffentlichkeit übergiebt. Wie viel Weltschmerz die Zerrissenen aber den Buchhändlern bereits gemacht haben, das kann nur Gott und der deutsche Buchhandel wissen. Daß unter dem Titel „der Zerrissene" der unsterbliche Nestroy ein Stück geschrieben hat, wird jedem bekannt sein, dessen Gefühl für die deutsche Schaubühne noch nicht gänzlich abgestumpft ist.

— Die Walachen erzählen sich folgendes Geschichtchen, welches den Stammcharakter der vier verschiedenen ungarischen Volksstämme vortrefflich charakterisirt. Vier Männer berathen sich, wie sie den Leib des Erlösers vom Kreuz bekommen sollen, um ihn in's Grab zu legen. Der Illyrier (Slave) schlägt Bestechung vor, der Deutsche gerichtliche Klage, der Madjar Gewalt, der Walache hingegen erbietet sich, den heiligen Leib während der Nacht zu stehlen.

— Als die Särge von achtzehn Herzogen und Herzoginnen von Croy nach einer Kirche im ehemaligen Conde übergeführt wurden, mußte man damit zwei Mauthen passiren. Die belgische beim Austritte und die französische beim Eintritte. Die belgischen Mauthbeamten schätzten nach dem Ungefähr, wie viel Knochen die Särge wohl enthalten konnten, und erhoben 2 Frcs. 40 C. als Ausgangszoll für achtzehn Skelette ehemaliger Herrscher. O Eitelkeit menschlicher Größe! — Als Tyrol baierisch war, erhob ein Mauthbeamter zu Botzen, von einem aus Italien kommenden „heiligen Leibe," den Zoll nach dem Satze, den der Tarif für geräuchertes Fleisch anzeigte.

— In Churhessen, wo man die Deutsch-Katholiken nicht leiden will, werden zwei Regimenter Dragoner in Husaren umgewandelt. Diese mutatio rerum kostet jedem Officier achthundert bis tausend Thaler. Auch die Pferde müssen gewechselt werden. An die Stelle der Stutzschwänze treten Langschwänze.

— In der nordamerikanischen Marine herrscht eine sehr strenge Disciplin. Da wird mit Prügeln aufgestanden und zu Bette gegangen. Eine schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens. Gediente Oestreicher und Engländer nimmt man auf der nordamerikanischen Marine gar nicht an, weil sie des Prügelns schon zu gewohnt sind. Uebrigens soll sich diese republikanische Marine in sehr gutem Zustande befinden.

Ein alter pommerischer Riesen-Grenadier, den sein 15 jähriges Lieutenantchen mißhandelte, hielt seine Mütze über ihn und sprach: „Wären Sie nicht mein Vorgesetzter, — bei Gott, ich löschte Ihnen das Licht aus!"

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die große Longchamp-Modenwanderung war in diesem Jahre ungemein glänzend, doch läßt sich nicht verschweigen, daß die Anzüge im Allgemeinen wenig Neues zeigten und daß man die neuen Moden mehr in den Details suchen mußte. Da läßt sich nun Folgendes sagen: helle und sanfte Farben zu Kleidern, Mantillen und Visiten und große Mannigfaltigkeit in dem Schnitte und dem Ausputze dieser Visiten: mehr Capoten als Hüte, wenn auch einige elegante Damen versuchten, eine sehr ausgeschnittene Hutform in die Mode zu bringen; viele große Volants von schwarzen Spitzen und ein Langshawl von gleichem Stoffe zur Vervollständigung der Toilette: ausgezackte Volants an den seidenen Kleidern und vorn auf den Röcken schürzenförmige Stickereien in den zwei oder drei Nüancen des Kleides; Revers mit farbigen Schnürchen eingefaßt und mit oder ohne Knöpfe in der Mitte. Man trägt eben so viele durchbrochene Strohhüte als Hüte von genähetem Stroh und sie sind mit Blumen und namentlich mit langen Grashalmen ausgeputzt. Die Krepp- und Tüllcapoten, sind meist mit gefleckten Marabouts garnirt, was sehr hübsch aussieht. Aehnliche Federn sieht man auch auf den durchbrochenen Strohhüten. Sehr hübsch sind auch die Blumen, die in Büscheln an jeder Seite der Capote angebracht werden, wenn man auch die traubenartig an einer Seite befindlichen vorzieht. Eine Mantille von Seide, die sehr klein, aber mit sehr breiten Spitzen garnirt war, muß wohl zu den Ausnahmen gerechnet werden, da sie sich nur bei einem sehr eleganten Anzuge tragen läßt. Zum Halbputze werden auch die elegantesten Damen die Visite nicht verschmähen; im Ganzen paßt sie für jedes Alter und für jedes Vermögen und deshalb läßt sich nur fürchten, daß sie sehr bald zu allgemein werde. Was die Façons der Kleider betrifft, so haben wir schon davon gesprochen; vorn hat man keine Schößchen mehr; die Leibchen der seidenen Kleider sind glatt und bisweilen westenartig offen; die Aermel sind stets unten zu. Bei den leichten Kleidern, wie denen von Barège, Seidenmuslin und zartfarbigem Tarlatan sind die Leibchen in zahlreiche Falten gelegt und die Aermel oben fast ganz dicht anliegend, von dem Ellenbogen an aber weit, um an dem Handgelenke in Falten gezogen werden zu können. Mit Bestimmtheit läßt sich voraussagen, daß der Seidenmuslin sehr beliebt werden wird.

An den Toiletten, die wir in diesen Tagen zu Longchamp bemerkten, herrschten unbedingt die hellen Farben vor; wir sahen sehr viele Kleider von blaßrosa, himmelblauem, paille und englischgrauem Taffet; die Mantillen von gleichem Stoffe waren doppelt oder dreifach mit Spitzen garnirt. Die Leibchen waren fast sämmtlich hoch hinaufgehend und hinten zugeknöpft und die Guimpe vorn je nach dem Ausputze des Rockes garnirt. Die Volants von dem Kleidstoff werden noch immer sehr breit getragen und unbedingt sehen dann die gestickten am schönsten aus. Auch die großen weißen und schwarzen Spitzenshawls waren in großer Anzahl zu sehen und die Damen haben vollkommen Recht, daß sie solche Shawls lieben, denn dieselben besitzen nicht nur etwas sehr Reiches, ihre Durchsichtigkeit benimmt auch der Anmuth der Taille nichts. Neben ihnen bemerkte man auch viele Langshalws von Cashemir und man könnte durchaus nicht sagen, daß irgend etwas der Art vorherrschte, denn die Mantillen und Visiten waren ebenfalls sehr zahlreich: Beide haben sehr breite Spitzen, welche auf den Arm fallen. Deshalb werden sie vorzüglich reizend zu kurzen Aermeln aussehen, welche der Sommer bringen dürfte. Unter den

Stoffen bemerkten wir viele schinirte und broschirte Zeuge und hübsche Foulards, die lilas, blau und rosa klein carrirt waren. Die sehr kleinen Volants trägt man nur zu fünf, sieben oder neun und sie reichen im letztern Falle bis fast an das Leibchen hinauf; wir haben schon in voriger Woche erwähnt, daß die Dame, welche solchen Ausputz trägt, ihn sofort erdrückt, wenn sie sich setzt, aber gerade deshalb wird er von den reichen und eleganten Damen vorgezogen, weil sie genöthiget sind, aus diesem Grunde die Kleider häufig zu wechseln und sie darin einen Vorzug vor minder Wohlhabenden besitzen, die dieß nicht vermögen, also auch solche Kleidgarnituren nicht tragen können. Die Kreppkapoten waren sehr zahlreich, mehrere mit Spitzen belegt; auf fast allen sah man Blumen, wie auf den Reisstrohhüten Federn. Hüle von gesticktem Krepp sind etwas ganz Neues; ebenso die Hüte von Krepp mit Einsatz von Blonden. Wir sahen auch einige Hüle von schwarzen Spitzen zur Halbtrauer; sie waren violett gefüttert und hatten einen Ausputz von violetten Blumen; andere Trauerhüte waren von weißem Krepp und lilas gefüttert.

Herren-Mode. Das blaue Tuch scheint wieder in Aufnahme zu kommen, und das melirte scheint keine Fortschritte zu machen, weil die Modewelt die Twine und ähnliche Kleider völlig aufgehoben hat. Aber die Fabrikanten und Moden-Erfinder versichern uns, daß sie was Neues von Stoffen und Schnitt liefern werden. Die groß carrirten und fein gestreiften Beinkleider-Stoffe werden noch immer getragen, auch trägt man viele hellgrane oder blaßblane, violett melirte, glatte Satin-Line zu Beinkleidern. Die neuen gestreiften Stoffe sind größtentheils melirt, und haben zwischen den senkrechten Streifen kleine abgebrochene diagonale Streifen. Zu Westen trägt man größtentheils Caschmir mit großen Zeichnungen und breiten Bouquets in verschiedenen Farben, oder mit feinen Streifen in verschiedenen Gattungen. Auch siehet man viele mit breiten Palmzweigen und mit allen Sorten kleinen Feldblumen ausgeputzt. Es ist jetzt die Rede, daß die sogenannten Schwalbenschwanz-Frackschöße wieder abkommen sollen. In den letzten Gesellschaften hat man schon Frack's mit vollen Schößen getragen. In den größten und besten Werkstätten spricht man jetzt viel von Veränderungen im Schnitt, ob man die Taille lang, breit oder mittelmäßig annehmen will, und ob man die Kluppen wieder schmäler und kürzer umgefallen tragen will. Urtheilten wir früher über die große Anzahl der Neuigkeiten der Mode, die wir in den ersten Häusern sahen, so können wir jetzt mit voller Gewißheit annehmen, daß die hellen Farben in diesem Jahre den Vorzug erhalten werden; aber nicht nur allein für Hosen und Westen, sonden auch für Fracks und Ueberröcke. Der Schnitt der obengenannten Kleider hat sich bis jetzt nur wenig verändert, doch werden sich für die Feste des Longchamps zwei Kleidungsstücke den Vorzug streitig machen, das eine ein schon früher getragenes Winterkleid mit niederm Kragen und breitem Umschlag, langer unter die Hüften herabgehender Taille, kurzen nur bis zu Mitte der Schenkel reichenden Schößen u. s. w., das andere ein Phantasie-Anzug genannt, à la française, wie ihn die eine Figur unseres heutigen Modekupfers trägt. — Zufolge der Versuche einiger bedeutenden Werkstätten, werden sich die über die Hüften gehenden Taillen nicht lange mehr halten, man kehrt zu dem natürlichen Wuchs der Menschen zurück. In dem Schnitt der Westen ist bis jetzt noch keine Veränderung eintreten, man trägt sie noch immer mit Stehkragen, auf der Brust weit ausgeschnitten und unter die Hüfte herabgehend, neben ihnen behaupten die Shalwesten noch immer ihre Rechte. Eben so wenig haben die Hosen eine Veränderung im Schnitt erlitten, man trägt sie noch immer weit in den Beinen und mit festgenähten Stegen.

Die erste Figur unsers heutigen Modekupfers zeigt uns einen Stadtanzug von kastanienbraunem Tuche mit einem Kragen von 3½ Centim. Höhe und 7 Cent. Breite im Umschlag, er ist ringsum leicht gewölbt und läßt sich mit Bequemlichkeit bis oben hinauf zuknöpfen, was ein flacher und enger Kragen für die Dauer nicht zuläßt. Die Taille ist ebenfalls lang und bis auf 4 Centimeter über die Hüfte herabgehend, eng und nach unten ausgehöhlt, die Seiten sind rund wie die Achselstücke, und obgleich der Oberleib etwas breit ist, steht er doch mit dem übrigen Köeper in Proportion. Dieses geschieht mittels der Einschnitte unter dem Arm in der untern Seite des Vordertheils, und sogar auf der Mitte der Brust. Der Rock ist kurz und sehr weit, und endigt 8 Cent. über dem Knie, das Vordertheil hat nur eine Reihe Knöpfe und der Einschnitt, welcher die Revers bildet, schlägt sich bis zum dritten Knopfloche um, die Spitzen des Kragens sind viereckig und etwa 8 Cent. breit, auf der linken Seite der Brust befindet sich eine Tasche für Sacktuch, die Aermel sind von dem Oberarm nach dem engen Handgelenk zu ein wenig weit, die Aermelöffnung ist 12 Cent. weit und durch drei Knöpfe geschlossen. Rock, Oberleib und Aermel mit schwarzer Seide gefüttert, der Kragen, der Vordertheile und der Rock abgestochen. Das Vordertheil hat sieben Knöpfe, sie sind von façonnirtem Cordonet und von passender Farbe. Die Weste ist von weißem Piqué mit kleinen Körnchen und gleicht im Schnitt ganz der vorhergenannten, der Kragen steht aufrecht, die Brust ist weit ausgeschnitten, und nach unten spitz zulaufend. Sie reicht ebenfalls 5 Cent. unter die Hüfte, und knöpft nur 5 Knöpfe, die Entfernung bis zum Untertheil ist sehr breit und läßt sich nicht zuknöpfen. Ringsum ist sie mit kleinen runden Schnürchen von passender Faebe eingefaßt, und die Knöpfe sind van gleichem Stoffe. Die Hose ist von kastanienbraunem Satin mit kleinen Streifen. In der Form gleicht sie ganz der vorher beschriebenen, sie ist weit in den Beinen, schließt gut auf dem Stiefel und die Stege sind eng und angenäht. Die Vollendung des Anzugs bildet ein schwarzer Castor, eine phantasieblaue, seidene Cravatte, mit einem viereckigen, mit Fransen besetzten Knoten.

Die zweite Figur unseres Modekupfers zeigt uns einen Fantasiefrack von Pomaré-grünem Tuche, der Kragen ist niedrig und breit im Umschlag, die Taille ist lang und geht fünf Cent. unter die Hüften hinab, ist breit und unten ausgehöhlt, die Seiten so wie die Achselstücke sind leicht gerundet, die Schöße sind kurz und nach unten sehr zugerundet und gehen, sich erweiternd, bis zum Rand der Anglaisen. In der Mitte der Schöße, etwa 8 Cent. über den Hüften befindet sich eine Tasche von einer breiten mit Spitzen besetzten Patte überdeckt, eine gleiche Tasche findet sich auf der linken Seite der Brust, die Anglaisen sind breit und oben carrirt, und gehen bis nach unten, jede Anglaise hat fünf Knöpfe auf der Umschlagseite, die Spitzen des Kragens sind viereckig und eben so breit als die Anglaisen hoch, die Aermel sind weit bis zum Ellenbogen und enge bis an die Handwurzel, die Aufschläge sind niedrig und an den Spitzen rund, die Knöpfe sind van Gold, das Uebrige ist an den Kanten abgenähet und mit Seide gefüttert. — Die Hose ist van leichtem perlgrauen Satin mit kleinen schwarzen Streifen, ist in den Beinen weit und fällt anschließend auf die Stiefeln, die Stege sind festgenähet und die Seiten der Hose mit einer seidenen Borde besetzt. — Die Weste ist von strohgelbem Valencia, mit Stehkragen auf der Brust sehr ausgehöhlt, lang und nach unten ausgeschweift, und knöpfe kaum vier Knöpfe von gleichem Stoff, sie ist rundum mit einem dünnen Schnüechen von passender Farbe besetzt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Pardessus von Spitzen. Gesticktes Kleid. 2. Hut mit Feder. Scharpe. Kleid mit Zackenvolants. 3. und 4. Siehe die Erkläeung im Herren-Modenbericht.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. André in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Expedition

II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein $12\frac{1}{2}$ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Die Begum Somru.

(Schluß.)

Wer war der Gärtner, der den Einfall gehabt hat, dieses Loch an dieser Stelle zu graben? fragten die Geladenen einander kopfschüttelnd. Fluch dem Schaitan Zada (Sohn des Teufels), der diese Anstalt von schlimmer Vorbedeutung gemacht hat!

Das Mahl wird in gewohnter Weise bedient. Die Begum scheint ihre Heiterkeit wiedergefunden zu haben, und wie es die Sitte im Orient erheischt, so ißt sie mit dem Günstling von demselben Teller. Weder Löffel, noch Gabel; die orientalische Freiheit ist den Liebenden angenehmer; die Hände berühren sich, und oftmals wird ein Liebeszeichen im gewürzten Reis des Pilau verstohlen gegeben. Wie zärtlich weist man sich die leckersten Bissen zu. Jeder will dem Andern das Beste geben und man nimmt es nur an, um es aus den Fingern des Geliebten essen zu können. Nie war Dyce wohl glücklicher als an diesem Tage.

Nach dem Mahle wurde der Tschibuk der Königin und der Huka des Obersten gebracht. Dies ist der Augenblick, wo der Gesang und symbolischer Tanz der Bayaderen beginnt. Die Fürstin hat auch an diese unerläßliche Beigabe jedes Festes gedacht, und bei den ersten Zügen aus dem Tschibuk wandte sie sich zu Raja-Ram und befahl ihm, die Musiker herantreten zu lassen. Auf einen Wink erschienen 12 Neger, welche einen ziemlich schweren Gegenstand tragen, der mit einem Gazevorhang bedeckt ist und ihn neben der frischen Grube niederstellen. Die Anwesenden sind erstaunt nnd flüstern sich geheimnißvoll einige Worte zu, als auf einen Wink der Königin der Vorhang weggezogen wird. Das Staunen wird zum Entsetzen; denn man erblickt auf einem Ruhebette eine arme Sclavin, fast nackt, mit starken Banden an allen Gliedern gefesselt. Auf einen zweiten Wink heben die Neger das Bett und halten es an starken Seilen schwebend über der Grube; dann lassen sie es gleich einem Sarg langsam hinabgleiten.

Erst als die Neger begannen, Erde auf ihren zarten Körper zu schaufeln, schien die Unglückliche zu begreifen,

welches entsetzliche Schicksal ihr bevorstand. Da drangen fürchterliche Töne aus der Grube zu den Umstehenden und alle waren von Schrecken ergriffen.

O Saheb! Saheb! rief die arme Schirin, indem sie hoffte, daß Dyce sie retten könne, kannst Du mich um Deinetwillen sterben lassen? Du weißt, wie groß meine Schuld ist; ich wollte meine gute Gebieterin niemals beleidigen. Sprich zu ihr; ich verdiene eine Strafe, aber nicht den Tod. Nicht den Tod, großer Gott! Ach, man wirft mir große Steine auf den Kopf, Erde auf das Gesicht! Ich werde zermalmt! Rette mich!

Aber Erde und Steine rollten fortwährend auf die Unglückliche mit jenem dumpfen Geräusche, den das Zuschaufeln eines Grabes hervorbringt.

Unterdeß rauchte die Begum anscheinend ruhig ihren Tschibuk, und nur ihr Blick, den sie glühend auf Dyce ruhen ließ, verrieth allein die Gefühle, die sie empfand. Dyce saß bleich, mit stieren Blicken, Todesschweiß auf der Stirne, ihr gegenüber; der Boden wankte unter seinen Füßen. Er versuchte es, aufzustehen, und brachte mit Mühe die nach der Sitte des Landes gekreuzten Beine aus einander, dann streckte er die Hand aus, um einen der Schaufler aufzuhalten. Aber ein starker Mann stellte sich zwischen ihn und den Sclaven. Es war Raja-Ram, der mit einem höllischen Lächeln sich auf einen bloßen Säbel stützte. Der Brite sah nun wohl ein, daß es für das Opfer keine Rettung gebe; er warf sich mit dem Gesichte zur Erde und hielt sich die Ohren zu, um das durchdringende Geschrei des Mädchens nicht zu hören. Noch wenige Minuten dauerte es fort, dann wurde die Stimme dumpfer und es war nur noch das Röcheln der Sterbenden hörbar. Jetzt vernahm man eine letzte Bitte: Aman! Aman! Gnade, o meine Königin! jeden andern Tod, nur nicht diesen. Luft! Luft! oh, ich ersticke, ich sterbe! — Aber diese Worte, die fast nicht mehr verständlich waren, wurden plötzlich von einer tiefen Stille gefolgt.

Man könnte glauben, daß diese Scene erfunden sei; allein unsere Einbildungskraft ist nichts in diesem Allen, und was wir erzählen, ist wahre Geschichte. Die Annalen des Orients sind voll von solchen Begebenheiten, und diese Mischung von Poesie und Entsetzlichem, von Heldenmuth und wilder Aufregung ist das Grundelement des Lebens im Orient.

So lange das Geschrei der Sclavin währte, hatte die Begum nicht zu rauchen aufgehört. Als die Grube gefüllt war, wurde die Erde darüber festgestampft, dann ein Teppich darauf gebreitet, und nachdem die Begum Platz genommen, lud sie Dyce ein, sich zu ihr zu setzen.

Was willst Du von mir? sagte er, indem er zauderte; spiele nicht länger mit Deinem Schlachtopfer. Hast Du auch mir den Tod zugedacht, so beschleunige ihn; die Erwartung ist grausamer, als der letzte Kampf. Bei dem Haupte unseres Kindes flehe ich Dich an, meine Leiden zu enden, und Deinen Henkern den längst erwarteten Befehl zu ertheilen.

Du irrst, Herr Dyce, erwiederte ruhig die Begum, ich habe weder die Absicht, noch das Recht, Dich zu bestrafen. Die ehebrecherische Gattin vermag nicht der Richter des ungetreuen Geliebten zu sein. Als ich meinen edeln Gemahl für einen ungekannten Fremdling hinopferte, da konnte ich denken, daß auch ich dereinst betrogen würde. So will es die Gerechtigkeit, diese Bestrafung kam mir zu; und es lebte keine Vorsehung, wenn es anders eingetroffen wäre. Das Geschöpf, welches ich zur Ausübung meines Verbrechens gebrauchte, mußte sich gegen mich kehren, und ich habe das Recht verloren, es zu vernichten. Die Sclavin aber, die ich dem Elend entriß, um sie an meinem Busen zu nähren, die ich mit Wohlthaten überhäufte, und die mir meinen letzten Trost raubte, den einzigen, der vielleicht meine Gewissensbisse zu ersticken im Stande gewesen, die Liebe des Menschen, um die ich mich selbst verloren, diese Sclavin verdiente das schrecklichste Loos, welches die ewige Gerechtigkeit dem Undanke auferlegt. Da sie die Strafe bereits hienieden empfangen hat, so wird ihr Vergehen gewiß im Himmel ihr verziehen sein. Schweigen wir davon. Wir wollen hier noch einige Tage verweilen und dann zu unsern Geschäften zurückkehren; Du zu den Deinigen, ich an die Wiege meines Kindes.

Der Abenteurer hatte durch diese Worte die Gewißheit erlangt, daß er für sein Leben nichts zu fürchten habe und fühlte sich dadurch von einer ungeheuren Last befreit. Er schlug alle Bedenklichkeiten zurück und dachte nur daran, wie er seinen früheren Einfluß bei der Begum wieder erlangen könnte. Er setzte sich vor allen Dingen an ihre Seite, wie sie es ihm geboten hatte, wenn er gleich in dem Augenblicke einen inneren Schauder empfand. Auch die Begum mochte wohl nicht so gleichgültig an dem Orte der furchtbaren That sich fühlen, als sie sich den Anschein gab.

Der Tag verging inzwischen, ohne daß sie die Absicht kund gab, in die Residenz zurückzukehren; auch verließ sie den Teppich nicht, welcher das Grab der unglücklichen Schirin bedeckte. Die Abendmahlzeit wurde dorthin gebracht und weiche Polster, um die Nacht daselbst zuzubringen. Sie ruhte dort wie eine Schildwache, die ihren Posten nicht verläßt, als fürchte sie, die Grube

könnte sich öffnen und ihren Raub entwischen lassen. Dyce war wie gebannt; er wagte kein Auge von seiner furchtbaren Gebieterin zu wenden; er beobachtete ihre Blicke und Bewegungen. Ihre Stimme machte ihn erbeben; aber ihr Schweigen fürchtete er noch mehr. Er wandte Alles an, um sie zu zerstreuen, er unterhielt sie von Einrichtungen des Hofhaltes, von politischen Neuigkeiten, von Geschäften, die einer unmittelbaren Entscheidung harrten, und obgleich sie ihn nur selten einer Antwort würdigte, so hörte er doch nicht auf, sie zu behelligen.

So kam die Nacht heran; zum zehnten Male ließ die Begum ihren Huka füllen, dann schickte sie ihre Frauen fort, u. indem sie sich in eine Rauchwolke hüllte, deutete sie an, daß sie in ihren Betrachtungen oder in ihrem Gebete nicht gestört sein wolle. Die Finsterniß war hereingebrochen, dickes Gewölk bedeckte die Mondscheibe und der Wind stöhnte in den Aesten. Der Europäer, der oft schon auf dem Schlachtfelde dem Tode getrotzt hatte, fühlte sich von einer unbeschreiblichen Angst betroffen; entsetzliche Bilder flirrten an ihm vorüber; zuerst Sombre, zürnend und mit Blut bedeckt, dann Schirin, welche den Boden emporhob, auf dem er saß. Es war eine Nacht voll tödtlicher Angst, und wer bei dem Aufgang der Sonne Dyce erblickt haben würde, wäre erschrocken über seinen Anblick. Der Tag gab dem Engländer etwas von seinem Muthe wieder. Die Begum schien die Begebenheiten des vorigen Tages vergessen zu haben. Sie war zwar ernst und trüb, aber vollkommen ruhig; sie nahm ihre gewöhnlichen Beschäftigungen vor. Zuerst ging sie zur Toilette, dann gab sie ihren Goldfischchen das Futter, schritt durch die weiten Laubgänge, um Blumen zu pflücken, und nahm selbst die Blumen an, die Dyce ihr bot. Dann aber nahm sie ihren Sitz wieder auf dem Teppich ein und verließ ihn nicht bis zum andern Tage.

Drei lange Tage und drei fürchterliche Nächte waren auf diese Weise verstrichen; um die Mitte des dritten Tages bat die Prinzessin Dyce, ihren Tschibuk anzuzünden. Alles schlief rings umher; und einige Schritte entfernt lag im Schatten Baumes Raja-Ram, gleichfalls eingeschlummert. Dyce hatte, wie alle schwachen Geister, einen Augenblick gefunden, den Einfluß des Schreckens, dem er verfallen war, für kurze Zeit zu bemeistern. Er wagte einen Versuch, den ihm nur die Verzweiflung hatte eingeben können. Als er der Begum die kostbare Bernsteinpfeife überreichte, suchte er ihrer Hand sich zu bemächtigen. Die Fürstin stieß ihn ohne Zorn zurück und rauchte ruhig weiter.

Wie? nicht einmal eine Liebkosung mehr! sagte der Oberst mit bittendem Tone.

Auf diesem Rasen — unter dem das arme Opfer kaum kalt ist! rief die Begum mit innerem Abscheu aus.

Ueberall, wenn man wahrhaft liebt! erwiederte er zitternd.

Ein Blitz zuckte aus den Augen der Begum.

So bist Du denn ein Teufel, ein Grab so zu entweihen! So bist Du denn sicher, daß die Todten nicht wiederkehren?

In diesem Augenblicke stieß eine den Garten umspähende Hyäne einen schrecklichen Schrei aus, der aus dem Innern der Erde hervorzukommen schien. Dyce glaubte eine übernatürliche Stimme zu hören; er sprang auf, als wenn ihn der Strahl in das Herz getroffen hätte und stürzte ohnmächtig zu den Füßen der Königin nieder. Die Königin erhob sich in ihrer ganzen Größe, zog den Dampf aus ihrem Tschibuk, und indem sie ihn aus den halbgeschlossenen Lippen wieder entströmen ließ, betrachtete sie eine Weile ihren Liebhaber mit einem unbeschreiblichen Lächeln, welches ihren Ekel kund gab, dann ohne sich weiter um den Elenden zu kümmern, warf sie den Kopf in die Polster zurück und schlief fest ein.

Am andern Morgen war Dyce verschwunden. Kaum hatte er sich aus seiner Ohnmacht erholt, so war er in die Ställe des Schlosses geeilt. Er sattelte selbst sein Pferd und flog nach Delhi, welches damals in den Händen der Mahratten war. Der französische Offizier, welcher dort für Scindiah befehligte, nahm ihn gastfreundlich auf; nach einigen Tagen ging er nach Calcutta. Ueber seinen dortigen Empfang fehlt uns die Kunde. Von hier schiffte er sich nach Europa ein, wo er noch eine Reihe von Jahren lebte, ohne daß man von ihm jemals etwas hörte.

Die Begum that keine Frage nach Dyce; sie kehrte in ihren Palast zurück, regierte noch einige Zeit mit der vollen Kraft der Jugend, und wandte sich mit tiefem Gemüthe religiösen Uebungen zu. Endlich wollte sie sich von der Welt gänzlich lossagen, und da sie ohne Zweifel das unausbleibliche Schicksal Indiens voraussah, so entschied sie sich, den Tractat, den Dyce ihr einst übergeben hatte, anzunehmen, als ihn ihr von Neuem englische Vermittler überbrachten. Bei ihrem Tode vermachte sie das Königreich Sardannah der indischen Compagnie, unter der Bedingung, daß die Gesellschaft ihrem Sohne eine beträchtliche Summe versicherte, außer den Schätzen und beweglichen Gütern, die sie ihm hinterließ. Das Ende ihrer Tage bot nichts bemerkenswerthes mehr dar; sie starb im Januar 1836. Die Begum ruht neben ihrem Gatten, in der katholischen Kapelle; sie hat ein Kloster damit verbunden, welches jetzt eines der reichsten

in Indien ist. Ihr Reich wurde ohne Widerstand den indo-britischen Besitzungen einverleibt.

Dyce sollte seines Lebens würdig endigen. Als er in England den Tod der Begum vernahm, eilte er nach Calkutta, um seinem eigenen Sohn einen Theil der Erbschaft streitig zu machen. Er hoffte von dem Tribunal seiner Landsleute, als Weißer den Sieg über den Einheimischen davon zu tragen. Der Proceß sollte seinen Anfang nehmen, da wurde er von der Cholera ergriffen und starb als Opfer seiner Habsucht und einer letzten Niederträchtigkeit.

* * *

Dies ist die Geschichte von den Eltern jenes jungen Mannes, den wir vorigen Sommer in den deutschen Bädern sahen, im weißen Paletot, und an der Bisterfarbe auf den ersten Blick als Südasiaten sich kund gebend. Ernst und melancholisch ging Dyce-Sombre unter uns einher. Der Unstern, der auf dem Namen Sombre zu ruhen scheint, hat auch ihn erreicht. Er hatte die Tochter eines alt-aristokratischen englischen Geschlechtes geheirathet, deren Aufführung ihm Grund zur Eifersucht gab, die so gesteigert wurde, daß sie ihn fast wahnsinnig werden ließ. Er wurde hierauf in eine Irrenanstalt gebracht, wie man sagt, um sein großes Vermögen sich anzueignen. Allein es gelang ihm, zu entkommen, und nach Frankreich zu entfliehen, wo sein Zustand von Männern der Wissenschaft untersucht wurde, welche erklärten, daß er bei gesundem Verstande sei. Hierauf wurde sein Prozeß der Revision unterworfen, und das gegen ihn wirkende Complott gestört. Er gelangte wieder zu dem Besitze seiner Millionen, aber sein Glück ist zerstört, sein Herz gebrochen. Wer diese Geschichte gelesen hat, wird dem armen reichen Prinzen einige Aufmerksamkeit schenken, wo er ihm begegnet.

Ein Bild aus dem Leben.

Nachtstück.

Es war ein unangenehm kalter Winterabend, dichter Nebel senkte sich über die Hauptstadt, man konnte kaum die sonst hellleuchtenden Lampen erkennen; der feine Regen, welcher herabfiel, fror alsogleich und machte die Straße zu einer Spiegelfläche. Die Hausthür eines ärmlichen Hauses in einem engen Gange öffnete sich, ein Mann, im dünnen, abgetragenen Rock, trat hervor, schauderte zusammen, blickte zum Himmel und eilte dann mit raschen Schritten in den Nebel. Nach ungefähr 10 Minuten stand er vor einem Palast ähnlichen Gebäude still, das hell erleuchtet war; eine vornehme Gesellschaft mußte grade bei Tafel sein, denn Gläsergeklirr und fröhliches Lachen erschallte aus der weitgeöffneten Hausthür. Der arme Mann ward dadurch eingeschüchtert und ging einige Male vor dem Hause auf und ab, dann aber schien er Muth zu fassen, er stieg rasch die mit einem Teppich belegten Stufen hinan und trat vor den Portier. „Nun, was soll's zu so später Stunde?" herrschte ihm dieser unwillig entgegen.

„Ich muß nothwendig einige Augenblicke mit dem Herrn Präsidenten sprechen," entgegnete der Unbekannte bescheiden, doch mit der Bestimmtheit, welche die Nothwendigkeit eingiebt, „sagen Sie ihm, es wäre eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit."

Der Portier maaß ihn von Kopf bis zu Fuß, rief einen in reicher Livree gekleideten Diener herbei und trug ihm auf, das Anliegen des Fremden dem Gebieter zu überbringen. Schon nach wenigen Augenblicken erschien der Bote wieder, mit dem Bescheide: der Herr Präsident habe Gesellschaft und sei so spät nicht mehr zu sprechen.

„Sagen Sie ihm nur," sprach der Arme mit erhobener Stimme, „daß ein Mann, der durch die Bande des Blutes ganz nahe mit ihm verwandt sei, ihn sprechen müsse."

Als der Portier diese Worte vernahm, öffnete er sein an der Hausthür belegenes Zimmer und forderte den Unbekannten auf, hineinzutreten, welches auch geschah. Nach ungefähr 5 Minuten ward die Thür heftig aufgerissen, der Hausherr trat herein in schwarzer Tracht, einen Stern auf der Brust, mit vom Wein sehr erhitztem Gesicht. — „Sie haben eine sehr unpassende Zeit gewählt," sprach er, „was wollen Sie? Doch fassen Sie sich kurz, ich kann Sie nicht lange anhören." —

„Bruder Eduard! so empfängst Du mich nach den vielen Jahren, daß wir uns zuletzt gesehen. Du wiesest mich aus Deinem Hause, weil ich ein armes Mädchen zum Weibe nahm — doch die Zeiten sind längst vorbei! — Wir sind ja und bleiben Brüder. Ich will mich kurz fassen. Mein Weib ist krank — wir sind in Noth — mein Kind jammert nach Brod — Dein Bruder hungert — eine kleine Summe kann uns vom Tode — vom ewigen Verderben retten, gieb sie mir!" —

„Du wolltest vor Jahren nicht auf mich hören, jetzt trägst Du die gerechte Strafe," erwiderte mit gro-

ßer Kälte der Präsident, „wenn ihr so gewissermaaßen alle aus dieser Stadt verschwindet, ist der Ehre der übrigen Familie nur damit gedient. Mein Antlitz erschaust Du nicht wieder, und ich verbiete es Dir, die Schwelle meines Hauses je wieder zu betreten.“ Bei diesen empörenden Worten schritt der harte Mann wieder die Treppe hinauf.

Der arme Bruder war wie vernichtet; mit schlotternden Knieen stürzte er aus dem Hause, durch den Nebel, der Wohnung des Elends zu.

In einem engen dunklen Kämmerchen eines armseligen Hauses sah man, auf einem Strohlager ausgestreckt, eine bleiche Frauengestalt; ein Kind war ihr zur Seite, in Lumpen gehüllt, und bei der strengen Kälte unbedeckt. Mit verzerrten Zügen kniete ihr Gatte an dem Lager und starrte auf das Antlitz der Frau.

Als die Familie den Unglücklichen ausstieß, verwandte er das wenige Geld, was er besaß, um sich und seinem jungen Weibe Unterhalt zu verschaffen. Unbekanntniß und Mißgeschick zehrten bald sein kleines Eigenthum auf. Der Verlust mehrerer lieben Kinder streckte die theure Lebensgefährtin auf das Krankenbett, er sah, wie ein auszehrendes Fieber sie stündlich dem Grabe näher führte. Nach schwerem inneren Kampf hatte er den Weg zu seinem Bruder unternommen; wie es ihm dort erging, weiß der geneigte Leser. Als er bei den Seinen wieder anlangte, und mit der kleinen Lampe die Kranke beleuchtete, traf ihn noch ein Blick derselben, dann schloß sie ihr Auge auf ewig. —

Drei Tage nach dem Feste saß der Präsident in seinem Arbeitszimmer und hatte seinem Kammerdiener den bestimmtesten Befehl gegeben, Niemand zu ihm lassen, weil er sich unwohl befinde. Wer die sonst so hohe Gestalt des Mannes so da sitzen sah, mußte dies bestätigt finden. Der Körper war wie zusammengebrochen, das Gesicht geisterbleich, das Auge starrte auf das so eben erschienene Intelligenzblatt. Die Buchstaben einer Anzeige wurden ihm zu schneidenden Dolchspitzen, die ihm ins Herz fuhren, aus dem fortan jede Ruhe gewichen war; sie lautete:

„Gestern wurden zwei Leichen aus dem Strome gezogen, ein Mann hatte sein Kind von ungefähr zehn Jahren fest auf seinen Arm gebunden, und selbst so seinem Dasein und dem seines Kindes ein Ende gemacht. Aus einem Schreiben, das man in seiner Wohnung fand, ergab es sich, daß er Wilhelm von F . . heiße, und daß ihn Mangel und Noth zu diesem unglücklichen Schritt getrieben.“

Militairische Hinrichtung in Saragossa.

Von einem Augenzeugen beschrieben.

Den 19. September, Nachmittags, sollte nach dem Spruche des Kriegsgerichts die Vollstreckung des Urtheils stattfinden. Der Schuldige, ein Soldat des fünften Bataillons von dem Regimente: „Del Infante,“ mit Namen Leon Mainar, war zu den Carlisten desertirt und hatte bei einem Ausfalle der Garnison und der Nationalgarde, den Obristen eines Christinischen Regimentes erschossen, bei welcher Gelegenheit er mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde.

Der zur Execution bestimmte Platz heißt El Campo del Sepulcro, ein ausgedehnter freier Raum, unweit der Stadtthore. Um 4 Uhr begaben sich das Bataillon, zu welchem der Deserteur gehörte, ein Piket Infanterie von der Nationalgarde, ein Piket Nationalgarde-Cavallerie, ein Detaschement von der Feldartillerie und funfzig Lanziers an Ort und Stelle und machten Front auf dem Platze, in dessen einem Winkel sich ein mit Ziegeln gedeckter Schoppen befindet, der Mauer des Gebäudes gegenüber. Einige Schritte von demselben war ein Pfahl aufgerichtet, der sechs Fuß Höhe haben mochte; einen Fuß von der Erde war an demselben ein Brett angebracht, welches zum Sitzen bestimmt schien. Als ich den Pfahl betrachtete, gewahrte ich die Spuren von drei eingeschlagenen Flintenkugeln, ohne Zweifel Denkzeichen einer früheren Hinrichtung.

Es hatte sich eine Menge Volkes eingefunden, ein großer Theil derselben bestand aus Weibern und Kindern. Der Platz ist gepflastert, weil auf ihm das Getreide von den benachbarten Feldern ausgestampft wird, auch lagen große Haufen Stengelbohnen umher, zu diesem Zwecke aufgeschichtet; manche davon befanden sich ganz in der Nähe des Pfahles. Die muthwilligen Knaben amüsirten sich abwechselnd damit, das Hinrichtungsbrett zu besichtigen und sich dann auf den Bohnenhaufen herumzukugeln, und einander in kindischer Lust mit dem Stroh zu bedecken.

Ehe der Verurtheilte erschien, drängte sich ein Soldat durch die Menge, indem er mit der einen Hand ein

Glöckchen läutete, in der andern einen Teller hielt, auf dem er von den Zuschauern Geld zu Seelenmessen für den armen Sünder sammelte. Endlich ließen sich die Executions-Trommeln vernehmen und der ernste Zug ward sichtbar. Er bewegte sich hinter den aufgestellten Truppen und kam langsam durch einen offen gelassenen Raum zwischen der Infanterie und Cavallerie auf dem Platze an.

Da ich in Gesellschaft einiger Stabsoffiziere dort war, so durfte ich näher treten.

Voran gingen zwölf Mitglieder einer Brüderschaft, deren Beruf es ist, aus Barmherzigkeit die Leichen der Missethäter, welche dem Gesetz verfallen sind, zu bestatten. Sie waren in lange schwarze Gewänder gekleidet, welche durch einen Gürtel von derselben Farbe zusammengehalten wurden; ihre Häupter wurden durch eine Kappe eingehüllt, von welcher ein langer dreieckiger Zipfel über den Rücken herabfiel, alles von schwarzer Farbe. Dieser seltsame Schweif war in horizontale Falten gelegt, so daß er bei jedem Schritt sich verlängerte und wieder zusammenzog, welches in der That, wenn der Vorfall nicht so traurig gewesen wäre, zum Lachen hätte reizen können. Jede dieser schwarzen Gestalten trug eine angezündete Wachskerze. —

Unmittelbar auf diese fromme Schaar folgte ein Priester mit einem großen Crucifix; die Wunden und der zerfleischte Rücken des Erlösers waren auf eine in die Augen fallende Weise dargestellt; dicht hinter ihm ging der Delinquent, an seiner Seite ein Militairgeistlicher. Er war ungefähr 28 Jahr alt, trug eine offene grüne Soldatenjacke, grobe weiße Pantalons, an seinen Füßen Sandalen. Seine gefalteten Hände, in denen er ein Crucifix hielt, waren fest gebunden; seinen Kopf bedeckte eine sogenannte Fouragiermütze. Den Zug beschloß eine Militairbedeckung.

Die Züge des Verurtheilten hatten wenig Einnehmendes, seine Gesichtsfarbe war braungelb. Er war vollkommen gefaßt und ging nach dem Tacte der Trommel. Der Geistliche sprach ohne Unterlaß leise zu ihm, und, nach der Bewegung seiner Lippen zu urtheilen, antwortete er dem frommen Pater. Als der Zug vor die Fronte des Regimentes, zu dem Mainar gehörte, gekommen war, erhielt dieser die Weisung, niederzuknieen, während der Stadthauptmann von Saragossa laut das Todesurtheil verlas.

Hierauf schritt man quer über den Platz der Executionsstelle zu. Je näher man kam, je eifriger wurde der Zuspruch des Geistlichen. Die Antwort des Delinquenten ward jetzt vernehmbar, sie wurde mit lauter muthvoller Stimme gegeben. Endlich begannen die schwarzen Mitglieder der Brüderschaft, welche bis jetzt stets vorangeschritten waren, sich zu theilen und der Verurtheilte bekam nun den ominösen Pfahl zu Gesicht. Weder seine Züge, noch seine Haltung ließen die mindeste Veränderung bei diesem furchtbaren Anblicke bemerken. Nach einer kleinen Pause führte ihn der Geistliche zu dem Pfahle hin, der Delinquent mußte niederknieen, der Priester nahm ihm die Mütze ab, legte ihm die Hand auf das Haupt und sprach den Segen über ihn; dann entfernte er sich. Mainar wurde an den Pfahl festgebunden; die zwölf frommen Brüder bildeten einen Kreis um ihn und sprachen, wie aus einem Munde, die üblichen Gebete für die Todten. Die tiefste Stille herrschte rings umher, der Eindruck war unbeschreiblich schauerlich. Dann wurden dem Verurtheilten die Augen verbunden; die Schwarzen traten leise bei Seite, ihre Stelle nahmen acht Soldaten mit geladenen Gewehren ein.

Der Priester absolvirte laut den Schuldigen; unmittelbar auf das „Amen" des Geistlichen commandirte der Hauptmann „Feuer!" und in einem Moment war die Brust Mainars von Kugeln durchbohrt.

Die dunkelen Brüder begannen nun ihr Werk. Ein kleiner schwarzbedeckter Karren, mit weißem Todtenkopf verziert, ward langsam aus dem Schoppen gezogen, der Körper wurde darauf gelegt und nach dem Kirchhof gebracht. Die Truppen zogen ab — die Knaben begannen ihre Spiele wieder — ich ging verstimmt nach meiner Wohnung.

Miscellen und Anekdoten.

(Eine heldenmüthige Jungfrau.) Im Jahre 1427, am Tage Judica, dem fünften Sonntage in der Fasten, erstürmte ein Heerhaufen der Hussiten unter Anführung des gefürchteten Honko Kruffina die Stadt Bunzlau. Der bedeutende Verlust, den sie vor den Mauern und in den Straßen der Stadt durch die verzweifelte Gegenwehr der Bürgerschaft erlitten, hatte die wilde Rotte zu der zügellosesten Wuth entflammt. Beute- oder mordgierig verbreiteten sich die racheschnaubenden Krieger, nachdem sie den letzten Widerstand überwältigt, durch alle Straßen der geängstigten Stadt und verübten die furchtbarsten Gräuel, die wir nur hier in den Hauptzügen mittheilen. Weder Stand noch Alter, noch Geschlecht war den Hussiten heilig. Den um Schonung flehenden Bürgermeister Tseschwitz enthaupteten sie auf einer Wagendeichsel, der Pfarrer Florian Teckler wurde, während er ruhig Messe las, vom Altar gerissen und ihm ein eiserner Nagel durch den Kopf geschlagen; die übrigen Geistlichen, sowie

sieben Dominikanermönche, schleppten die Barbaren nach der St. Hedwigskirche, steckten dieses von der Herzogin Hedwig im Jahre 1206 erbaute Gotteshaus in Brand und übergaben die gefesselten Priester dem Feuertode. Die männliche Bevölkerung der Stadt fiel zum großen Theil unter den wüthenden Streichen der Hussiten, Frauen und Jungfrauen wurden Opfer der rohesten Sinnenlust. Wie aber unter den furchtbarsten Drangsalen weibliche Seelengröße und Hochsinn sich oft schnell entfalten, dafür zeugt die That einer Bunzlauer Jungfrau, die — wie jene Zeit selbst — vielleicht der Vergessenheit verfallen wäre, wenn sie nicht die Chronisten Valentin Polus, Fechner und Jeremias Kranz aufgezeichnet und so der Nachwelt aufbewahrt hätten. — Katharina, des Rathmannes Reiner zu Bunzlau älteste Tochter, von zwei hussitischen Hauptleuten überfallen, legte einen über ihr Geschlecht erhabenen Muth an den Tag. In der Vertheidigung ihres kostbarsten Gutes, ihrer jungfräulichen Ehre, entriß sie einem ihrer Bedränger den Dolch, tödtete mit demselben Beide und floh, als deren Genossen herbeistürmten, in die nahe Kirche zu unsern lieben Frauen. Auch hier, an der gottgeweihten Stätte, hatte die heldenmüthige Jungfrau keine Freistätte gefunden. Sie ward ergriffen, gebunden, und sollte nun, zuerst dem Hussitenhauptmann Kopecky und dann der ganzen Schaar zum Opfer frecher Lust Preis gegeben, den fürchterlichsten Qualentod erleiden! Da in ihrer Herzensangst verspricht sie dem Hauptmann Kopecky, ihm ein untrügliches Mittel offenbaren zu wollen, das sie ja selbst erst, wie er gesehen, an seinen beiden von ihr getödten Genossen erprobt und welches unverletzbar gegen jede Waffe mache. Als Preis der Entdeckung verlangt Katharina ihre Freiheit und Schonung ihrer Unschuld. Die verlockende Aussicht, das Leben in den täglichen Kämpfen zu bewahren und unverletzt aus jeder leiblichen Gefahr hervorzugehen, siegte in dem Herzen des Hussitenhauptmanns über die sinnliche Begierde und seine letzten Zweifel wurden beschwichtigt, als die Jungfrau ihn aufforderte, die Untrüglichkeit ihres Geheimmittels sofort an ihr zu erproben. Sie kniet nieder — Kopecky vollführt mit seinem Schwerte den Streich, und — auf den Stufen des Altars rollt das Haupt der hochherzigen Jungfrau, die — wie jene Nonne — den Tod der Schande vorzog. Wuthentbrannt, daß er sich getäuscht sah, ließ Kopecky die Enthauptete in kleine Stücke zerhauen. Fast die ganze Stadt wurde von der Mordbrennerschaar in einen großen Aschen- und Trümmerhaufen verwandelt, gleichsam als wolle sie die blutigen Spuren ihrer verübten Gräuel durch die Flammen vertilgen.

(Luxus der alten Römer.) Lucullus hatte z. B. mehrere der prächtigsten Speisesäle in seinem Hause, von denen jeder den Namen einer Gottheit führte, worin jedesmal eine andere Etiquette, andere Meublen, andere Bedienungen und andere Gerichte üblich waren. Der Haushofmeister richtete sich auch jedesmal nach den für jeden Saal bestimmten Kosten. So kostete z. B. ein Abendessen im Saale des Apollo 50,000 Drachmen (6250 Thlr. Cour.). Cicero und Pompejus baten sich einst bei Lucullus zu Gaste, und damit er keine Umstände machen sollte, so sagten sie es ihm erst am Morgen desselben Tages. Dennoch fanden sie im Saale des Jupiter ein Abendessen angerichtet, welches mindestens 10,000 Thlr. kostete. Ein Speisesaal Nero war wegen seiner künstlichen Bauart besonders berühmt. Die Decke und ein Theil der Wände drehte sich durch ein künstliches Maschinenwerk und die Tafel ahmte die Bewegungen des Himmels nach und stellte die verschiedenen Jahreszeiten vor, die bei jeder Tracht von Gerichten abwechselten, im Sommer z. B. Gewitter vorstellten, anstatt des Regens und Hagels aber Blumen und wohlriechende Essenzen auf die Gäste herabschütteten. — Heliogabalus hielt nie eine Mahlzeit, die nicht 60 Mark Goldes (7,500 Thlr.) gekostet hätte. Gewöhnliches Fleisch durfte bei ihm gar nicht auf die Tafel kommen, sondern nur Seltenheiten, lauter Pasteten von Hahnenkämmen Pfauenzungen, Nachtigallen- und Feldhühnereiern, Papageien- und Fasanenköpfen ꝛc. Er speisete und trank niemals mehr als einmal aus einem Gefäß und dabei war alles Hausgeräthe, bis auf die Nachtgeschirre herab, von Gold und Silber, und in seinen Candelabern brannte er Nichts, als Balsam aus Judäa und Arabien. — Die größte öffentliche Mahlzeit hat wohl Cäsar nach seinem Triumphe gegeben. Er speisete das ganze römische Volk an 22,000 Triclinien. Rechnet man ein Triclinium zu 9 Personen, so kommt eine Anzahl von 198,000 Menschen heraus, die einmal auf Cäsar's Kosten speiseten. Dagegen hatte zu Anfange des 16 Jahrhunderts der Rendant eines sächsischen Churfürsten in sein Buch geschrieben: „Heute ist unser gnädiger Churfürst mit seinem Hofstaat zum Wein gewesen, dafür ich 15 Gulden habe bezahlen müssen. Das heiß' ich schlampampen!" — Welch' ein Contrast!

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die schönsten Neuigkeiten, welche in den letzten Tagen zum Vorscheine gekommen, sind kleine Anzüge, Persane genannt, welche ziemlich die Form von Ueberwürfen haben, in dunkeln Farben, wie in Chinesisch-Blau, Dunkelgrün u. s. w. gemacht und mit einer Guipüre-Posamentirarbeit verziert sind, welche rund herum eben so zarte und leichte Muster bildet, als wären sie gestickt. Die Persane hat einen wahrhaft orientalischen Typus, verbunden mit Pariser Anmuth; sie umhüllt die Dame, hebt aber doch auch ihre Eleganz heraus und wird besonders im Bade von großem Nutzen sein. Kleine oben auf dem Arme offene Aermel sind mit einer leichten seidenen Schnur geschnürt, die sich in Trodelquästchen endiget. Daneben bemerkte man den Isabellen-Mantel, der einer kleinen auf dem Rücken runden Mantille gleicht und mit breiten Spitzen garnirt ist. In der Höhe des Armes ist die Spitze durch eine spanische Schleife von Band in der Mantelfarbe aufgenommen, so daß die Bewegungen gar nicht gehemmt sind. Ferner sahen wir die Junge-Frau-Mantille, welche auf dem Rücken eine Caprice, vorn dagegen einen Shawl bildet. Die beiden Spitzen vorn sind so geschnitten, daß sie die Stickerei sehen lassen, indem sie allmälig auseinander gehen. Auch die Sultanin ist neu. Sie erinnert einigermaßen an die Caprice, unterscheidet sich aber von derselben dadurch, daß sie vorn eckig und ganz zugemacht ist. Sie ist mit zwei Volants garnirt und der zweite bildet an jeder Seite eine Art zierlichen Aermel. Die Volants sind mit einer Posamentirarbeit umgeben oder auch mit einer schönen

Spitze. Dann folgen die Chatelaine-Mantillen mit breiten ausgezackten und schräg angesetzten Volants; die circassischen Mantillen und tausend andere. Der Krepp, das Reisstroh, das durchbrochene Stroh, die Zughüte von Tülle und Spitzen sind dasjenige, was die Damen am liebsten tragen. Wir bemerkten namentlich einen Hut von grobem italienischem Stroh, der mit einer Art Doppel-Fanchon ganz oben am Kopfe ausgeputzt war. Die Fanchon bestand aus einem ganz neuen Bande, das halb ponceauroth, halb schwarz war. Das Schwarz sah aus wie eine leichte Guipüre. Der Nackenschirm von Stroh war mit demselben Bande überzogen. Der Untertheil des Schirmes war mit paille Krepp gefüttert und das Band so geordnet, daß das Schwarz gleichsam ein kleines Spitzenhäubchen bildete und von dem Roth und Paille hübsch abstach. Von Schmucksachen haben wir schöne türkische Ohrgehänge in Email und Gold bemerkt, etwas ganz Neues. Viele Damen tragen zum Zusammenhalten ihrer Caschemirshawls Caméen-Nadeln. Auch in den Armbändern giebt es mancherlei Neues und die goldenen Kämme kommen immer mehr in Gunst. Auf dem Lande wird man sie diesen Sommer hindurch etwas höher tragen als diesen Winter. Auch die Canezous scheinen beliebt zu werden. Die neueste Form hat vorn etwas ausgeschweifte Blätter, die sich auf den Hüften abrunden ungefähr wie die Leibchen mit Schößen. Auf der Brust sind sie mit Bandschleifen oder auch durch Nadeln mit dreifacher Kette zusammengehalten. An jeder Kette befindet sich eine Camée oder ein Edelstein. Andere Canezous sind bis an den Gürtel offen und von gesticktem Muslin mit zwei oder drei Reihen kleiner Ruchen. Hohe Kragen mit Spitzen, die röhrenförmig gestreift sind, trägt man zu den Oberröcken, welche einen kleinen Stehkragen, wie eine Herrenweste, haben. Die eckigen Kragen von Spitzen und mit Busenstreifen sind für die elegantere Toilette bestimmt, sie werden durch einen Knopf oben und durch einen andern fast am Gürtel, die beide durch eine emaillirte Kette verbunden sind, zusammengehalten. Auch die Manchetten haben Knöpfe mit einem ähnlichen Kettchen, das aber natürlich viel kleiner ist. Kaum dürfte die Industrie jemals schönere Bänder geliefert haben als in diesem Jahre. Alle Farben und Nüancen sind in reizenden Mustern und Contrasten vereiniget. Die schottischen mit großen, grünen, rothen, schwarzen und orangen Carreaux sind besonders für die Morgen-Strohhüte bestimmt. Durch die durchbrochenen Strohhüte hat man chinesische blaue und zartgrüne Taffetbänder oder glasirte lilas Bänder mit einem Streifen, der ganz wie ein Strohbörtchen aussieht; andere Taffetbänder sind mit Sammetstreifen, die theils der Quere nach laufen. Die Bänder werden häufig auch unter dem Kragen, den Manchetten von venetianischen Spitzen und auf den Morgenhäubchen getragen. Die Taffetstoffe wird man viel zu Oberröcken tragen, denn die Vordertheile des Rockes des Leibchens müssen gestickt sein oder Garnituren von Posamentirarbeit, Volants oder Spitzen haben. Einige Aermel öffnen sich, haben spitze Jockeis und sind mit Börtchen geschnürt. Die Kleider von Barège haben ein in Falten gelegtes Leibchen und einen schmalen Gürtel, dessen lange Enden durch ganz kleine Schnallen von Gold, Stahl oder Perlmutter schneppenartig gehalten werden. Wir bemerkten einen sehr hübschen Oberrock von glasirtem lilas Taffet, der vorn auf dem Rocke und Leibchen mit Schleifen besetzt war, welche nach dem Gürtel zu allmählig kleiner wurden und in der Mitte eine kleine weiße Perlmutterschnalle hatten, welche der Größe nach der Schleife entsprach. Ein Kleid von rosa glasirtem grünen Taffet hatte acht Reihen griechischer offener Fransen. Jede Reihe war doppelt, einmal rosa, das anderemal frühlingsgrün. Die schottischen Taffete werden meist mit schräg ausgezackten Volants garnirt und das Leibchen ist, wie auch die Aermel, ebenfalls schräg geschnitten. Die beliebtesten Farben sind Grün und Lilas, Himmelblau und Braun, Kirschroth und Weiß. Den ausgeschnittenen Kleidern fügt man gern Mustin-Cannezous hinzu, die zwei- oder dreifach garnirt sind; doch wetteifern mit denselben die Maintenon-Fichus, d. h. ein Guipürespitzenstreifen, der durch eine große Bandschleife auf der Brust befestigt wird. Diese Fichus, welche unsere Großmütter trugen, scheinen außerordentlich beliebt zu werden. In der Fußbekleidung der Damen scheint sich eine kleine Revolution vorzubereiten. Man will nämlich die Stiefelchen den Reiterinnen und den Reisenden allein überlassen und zu den Schuhen zurückkehren, deren Farbe mit jener der Toilette genau übereinstimmen soll.

Herren-Mode. Die erste Figur unsres heutigen Modekupfers zeigt uns einen Stadtanzug von der Rückseite. Der Rock ist von schwarzem Caschmir-Tuch, die Taille wie im vorigen Monat, noch immer lang und 4 Cent. unter den Hüften herabgehend, wenig eng nach unten, ohne Wölbung und in ihrer ganzen Länge leicht ausgehöhlt, sie schließt die Seite mit einer Abrundung nach dem Schulterblatte, ist nach den Lenden zu gewölbt und nimmt so vollkommen die ganze Rückseite des Oberkörpers ein. Die Schöße sind sehr kurz und reichen kaum bis zur Mitte der Schenkel herab, sie sind breit, nach unten abgerundet und bedecken ganz die hervortretende Hüfte; von hier an bis zum Rand der Anglaise ist unten das Vordertheil des Leibes viereckig abgeschnitten, die Anglaisen sind breit und nach oben carrirt, und gehen bis herunter, jede Anglaise hat fünf Knopflöcher, welche sich auf der Umschlagseite befinden, der Kragen ist 8 Cent. hoch und im Umschlag 6 bis 7 Cent. breit; die Ecken sind viereckig und gerade so breit, als die Anglaisen hoch sind. Die Aermel sind weit von der Armwurzel bis zum Ellenbogen und eng an dem Handgelenk, die Aermelöffnung ist 12 Cent. weit, und mit drei Knöpfen verschlossen. Die Schöße und Aermel sind mit Seiden-Satin gefüttert, der Rücken und die Weichen sind ohne Futter. Der Kragen, die Vordertheile und die Hüften sind gesteppt und am Rande eingefaßt, die halbrunden und mittelgroßen Knöpfe sind von Satin. Die zum Rock gehörige Weste ist von Valencia mit breiten Streifen von verschiedenen Farben auf hellgrauem Grunde; sie hat einen Stehkragen, die Brust ist sehr ausgehöhlt und die Vordertheile sind sehr lang, 5 bis 6 Cent. unter die Hüften herabgehend, so daß man in der Entfernung von zwei Knöpfen die Weste nicht zuknöpfen kann; das übrige Vordertheil läßt vier Knöpfe zu. Damit aber eine Weste von solcher Länge recht gut und bequem sitze, mache man in der Seite Einschnitte vom Untertheile herauf bis zur Brusthöhe, eben so nöthig ist es, die Tasche mit einer Patte zu besetzen. Auf diese Art verdeckt das Untertheil der Weste alle Krümmungen der Hüften und zieht sich nie herauf. Rings herum ist sie mit einem runden Schnürchen von passender Farbe eingefaßt, und die Knöpfe sind von gleichem Stoffe. Die Hose ist von weißem englischen Zwillich und der Stoff schützt durch seine Dichtigkeit für so manche empfindliche Kälte des Frühlings. Sie ist weit in den Beinen, fällt gerade herunter und bedeckt rund wölbend fast den ganzen Stiefel; die Seiten sind verziert mit einer starken Borde, die Stege von demselben Stoff sind eng und fest genäht. — Zur Vollendung der Toilette gehört ein schwarzer Hut, eine weiße rothgeblümte Cravatte, helle Handschuhe und lackirte Stiefeln.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Stadtanzug für einen Herren. 2. Andalouse. 3. Mantelet mit Aermel und rundem Shawl mit Fransen besetzt. 4. Kurzer Rock, lange Weste, gestreifte Beinkleider. Oben Mützchen und Pelerine.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 8. N. Büchner, Redacteur. 1846.

☞ Inhalt der Europäischen Eisenbahn Nro. 7: Die Selavin. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anecdoten. — Ostermesse 1846.

Tamiru.

Ich will Euch eine Geschichte erzählen, die ich einmal an den Ufern des Missuri von einem alten Jäger vom Stamme der Sioux gehört habe; ist sie nicht mit der künstlichen Intrigue des Romans ausgestattet, so hat sie dafür das Verdienst wahr zu sein. Als ich sie zuerst hörte, war ich tief im Herzen ergriffen und wäre vielleicht versucht worden, an der Seite eines treuliebenden Indianerweibes das Glück zu suchen, hätten die Jahre nicht damals schon mein Hupt zu bleichen angefangen.

Tamiru, die einzige Tochter des ältesten vom mächtigen Stamme der Sioux, war die schönste und schlankste der Jungfrauen ihres Volks; sie war auch die sanfteste und hochherzigste. Der Muth und die Heldenthaten der jungen Krieger erfüllten sie mit Bewunderung, aber eben so tief erschütterten die grausamen Leiden anderer Menschen ihr Herz und oft entrissen ihre Bitten und Thränen arme Gefangene dem Tode, die ihr Vater, der alte Häuptling, nach der Sitte der Rothhäutigen zur Tortur verdammt hatte. Darum war Tamiru in den feindlichen Stämmen eben so gesegnet wie geliebt bei den ihrigen. So sanft war der Ausdruck ihrer schwarzen Augen, so tugendsam ihre Sitten, daß man ihr den Beinamen der schüchternen Gazelle gegeben hatte. Alle jungen Häuptlinge wetteiferten um das Glück sie heimzuführen, aber Tamiru hatte noch nicht gewählt; und als ihr Vater sie bestimmen wollte, einen Gefährten zu nehmen, weil eine solche neue Verbindung seine Macht vermehren würde, neigte die Jungfrau ihre Stirn traurig zur Erde, und ob ihre Lippen auch stumm blieben, ihren Augen entrollten Thränen. Dieser stille entsagende Schmerz rührte das Herz des Greises, und das Gefühl des Vaters siegte über die Pläne des Häuptlings.

Tamiru hatte beinahe ihr achtzehntes Jahr erreicht, als eine Gesellschaft kanadischer Kaufleute sich in der Nähe ihres Stammorts niederließ. Unter ihnen befand sich ein junger Mann mit Namen Henry Nevil, den mannichfache Unglücksfälle genöthigt hatten, seine Heimath zu verlassen und an den Ufern der Missuri das Glück zu suchen. Die Schönheit seiner Züge, die Ele-

gang seiner Formen und seiner Tracht machte wenig Eindruck auf die indianische Jungfrau; er aber konnte sie nicht sehen, ohne den Wunsch zu hegen, daß sie ihn lieben möchte, und da er die ganze verschlagene Weltbildung der Weißen besaß, so verstand er auch die Kunst, seiner Neigung den äußern Schein und Reiz einer wahren und tiefen Leidenschaft zu geben. Der Fremdling war blond, sein Auge spiegelte die Farbe des Himmels, seine Stirn war weißer als der Schnee. Tamiru erkannte in diesen Gaben der Natur das Pfand der Aufrichtigkeit und Wahrheit und traute dem Fremden.

Henry Nevil gewahrte bald, daß die reizende Indianerin ihn mehr beachtete als früher. Um mit ihr reden zu können, studirte er eifrig die Sprache der Sioux. Tamiru tönten die Worte von den Lippen ihres Geliebten wie melodische Musik, und selbst, wenn sie ihn nicht verstand, schien sie doch mit Entzücken zu hören. Bald lernte sie etwas von seiner Sprache wie er von der ihrigen, und was die beredte Sprache der Liebe etwa nicht auszudrücken vermochte, das konnten sie sich alles jetzt sagen. Nevil, der im Herzen seiner Freundin las, wußte nun schon, daß sie untrennbar an ihn gefesselt war. Diese Wahrnehmung erfreute ihn, denn er kannte die Macht ihres Vaters, dessen Reichthümer täglich wuchsen und hatte sein Loos in Canada mit demjenigen verglichen, das ihm aus einer Verbindung mit dem alten Häuptling erwachsen konnte; der Müßigang unter den Wilden schien ihm lockender als die Arbeit unter den Weißen. Aber um diese Pläne zu erreichen, genügte es nicht, daß er der jungen Indianerin glühende Liebe eingeflößt hatte, er mußte auch noch die Freundschaft ihres Vaters erwerben. In der Handhabung der Waffen gewandt, begleitete er die indianischen Krieger auf ihren Jagden und nahm Theil an allen ihren Spielen. Er schmeichelte den Sioux, indem er ihre Gebräuche annahm und ihre Sprache redete. Bald priesen die Krieger seinen Muth, die Gelehrten seine Weisheit und endlich wurde er förmlich in den Stamm aufgenommen. Das Zutrauen und die Freundschaft, die ihm der alte Häuptling erwies, ermuthigten ihn: er bat ihn, Tamiru unter sein Hüttendach führen zu dürfen. Tamirus Vater vernahm diesen Antrag und der Zorn, der sein Herz durchfuhr, nahm ihm doch die ernste Würde der Krieger seines Stammes nicht. Er schwieg einen Augenblick und als er seines Zornes Herr geworden war, sprach er mit feierlichem Ausdruck: „Fremdling, unter den Sioux fehlt es nicht an Jungfrauen für die Weißen, die unser Volk gastfrei aufnimmt. Aber die Tochter eines Sagomor kann nur dem Sohne eines Sagomor zum Weibe werden: die Adler können nur in Adlershorsten rasten.“ Mit diesen Worten ging der Greis langsamen Schrittes davon.

Vergebens netzte Tamiru mit ihren Thränen die Kniee ihres Vaters, vergebens betheuerte sie ihm, daß der Fremdling Haß und Freundschaft mit den Sioux theilen und ihren Kriegsmännern ein tapferer Gefährte im Kriege und auf der Jagd sein würde, — der alte Held blieb unbeugsam. Als Tamiru keine Hoffnung mehr hatte, sein Herz zu rühren, hörte sie mit Bitten auf. Keine Klage kam über ihre Lippen, aber man sah sie auch nicht mehr bei den fröhlichen Tänzen ihrer Gespielinnen und wenn ihr Vater an seinem Wigwam vorüberging, so hörte er keinen Gesang mehr darin, den sein Kind sonst so sehr liebte. Das Feuer ihrer Augen erlosch und ihre Wangen wurden bleich. Der alte Häuptling hatte sich selbst nicht gekannt, als er seiner Tochter ihre heißen Bitten abschlug und jetzt wie er sie mit kummervollen Blicken gen Morgen schauen sah und immer gen Morgen, und ihre stille verzweifelungsvolle Trauer ihm schrecklicher vorkam als der Tod selbst — da ging ihm das Leid seines Kindes zu Herzen, tiefer und zerreißender, als die vergifteten Pfeile seiner Feinde je vermocht hätten.

Eines Tages trat er zu dem Fremdling, den er seit langer Zeit vermieden hatte, ergriff seine Hand und führte ihn schweigend in die Hütte der jungen Indianerin. Tamiru saß im finstern Winkel ihres Gemachs: sie hatte das Haupt in beide Hände gelegt und sah die Eintretenden nicht. Ein angefangenes Korbgeflecht und Blumengewinde, Gaben ihrer Freundinnen, lagen neben ihr am Boden. „Mein Kind Tamiru, sprach der Greis, so kehre mit dem Fremdling in seine Hütte ein, auf daß dein Vater den Trost habe, dich freudig und zufrieden hinschauen zu sehen auf die sinkende Sonne und auf die Morgenblumen.“ Tamiru blickte ihren Vater lange mit starren Blicken an, allmählig kehrte das Feuer ihres Auges wieder, dann schlug sie es zur Erde nieder und Flammenroth überzog ihre Wangen und sie zitterte heftig. — Endlich erschollen Hochzeitlieder im Wigwam des alten Helden und die Tochter des Sagomor wurde das Weib des weißen Fremdlings mit den azurblauen Augen.

Monde, Jahre verflossen. Tamiru war ein zärtliches, getreues Weib, folgsam dem leisesten Winke ihres Mannes, immer bemüht, ihm seine Wünsche zu entlauschen. Aber Freude kannte das Herz der jungen Indianerin schon nicht mehr. Henry hatte seine Gelübde zu bald vergessen. Sein Blick schaute nicht mehr liebevoll auf seine schüchterne Gazelle; er ward kalt und streng, so kalt und streng, wie er vordem glühend und zärtlich

erschienen war. Tamiru weinte im Verborgenen, denn sie war zu stolz und selbst zu ergeben in ihr Geschick, um ihre Thränen vor dem zu zeigen, der sie hervorrief. Glückte es einmal, daß sie ihrem Manne einen Blick entlockte, der sie an den Morgen ihres Glücks gemahnte, so schwand auf der Stelle die Trauer von ihrer Stirn; aber viel öfter geschah es, daß dies hochherzige Weib ihrem Gemahl Beweise glühender Liebe bot und dieser sie gleichgültig, wenn nicht grausam, zurückstieß. Ging er auf die Jagd, so führte sie selbst die Ruder seines Kahns, um ihm die Arbeit zu ersparen, und sang dabei ihre schönsten Lieder, um dem theilnahmlosen Engländer zu gefallen, der träg in seiner Piroke ausgestreckt lag. Wenn er ihr erlaubte, ihn auf der Jagd zu begleiten, so mußte sie alles Wilpret tragen, das er erlegte.

Tamiru betete oft zu dem großen Geiste der Weißen und häufig, wenn Henry ihr einen Blick zuwarf, drückte sie das goldene Kreuzchen an die Lippen, das er ihr am Hochzeitstage geschenkt hatte; ein wärmeres Liebeszeichen wagte sie nicht zu geben. Sie meinte, daß er die Töne seiner Muttersprache gern hören würde und ging mit beispielloser Unverdrossenheit an die schwere Arbeit, das Englische einzuüben. Aber es schien, daß Henry in demselben Grade an Gleichgültigkeit zunahm, je mehr sein Weib sich bemühte, ihm zu gefallen. Dies Leben unter den Wilden der Wüste wurde ihm immer unerträglicher und er bereute, die Tochter des Sagomor zum Weib genommen zu haben. Mit der Zeit ging seine Kälte in Widerwillen über. Und doch hatte ihm Tamiru einen Sohn und eine Tochter geboren, und wenn sie ihn seine kleine Marie zärtlich in die Arme drücken sah, konnte die arme Mutter sich oft eines Gefühls von Eifersucht nicht erwehren. „Ich liebe sie, sagte sie weinend, weil sie sein Kind ist, aber da er sie so sehr liebt, warum haßt er mich, die Mutter seines Kindes?"

Marie, die zwei Jahre älter war als ihr Bruder, hatte die Züge und die blauen Augen von ihrem Vater; daher Henry's Zuneigung, der streng darauf hielt, daß seine Tochter nicht in die entfernteste Berührung mit den Kindern des Indianerstammes kam. Hätte er nicht befürchtet, die Sioux zu reizen, so würde er's mit seinem Sohne ebenso gemacht haben; aber George verrieth schon ungeachtet seiner jungen Jahre, ein würdiger Sprößling des alten Sagomor zu werden. In seinen Adern floß sichtlich das Indianerblut. Ein Missionär, der sich in der Nähe der Sioux niedergelassen hatte, kam täglich in Nevils Hütte, um seinen Kindern den Glauben und die Sitten der Europäer zu lehren; aber George träumte doch nur von Pfeilen und Piroken, und sein liebstes Spiel war, in den Wäldern die Nester der Vögel zu suchen und auszuheben.

Nevil war seit einiger Zeit in düstre Schwermuth verfallen, die sich bald im Jähzorn, bald in finsterem Brüten aussprach; Tamiru hielt ihn für krank und einzelne Worte erfüllten ihre Seele mit Schrecken. Dann ging plötzlich eine neue Umwandlung in ihm vor: er sprach wieder in zärtlichen Worten mit seinem Weibe und schaute sie mit liebevollen Blicken an, gleich als bereue er seine Härte. Tamiru war's, wie wenn sie aus einem langen qualvollen Traume erwache; sie segnete den großen Geist der Weisheit, daß er die glücklichen Tage der Vergangenheit wiedergebracht habe und ahnte nicht, das unschuldige Weib, welch Unglück ihr drohte.

Ihr Vater war seit einem Jahre todt und Nevil entschlossen, sein Erbtheil zu verkaufen, den Erlös in der Bank zu Quebek anzulegen, dann aber mit seinen Kindern nach Europa zurückzukehren und ihre Mutter im Lande der Sioux zurückzulassen. Einige Pflanzer in der Nähe waren geneigt, das Gebiet des alten Sagomor anzukaufen, aber zum Abschluß dieses Handels bedurfte Henry der Zustimmung seines Weibes, wenn er sich nicht der Rache der Eingebornen aussetzen wollte, und nur um Tamiru dazu zu vermögen, hatte er neue Liebe geheuchelt. Sie, die willig ihr Leben für den undankbaren Fremdling hingegeben hätte, war mit wenigen zärtlichen Worten leicht zu den Plänen ihres Mannes überredet. Sie glaubte seine Liebe wieder erworben zu haben, was lag ihr an allem andern! Aber die glückliche Täuschung währte nicht lange. Kaum waren die Güter verkauft und der Erlös dafür in Sicherheit gebracht, so sprach Nevil von einer Reise nach Quebek, die er mit seinen Kindern unternehmen wolle. Tamiru durchschaute auf der Stelle den tückischen Verrath, sie wußte, daß sie verlassen werden, weder Gemahl noch Kinder jemals wiedersehen sollte. Eine Gesellschaft europäischer Kaufleute, welche die Kataracten von St. Antonio besucht hatten, rüstete sich zur Rückkehr nach Canada und Nevil erklärte seinem Weibe, daß er diese Gelegenheit wahrnehmen wolle, um nicht allein reisen zu müssen. Tamiru warf sich vor ihm nieder und beschwor ihn, sie nicht zu verstoßen. „Laß mich mit dir gehen, bat sie schluchzend, nimm mir meine Kinder nicht, mein Herz hängt zu sehr an ihnen, wie die Ranken am Stamm uns'rer mächtigen Bäume. Hassest du mich oder schämst du dich meiner vor deinen weißen Gefährten, so will ich mich fern von dir halten, dir nie in ihre Gesellschaften folgen, dir niemals die Gefahr bereiten, daß du erröthen müssest, nur laß mich meine Kinder sehen." „Tamiru, antwortete Nevil kalt

und ruhig, wozu diese Thränen? Ich denke nicht daran, dich zu verlassen. Ich verspreche dir, früher zurück zu sein, als du erwartest. Aber ich kann dich nicht mit mir nehmen. Was wolltest du unter den Weißen?" Aber weder Mutter noch Tochter trauten diesen Worten und ließen nicht ab mit stürmischen verzweiflungsvollen Bitten. „Tamiru, sprach der Engländer mit drohender Stimme, nimm Abschied von deiner Tochter und laß uns ziehen, oder fürchte meinen Zorn." Tamiru schaute zu ihm auf und sah, wie er bereit war, ihr die Tochter mit Gewalt zu entreißen. „Gewiß, sagte sie, ich bin nur die arme Tochter der Sioux; aber warum hast du mich in deine Hütte geholt?" Nevil schien sich seiner Drohung zu schämen und sagte mit sanfterm beruhigenden Tone: „Ich versprach dir ja wiederzukehren, Tamiru. Du kränkst mein Volk, wenn du an seiner Wahrhaftigkeit zweifelst." „Nein, nein! brach Tamiru mit einem Schmerzensruf aus, der ihre ganze Verzweiflung enthüllte, ich lasse meine Kinder nicht. Ich seh es, du willst sie mir rauben, aber ich lasse sie nicht!" Betroffen über diesen Ausbruch seines Weibes, sah Nevil wohl ein, daß er um jeden Preis ihren Verdacht verscheuchen müsse. „Wohlan, da du meinen Worten mißtraust, so behalte George, unsern Sohn, zum Pfande. So darfst du nicht zweifeln, daß ich wiederkehre." Mit diesen Worten riß er Maria aus den Armen der Mutter los und führte sie fort, während die Indianerin erschöpft und bewußtlos auf ihr Lager zurücksank. George, der erst acht Jahre alt war, glaubte, daß sie schlummre und spielte unbekümmert in der Hütte fort. Dann legte er sich zu ihr und schlief ein.

Mit diesem Tage ging eine seltsame Umwandlung in Tamiru vor. So sanft und schüchtern sonst, wurde sie plötzlich leidenschaftlich, wild und grausam wie die wildesten Krieger ihres Stammes. Sie bemühte sich, im Herzen ihres Sohnes den unversöhnlichen Haß zu nähren, der sie selbst von jetzt an wider die Weißen durchglühte. Die Arbeit war nicht schwer. George gehorchte mit der ganzen Gelehrigkeit eines Kindes den Mahnungen seiner Mutter. Von Tag zu Tag nahm er zu an Kraft und Kühnheit: keiner der jungen Indianer übertraf ihn im Ringen und im Laufe, und nie verfehlte er das Ziel seiner Pfeile. Er war kaum zehn Jahr alt als die Sioux voll Verwunderung schon einen künftigen Sagamor in ihm begrüßten.

Tamiru hörte nichts von Nevil und ihrer Tochter. Zwei Jahre waren seit der Abreise des Engländers verflossen, als eines Abends ein Sioux von der Jagd heimkehrend Tamiru meldete, daß er ihrem Manne in Gesellschaft mehrerer Weißen unfern der Katarakten von St. Antonio begegnet sei. Tamiru ahnte wohl, daß die Weißen darauf ausgingen, ihr den Sohn zu entführen und sie trennte sich nicht einen Augenblick mehr von ihm. Einige Tage später trat Nevil unerwartet in ihre Hütte, umarmte Tamiru zärtlich und verkündete ihr unter Zeichen der Freude und Liebe, daß er so eben von Quebek wieder angelangt sei, und daß Tamiru noch vor Verlauf des Jahres ihre Tochter wiedersehen würde. Tamiru hörte ihn mit der kältesten Gleichgültigkeit an und erwiederte seine Zärtlichkeit nicht, denn bei ihr war auf Liebe Haß, auf Vertrauen Mißtrauen gefolgt. Doch äußerte sie nichts, was dem Engländer ihre Furcht für ihren Sohn enthüllen konnte. Am andern Morgen benutzte sie die Zeit, wo Nevil nach den benachbarten Pflanzungen gegangen war, um ihr Hochzeitgewand anzulegen und sich mit ihren schönsten Zierrathen zu schmücken, dann that sie auch ihrem Sohn seine Festkleider an und verließ die Hütte. Warum schmückst du uns so? fragte verwundert der Knabe. Weil Tamiru und ihr Sohn aus dem Lande der Sioux scheiden wollen, antwortete sie mit feierlichem Tone: und wenn nun der alte Sagamor seiner Tochter im Lande des großen Geistes begegnen wird, so muß er sie an den Geschenken erkennen können, die sie ihm zu danken hat. So sagte sie und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie ergriff die Hand ihres Sohnes und führte ihn hinaus an den Strom; am Ufer lag der schön gezierte Nachen, den ihr ihr Vater an dem Tage geschenkt hatte, als der Engländer sie in sein Haus einführte. Die glänzenden Farben des Fahrzeuges waren verblichen seit jener Zeit und mancher Riß im Holzwerk. Tamiru mochte denken, daß ihre Hoffnungen viel herber vernichtet worden, denn sie preßte die Hand fest auf ihr Herz, als wollte sie sein Pochen unterdrücken. Sie kehrte noch einmal nach der Hütte zurück, in der sie die wenigen Augenblicke ihres Glücks verlebt hatte und betrachtete sie lange mit schmerzvollen Blicken. Plötzlich aber schien das Andenken an ihre Liebe und an den schwarzen Undank, der ihr zum Lohn dafür geworden, alle Regungen ihres Hasses wieder zu wecken: denn sie riß ihr Kind heftig in ihre Arme, eilte dem Ufer zu und sprang in den Kahn. Wir fahren ins Land der Seelen hinab, sagte sie, dort wenigstens, mein Sohn, werden sie dich deiner Mutter nicht rauben können. Mit einem kräftigen Ruderstoß trieb sie den Nachen mitten in den Strom und ruderte mit starkem Arm den Katarakten bei St. Antonio zu. Indianer, die am Ufer saßen, hatten jenen Auftritt gesehen und Tamirus letzte Worte gehört. Sie waren zu spät hinzu geeilt und

flehten die junge Mutter an, dem Ufer zuzusteuern und gelobten ihr den Beistand ihres ganzen Stammes gegen die tückische Absicht des Fremdlings; aber sie hörte auf ihre Worte nicht und eh die Indianer es unternehmen konnten, sie mit Gewalt zurückzuführen, hatte der Strom das Fahrzeug schon bis an die Stelle getrieben, wo die Wasser zu schäumen beginnen und wohin kein Schwimmer sich wagen durfte, wollte er nicht in den Stromsturz hinabgerissen werden. Jetzt gewiß, nicht wider Willen dem sichern Tode entrissen zu werden, ließ Tamiru die Ruder fahren, erhob sich in ihrem Nachen, preßte ihr Kind mit der Gluth des Wahnsinns an ihr Herz und stimmte die Klage an: „Das Leid hat mein Herz getroffen und ich falle wie der Baum, in den der Blitzstrahl fuhr. Schwarze Wolken umhüllen meinen Blick; das ist der Schleier des Todes, der sich über die Tochter des Sioux breitet. Durch das Seufzen und Brausen der Fluth höre ich die Stimme des großen Geistes, die uns ruft. Ich fahre hinab in die grundlose Tiefe und keiner wird je meine Stimme wieder vernehmen! Revil, du warst tapfer im Kampf und verachtetest die Pfeile deiner Feinde, aber dennoch wird dein Name verflucht sein im Stamme der Sioux, denn wer ihn nennt wird [illegible]: sein Weib bestellte die Saat auf seinen Feldern, und wenn ihn hungerte, so sättigte sie ihn, und wenn ihn dürstete, so bot sie ihm einen Trunk vom frischen Quell; sie hatte ihm einen Sohn und eine Tochter geboren und war immer unterwürfig seinem Willen, er aber hat Verachtung und Leid auf sie gehäuft, er hat kein Erbarmen gehabt mit seinem Weibe, er hat ihr den Tod gegeben. Revil, dein Name wird mit Schmach bedeckt sein für alle Zeit! Mein Sohn, mein Sohn, Tamiru führt dich hinab ins Land der Seelen; die Sonne der Sioux wird dir ihren Strahl nicht mehr zusenden. Wozu diente die Liebe deiner Mutter, wenn sie dich dem Unheil nicht entreißen kann, das dir droht. Ich höre die Stimme des großen Geistes, der uns ruft. Mein Sohn, du wirst deinen Ahn, den mächtigen Sagomor wiedersehn. „Mutter, rief der Knabe, das Wasser grollt fürchterlich.“ „Laß die Furcht nicht in dein Herz ein, mein Sohn. Ich sehe meinen alten Vater, wie er lächelnd am ewigen Ufer mir die Arme entgegen breitet . . . .“ Da erlosch die Stimme Tamirus unter den heulenden Wogen und der gewaltige Strom hatte den Kahn in den Schlund hinabgerissen. George und seine Mutter waren im Lande der Seelen.

Am nächsten Tage wurde Henry Revil todt in seiner Hütte gefunden. Treu ihrem Aberglauben zweifelten die Sioux nicht, daß die Rache des großen Geistes ihn getroffen habe. Dies war auch die feste Ueberzeugung des alten Indianers, der mir traurige Geschichte der Tamiru erzählte. Ich selbst aber war und bin versucht zu glauben, daß der große Geist diesmal wenigstens die Freunde des alten Sagomor zu Vollziehern seiner Rache hatte, denen die Ursache des traurigen Endes der schüchternen Gazelle wohlbekannt war. Wenn aber Revil auch wirklich durch Menschenhände gefallen ist, so hat man doch nie die Namen seiner Mörder erfahren.

Miscellen und Anekdoten.

Kaiser Joseph II. im Kontrollorgange.) In der Mitte September 1787 kam die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg in das Audienzzimmer des Kontrollorganges und hing sich vertrauungsvoll an des Kaisers Arm. Joseph sprach eine Weile mit ihr und sagte dann plötzlich: „Weißt Du schon, daß ich meinen Neffen Franz in den Krieg schikken will?“ Die Prinzessin erbleichte und sank beinah in Ohnmacht. Joseph umarmte sie zärtlich und sagte: „Ich will ihn mit Dir am 8. Jänner kommenden Jahres vermählen.“ Die Angst der liebenden Prinzessin verwandelte sich alsogleich in die süßeste Freude. Sie bat den Kaiser um die Gnade, alle Summen, welche zu Festivitäten bei ihrer Vermählung bestimmt sein dürften, zum Besten der Armen bei diesen hart bedrängten Zeiten zu verwenden. Joseph antwortete: „Ich fühle den ganzen Werth Deiner Bitte, allein meine Wiener mögen auch gerne ein paar fröhliche Tage haben, und die Kaufleute müssen auch leben, jedoch soll es die Armuth merken, daß ich meinem Herzen eine frohe Stunde mache.“

Ein Bittsteller erschien im Gange mit einem kostbaren Tressenkleide angethan. Joseph frug ihn, was das Kleid koste. Er antwortete: 5000 Gulden. „So?“ sagte der Kaiser, „da lassen sie sich von dem Kleide Pension geben. Ich bin nicht so reich, daß ich mir Kleider pro 5000 Gulden kaufen kann.“

Er hörte einst die Schildwachen vor der Thür sich mißfällig über ihn äußern. Er trat hinaus und sagte: „Kinder, wenn Ihr auf solche Art von mir sprecht, so geht wenigstens von der Thüre weg, damit ich es nicht höre.“ Die Soldaten stürzten auf die Knie und es gab nun keine größeren Lobredner für Joseph als die Beiden.

Die Wiener Weinwirthe schickten eine Deputation, die sich über die Eröffnung der k. k. Weinkeller beschwerte. Joseph antwortete ihnen: „Ich will so lange meine Keller nicht sperren lassen, bis Ihr anfangen werdet, dem Publikum einen besseren Wein auszuschenken, überhaupt werde ich noch, wenn es so fort geht, gezwungen sein, mehrere Eurer Gewerke so lange an mich zu ziehen, bis Ihr nachlassen werdet, das hiesige Publikum zu überhalten.“

— Als ein vorlauter Amtsauditeur im Gericht durch ein fortgesetztes lärmendes Mitsprechen sich sehr despotisch benommen hatte, und einen verklagten Bauer heftig anfuhr, erwiederte der Beklagte unwillig! „Wat hat Hei den hier te seggen? Wat is Hei denn? Punkt um streu Sand upp is Hei, un wider nischt.“

— Ein Gutsbesitzer bei Rostock ließ sich durch einen eingeborenen Bauerknecht seiner Gemeinde nach Warnemünde fahren, um ein auf der dortigen Rhede liegendes Kriegsschiff in Augenschein zu nehmen. Unterwegs erzählte der Gutsbesitzer von dem großen Schiff, welches sie sehen würden.

O, sagte der Knecht, so ein Schiff habe ich schon oft gesehen.

Wo willst Du denn Kriegsschiffe gesehen haben?

O, zu Portsmuth, als das Regiment, bei dem ich war, ausgeschifft wurde.

Wie kamst Du aber dorthin?

Das war, als wir von Quebeck kamen, denn in Kanaan habe ich lange gestanden: da waren viele Indianer, die lagen so auf der Straße herum; das waren alle Betrüger; sie hatten auch gar nicht eine solche Farbe wie wir.

Aber mein Gott, wie kamst Du denn dorthin?

Von Gibraltar, wo es so häßlich heiß ist; nichts als Stein und Felsen; stauben that es dort gräulich und Affen gab es dort auch.

Na, und wie kamst Du nach Gibraltar?

Das war gleich nach der Schlacht von Waterloo, da stand ich unter den Braunschweigern, bei denen gefiel es mir aber nicht, und da ging ich zu den Engländern.

Wie bist Du aber unter die Braunschweiger gerathen?

Der Knecht kratzt sich hinter die Ohren und schmunzelt: Ich lief hier weg, weil ich Soldat werden sollte.

— Der Nürnberger Correspondent theilt folgende Episode aus dem Aufstande in Galizien mit: Ein Graf suchte seinem Richter durch kommunistische Ideen für Revolutionspläne zu gewinnen und demselben eindringlich zu beweisen, daß fortan Fürst und Bauer, Gutherr und Einsasse in jeder Beziehung einander gleichgestellt sein würden. Der hochaufhorchende Richter, ein junger lediger Mann, findet die Sache recht annehmbar, verspricht, sie mit Leib und Leben zu ververtheidigen und verbürgt dem entzückten Grafen die Theilnahme des ganzen Dorfes an dem Komplott. Huldvoll entlassen und ermahnt, seinen Versprechungen nachzukommen, besinnt sich der Richter plötzlich und überrascht den verdutzten Grundherren mit den Worten: „Herr, Ihr selbst habt eben gesagt, wir sind fortan alle frei und gleich, kein Unterschied mehr zwischen Graf und Bauer; das ist gut, ist billig; ich will es glauben, doch auch überzeugen will ich mich. Drum gebt mir Eure Tochter zum Weibe, und eine Stunde nach der Kopulation versammeln sich alle Gemeinden Eures Gutes bei Euren Fahnen.“ Der Grundherr taumelt erblaßt zurück — solch' ein Antrag ist mehr als kühn, ist unverschämt — greift endlich, die Nutzlosigkeit aller Ueberredung begreifend, zum Stocke und jagt den verwegenen Heiraths-Kandidaten zum Hause hinaus. Wenige Stunden nach dieser kommunistischen Exegese überliefert der verschmähte Eidam den Grundherrn dem nächsten Kreisamt.

(Das Echo.)

Was folgt im Fluge, wenn bei Liebe fehlt die Treue? — Reue.

Was bleibt gerathener als Männer zu bestricken? — Stricken.

So sprich ein süßes Wörtchen nur, damit ich nicht vergehe! — Gehe.

Was hat zur Folge oft ein Tänzchen so mit Thee? — Eh.

Sieh jenes Mädchen dort! wem sucht sie zu gefallen? — Allen!

Was bleiben meistens die, die stets am Putztisch sitzen? — Sitzen.

— Zwei Reisende unterhielten sich im Dampfwagen von den Leipziger Hotels. Ja! rief der Eine, das nobelste und großartigste ist das Hotel de Pologne, denn da sind selbst die Schwefelhölzchen von Mahagoniholz.

— Eine gewisse Stadt, die eine äußerst gesunde Lage hat, laborirt an einer Ueberfüllung von Aerzten. Mancher dieser Söhne Aesculaps hat gar keine Patienten; was that jüngst ein junger Mann, um sich Kranke zu verschaffen? Er schickte zu einer Kohlhöckerin und ließ sich kranke Kartoffeln holen, um doch auch Patienten zu haben.

— Die Königin Marie Antoinette begehrte von ihrem Schatzmeister eine Million. Er antwortete dem Diener, der den Befehl überbrachte: „Dites à sa Majesté, que si la chose est possible, elle est faite, et si elle est impossible, elle se fera.“ (Sage Ihrer Majestät, daß wenn die Sache möglich ist, so ist sie gemacht, wenn sie unmöglich ist, so wird sie sich machen.) Von diesem Höfling kann mancher Ehemann, seiner Frau gegenüber, die keinen Widerspruch vertragen kann, etwas lernen. Ueberhaupt sollte die Phrase „das geht nicht an“ ein kluger Ehemann gar nicht gebrauchen, denn Göthe sagt ja schon, daß man vergebens viele Worte macht, um zu versagen: der Andere hört von Allem nur das Nein.“

(Ein Stein des Anstoßes.) Vor der Thüre des Gerichtslocales zu Pillkallen in Litthauen liegt ein breiter flacher Stein, der durch einen merkwürdigen Vergleich Eigenthum des Gerichtes geworden. — Zwei Schwäger, zugleich Nachbarn, stritten sich nämlich um das Eigenthumsrecht jenes Steines, auf beiderseitiger Gränze gelegen. Einer wollte ihn zum Reibstein, der andere zu einem andern Zwecke verwenden. Sie brachten den Gegenstand zum Processe. Der Instruent, ein eben so geschickter als rechtlicher denkender Mann, war überzeugt, daß, wenn der Reibstein einem der Schwäger zugesprochen würde, derselbe lange Zeit ein Gegenstand der Reibung zwischen beiden bliebe! er präponirte daher folgenden Vergleich: „Der Stein solle so wenig Klägers als des Verklagten Eigenthum, vielmehr vor der Schwelle des Gerichtshauses unter dem Namen: — Stein des Anstoßes, — eingesenkt werden, damit Jeder, dessen Weg nach dem Gerichte führte, durch diesen Stein erinnert werde, letzteres nicht wegen so geringen Gegenstandes zu behelligen, noch weniger aber durch dergleichen Bagatelle das Freundschaftsband zwischen Verwandten und Nachbaren zu verletzen.“

Der Vergleichungsvorschlag wurde einstimmig angenommen, nur handelte es sich noch um den Kostenpunkt; keine der Parteien wollte die Proceßkosten bezahlen.

„Nun!" sagte der verständige Richter, welchem die Weigerung beider Theile einleuchtete, „da durch den Vergleich nur das allgemeine Wohl beginnt, so nehme ich die Verantwortlichkeit, wenn ich die Proceßkosten in dieser Bagatellsache, — was hiermit geschieht, — niederschlage, auf mich."

Kein Fiskal hat dieses menschenfreundliche Verfahren getadelt. Seit 1822 liegt der Reibstein an jenem Orte, er hat manche Reibungen erlebt. Viele sind seitdem über ihn weggegangen, ohne an die Bestimmung zu denken; möchten dieselben daher hierdurch daran erinnert werden.

— Von einem Rittergutsbesitzer, der wenig gebildeten Verstand, aber gute Kenntnisse von Pferden besaß, sagte einer seiner Bekannten: „Spricht er vom Viehe, so spricht er wie ein Mensch, spricht er aber von menschlichen Angelegenheiten, da spricht er wie ein Vieh."

— Wer gilt in Dresden, fragt die Abendzeitung, für den besten Arzt? — Wir haben drei dieses Ranges. Sie heißen? Doctor Mäßig, Hofrath Lustig und Medicinalrath Ruhig.

— Brandenburgs Tagesgespräch ist seit einigen Tagen die Verhaftung eines polnischen Flüchtlings von wahrscheinlich hohem Stande, der sich glücklich bis Magdeburg durchgeschlichen hatte, dort aber ganz ermüdet ein Nachtlager suchte und nun in einer Herberge in der Nähe 36 Stunden in einem Zuge schlief. Ein solcher Schlaf war dem Wirth noch nicht vorgekommen und schien ihm polizeiwidrig. Er machte deshalb bei der Polizei Anzeige und diese weckte den Langschläfer, bei welchem sich angeblich 1600 Friedrichsd'or gefunden haben und der sogleich gestand, daß er polnischer Flüchtling sei. Man hat ihn nun über Brandenburg zurücktransportiert.

— Ueber das neueste Attentat auf Louis Philipp enthält der Standard folgende treffliche Stelle: mit Bedauern und Schaam berichten wie ein neues Attentat auf das Leben des guten und großen Königs der Franzosen. Der Feind der Menschheit, so scheint es beinahe, verfolgt mit rastlosem Hasse diesen großen Bürger des Weltfriedens und des Fortschritts der Gesittung und Freiheit. Einer aber ist „mächtiger als er," und noch einmal war der Schild der Vorsehung schützend über Ludwig Philipps Leben gebreitet. Den Meuchelmörder wird, hoffen wir, schnell die verdiente Strafe treffen; denn, wenn etwas die Ruchlosigkeit seines vaterländischen Anschlags auf das Leben des besten der Könige, der zugleich einer der besten Menschen ist, erschweren kann, so ist es die furchtbare Gleichgültigkeit, womit er seine Waffe gegen drei oder vier Männer und Frauen mit erhob, gegen welche er möglicherweise nicht die mindeste Beschwerde weder aus Privat- noch politischen Gründen haben konnte. Ohne Zweifel wird man die modische Mord-Apologie „Monomanie" auch zu Gunsten dieses Schurken geltend zu machen suchen, wie sie schon bei so manchem andern Schurken gelungen ist: ist es aber nicht sonderbar, daß Monomanie immer nur als Entschuldigung für Mord, nicht für andere Verbrecher, angeführt wird? — Wenden wir uns jedoch zu andern, erfreulichern Gedanken, welche dieses Ereigniß eingiebt. Ist nicht der Finger der Vorsehung sichtbar in dieser aber- und abermaligen wunderbaren Rettung Ludwig Philipps? Ist nicht sein Leben ein leuchtender Commentar über den heiligen Text: „Selig sind die Friedfertigen"? — Ist nicht für alle Menschen, wo sie auch geboren sind, welche Sprache sie auch reden, und wenn sie auch unterthan sind, gemessene Pflicht, ein Dankgebet zum Himmel zu schicken für die Erhaltung eines Lebens, das für uns Alle so kostbar ist? — Ja, ein Dankgebet und ein Gebet um lange glückliche Dauer dieses Königslebens wird heute Nacht aus dem Kämmerlein von Millionen christlicher Engländer emporsteigen!"

— Nach neueren wichtigen Nachrichten aus Rom hatte Großfürst Constantin ganze dreiundzwanzig Minuten mit dem Papste gesprochen, was höchst wahrscheinlich eine ungeheure Umgestaltung der europäischen Verhältnisse zur Folge haben wird.

— Der aminöse Titel einer neuen belletristischen Zeitschrift, welche in Hermanstadt ans Licht treten soll, heißt: „Der Straßburger Gänserich."

— Die Koblenzer Zeitung überschreibt einen Artikel, welcher die Freisprechung des Oberprocurators Leue zum Gegenstande hat, mit dem bekannten Verse: „Gefährlich ist's den Leu zu wecken!"

— Ein fremder Jude, der mit Kostbarkeiten handelte, befand sich in Mainz und ward zum Churfürsten gewiesen. Der Churfürst, der ihm verschiedenes abgekauft hatte, fragte ihn unter Anderem, wie er sich in Mainz gefiele? — „Sehr wohl," war die Antwort, „nur schien ihm an vier Dingen großer Mangel zu sein." Der Churfürst wünschte diese Dinge kennen zu lernen und erstaunte nicht wenig, als der Jude: Pfaffen, unzüchtige Weibsbilder, Wirthshäuser und Bettler nannte, denn gerade hiervon glaubte er mehr als zuviel in Mainz zu haben. Der Jude sollte sich hierüber näher erklären und that es folgendermaßen: „Der Pfaffen können nicht genug sein, denn es giebt ihrer, die zwei Präbenden haben; der unzüchtigen Weiber können nicht genug sein, denn man klagt, daß vor den Pfaffen auch die ehelichen Weiber nicht sicher sind. Der Wirthshäuser können nicht genug sein, denn sonst würden die Dominikaner in ihren Klöstern gewiß keinen Weinschank halten, und der Bettler können nicht genug sein, denn sonst würde man nicht aller Orten Bettelmönche sehen."

— Scholz, der Missionair, welcher im Kaffernlande ermordet wurde, war aus Jauer gebürtig und wurde auf dem Seminar der Berliner Missionsgesellschaft für seinen Beruf ausgebildet. Er hatte seine Reise nach Südafrika erst vorigen Sommer angetreten.

— Ein Grundeigenthümer bei Avignon, der einen Spazierritt gemacht, kam nicht wieder. Man wurde darüber besorgt, und die Polizei spürte endlich nach einigen Tagen aus, daß eine Frau, der er die Ehe versprochen, aber nicht Wort gehalten, ihn unterwegs aufheben und in ihrem Keller hätte einsperren lassen, bis er sich eines Bessern würde besonnen haben. —

— „Meine Herren! wollen Sie sehen, wie ein Franzose stirbt der den letzten Sous in der Tasche hat? Mit diesen Worten stürzte sich vor Kurzem in Nogent ein anscheinend gesunder Mann von 40 Jahren lachend von der Brücke der Seine mitten in den Strom. Der Leichnam mit dem Sous in der Westentasche wurde bald gefunden. Ein Engländer, der den ganzen Vorgang mit brittischer Seelenruhe angesehen hatte, kaufte den Sous für ein Zwanzigfrankenstück und trägt ihn seitdem ebenfalls in der linken Westentasche, wie der Entseelte.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Morgenkleider haben alle ein sehr knappes Leibchen, das unten offen ist, um auf den Hüften Schößchen zu bilden; Revers macht man daran von einer Garnitur, ähnlich jener auf dem Rocke. Die Aermel sind ebenfalls sehr eng, aber offen, damit sie die Batistunterärmel sehen lassen können. Die Röcke sind vorn etwas minder lang, haben aber dafür hinten fast eine Schleppe; die Weite verringert sich nicht nur nicht, sondern scheint noch zuzunehmen. Ein sehr schönes und elegantes Negligé ist das Deshabillé Pompadour, ein offenes Kleid von weißgrundigem Jaconas mit Mustern à la Ludwig XV. und mit Spitzen garniet. Das Unterkleid ist von demselben Stoffe und hat einen breiten Volant. Um den Hals wird ein Spitzenstreifchen geschlungen, durch das ein Band gezogen ist. Die weiten Aermel reichen nur bis an den Einbogen und fallen unter der Last eines Volants nieder, der den übrigen Theil des Armes verhüllt. Zu diesem Negligé wird ein Häubchen mit Bandgarnitur getragen. Die Anzüge zum Ausgehen sind unendlich verschieden, denn die Unbeständigkeit der Witterung nöthiget häufig, die Sammetvisiten und die langen Cashemirshawls wieder hervorzusuchen. Auch sind für diesen unangenehmen Witterungswechsel hübsche Mantillenmäntelchen von gefüttertem Taffet mit weiten Aermeln erschienen, die sehr hübsch aussehen. Wir bemerkten eines von stahlgrauem Taffet, das rosa gefüttert und mit doppelten Volants verziert; ein drittes sehr elegantes endlich war von glasirtem lilas Taffet, eben so gefüttert und mit einer sehr breiten Spitze ausgeputzt. Die Promenadekleider sind von einfarbigem und glasirtem Taffet mit Posamentirarbeit ausgeputzt, oder von broschirten und schinirten Stoffen mit ausgezackten Volants. Die carrirten Taffete werden gern und häufig zu Morgenkleidern verwendet, sowie zu Oberröcken. Die Concert- und Theatertoiletten sind außerordentlich frisch. In besonderer Gunst steht das türkische Rosa, das namentlich bei Licht sehr gut aussieht. Ein Taffetkleid in dieser Farbe, auf dem Rocke mit zwei Volants von demselben Stoffe und mit Fransen ausgeputzt, wurde letzthin allgemein bemerkt; die kurzen halbweiten Aermel hingen wegen der Schwere der Fransen nieder. Ein anderes Kleid von weißem Taffet mit breiten kirschrothen satinirten Bandstreifen hatte einen breiten Spitzenvolant; die Berthe wurde durch eine dreifache Spitzenreihe gebildet. Im Haar trägt man sehr viele Blumen, namentlich kranzförmig. Nach London sind kürzlich viele schöne Neuigkeiten abgegangen, namentlich neue leichte Ballkleider, die meist von Organdi waren und doppelte Röcke hatten, aber auch Andalusierinnen oder Visiten-Mantillen von weißem Moiré mit breiten Volants von weißem glatten Krepp. Ueber jedem Volant zog sich eine prächtige Bordüre von Posamentirarbeit (venetianischen Spitzen genannt) hin. Außer den von uns bereits erwähnten Seidenmuslinen, die man bereits in Volants erscheinen sieht, giebt es neue gedruckte Muslin-Tarlatane in schönen Farben und Mustern. Das Hauptverdienst dieses Stoffes ist seine Leichtigkeit und Frische. Auch auf den Kleidern davon trägt man Volants; die Aermel sind oben fast ganz eng, sie erweitern sich aber von den Einbogen aus, um sich gezogen am Handgelenke zu schließen. Neu und sehr schön sind die Langshawls von Crêpe de Chine in schwarzem Grunde durchaus mit bunten seidenen Guirlanden gestickt und die von weißer Seide gestickt. Auch die gewöhnlichen Shawls von Crêpe de Chine sind noch modisch, aber auch sie müssen schwarz sein und buntseidene Stickereien haben; namentlich liebt man diese schwarzen Shawls mit goldgelben Stickereien.

Herren-Mode. An den Fracks und Röcken gelten die die sehr langen Taillen und und die kleinen Schößen allgemein für die beste Mode. Die Knöpfe, die man vorzieht, sind klein, glockenförmig und stehen sehr weit auseinander; der Kragen und Revers liegen nicht mehr glatt auf, sondern werden etwas hohl gemacht. In Bezug auf die Stoffe zu den Fracks und Röcken können zwar keine großen Veränderungen eintreten, doch wird die seit einigen Jahren entstandene Mode immer allgemeiner, zu jenen Kleidungsstücken im Sommer leichtere Tuche zu verwenden als im Winter. Die Beinkleider scheinen entschieden weiter zu werden; sie gehen weit auf den Stiefel vor und werden ohne Stege getragen. Man trägt sie fast nur von Wollenzeugen; eigentliche Sommerkleider von leinenen Stoffen, die in diesem Jahre sehr schön geliefert worden sind, sieht man noch nicht. Alle Beinkleiderstoffe haben gerippte Muster und zwar meist kleine Streifen. Auch herrscht unter allen diesen Stoffen eine einzige Farbe allgemein vor, nämlich das Grau in allen möglichen Nüancirungen; alle andern beachtet man nicht. Die Beinkleider, die man zur großen Toilette trägt, müssen dagegen stets von einfarbigem Stoffe entweder in heller Farbe oder schwarz sein. Sie sind bei weitem nicht so weit als die bereits erwähnten, reichen weniger auf den Fuß und haben Stege. Auch die Westen sind in Farben nicht verschiedenartiger als die Beinkleider, ja die Muster sind genau überall dieselben. Diese Stoffe sind Sammet, Seide und Cashemir; die beliebtesten sind die seidenen, und folgen die Cashemire; wie immer ist auch der weiße und chamois Piqué sehr gesucht. Die Mode der gestickten Westen, welche in der letzten Saison so allgemein war, scheint etwas abzunehmen, denn man sieht jetzt nur auf wenigen Lyoner Stoffen noch Stickereien. Merkwürdig ist dagegen, daß man die Einfassungen wieder hervorsucht, die man im vorigen Jahre allgemein aufgegeben hatte. Nur erfolgt sie jetzt ausschließlich mit Schnürchen; die Borten bleiben befestiget. Die modischsten Westen sind gerade geschnitten und haben eine Reihe Knöpfe. Dagegen gelten für die Phantasiewesten verschiedene Moden; man sieht unter diesen zuerst die Shawlwesten mit zwei Knopfreihen, dann die Shawlwesten mit einer Reihe Knöpfe und endlich die Westen, welche ganz denen aus dem 13. Jahrhunderte nachgeahmt sind.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommertwine, halbweite carrirte Beinkleider. Neueste Hut-Façon mit schmalen Krempen. 2. Pamela-Hut mit Band ausgeputzt. Andalouse mit zackiger Fransen-Garnitur. Kleid mit Posamentirausputz. 3. Kleines Hütchen mit Feder. Kleid mit doppelten breiten Spitzenvolants und mit Schooßleibchen von Spitzen. 4. Frack mit runden Schößen, halbweite gestreifte Beinkleider. 5. Hut mit Feder. Kleid von Tarlatan mit kurzen offnen Aermeln mit Schleifen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Angeline.

Novellette von J. B.

— — — — — — nimmer
Sollten Nord und Süd sich küssen!
Müllner.

In der Kirche di St. Pietro in Montorio zu Rom lehnte, unfern der großartigen Statue Mosis von Michel Angelo, ein junger Mann an einem Pfeiler und blickte, wie es schien, mit gespannter Erwartung nach dem Portal. So oft eine verschleierte Frauengestalt herein schritt, spannte er die Sehne seines großen blauen Auges, und wie Pfeile drangen die Blicke durch den hüllenden Schleier; aber keiner traf das ersehnte Ziel.

Wohl manche blühende Tochter des heißen, südlichen Himmels wendete das schwarze Lockenköpfchen mit den feurigen Augen und dem dunklen, glühenden Teint nach dem blonden Sohne des Nordens — er aber achtete nicht darauf; er stand und schaute unverwandt nach dem Portale.

In einer Hand hielt er ein zusammengerolltes Blättchen, das er mechanisch zwischen den Fingern drehte. Es entschlüpfte ihm und rollte auf den glatten Marmorboden zur Seite nach einem Betstuhle. Um es wieder aufzuheben, näherte er sich demselben, und in dem Augenblicke, als er sich darnach bückte, fiel ein andres zusammengerolltes Blättchen zu seinen Füßen. Er hob beide auf, und im Begriff, das fremde zurückzugeben, sah er im Betstuhle, in den Winkel geschmiegt, diejenige Frauengestalt, nach der er bis jetzt vergeblich gespäht, in der Meinung, sie müsse durch das Portal noch eintreten.

„Si legge!“ lispelte leise die Verschleierte, und der junge Mann, freudig überrascht, zog sich hinter den Pfeiler zurück, um das Papier aufzurollen.

„Folge mir heimlich nach!“ las er. Es waren dieselben Schriftzeichen der schönen Hand, welche ihm das erste Briefchen in der Kirche am Tage zuvor zugespielt

hatte, und welches die Einladung zum heutigen Rendez-vous enthielt.

Der junge Mann, ein deutscher Maler, harrte mit Ungeduld auf die Beendigung der Messe. Das Mädchen, mit dem er noch nicht ein einziges Mal gesprochen, ja die er kaum zum vierten Male, und noch dazu verschleiert gesehen, erregte nicht blos seine Neugier, sondern versetzte seine Phantasie in eine höhere Spannung. Daß ihm ein zärtliches Abenteuer bevorstehe, konnte er aus des Mädchens Beginnen um so sicherer schließen, als er wußte, daß dergleichen in Rom nicht eben zu den Seltenheiten gehörten. Daß sie schön sei, verrieth ihm die blühende Gestalt, der schwebende Gang und sein scharfer Blick, der trotz des dichten Schleiers die Schönheits-Wellenlinien ihres Gesichtes verfolgt hatte.

Die Messe war zu Ende, die Schöne stand auf, mit ihr die Zofe, in deren Gesellschaft der Maler sie stets gesehen. Am Weihwasserbecken lüftete sie den Schleier, um sich zu besprengen, und benutzte die dabei nöthige Handbewegung zu einem bedeutungsvollen Winke für den Maler, der geblendet vom Glanze ihres ausdrucksvollen feurigen Auges, ihr zur Seite stand, gleich als sei er im Begriff, sich auch mit dem Weihwasser zu besprengen, obwohl es nicht Gebrauch der Kirche war, zu welcher er sich bekannte.

„Folge mir heimlich nach!" stand auf dem Blättchen geschrieben. Er that, wie ihm geheißen, und schritt in einiger Entfernung von beiden Frauen nach, bei der großen Fontaine Paul's des V. vorbei, deren Wasser mit ungeheurem Getöse in das große Bassin stürzt, und von diesem abströmend, mehrere Mühlen treibt. Bei jeder Ecke, um welche sie bogen, sah sich das Kammermädchen um, ob Reinald, so hieß der Maler, auch folge.

So war er durch manche Gasse nachgegangen, als er sich am Ufer eines jener vielen Kanäle befand, die nach allen Richtungen hin von der Tiber aus die Siebenhügelstadt mit ihren 343 Kirchen durchkreuzen.

Da das Wasser die Grundmauern der Häuser umspült, die dort dem Kanal ihre Rückseiten zukehren, so konnte man nur mit Hülfe der Gondeln zu den für den höchsten Wasserstand berechneten Thüren und Pforten gelangen, zu welchen vom Wasserspiegel aus bei den meisten Häusern nur hölzerne, bei wenigen aber steinerne Stufen führten.

Einzelne dieser Kanäle bieten einen höchst eigenthümlichen Anblick, der mit dem der großartigen und prachtvollen Gebäude der volkbelebten Straßen um so mehr contrastirt, als dort Alles wie ausgestorben erscheint, und nur ein paar in Lumpen gehüllte Schiffer auf schlechten morschen Kähnen das träge, zwischen den baufälligen Holzbaracken sich hinschleichende Wasser beleben.

Die beiden Frauen waren schon in eine Gondel gesprungen, als Reinald am Kanale, durch eine enge Gasse angelangt, stand. Sie stiegen nicht weit davon vor einem ausnahmsweise hübschen Hintergebäude auf einer Treppe ab, welche zu einer eisenbeschlagenen Thüre führte. Während der Gondolier zurückruderte, sah Reinald, wie die Verschleierte erst mit der Hand zeigte, und zuletzt winkend auf die Thür deutete. Die Frauen schlüpften hinein.

Da stand nun Reinald, und obwohl er die Zeichen zu deuten verstand, so wußte er doch nicht, wie ihm geschehen. Zerstreut sprang er in die Gondel, als ihn der Schiffer, in der Voraussetzung, er wolle auch übergefahren sein, dazu aufforderte. Erst als er ihn fragte, wohin er ihn fahren solle, besann er sich. „Du sollst mich spazieren fahren!" sprach Reinald. Der Schiffer, dem das auf diesem Kanal noch nicht vorgekommen sein mochte, ruderte ihn schweigend den Kanal entlang am Hause vorbei, in welches die Frauen getreten waren. Reinald blickte hinauf, sah sie aber nicht, weshalb er bald wieder umzukehren befahl. Beim Aussteigen warf er dem Schiffer einige Quattrinos zu.

„Ad un' altra volta Signor!" rief dieser, und es geschah; denn mit einbrechender Nacht stand Reinald wieder am Kanal, rufte den Gondolier, stieg in den Kahn und ließ sich nach dem bewußten Hause fahren. Noch ehe er es erreicht, sah er schon, trotz der Dunkelheit, etwas weißes durch die halbgeöffnete Thür schimmern. Als er aus der Gondel auf die Treppe sprang, wurde sie leise angezogen. Er öffnete, ein warmes, weiches Händchen griff nach der seinen und zog ihn sich nach. Reinald klopfte hörbar das Herz, als er die finstere, enge Treppe hinaufgeführt ward. Seine Hand zitterte in der, die ihn zuweilen zärtlich drückte.

„Vieni mio dolce ragazzo!" lispelte leise seine Führerin, öffnte eine Thüre, und schob ihn, ohne zu folgen, hinein.

Reinald sah sich in einem kleinen, netten Zimmer, das von einer hinter einem Schirme brennenden Lampe spärlich erleuchtet war. Auf dem Sopha saß eine blühende Jungfrau, deren reizende Formen ein leichtes Nachtgewand dicht umhüllte.

Gleich als scheue diese sich, ihn anzublicken, hielt sie, von ihm halb angewendet, die gefaltenen Hände mit der äußern Fläche gegen die Augen; bald aber, wie nach einem kurzen aber heftigen Kampf mit sich selbst, riß sie dieselben auseinander, breitete die Arme aus und stürzte

mit den Worten: „Hab' ich Dich endlich Du Süßer!" auf Reinald zu.

Dieser, auf solch' einen Empfang nicht gefaßt, obgleich er die Leidenschaft italienischer Frauen in der Liebe kannte, war zu befangen, als daß er ihr mit gleichem Feuer hätte entgegentreten können, und leicht würde die Art und Weise, wie er die stürmische Umarmung der reizenden Angeline, so hieß das liebende Mädchen, aufnahm, ihr als berechnete Kälte erschienen sein, wenn im Drange des überströmenden Gefühls nicht ihre nüchterne Besonnenheit untergangen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus dem früheren Hofleben in Dresden.

Wir wollen (heißt es in der interessanten Erzählung: „Die Familie Königsmark") einen der Tage schildern, die im kleinen Lustschlosse Moritzburg am Hoflager August's des Starken gefeiert wurden, und die in den Annalen der Liebe einen eben so bedeutenden Platz einnehmen würden, als jene berühmten Stunden, die einst im Schatten des Quells von Vaucluse besungen wurden, wenn nur der Liebende mit Krone und Scepter etwas bedeutender gewesen wäre. An einem schönen Morgen fährt die ganze Gesellschaft nach Schloß Moritzburg hinaus. Den beiden larmoyanten Kurfürstinnen wird natürlich kein Wort gesagt. Als die Wagen in den schönen Gehölzen, die das Lustschloß umgeben, anlangen, kommt den Damen ein wundersamer Zug entgegen; es ist Diana mit ihren Nymphen, die die Damen einladen, in's Schloß einzutreten, das zu ihrem Empfange bereit ist. Aurora von Königsmark wird von Diana als ihre Schwester begrüßt, als die Göttin der Morgenröthe; die Allegorie liegt nahe, aber sie ist auch passend. Von diesem Moment an ist Aurora eine Göttin. Man geht in das Schloß und hier auf einen Wink Dianens öffnet sich der Fußboden, und eine reich besetzte Tafel steigt empor. Nicht lange, so hört man einen wilden Lärm von Pauken, Cymbeln und Castagnetten. — Pan erscheint und in seinem Gefolge Satyrn und Faunen; diese sind Pagen, jene Kammerherren. Es regnet Gedichte, Diana und ihre Nymphen bitten selbst für die Zudeinglichen und man vergiebt ihnen. Das Mahl wird vorgesetzt. An den Wänden des Saals sind in den effectvollen Gemälden die Schicksale und Abenteuer der Göttin dargestellt und Pan erklärt dieselben. Nach der Mahlzeit erschallt Hörnerruf und Jagdgetöse. Die Gesellschaft eilt an die Fenster und sieht einen Hirsch vorbeijagen, dem eine Koppel Hunde und ein Trupp schöngeputzter Jäger folgen. Es finden sich Pferde und offene Paâetans bereit, die beiden Göttinnen nehmen in einem Wagen Platz und in fliegender Eile geht's nun der Jagd nach. Die erfinderische Grausamkeit hat Mittel gefunden, den armen Hirsch zu zwingen, sich von einer abschüssigen Höhe in einen Waldsee zu stürzen; mit entsetzlichem Plätschern und Brausen stürzten die Hunde ihm nach. Die Damen besteigen in der Eile Gondeln und unter den Fanfaren der Hörner schließen die bunten Fahrzeuge eine Runde um den sterbenden Hirsch.

Hierauf landet man an einer köstlich geschmückten kleinen Insel, auf der es wundersame dunkle Gebüsche und amaranthfarbene Zelte giebt. In einem dieser Zelte ist ein türkischer Haushalt eingerichtet; man liegt daselbst auf Ottomanen, und dieselben Cavaliere, die die Satyrn und Faunen dargestellt, rauschen jetzt in Turban und Kaftan herein und alle Wohlgerüche Arabiens erfüllen die weiche, warme Sommerluft. Da erscheint der Sultan selbst. Die Pracht, mit der dieser Herr auftritt, überrascht und blendet; er ist ganz mit Diamanten übersäet und diese kostbare blitzende Figur nähert sich langsam dem Zelte der Damen und wirft sein Taschentuch der Schönsten, das heißt Aurora, zu.

Jetzt tritt einige Hofetikette ein. Aurora und der Kurfürst sitzen allein auf einem Divan, die anderen Cavaliere und Damen müssen auf Tabourets Platz nehmen. Tänzerinnen erscheinen und führen ein ballet à la turque auf; dann besteigt man wieder die Gondeln und kehrt zum Schlosse zurück. Hier angelangt, führt der Fürst seine Schöne in ein mit wundersamer Pracht ausgestattetes Gemach, das in rosenfarbener Seide mit Silber decorirt ist, und dessen Hauptmöbel eine Art von Thron, dessen Draperien durch Liebesgötter emporgehalten werden. „Hier sind Sie Herrscherin!" sagt der Kurfürst, und die schöne Aurora antwortet naiv: „Wo ich auch immer sei, ich werde doch immer nur Ihnen angehören, Monseigneur!" Die Toiletten werden gewechselt und die Abendtafel beginnt. Auf ihrem Teller findet Aurora ein prachtvolles Bouquet, von Blumen aus Edelsteinen aller Farben und Arten gebildet, ein verschwenderisches Geschenk. Nach der Tafel Ball. Als alle noch im Tanze begriffen sind, verschwindet der Herr des Schlosses mit seiner Dame; die Gäste wissen, was sie zu thun haben, sie tanzen eifrig fort und bemerken dieses Verschwinden nicht. — Dies ist nur die Schilderung eines Tages, es folgen ihrer vierzehn nach einander, immer neue Feste, immer neue Geschenke, immer neue Triumphe für die Königin des Tages.

Die Hautfrage.

(Aus Charivari.)

Als Ziska, der Alexander der Hussiten, auf dem Todtenbette lag, rief er mit kräftiger Stimme: „Spannt mein Fell über eine Trommel, und die Feinde werden weichen vor solchem Schalle!"

Der große Held ist, trotz dieser letzten Bestimmung, dennoch mit ganzer Haut begraben worden, wahrscheinlich weil er im Leben ein ganzer Kerl war und es auch nach dem Tode sein sollte. Aber sein Ruf ist nicht verhallt; er hat in mir eine Idee erweckt, die Goldes werth ist und in unsern ökonomischen Zeiten wohl Beachtung verdient.

Was ist's? Heraus damit! ich will der Welt einen neuen Handelsartikel eröffnen: ich will in diesen ledernen Zeiten die Ledermessen in Flor bringen. Warum wird der Mensch, der bei Lebzeiten oft aus der Haut fahren möchte, nach seinem Tode mit der Haut begraben? Luxus und Verschwendung! Was für ein unendlicher Vortheil wäre es für die Völker gewesen, wenn Odin oder Mahomed das Abziehen der Haut nach dem Tode zu einer Religionspflicht gemacht hätten, statt daß nun so vieles Menschenleder nutzlos in der Erde vermodern muß, da doch die Haut eines Erdenbürgers, wenn sie vom Gerber zugerichtet und gar gemacht wird, ein schönes, dickes, biegsames und unvergleichliches Leder giebt, das sich vielfach verwenden läßt, wie schon der englische Bibliomane Askew bewiesen hat, welcher Robertsohn „Geschichte Kaiser Karls V." in Menschenhaut binden ließ.

Die menschliche Haut besteht aus Schuppen mit zahlreichen Poren; aber die Schüppchen sind so klein, daß ein Sandkörnchen 250 solcher Schuppen bedeckt. Jede einzelne Schuppe hat über 500 Poren. Hundert solcher Poren in einer Linie machen $^1/_{10}$ Zoll aus. Ein Zoll faßt 1000 Poren, ein Schuh 12,000, ein Quadratschuh 144 Millionen. Die ganze Haut umfaßt bei mittelmäßiger Größe 14 Quadratschuhe und 2016 Millionen Poren.

Man bedenke also, wenn eine mittelmäßige Haut 14 Quadratschuhe faßt, wie viel tausend Ellen Leder jährlich in einer Stadt auf den Kirchhof kommen.

Schon sehe ich viele die Nase rümpfen und Einwände machen. Werden denn nicht aber schon bei Lebzeiten viele Menschen bis aufs Blut geschunden?

Man fragt: wer soll sich mit dem Abziehen der Haut befassen? — Nicht verzagt! Findet man doch Viele, die den Andern schon bei Lebzeiten das Fell über die Ohren ziehen! Um wie viel mehr nach dem Tode, wo oft Einer über den Andern herfällt und trotz des Spruches: „de mortuis nil nisi bene!" kein gutes Haar an ihm läßt.

Sodann welch neue Gewerbsquelle in Geldverlegenheiten, zumal schon jetzt Mancher seine Haut zu Markte trägt. Anstatt daß hier und da Einer auf seinen Rock eine Anleihe macht, könnte er sich Etwas auf seine Haut vorschießen lassen. Leibgardisten und Flügelmänner würden natürlich mehr Ansprüche zu machen haben, als ein Kleiner, Bucklicher oder die Kinder Israels.

Man würde bei der Taxation aber vorzüglich sein Augenmerk auf die Waden zu richten haben, damit nicht eine Wattirung einige Groschen mehr herauslocke. Viele, die ihre Haut als Hypothek einsetzen, würden dieselbe besonders gut conserviren und von Jugend auf Blutigel, spanische Fliegen, Schröpfköpfe und Senfpflaster vermeiden.

Menschenhaut giebt bekanntlich vorzüglich gute Streichriemen für Barbiermesser. Sonach würde mancher Hasenfuß nach seinem Tode eine Klinge fühlen und stumpfen Menschen der Ruhm werden, daß sie zur gehörigen Schärfe ihr Scherflein beitragen.

Die Haut derjenigen Menschen, die während ihres Daseins in trüber Stimmung auf Andern herumgepaukt, müßte zu gleichem Zwecke dienen und zu Trommel- und Paukenfellen verwendet werden, wo sie schon die gehörige Stimmung erhalten würden. Man würde also fernerhin nicht mehr dem Kalbfell, sondern der hochwohlgeborenen Haut des Hauptmanns von X. oder dem wohlgeborenen Felle des Amtmanns Y folgen.

Wie viele Menschen, welche Zeit ihres Lebens auf der faulen Bärenhaut gelegen haben, würden nach dem Tode mit ihrer Haut der Welt nutzen bringen, da sich selbige nicht blos zu Büchereinbänden, sondern auch noch zu Kofferüberzügen eignet. Dem Seehund wäre sein Brod gebacken für ewige Zeiten. Sattler und Tapezierer würden das Innere der Kutschen und die Sitze der Stühle damit bekleiden. Welch ein Trost für manchen armen Teufel, wenn er die Gewißheit hätte, eine Equipage auszuschlagen oder auf einen Sitz im hohen Rath gespannt zu sein.

Ach! wie vielfach könnten die Menschen benutzt werden, die ein hartes Fell haben; so mancher Ochse würde damit gezügelt werden, und die Haut von den Händen

bezahlter Claqueurs würde die Rindsledernen Sohlen doppelt und dreifach ersetzen.

Buchbinder könnten bei Handhabung ihres Werkes neben der Packnadel auch noch den Stachel der Satyre üben. Tractätchen und Muckerschriften könnten sie in Pietistenfelle, Biographien berühmter und unberühmter Schauspieler in die Häute lobhudelnder Rezensenten und durchgefallene Theaterstücke in Pechfiederfelle binden. Zu Geographien und Reisebeschreibungen könnten Touristen und zu einer „Gallerie von Giftmischern" gewisse Weinwirthe ihren von der Mutter Natur verliehenen Paletot hergeben.

Da schon bei Lebzeiten vielen Menschen das Messer an der Kehle steht, so dürfte nach dem Tode die Haut auch nur bis an den Hals benutzt werden. Erstens haben Viele blos bis an den Hals studirt und zweitens dürfte mit der Gesichts- und Kopfhaut nicht viel anzufangen sein, da im Leben Tausende von Menschen den Andern auf dem Kopfe herumtanzen. Es giebt freilich viel großnäsige Menschen, aber da ist auch wenig Beute zu hoffen, denn bei Denjenigen, welche die Nase immer hoch tragen, ist die Haut abgespannt, und bei den Andern, welche die Nase in Alles stecken, oder an derselben herumgeführt werden, sind die besten Stellen abgegriffen. Nur Eins würde wieder zu Ehren kommen: die im Leben so oft verschmähte und verlästerte Kupfernase, welche einen trefflichen Marocquin oder Saffian abgeben müßte. Es heißt zwar: „der Tod löscht alle Zornesflammen aus," aber die vom Geist empfangene und ausgegangene Oriflamme der Kupfernase dreht selbst dem Tod eine Nase und leuchtet fort durch die dunkle Nacht des Grabes. Ja, dieser Rubin auf der Tafel des Lederhandels würde zu Grunde gehen, obgleich sich aus diesem Nasosaffian treffliche Taschen-Etuis fertigen ließen; doch fort mit Schaden! Es würde da Mancher eine Nase einstecken, die einem Andern gehört.

Die Stirn, wenn ihr Besitzer gerade kein Baschkir gewesen, gäbe ebenfalls ein hübsches Fleckchen ab, doch würde man da gleich den Character erkennen, indem es Manchem an der Stirn geschrieben steht, daß er ein Schurke oder Dummkopf ist.

Von den Ohren und deren Umgegend dürfte auch nicht viel Gewinn zu hoffen sein, da sich Viele in verhängnißvollen Lagen hinter den Ohren kratzen. In frühern Zeiten hätte sich vielleicht das im Ohre befindliche Trommelfell benutzen lassen, was jedoch in unsern Tagen die französischen Opern und Clavierpauker rein zu Grunde gerichtet haben. Schade ist es freilich um die vielen großen Ohren.

Mancher Leser wird bei der Anhörung meines Vorschlages Gänsehaut bekommen, aber da ich einmal dem Menschen aufs Leder gestiegen bin und ihn beim Fell genommen habe, so will ich damit fortfahren, damit nicht unvorhergesehene Fälle eintreten, die mich daran hindern, denn ein deutscher Schriftsteller kann jetzt nicht einmal mehr mit reuigem Herzen ein lautes Vaterunser beten, wenn er nicht befürchten will, daß man ihm die Worte: „Erlöse uns von dem Uebel" auf andere Art auslege.

Also vorwärts! — Die Hautfarbe der Europäer ist weiß und die der Deutschen s e h r weiß, da selbigen immer viel weiß gemacht worden ist. Der Tod aber ist auf Schwarz versessen und so geschieht es denn, daß die gegerbte Menschenhaut nach dem Tode eine schwarze Farbe annimmt, was vielleicht mit der Redensart: vor Aerger schwarz werden: in Verbindung steht.

Sonach würde der Mensch um sich selbst trauern, nicht aber seine Erben, denn die Haut eines berühmten Mannes würde ihnen zur milchenden Kuh werden, da es bekanntlich hier und da Ochsen giebt, die jeden Quark an einem berühmten Manne mit übergroßer Verwunderung anstarren. So zahlte bekanntlich ein englischer Lord für einen Zahn des großen Newton die Summe von 1300 Pfund Sterling, um dessen Besitz er noch von Vielen in Alt-England beneidet wird. Donner und Doria, wenn ich die Haut des großen Mannes besäße, der sich im Leben öfteres seiner Haut wehren mußte, ich legte augenblicklich eine Schnitthandlung damit an, bei der ich sicherlich meinen Schnitt machen würde. — In dergleichen Albernheiten macht die Zeit Fortschritte und in 100 Jahren wird vielleicht ein Neidnagel von Saphir, sowie ein Hühnerauge der Fanny Elsler mit Gold aufgewogen.

Zehn Häute berühmter Männer wögen ja in solch ledernem Zeitalter zehn Rittergüter auf, denn in Stückchen geschnitten, um sie auf den Nippestisch zu legen, oder in ein Medaillon zu fassen, würden sie sich trefflich verinteressiren. Die Haut aus der Gegend des Herzens würde besonders theuer und dann immer billiger werden, bis zur Gegend des Wendekreises.

Ja, sogar unberühmte hochedelgeborene Häute könnten den Finanzen auf die Beine helfen; denn nach einer Schlacht könnte der Sieger den Gebliebenen nicht nur die Regimentsuniform, sondern auch noch die Monteur des Herrn Adam abnehmen lassen, wo beim Verkauf noch der Rang in Anschlag kommen könnte. Die Haut eines Gemeinen käme vielleicht auf zwölf und die eines Leutnants auf zwanzig Silbergroschen

bis hinauf zu den Generälen, deren Haut in einen Ruhmestempel gebracht werden könnte.

Der Staat bekäme sonach ein schwarzes Gewölbe, ein ledernes Walhalla, die goldene Früchte träge, wenn man Entree forderte, vielleicht à Person einen Dukaten. Der Staat würde beim Bestehen eines solchen Hautelogeums weniger Pensionen zu zahlen haben, denn Militairs, die mit heiler Haut davon gekommen, würden hier eine lebenslängliche Anstellung finden, indem man neue Chargen creirte, z. B. Haut-Registratoren, Haut-Commissaire, und immer höher steigend, bis in die schwindelnden Regionen der Ober- und Unterleibs-Haut-Räthe.

Um zu sehen, welchen Umfang die berühmten Männer besessen, könnte man zu besserer Ansicht und Verständigung die Häute ausstopfen; man würde bei Manchem den Kopf nicht vermissen. In gewisse Attituden gebracht, würden auch noch die Charaktere hervorschimmern. — Bei Militairs, welche die Schlacht bei Jena mitgemacht, könnte der Haut-Inspekter auch noch die Fersen zeigen und so nebenbei ein kleines Fersengeld einsammeln, von dessen Ertrage später manchem armen Junker eine Laufbahn eröffnet werden könnte.

Bei hochgestellten Pesonen, welche bekanntlich viel verdauen können, würde auch noch die Aufstellung des Magens von Interesse sein.

Da Vielen der Magen die Hauptsache ist, so würde die Aufstellung desselben nicht ohne Interesse sein. Die Magen der Bischöfe, Finanzpächter und Kriegszahlmeister auf einem Katafalk, die der deutschen Dichter unter ein Mikroskop.

Nicht verzagt! Vielleicht faßt mein Plan in Deutschland Wurzel; in Deutschland, wo in neuerer Zeit doch so Mancher gefaßt worden ist. Vielleicht stopft man mich aus Dankbarkeit nach meinem Tode aus, damit ich Revanche empfange, denn im Leben hat man mir blos immer das Maul gestopft, obgleich ich, wie man mir gesagt, zu allen Zeiten eine alte gute Haut gewesen bin. Ja, Gevatter Tod, Du bringst es vielleicht bei der Nachwelt dahin, daß ich ausgestopft werde und doch endlich einmal in die Wolle komme. Erfüllt sich dies, dann bin ich geborgen, denn die Welt wird sagen: „Kommt her, ihr Völker aus göttlichem Saamen, und schaut an dies Wunder, denn dies hier ist der erste deutsche Literat, der, auf Staatskosten gefüttert, eine Stelle im Museum erhalten hat.

Miscellen und Anekdoten.

(Paris.) Madam Dorval liegt rettungslos darnieder; sie hatte ihre letzte Schöpfung, die Rolle der Marie Anne, in dem gleichnamigen Stück von Dennery, mit solcher Wahrheit und Leidenschaftlichkeit gegeben, daß sie, nach der 45sten Vorstellung erkrankte und sich ein Nervenübel entwickelte, das so rasche Fortschritte machte, daß wenig oder gar keine Hoffnung zu ihrer Genesung mehr übrig bleibt. Bekanntlich hatte sie in Marie Anne die fürchterlichen Leiden einer armen Mutter darzustellen, die ihr Kind, um es nicht verhungern zu lassen, in das Findelhaus tragen muß. Dieser tragische Eindruck ist ihr nun zur fixen Idee geworden, und in den heftigen Krisen ihres Uebels ruft sie um ihr Kind, das im Findelhause sei, und jammert, daß man es ihr ausgetauscht habe. Wie wahr und tief müssen doch die Leiden der Armen sein, wenn die nachgemachte, gespielte Darstellung den Menschen schon zum Wahnsinn bringen kann.

(Nutzlose Berechnungen.) Frankreich führt jährlich 90 Millionen Stück Eier aus, die fast sämmtlich nach London gehen; Paris verbraucht jährlich im Durchschnitt 120 Millionen; im übrigen Frankreich werden jährlich wenigstens 9 Milliarden und 300 Millionen verbraucht, so daß das Land 9½ Milliarde Eier jährlich erzeugt, die [illegible] einen Werth von mehr als 400 Millionen Franks haben. [illegible] denke man sich einen Eierkuchen aus allen diesen Eiern! Gewiß würde man mit demselben das ganze Leipziger Schlachtfeld bedecken können! — Bei dem Schlachtfelde fällt mir eine andere Berechnung ein, welche nachweisst, daß eine Kugel, die in der Schlacht trifft, nur eine Ausnahme ist, weil von 900 erst eine einzige eine Wunde giebt. Man hat z. B. gefunden, daß in der mörderischen Schlacht von Vitoria von den Engländern 3,675,000 Flintenkugeln und 6876 Kanonenkugeln auf die Franzosen geschleudert wurden, die aber gleichwohl nur ungefähr 8000 Todte und Verwundete hatten. Daraus ergiebt sich allerdings, daß das Schießen in der Schlacht eigentlich gar nicht sehr gefährlich ist, und zwar weil aus zu großer Ferne und zu schnell geschossen wird. Ein Anderer, der weiter nichts zu thun hatte, berechnete, daß im vergangnen Winter in Paris 152 öffentliche und 950 Privatconcerte stattgefunden haben. Wenn man die Anschlagezettel, Programme, Billets ꝛc. die man dabei brauchte, neben einander legte, würden sie von Cadix bis Petersburg reichen; legte man sie übereinander, so würden sie eine Pyramide bilden, die bedeutend höher wäre als der Chimborazo; sollten sie fortgetragen werden, so gehörten eine Million und 400,000 Menschen und 850 Wagen dazu. Die Richtigkeit der Berechnung können wir freilich nicht verbürgen.

(Carnevalsregeln für die Mädchen.) Die Mädchen sollen sein wie die Blumen, so rein und zart, — und nicht wie die Blumen: sie müssen die Schmetterlinge entfernt halten. Die Mädchen sollen sein wie die Oblaten, und Geheimnisse bewahren, und wieder nicht wie die Oblaten: nicht in der Leute Mäuler kommen. — Die Mädchen sollen sein wie Aeolsharfen, so süß und lieblich, — und wiederum nicht wie Aeolsharfen, sich so viel Wind vormachen lassen. Die Mädchen sollen sein wie die Sonne, so einzig, — und wiederum nicht wie die Sonne: sie sollen Morgens und Abends nicht erröthen. — Die Mädchen sollen sein wie der Mond, der Liebe zuge-

than, — und wiederum nicht wie der Mond, der fast alle Tage von der rechten Bahn abweicht. — Die Mädchen sollen sein wie die Sterne, so erhaben und doch so mild, — und wiederum nicht wie die Sterne, sie sollen nicht allen Leuten zublinken. — Die Mädchen sollen sein wie die Kirche, so ehrerbietend, — und wiederum nicht wie die Kirche: sie sollen nicht mit allen Glocken zur Andetung einladen. — Die Mädchen sollen sein wie die Weintrauben, so voll sanften Geistes, — und wiederum nicht wie die Trauben, an denen lustige Vögel naschen.

— Keine Nation ist so rang- und titelsüchtig als die polnische, schreibt eine Zeitung. Nicht nur wird jeder in Polen sorgfältig nach seinen Titeln angeredet, z. B. mit Pan Wojewode, Pan Bischof, Pan Truchseß, Pan Vorschneider, und nichtnur wird wie in Deutschland immer der Titel des Mannes auf die Frau übertragen, z. B. Panna Landhofmeisterin, Panna Schatzmeisterin u. s. w., sondern der Amtstitel des Vaters erbt sogar auf seine Kinder fort, so daß z. B. der Sohn eines Marschalls, wenn er kein eignes Amt hae, immer Herr Marschallssohn: Pan Marschallskowitsch aenannt wird. Ja man läßt dies sogar auf die Enkel übergehen, so daß, wenn weder Sohn noch Enkel einen Titel erwarben, beide nach dem Titel des Großvaters genannt werden, z. B. Marschallikowitschowitsch, Herr Marschallsohnes-Sohn, oder wenn der Großvater Truchseß, polnisch: Stolnik, war, Stotnikowitsch und Stolnikowitschowitsch (Herr Truchseßsohn und Herr Truchseßsohnes-Sohn).

Guckkasten-Bilder in heiterer Beleuchtung.

— (Zehn Regeln für Ehefrauen.)

Die Erste.

Weibchen! Gefahr ist beim Männergeschlechte!
Ich allein sei Dir der Beste und Rechte;
Schaue nach goldenen Kälbern nicht aus,
Lasse Dir g'nügen an **Deinem** zu Haus.

Die Zweite.

Liebchen! Des Mannes verehrlichen Namen,
Brauche ihn nimmer wie andere Damen,
Darauf zu borgen nach Mode und Ton;
Denn nicht den Heller bezahl' ich davon.

Die Dritte.

Fliehe der Klätscher gefährliche Nähe,
Nimmer-mein Thuen und Lassen erspähe,
Mach' über Scherze nicht lärmenden Braus,
Fünfe gerade, hält Frieden im Haus.

Die Vierte.

Ehre mich immer als Deinen Gebieter,
Handle nie meinen Befehlen zuwider;
Fürchte, wenn donnernd mein Grimm sich erbricht.
Aber ich fürchte, — **Du fürchtest Dich nicht!**

Die Fünfte.

Traute, sei stets auch im Zorne gelassen,
Schone das Leben der Teller und Tassen,
Und treibst Du ja solch' gefährliches Spiel,
Mindestens nimm meinen Kopf nicht zum Ziel.

Die Sechste.

Schätzchen, ich bin mit Frisuren zufrieden,
Wie sie die mod'schen Friseure mir bieten;
Jäger und Postillone, mein Kind,
Hörner zu tragen berechtigt nur sind.

Die Siebente.

Täubchen, o schone die niedliche Zunge,
Und echauffire nicht ewig die Lunge,
Es wird die Schönheit dem Aerger zum Raub,
Und wenn Du keifest, so stell' ich mich taub.

Die Achte.

Liebchen, nie mögst Du mich tadelnd bereden,
Sondern mich immer im Guten vertreten,
Wenn etwa jemand zu äußern es wagt,
Ich hielt' es mit Dir und der Stubenmagd.

Die Neunte.

Theure! bedenke, wie Luxus und Moden
Drücken den häuslichen Wohlstand zu Boden!
Mancher, der willig dem Weibchen gefröhnt,
Wurde zuletzt noch als Bettler verhöhnt.

Die Zehnte.

Holde, sei klüger wie andere Frauen,
Wolle nicht ewig genießen und schauen,
Nicht immer walzen nach Bendel und **Strauß**,
Ueberall weben, nur niemals zu Haus.

Ende.

Hältst Du nun treulich die Ehegebote,
Bleib' ich der zärtlichste Mann bis zum Tode.
Weh' aber, fände ich jemals Dich schuldig,
Bei meinem Barte! — **Ich trüg' es geduldig!**

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Es zeigt sich eine so große Mannichfaltigkeit in den Moden, daß man wirklich nicht weiß, was die Damen vorziehen, die Shawls, die Langshawls, die Mantillen oder die Visiten und unter diesen die offenen oder geschlossenen, ungerechnet daß es bei allen diesen Gegenständen noch eine unendliche Mannichfaltigkeit im Schnitt, im Stoff

und in dem Ausputze giebt. Was die eigentlichen Ueberwürfe betrifft, so hat man das Langshawls-Mäntelchen von demselben Stoffe wie das Kleid und mit ausgezackten Volants garnirt; die Prinzessin-Visite, die vorn mit Brandebourgs zugemacht, mit einer Stickerei von Posamentirarbeit besetzt ist und keine auf dem Arme offene Aermel hat, die mit seidenen Schnuren geschnürt sind, deren Troddeln anmuthig herabfallen; ferner den spanischen Mantel von schwarzen Spitzen, schwarz gefüttert, unten sich eng an die Taille anschließend und mit einer breiten Spitze endigend; die Olga-Visite, die sehr offen ist und sich in langen Blättern endiget, und endlich die Jung-Frauen-Mantille in hellen schillernden Farben, rund herum mit Ruchen ausgeputzt und mit einer kleinen Schärpe versehen, die auf der Brust zusammengeknüpft wird. Man trägt sehr viele Oberröcke von Taffit, die schürzenförmig gestickt sind und zwar in der verschiedenartigsten Weise. Die Knöpfe werden nur noch geduldet, wenn sie wirklich werthvoll sind. Die Aermel sind meist eng, von dem Handgelenke bis zum Ellnbogen offen, so daß sie den Unterärmel sehen lassen. Einige dieser Oberröcke werden mit kleinen Volants in zwei Nuaneen gleich denen des Kleides oder mit mehreren Reihen schürzenförmig angesetzter offener Fransen garnirt. So hatte z. B. ein Oberrock von himmelblauem weißglasirtem Taffet neun kleine Volants, über denen ein himmelblaues Band mit weißen kleinen Fransen hinlief; ein anderes von lilas Taffet war mit Schleifen zugemacht, auf denen man eine Doppeltroddel von Posamentirarbeit angebracht hatte. Sehr hübsch sind die gedruckten Tarlatans, welche reizende Muster haben, gewiß im Sommer den beliebtesten Kleiderstoff geben und nur mit kurzen Aermeln getragen werden. Man garnirt diese Kleider meist mit ausgezackten Volants. An der Tagesordnung sind ferner die Maintenon-Fichus, die ganz denen gleichen, welche die Dame trug, nach der sie genannt werden und aus einem Spitzenstreifen bestehen, der durch eine Bandschleife auf der Brust befestiget wird. Einige haben eine längliche Schneppe andre sind rundlich. Auch einen Watteau-Fichu giebt es, der von Illusionstülle in allen Farben besteht und vollkommen zu den zarten Farben der Taffete paßt. Dieser Fichu ist namentlich für die Kleider bestimmt, welche gerade offen sind, wie die Herrenwesten und auf der Brust einen ziemlich großen Raum leer lassen. Die Weiße der Haut erscheint durch diesen durchscheinenden Tülle hindurch matter und reiner. Man trägt solche Fichus vorzugsweise in Weiß, Rosa, Grün, Blau und Lilas. In der eleganten Welt herrschen die einfachen und reinen Farben vor und jeden Tag gerathen die glasirten Nüancen mehr in das Bereich der Toiletten von zweifelhaftem Geschmacke; das Französischblau, das Lilas und das Blattgrün sind vorzugsweise modisch. Die Posamentirwaaren spielen nebst den Spitzen eine große Rolle in dem Ausputze der Sommerkleider. Man hat sogar Posamentirarbeiten, welche die Spitzen zum Verwechseln nachahmen; ferner ist eine griechische mit reichen Mustern sehr beliebt und eine nach Rohan benannte Art, welche mit dem Luxus der Zeit Ludwigs XV. den guten Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts verbindet. Die meisten dieser reichen Arbeiten finden sich auch an den graziösen Ninon-Sonnenschirmen. Die Hüte sind niemals so schön und so verschiedenartig gewesen als in diesem Augenblicke: Wir haben Tüllecapoten mit Bauschen, die durch außerordentlich leichte Atlaswellen von einander getrennt sind; Coburg-Hüte von weißem sehr beliebten Stroh, die mit Hafer in zwei verschiedenen Nüaneen oder einem Federbouquet mit langem grünen Grase ausgeputzt sind; durchbrochene Hüte und, was das Neueste ist, Hüte von Pferdehaare, die mit Seide oder Stroh gestickt sind und ein Blumenbouquet, namentlich ein Bouquet mit Strohblumen mit langem Maisstroh haben. Daß man italienische Strohhüte und Maisstrohhüte trägt, versteht sich von selbst. Der Haarputz hat seit dem letzten Winter keine großen Veränderungen erfahren. Die Sevignélocken sind meist von allen Damen angenommen worden, welche überhaupt Locken tragen; namentlich sehen die Blondinen mit dieser Art Heiligenschein von leicht gelocktem Haar sehr gut aus. Dabei trägt man auch eben so häufig wie bisher glatte Scheitel, aber sie fallen nicht so tief auf das Ohr und gehen auf der Stirn sehr wenig auseinander. Mehr als je sind die etwas hohlen und wellenförmigen Scheitel beliebt, weil sie unter den Hüten sehr gut aussehen. Hinten wird das Haar zweimal zusammengedreht und der Kamm hält die erste Drehung, so daß er sich in der Mitte befindet. Wir sprechen natürlich nur von dem einfachen Haarputze. Zum Staate wird derselbe vielfach verändert und wir bemerken nur, daß man in den Concerten, bei kleinen Soiréen u. s. w. Guirlanden von natürlichen Blumen im Haar trägt. Die Wettrennen, welche kürzlich auf dem Marsfelde statt fanden, hatte die elegante Welt in großer Anzahl herbeigelockt. Die Toiletten waren sehr elegant und von den Hüten bemerkte man alle oben angegebenen Arten. Sehr zahlreich waren die Taffetkleider in hellen Farben und dasselbe läßt sich von Spitzen, von den Visiten mit breiter Spitzengarnitur, und von jenen sagen, die mit Fransen oder mit ausgezackten Volants ausgeputzt waren.

Herren-Mode. Im Allgemeinen trägt man die Fracks minder lang, als im vergangenen Jahre, den unten breiten Schößen giebt man den Vorzug; dagegen sind sie minder gebogen, minder breit oben, und die Schöße fallen fast senkrecht. Man fährt fort, die Twines zu tragen; gewöhnlich haben sie keine Anglaisen, die Taille ist sehr lang, in den Falten befindet sich eine Oeffnung. Die geraden wie die über Kreuz liegenden Oberröcke theilen die öffentliche Gunst; sie haben Alle lange und schmale Taillen; die Röcke sind nicht sehr weit, und sehr verkürzt. Die Sommer-Paletots, werden, wie man sagt, sehr modern werden; man wird sie entweder von leichten, oder von elastischen Stoffen anfertigen, dazu gehört der sehr weiche und inchiffonnable Tricot; weder Sammet, noch Seidenstoff, dürfen auf dieser Bekleidung sichtbar sein. Die Pantalons ohne Sprungriemen, werden sehr in Aufnahme kommen, wie Alles was zu einem bequemen Gebrauche dient; gewöhnlich sind sie halb weit, und fallen über die Fußbiege. Ueber die Banden, mit denen man die Seitennähte versieht, ist man nicht einig; einige Kleidermacher benutzen, Andre verwerfen sie, der größte Theil läßt die Pantalons glatt, oder begnügt sich damit, von jeder Seite des Pantalons, zwei, drei Centimetre von einander getrennte Fältchen anzubringen. Außer den einfarbigen halbdunkeln oder hellen Stoffen, wird man auch eine große Anzahl Satins, und weiche wollene Stoffe in mellirten Grundfarben, oder mit schattirten Carreaux in verschiedenen Größen, doch im Allgemeinen groß, und Farbe auf Farbe tragen; auch finden die gestreiften Stoffe nach wie vor Beifall. Die Formen der Gilets sieht man verschiedener Art, obgleich sie ihre bisherige Länge beibehalten, hört man auf, den letzten Knopf unbenutzt zu lassen, und knöpft sie bis unten zu. Die Gilets von gesticktem Piqué sind nach wie vor modern. Wir sahen verschiedene Gilets, von weißem oder gelbem Piqué, oder Frühjahrs-Pekin nur mit 5 Knopflöchern; der Schnitt mit Hald-Shawl, oder gerolltem Kragen findet Beifall. Die seidenen etwas gewölbten Knöpfe sind sehr en vogue; Metallknöpfe trägt man gern an Phantasie-Fracks.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommer-Twine mit langer Taille, gestreifte Beinkleider. 2. Hut mit Bandausputz. 3. Mantelett, glattes Kleid. 4. Hut mit Feder. Spitzenmantille. 5. Frack mit runden Schößen, lange Weste.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von M. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Angeline.

(Fortsetzung.)

Erst als sie neben ihm saß, in seinen blonden Locken wühlte, küssend an seinem Munde hing und wieder und immer wieder sagte, wie sie ihn liebe seit dem ersten Augenblicke, und wie sie wachend geträumt und träumend gewacht, da entfachte des Südens Gluth des deutschen Herzens stilles Feuer zu hellerer Flamme.

„Ach, wie schlägt Dein Herz so laut!"

„Das Deine nicht auch?" fragte Angeline und preßte lauschend das Köpfchen mit der entfesselten Lockenfülle an seinen Busen.

„Das Kleid steht Dir schön!" sagte Angeline, „aber jetzt mag ich's nicht leiden, es ist so garstig dick, daß ich weder fühlen noch hören kann, wie Dein Herz schlägt!"

Reinald trug, wie viele deutsche Maler in Rom, einen schwarzen Schnürenrock mit weißem Halskragen, auf welchen sein blondes Haar in üppiger Fülle herabfloß. Angeline hatte ihre Freude daran und löste eine Schlinge nach der andern von den künstlich mit Seide übersponnenen Knöpfen. Reinald wehrte ihres süßen Spieles nicht, und als er ihre glühende Wange an seinem Herzen fühlte und die Küsse ihres süßen Mundes, da umschlang er stürmischer die reizende Jungfrau, die einen ganzen Himmel der Liebe ihm ins Herz lächelte und von deren Küssen seine Gedanken in seliger Entzückung untergingen.

Berauscht, seiner selbst nicht klar bewußt, verließ Reinald lange nach Mitternacht das liebende Mädchen. Die Zofe führte ihn leise wieder die finstere Treppe hinab und drückte zärtlicher, fast stürmisch seine Hand. Reinald duldete es und drang dem Mädchen, als er zur Thür hinaus schlüpfte, ein Goldstück auf.

„Ach, Gold statt Küsse!" seufzte sie leise. Aber Reinald schlug die Thür hinter sich zu, stand auf der Treppe am Wasser und spähte vergebens nach einer Gondel. Er rufte. Kein Schiffer regte sich. Es war todtenstill, selbst das Wasser plätscherte nicht, und nur die Glocken der fernen Thürme mahnten in abgemessener Rede an

die flüchtige Zeit, die sich Reinald jetzt zu einer Ewigkeit ausdehnen zu wollen schien.

Angeline, die aus Vorsicht die Gardinen vorgezogen hatte und ihm nicht nachschaute, wollte und konnte er nicht rufen; und die Thür zu ihr war verschlossen. Müde des langen Harrens, stürzte er sich aus den Armen der Geliebten in die des kalten trüben Wassers, und schwamm bis zum Strandplatze, von wo aus er seiner Wohnung zueilte.

Nach einigen Tagen fuhr er zur bestimmten Stunde wieder nach dem Hause, ließ sich aber diesmal vom Schiffer für ein gutes Trinkgeld zur Nacht einen Kahn vor die Thüre anhängen, auf dem er, ohne wieder ein abkühlendes Bad nehmen zu müssen, zurückkehren konnte.

Abermals führte ihn die Zofe zum traulich stillen Stübchen, abermals geleitete sie ihn die finstere Treppe hinab, drückte zärtlich seine Hand, seufzte und weigerte sich, Gold statt der Küsse zu nehmen.

So hatte er schon mehre selige Nächte in Angelinens Armen durchwacht, als er einst wieder zur bestimmten Stunde von dem Kammermädchen, die, wie Reinald nun wohl gemerkt hatte, gleiche Leidenschaft mit ihrer Gebieterin für ihn hegte, die Treppe hinauf in Angelinens Zimmer geleitet ward. Zu seiner Verwunderung war es aber diesmal finster und Angeline nicht zugegen.

In sehnsüchtiger Erwartung hatte er sich träumend auf das Sopha gelehnt, da ging die Thüre auf. Die Geliebte stürzte auf ihn zu, umschlang und küßte ihn stürmischer als je. Nicht Worte, nur Seufzer bot sie küssend seinem zärtlichen Beginnen.

Da auf einmal rief es draußen ganz laut: „Marie! Marie! Schließ doch auf! — Es war Angelinens Stimme.

Betroffen und verwundert fuhr Reinald auf und mit den Worten: „Gott, ich bin verloren!" rang sich die Jungfrau, die er für Angelinen gehalten, aus seinen Armen los — es war Maria, ihre Zofe.

„Schweig! bei meiner Rache!" sprach sie halb flehend halb drohend, sprang nach der Kammer und ließ Reinald mit seiner Verwirrung allein.

Noch ehe er sich gesammelt, stürzt Angeline mit der Lampe in der Hand wie eine Furie herein und zog Marien gewaltsam hinter sich nach.

„Ah Detestate!" rief sie, „bekenne, Du warst bei ihr allein! — Bekenne, Treuloser! Du hast sie geküßt!"

Reinald, der nicht wußte, wie ihm geschah, wich entsetzt vor der Verzweifelnden zurück, und da er hierauf ihrer Wuth die deutsche Ruhe und Besonnenheit entgegenstellte, gelang es ihm endlich durch beharrliches Lachen und leidenschaftliches Versichern, daß Marie so unschuldig sei wie er selbst, Angelinens Eifersucht zu beschwichtigen. Durch verdoppelte Zärtlichkeit suchte sie ihm zwar den Auftritt vergessen zu machen, doch blieb in ihm ein unangenehmer Eindruck zurück. Ihm graute vor der wilden Leidenschaft der Italienerin, deren glühende Liebe einen eben so glühenden Haß zur Seite hat. Angeline geleitete ihm am Morgen selbst die Treppe hinab.

Wieder kehrte der Abend, an welchem die Geliebte seiner harrte. Es war ein außergewöhnlicher, denn bisher waren nur der Dienstag und Freitag der Liebe geweiht. Angelinens Vater, ein Arzt, war an diesen Tagen regelmäßig in Gesellschaft, mit ihm die Mutter, die, wie aus Allem, was Angeline erzählte, zu schließen war, sich wenig um sie, als ihre Stieftochter, bekümmerte.

Mit geringerer Eile als gewöhnlich schritt Reinald diesmal nach dem Kanale. Schon hatte die bestimmte Stunde geschlagen, und noch stand er am Ufer und schaute in die trübe Fluth, die träge dahin schlich, unschlüssig, ob er die Gondel besteigen solle, die ihn schon so manchmal zur stillen Kammer getragen, wo seiner das liebende Mädchen mit zärtlichen Seufzern entgegenharrte.

Noch nie war ihm der heimliche Ort so unheimlich vorgekommen als heute. Der Regen, der von den hohen Häuserrinnen herab in das Wasser strömte, plätscherte so spukhaft. Dazu jagten graue, dichte Wolken am Himmel hin und der Wind spielte mit den knarrenden Fensterladen der schwarzen, baufälligen Hütten, so daß Angelinens Zauberbild in Reinald's Phantasie vor dem Anblicke der unheimlichen Umgebungen einen fast dämonischen Anschein gewann.

Selbst das matt erleuchtete Stübchen, zu welchem die finstere Treppe führte, und wo ihn Angeline gleich einer Fee in süße Wollust wiegte, erschien ihm unheimlich. Die Bilder, mit denen es geziert, erotisch üppige Scenen darstellend, und das schwellende, von Wohlgerüchen des Morgenlandes duftende Lager, auf welchem ihm Angeline zum Modell einer erwachenden Venus gedient, kurz Alles erschien ihm so fremdartig und doch auch wieder berechnet, daß der Entschluß, ein zweiter Odysseus, der sinnebezaubernden Syrene zu entgehen, in ihm rege ward. Die Erinnerung an jene Scene, wo ihm statt der eifersüchtigen Geliebten die nicht minder gefährliche Marie einige Küsse in stürmischer Umarmung abgestohlen, bestärkte ihn vollends.

Froh, daß selbst der Zufall seinen Entschluß zu begünstigen schien, denn weder Schiffer noch Kahn war

zu sehen, war er eben im Begriff, den Kanal zu verlassen, als der Schiffer rasch gerudert kam und rief: Da bin ich, Signor!"

Ohne des Zurufs weiter zu achten, wollte er fort gehen, da rief der Schiffer abermals mit lauter Stimme: „Signor! Eure Donna harrt schon lange!" und sprang an's Land.

Der Umstand machte seinen Entschluß wankend. Zögernd stieg er in die Gondel, zögernd stieg er aus, und würde vielleicht auch noch gezögert haben, die Thüre zu öffnen, wenn nicht Marie ihn hastig bei der Hand gefaßt und hinein in's Trockne gezogen hätte.

„Hat sich Deine Herrin zufrieden gegeben?" fragte Reinald und erwiederte den Druck ihrer warmen Hand.

„Ja!" entgegnete Marie. „Aber die kurze Seligkeit, die ich mir gestohlen, müßt' ich gewiß furchtbar büßen, wenn sie wüßte —"

„Daß wir uns aus Versehen geküßt?" sagte Reinald ergänzend.

„Ah crudele raggazzo!!" rief Marie und drückte krampfhaft seine Hand, setzte aber dann schmeichelnd hinzu: „Lieb' ich denn minder heiß als meine Gebieterin, küss' ich denn minder feurig als sie, und sind meine Arme, die Euch umfingen, minder zart, daß Ihr den kurzen Tausch als schlimmen Betrug verwünschen solltet?"

„Ich habe ihn weder bemerkt noch beklagt!" sagte Reinald und tappte, um das Gespräch abzubrechen, mit der Hand nach der Treppe. Marie hielt ihn aber zurück.

„Ach, ich weiß!" sprach sie, „es ist das letzte Mal, daß ich Euch der zuführe, die ich glühend hasse, weil Ihr sie liebt. Draußen muß ich sitzen allein, indeß sie Wonne saugend an Eurem Munde hängt, in Euren Armen sehnsuchtstrunken bebt — ich lausche und weine vor Wuth und Jammer — und wenn Ihr geht — — Ah! Gold statt Küsse! — — Nun! Ihr werdet sie zum Altar führen müssen, aber der Tag der Hochzeit ist der Tag ihres oder meines Todes!"

„Mädchen, bist Du bei Sinnen?" sprach Reinald.

„Ja, ich bin's. Vergeßt nicht, was ich sagte! Heut' zur Nacht, wenn sie kommen, denkt an mich; aber schweigt! bei meiner heißen Liebe, schweigt! ich beschwöre Euch!"

So redete Marie. Noch einmal klammerte sie sich krampfhaft an Reinald, dann riß sie sich schnell los und geleitete ihn stumm die enge finstere Treppe hinauf.

„Sie ist nicht bei Sinnen," dachte er bei sich, der den Sinn ihrer seltsamen Rede nicht begreifen konnte, und war froh, als er bei Angeline eintrat.

War sie wirklich sanfter als gewöhnlich, oder erschien es Reinald nur so nach der vorhergegangenen Scene, kurz, er vergaß bald unter ihren traulichen Scherzen und heißen Küssen den unheimlichen Eindruck, den draußen in der dunkeln Regennacht die Erinnerung an sie und ihre Umgebungen auf ihn gemacht, und erlag dem Zauber der schönen Fee, die ihn in süßes Selbstvergessen wiegte.

„Was bist Du nur so furchtsam heut, da ich bei Dir bin?" fragte Reinald, als er bemerkte, daß sie bei jedem leisen Geräusch auflauschte.

Sie lächelte und antwortete mit Küssen.

Nach Mitternacht drang der Schein von Fackeln in das matt erleuchtete Zimmer.

„Was ist das?" rief Angeline auffahrend und eilte nach dem Fenster. „Gott, mein Vater!"

Reinald sah hinab. Ein Kahn hielt vor der Thür, in ihm vier Gerichtspersonen mit Fackeln. Ein Mann sprang heraus, zog einen Schlüssel hervor und öffnete.

„Ich bin verloren!" schrie Angeline und rang die Hände.

Da fiel Reinald Mariens sonderbare Rede ein. Die Worte: „wenn sie kommen zur Nacht" — „das letzte Mal, daß ich Euch geleite" — „zum Altar führen" klangen in ihm wieder. Ein Blick auf Angelinen und — sie spielte Komödie mit ihm — kein Zweifel — sie hatte ihn hinterlistig verrathen!

Marie stürzte herein. „Der Vater, der Vater! mit Häschern! Hochzeit!" — Schon polterte es die Treppe herauf.

„Buhlerin!" schrie Reinald mit einem vernichtenden Blicke auf Angeline, riß das Fenster auf und sprang hinaus.

Mit einem Schrei des Entsetzens sank sie zu gleicher Zeit, als Reinald ins Wasser stürzte, ohnmächtig zusammen.

Der Vater, von den Gerichten begleitet, fand statt des Verführers die ohnmächtige Verführte. Marie stand im Winkel und schien ein schadenfrohes Lächeln zu unterdrücken.

Als Angeline wieder zu sich gekommen, raffte sie sich auf und rief mit herzzerreißendem Jammer: „Reinald, mein Reinald!" — aber keine Antwort hallte herauf — Alles still — nur der Regen rann plätschernd von den Rinnen und Dächern herab in den Kanal und der Wind spielte knarrend mit dem offenen Fenster.

Der Vater tobte, die Gerichtspersonen stürzten hinab — nichts rührte sich und der Kahn war fortgeschwommen.

„Seht, da habt Ihr's," sagte Marie, als sie mit

der trostlosen Angeline wieder allein war. „was half Euch Eure List? — da unten im Wasser liegt der Bräutigam — ein Glück, daß wir noch im Trocknen sitzen!" setzte sie mit boshaftem Lächeln hinzu. — Angeline rang die Hände und jammerte laut.

Mariens Vorwürfe waren nicht ungegründet. In Rom, wo der Clerus dem schönen Geschlechte einen großen Theil der Männer entzieht, fallen die Mädchen auf die abenteuerlichsten Intriguen, um Frauen zu werden; und da ein der Verführung Angeklagter nach den Gesetzen der Galeerenstrafe nur dadurch entgehen kann, daß er die Entehrte als seine Gattin anerkennt, so suchen nicht selten die Mädchen einen Mann, der ihnen gefällt, auf den Punkt zu bringen, wo ihm die Wahl zwischen der Heirath und der Galeere gelassen wird, die dann immer zu ihren Gunsten ausfällt.

Angeline hatte Grund zu befürchten, der Vater werde die getroffene Wahl ihres Herzens nicht billigen, theils weil Reinald ein Fremder, theils weil er, wie er oft geäußert, eine andere Verbindung mit ihr im Sinne hatte. Reinald selbst hatte ihre leisen Anspielungen auf eine eheliche Verbindung entweder nicht verstanden oder nicht verstehen wollen. Mehr ihre heiße Liebe zu dem schönen blonden Jünglinge, als eine gröbere eigennützige Absicht hatte sie verleitet, sich Reinald's durch eine häufig angewendete Intrigue zu versichern. Zu diesem Zwecke hatte sie Marien beredet, dem Vater ihre heimliche Liebe zu entdecken und ihn zu bestimmen, gegen den Verführer seiner Tochter mit Strenge zu verfahren. Der Vater, nicht ahnend, daß Angeline selbst sich ihm durch Marien verrieth, gab der Zofe die Weisung, dem fremden Manne den Ausweg abzuschneiden, im Fall er eher fortgehen sollte, bevor er ihn überraschend seines Verbrechens in gerichtlicher Form überführen könne.

Angeline, ungeduldig auf den erwarteten glücklichen Ausgang, hatte Reinald deshalb einen Tag früher zu sich beschieden.

Sie war wie vernichtet. Von dem Vater sah sie sich hart gescholten, von Marien verhöhnt und von dem Geliebten als Buhlerin verflucht. — Als der Morgen dämmerte, starrte sie hinab in den tückischen Strom, der ihn verschlungen.

Der Himmel hellte sich auf, die Wolken verschwanden — aber in ihrer Seele blieb es Nacht.

Einige Tage darauf sammelte sich das Volk auf dem Platze di St. Pietro in Montorio um einen Haufen Häscher, mit denen sich ein einzelner Mann herumschlug, ein Schauspiel, welches in Italien keine Seltenheit ist. — Während in Deutschland ein Polizeibiener oft mehrere Personen auf einmal arretirt, so sammelt sich in Italien eine ganze Schaar Häscher zu gleichem Zwecke um einen einzigen Mann, der sich trotzdem, wie es häufig geschieht, doch noch durchschlägt und glücklich entkommt; denn hat er einmal die Häscher im Rücken, und ist er sonst ein guter Läufer, so ist er geborgen. Das Volk, das sich des Bedrängten stets annimmt, hilft ihm wohl gar noch zur Flucht.

So geschah es auch jetzt. Der Verfolgte wehrte sich tapfer, schlug sich durch und rannte unter dem Beifallruf des gaffenden Haufens pfeilschnell von dannen.

„Ein schöner Mensch!" sprach ein Schiffer zu seinem Collegen und schaute dem Enteilenden nach. „Ich hab' ihn schon manchmal zu seiner Donna gegondelt — 's hat mir auch immer ein gutes Trinkgeld eingebracht. — Sieh, so gut wie er läuft, so gut schwimmt er auch! Denke Dir, neulich bei dem großen Regenwetter springt er, mir nichts Dir nichts, vom obern Gestock zum Fenster heraus gerade in den Kanal. Ich hör's von Weitem plumpen, denke: was muß das sein? — fahre darauf zu und — siehe da! — er schwimmt mir in den Lauf und zieht noch obendrein den Kahn sich nach, aus welchem vor demselben Hause einige Gerichtsdiener mit Fackeln abgestiegen waren. Vermuthlich hatte er Scandal bekommen, und damit sie ihm nicht nachsetzen sollten, den Kahn mitgenommen. — „Behalte den Kahn bei Dir!" sagte era, als ich ihn in meine Gondel aufgenommen hatte. Trotz dem, daß ihm das Wasser an den Kleidern herunter rann, griff er in die Tasche und gab mir eine Hand voll Quattrinos. Ich brachte natürlich den Kahn nicht zurück, sondern ließ ihn schwimmen. Gott weiß, wo sie ihn wieder bekommen haben!"

Der Flüchtling war indeß längst aus dem Gesichtskreise des Volks verschwunden. Es war Niemand anders als Reinald, der sich durch den Sprung vom hohen Fenster herab glücklich gerettet, und dem jetzt, auf Anklage von Angelinens Vater, das Gericht nachstellen ließ. Er war als Verführer ihm anheimgefallen. — In seiner Wohnung angekommen, raffte er eilig seine Papiere und wichtigsten Effecten zusammen, um, weil er erfahren, was ihm bevorstand, so schnell als möglich Rom zu verlassen. Im deutschen Gesandschaftshause, wo er seinen Paß forderte, ward er aber, da das Gericht bereits Anzeige gemacht, verhaftet.

Im Gefängnisse hatte er Muße, seine üble Lage ruhig zu überlegen. Auf der einen Seite die Galeeren, auf der andern die Verbindung mit Angelinen. Er konnte nicht wählen.

Ihr schönes Bild, all' der süße Liebeszauber, mit dem sie ihn berauschte, all' die genossene Seligkeit in ihren Armen — nichts sprach für Angeline. Er sah nur in ihr die eifersüchtige Furie, die schlau berechnende Buhlerin. —

Je mehr er das Bild, das er sich von ihr entwarf, und wozu ihm die beiden letzten Abende Skizzen geliefert, ausführte, desto mehr kam er zu der Ueberzeugung, Angeline habe ihn, den unerfahrnen Fremdling, schlau an sich gefesselt, um ihn zum Deckmantel ihrer Schande zu benutzen. — So wurzelte Verachtung gegen die in seinem Herzen, die, er gestand es sich selbst, nicht Liebe, nur Sinnenrausch in ihm erweckt hatte.

Der Tag des Gerichts erschien. Sie stand dem Verklagten mit dem Vater, einem Notar und Marien gegenüber. Angeline, in Schleier gehüllt, blickte nicht auf.

In gerichtlicher Form fragte der Richter, ob er die Verschleierte kenne, ob er sie Nachts heimlich besucht, ob er sie verführt, und fügte hinzu, er möge wohl bedenken, daß Leugnen vor den Zeugen nichts helfe.

„Ja und Nein!" gab Reinald zur Antwort, und erklärte, als man ihm einschärfte, an diesem Orte sich keine Allotria zu erlauben, das Ja beziehe sich auf die beiden ersten Fragen, das Nein auf die letzte, denn nicht er, sondern sie habe ihn dazu verleitet, worüber er sich auch durch zugesteckte Briefchen ausweisen könne.

Man nahm auf die Anschuldigung keine Rücksicht — sie kam ja bei jeder ähnlichen Verhandlung vor.

Als man ihn aber fragte, ob er die Entehrte bei Vermeidung der Galeerenstrafe anerkennen wollte, rief er empört: „Seit wann ist man den Buhlerinnen diese Ehrenrechtfertigung schuldig? — Die Dame hier — war meine Maitresse!"

Angeline sank ohnmächtig zusammen, der Vater drang mit geballter Faust auf Reinald ein, doch hielt ihn sein Notar von Thätlichkeiten ab. — Nicht des Arztes Beginnen, das im Angesicht der Richter nichts Neues war, sondern Reinald's Beschuldigung gegen die Tochter des geachteten Farinari machte sie staunen.

Auf die Frage, ob er diese Anklage durch Beweise begründen könne, sagte Reinald: „Ja, denn ich habe ihre Gunstbezeugungen für Geld erkauft!"

„Schändlicher! Du lügst!" schrie Angeline mit wutherstickter Stimme, nachdem sie sich wieder aufgerafft.

Die Richter verlangten Beweise.

„Hier steht mein Zeuge!" sprach Reinald, auf Marie deutend. „Ihr habe ich aus Artigkeit das Gold so oft gegeben, als ich von der Buhlerin ging!

Die Richter forderten Marien zum Bekenntnisse auf. Diese, auf Reinald's Seite, gestand die Wahrheit seiner Aussagen zu und erklärte, sie habe zwar nicht geglaubt, daß es für ihre Gebieterin bestimmt gewesen; auch habe sie das Gold nicht annehmen wollen, doch Angeline sei in sie gedrungen, es nicht zurückzuweisen, sondern selbst zu behalten.

Die Richter schwiegen, Angeline sank ohnmächtig wieder zusammen. Der Vater protestirte, der Notar drang auf strengere Untersuchung. Das Verhör ward aufgehoben und Reinald auf Weiteres entlassen.

Was anfänglich nur Entschluß aus Angst vor der Galeere und Furcht vor der Verbindung mit Angelinen war, gewann allmählig in Reinald's Vorstellung den Schein des großen Rechtes. Mit Hülfe eines Sachwalters hoffte er den Handel zu seinen Gunsten schlichten zu können, ohne zur heimlichen Entweichung aus Rom seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er harrte von Tag zu Tage auf eine Ladung vor's Gericht. Sie kam nicht.

In den Stunden, wo die Sonne am höchsten steht, wo die heiße, schwüle Luft das Athmen erschwert, sind die Straßen der Städte Italiens menschenleer wie Deutschland zur Nachtzeit. Träge schleppen sich die Wandelnden oft auf großen Umwegen nach einem nahen Ziele im Schatten der Häuser hin, und nur die Deutschen, obwohl sie mehr als jene von der brennenden Sommergluth leiden, gehen gerade aus, wo sie am nächsten kommen. Keuchend liegen die Lazzaroni im dolce far niente auf der Straße im Schatten und schauen mit nichtssagendem Blicke in den Himmel, nach dessen dunkler Bläue der Nordländer sich sehnt. In den Häusern selbst liegen die Menschen, unfähig zu jeder Beschäftigung, und sind froh, wenn sie die heißen Stunden verschlafen können. Weht aber vollends der giftige Sirocco, dann scheint alles ausgestorben, und wer ja noch auf der Straße sich befindet, der liegt auf dem Boden und läßt den gefährlichen Wind über sich hinstreichen.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Bei einer Klagsache mußte eine Dame unlängst als Zeuge vor Gericht erscheinen und wurde natürlich von dem Richter vor allen Dingen nach ihrem Namen und ihrem Alter gefragt und dringend aufgefordert, in Allem die Wahrheit zu gestehen. Sie antwortete, daß sie 28 Jahre alt sei, und sagte dann aus, was sie wußte. Nach ihr trat ein anderer Zeuge auf, ein Mann, der aber so handgreiflich log, daß das Gericht sich genöthigt sah, ihn mit strenger Strafe zu bedrohen, wenn er absichtlich die Unwahrheit sage. Der Mann ließ sich indessen in seinen Lügen nicht irre machen, und der Richter mußte endlich Gerichtsdiener rufen lassen, die den Zeugen in's Gefängniß abführen sollten, wenn er sich nochmals unterstehe, von der Wahrheit abzuweichen. Die Dame hatte die ganze Zeit während dieser religiösen Procedur zitternd und leichenblaß dagestanden und sprach endlich mit bewegter Stimme: „Herr Präsident, ich habe Ihnen Etwas mitzutheilen. . . Der Vorgang mit jenem Herrn hat mein Gewissen erschüttert, und ich muß reumüthig eingestehen, daß auch ich von der Wahrheit abgewichen bin und das Gericht getäuscht habe." — „Erklären Sie sich näher." — „Herr Präsident, ich gab an, daß ich 28 Jahre alt sei; ich stehe aber wirklich im 35sten," gestand die Dame mit gesenktem Blicke schamroth. — „O," versetzte der galante Richter lächelnd, während das ganze Auditorium mitlachte, „diese kleine Lüge der Koketterie ist selbst dem Gerichte gegenüber kein Verbrechen."

(Eine Theatergeschichte.) Im Winter 1812 wimmelte die Stadt Danzig von Truppen. Ein französisches Theater, welches alle Abende Vorstellungen gab, war die Unterhaltung all dieser Menschen. Im Parterre drängte sich Kopf an Kopf, Uniform an Uniform, und dabei in den Zwischenakten eine Bewegung, wie die eines tobenden Meeres. An einem Abende war es vor dem Aufgehen des Vorhangs besonders lebendig darin, und man schien sich zu einem besondern Zweck so zahlreich versammelt zu haben.

Dem war auch wirklich so. Der Sohn des Directors hatte nämlich vor einigen Wochen, bei dem Schlusse eines kleinen Stückes, ein dem Publikum mißfälliges Couplet gesungen. Als das Mißfallen in lautem Geschrei sich Luft machte, war der junge Mann bereits zwischen den Coulissen verschwunden und dem Zorne des gereizten Publikums abhanden gekommen. Sein Vater ließ ihn eine Kunstreise machen. Jetzt, wo die Garnison gewechselt und lauter neue Truppen da waren, hoffte er, daß seines Sohnes Vergehen vergessen sei, und ließ ihn zurückkommen; diesen Abend sollte er zum ersten Male auftreten. Die Tradition ist aber mächtiger, als man glaubt, und die Schuld des jungen Schauspielers war dem ganzen Publikum bekannt. Eine kleine unschuldige Verschwörung hatte stattgefunden — er sollte ausgepfiffen werden. Und so geschah es; kaum erschien der Sünder auf den Brettern, als ein hundertfaches Pfeifen den Saal erfüllte. Eine tiefdunkle Zornesröthe flog über das Gesicht des jungen Schauspielers. Er trat dicht vor bis an die Lampen, ein augenblickliches Stillschweigen erfolgte nun. „Meine Herren, Sie können nicht pfeifen; ich will es Ihnen besser zeigen!" und mit diesen herausfordernden Worten legte er beide Finger an den Mund und ein furchtbar gelles Pfeifen scholl durch den Saal — dann war er verschwunden. Eine grenzenlose Wuth brach nun im Parterre aus. Der Gouverneur von Danzig, General Rapp, der ebenfalls anwesend war, beugte sich lächelnd über die Brüstung seiner Loge. Offenbar machte ihm die Aufregung seiner Kameraden Spaß.

Der Vorhang, der nach dem Pfeifen des jungen Mannes sich gesenkt hatte, hob sich nun wieder, und es erschien der Director, der Vater des Schuldigen, der jetzt für diesen büßen mußte. Alles nur Erdenkliche flog auf die Bühne, die zornigen Franzosen warfen zuletzt sogar mit Geld, dabei schrieen sie wie besessen. — Der Vorhang fiel wieder. Nun stürzte Alles hinaus, um sich neue Munition zu holen; ganze Körbe voll Aepfel und Milchbrödchen wurden in's Parterre gebracht.

Der Director hatte nur das Stück für nächsten Abend ankündigen wollen, wie das damals noch Sitte war. Man hatte ihn aber nicht zu Worte kommen lassen.

Jetzt trat er in die Loge des Gouverneurs. Tiefgebückt flüsterte er diesem etwas zu. General Rapp lächelte, nickte, und ein Adjutant, dem er einen kurzen Befehl ertheilt, verließ mit dem Director die Loge.

Es verging eine gute Viertelstunde. Im Parterre theilte man unter Geschrei und Lärmen Obst und Gebäck aus. Endlich ertönte die Schelle. Jeder Arm hob sich zum Wurfe, keine rechte Hand blieb gesenkt. Der Vorhang flog auf — aber was war das — kein einziger Wurf? — versteinert, mit hochgehobener Rechten stand das ganze Publikum und blickte auf die Bühne, als sähe es das Haupt der Medusa.

Eine Compagnie der alten Garde stand auf den Brettern, vor ihnen der Tambour, der einen kurzen Wirbel schlug. Lächelnd trat der alte Director vor die Bärenmützen und kündigte mit einem tiefen Bückling sein Stück für den folgenden Tag an. Diesmal wurde er nicht gestört. Der Mann hatte wohl gewußt, wovor die Leute damals Respekt hatten.

(Der gelehrte Bauernsohn.) Ein reicher Bauer schickte seinen Sohn in die Stadt, um ihn studiren zu lassen. Als der Sohn nun studirt hatte, und wieder nach Hause zu seinen Aeltern zurückkehrte, war er so gelehrt geworden daß er gar kein Deutsch mehr verstand, sondern nichts Anders, als Latein sprach. Darüber betrübte sich die Mutter außerordentlich; der Vater aber sprach: „Der Junge ist ein Narr bei all seiner Gelehrsamkeit; laß ihn aber nur zufrieden, er wird schon von selbst wieder anfangen, Deutsch zu sprechen." Es verging aber eine Zeit nach der andern, und der Bauernsohn sprach immer noch kein sterbendes Wort Deutsch, und verstand es auch nicht, wenn es gesprochen wurde. Da ging die Mutter zum Pfarrhofe und klagte dem Prediger das Unglück mit ihrem Sohn, der all sein Deutsch vergessen hätte, und nichts Anders, als Latein verstand, und fragte den Herrn Pastor, ob er ihr keinen Rath geben könne, wie ihr Sohn wieder Deutsch sprechen lerne. „Gute Frau," sagte der Pastor: „das ist sehr leicht. Ihr müßt nur, wenn er des Abends seine Stiefeln ausgezogen hat, dieselben heimlich wegnehmen, so daß er's nicht gewahr wird, und durch die Sohlen lange Zwecken schlagen, so daß die scharfen Spitzen inwendig hervorragen, und sie dann wieder vor sein Bett hinsetzen; und wenn er dann am andern Morgen aufsteht und seine Stiefeln anzieht, so gebt nur Acht,

dann wird er gleich wieder Deutsch sprechen können." Mit diesem guten Rath ging die Mutter getröstet zu Hause und that, wie ihr der Herr Pastor gesagt hatte, nahm die Stiefeln ihres Sohnes und schlug durch jede Sohle 50 lange Zwecken, so daß die Spitzen inwendig hervorragten, und setzte sie ihm dann wieder vor's Bett, ohne daß er etwas davon gemerkt hatte. Als nun der Bauernsohn am andern Morgen aufstand und seine Stiefeln anziehen wollte, gab die Mutter Acht, ob die Sympathie, die ihr der Herr Pastor gesagt, auch wohl anschlagen würde. Und siehe, als nun ihr Sohn den einen Stiefel beinah an hatte, und nun noch mit dem Fuß einen tüchtigen Stoß auf die Erde that, um vollends hineinzukommen, rief er auf einmal: „Ach, du kriegst die schwere Noth! ach Herje, mein Fuß! mein Fuß!" — „Gott sei Lob und Dank, mein Sohn", rief die Mutter außer sich vor Freude: „daß du wieder Deutsch sprechen kannst!" und jemehr der Sohn fluchte, je mehr freute sich die Mutter darüber, daß ihm das Deutsche wieder so gut vom Munde ging.

(Wie kann man ohne einen Kreuzer Geld täglich betrunken sein?) Dieses Kunststück führte ein Karrenzieher meisterhaft aus. Dieser Kerl, der den ganzen Tag betrunken war, hatte einen Groschen im Sack. Als man sich über diese Zauberei höchlich verwunderte, offenbarte er sein Geheimniß. Er hatte zwei ganz ähnlich sehende Flaschen in einer Tasche stecken. Die eine war stets mit Wasser gefüllt. Er ging in's Branntweinhaus und begehrte das leere Fläschchen voll mit Branntwein. Als es gefüllt war, steckte er es ein und legte einen Silbergroschen hin. Jeder Branntweinschenker kennt schon seine Leute, sieht daher das Geld an, und sagt, es sei falsch. Der Karrenzieher bemerkt nun, er habe kein anderes Geld, und gebe den Branntwein zurück. — Darauf nimmt er die Flasche mit Wasser heraus und gibt sie dem Wirthe. Dieser schüttet, durch die Aehnlichkeit getäuscht, den Inhalt in die großen Flaschen zurück, und der Karrenzieher geht weiter, um sein Kunststück den ganzen Tag fort zu praktiziren.

(Die stille Gemeinde auf dem Friedhofe.) Der Prediger spricht, — die Gemeinde schweigt, — das ist so in der Regel. Doch giebt's eine ewig schweigende Gemeinde, die lauter predigt und weiser, überzeugender, erschütternder als alle Prediger der Erde, und das ist: — die stille Gemeinde auf dem Friedhofe. — Die Ruhenden unter dem Grase, sie predigen: dem Stolzen Demuth, — dem Geizigen Barmherzigkeit, — dem Gleißner Wahrheit, — dem Despoten Milde, — dem Weltstürmer Frieden, — dem Unterdrückten Freiheit, — dem Leidenden Ruhe, — dem Liebenden Wiedersehen, — dem Arbeitmüden einen heiligen Feierabend, — dem Frommen ein lohnendes Jenseit, — Allen aber: die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge.

— In die Expedition einer Zeitung kam täglich ein Mann, der eine Ankündigung seiner Waaren einrücken zu lassen wünschte, aber, um das Geld zu sparen, für den Betrag Waaren zu geben sich erbot. Er handelte mit fertigen — Särgen.

(Französische Eitelkeit.) Ich blieb einmal, sagte ein englischer Reisender, vor etwa 70 Jahren in dem Gasthofe einer kleinen Landstadt zugleich mit einem vornehmen Franzosen, der sich in sein Gouvernement begab und dessen Equipagen und Gefolge Hof und Küche füllten. Mein Zimmer war nicht weit von dem seinen. Als ich mich schlafen legen wollte, hörte ich lautes Toben und Schelten, und dazwischen ein klägliches Bitten. Ich eilte hinaus in den Gang und sah meinen edlen Nachbar im goldblumigen Schlafrock, wie er seinen Stock weidlich auf dem Rücken des Dieners herumtanzen ließ. Als er mich erblickte, schloß er seine Operation mit einem nachdrücklichen Hiebe und ging in sein Zimmer zurück. Ich trat auf den armen Teufel zu, der jammernd u. zitternd dastand. „Beruhigen Sie sich, sagte ich ihm, „Ihr Herr hat Sie unwürdig behandelt, aber es wird Ihnen Genugthuung vor dem Gesetz werden." — „Mein Herr," erwiderte der Diener, indem er sich stolz aufrichtete, „steht zu hoch, als daß das Gesetz ihn erreichen könnte, und wollte ich mich beschweren, so würden alle meine ehemaligen Herren mir durch einen Verhaftsbefehl antworten." Die eitle Ehre, einen Herrn zu haben, der vornehm genug sei, um ungestraft seine Leute zu mißhandeln, war ihm also Ersatz genug für die ausgestandenen Prügel. Ein glücklicher Regent mag daher immerhin in Frankreich ein Despot sein; aber wehe dem, der es versuchen wollte, ohne das Glück auf seiner Seite zu haben. Der Glückliche ist in Frankreich ein großer Mann, der Unglückliche ein Bösewicht, ein Meineidiger. — Und nirgends in der Welt werden die gewöhnlichsten Dinge mit prunkenderen Namen belegt. Die unbedeutendste Leihbibliothek heißt ein literarischer Salon, der ärmste Perückenmacher ein Künstler. „Ich habe die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen," sagt der Dreckkärrner. — „Nun, wie befinden sich Madame?" entgegnet der Lumpenhändler.

— Als Saphir im Münchener Polizeihause saß, dichtete er Folgendes, als Inschrift in sein Zimmer:

Hier wird ein Edelstein
Als Solitair gefaßt,
Bedächtig ging er 'rein,
Hinaus ging er mit Hast.
Leb' wohl du schöne Wand,
Heiß' Deine Thränen steh'n.
Hier hast du meine Hand:
Es giebt ein Wiederseh'n.

(Martervolle Strafe.) Unter die ausgesuchtesten martervollsten kriminellen Strafen, die je erfunden und ausgedacht worden, gehört wohl die einst in England übliche. Man legte nämlich dem Missethäter ein eisernes Becken auf den Leib und schloß mehrere lebendige Ratten darunter; war dies geschehen, so legte man glühende Kohlen auf dies Becken, bis es durch und durch erhitzt wurde. Die Thiere suchten nun, von Hitze gemartert, auszubrechen; da sie aber nirgends eine Ausflucht fanden, zerkratzten sie des Missethäters Leib und fraßen sich bis in das Eingeweide hinein.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Zu den französischen Frack's trägt man russischgrün, aschgrau, bronze- und granatfarbiges Tuch, im

allgemeinen ist alles braune Tuch mode. Zu den zweireihigen Röcken trägt man braune, schwarzblaue und alle dunkelfarbigen Tuche. Zu dem einreihigen Rock trägt man lebhaft blaues Tuch. Knöpfe hat man jetzt eine große Auswahl, die ovalen seidenen haben den Vorzug, man wählt aber nach Belieben auf jedem Frack und Rock. Zu Westen trägt man mehrentheils gestreifte und großcarrirte Sommerstoffe. Zu Beinkleidern trägt man melanschirte oder melirte wollene Staffe mit erhabenen Streifen, die ohngefähr vier Centimeter auseinander sind. Auch werden die von glattem blaugrau und schwarzen Satin-Lin oder Köpertuch getragen. Alle diese Stoffe sind in den Fabriken zu Montjoie, Aachen, Eupen, Burschied und Lennep zu haben. Den Reitfrack trägt man mit breiten abgerundeten Schößen, und mit langer, breiter Taille; das Hintertheil wird von der Mitte nach unten geschweift, der Schaaß wird auf den Hüften mit drei Ausschnitten pemacht, am Ende dieser Ausschnitte wird eine diagonale Taiche angebracht, welche mit einer 8 Centimeter breiten und 24 Centimeter langen Rauten-Patte bedeckt wird. Den Staatsfrack trägt man mit etwas ausgehöltem und unten abgerundetem Schooße, das Hintertheil ist schmöler und weniger geschweift, die Klappen sind mittelmäßig breit. Den Rock trägt man mit kurzem Schooße und mit verlängerter Taille. Dos Hinteetheil ist unten 8 bis 10 Centimeter breit. Das Vordertheil ist von den Hüften nach vorn wellenfärmig geschnitten, die kleine Seite ist durchschnitten, und zwar gerade ouf dem Mittelpunkte der Hüfte, um die erforderliche Weite zu geben. Der Schooß wird auf der Mitte der Hüfte $1\frac{1}{2}$ Centimeter ausgeschnitten, und zwar auf derselben Stelle, wo das Seitentheil durchschnitten ist, damit beide Nähte zusammentreffen; über den Hüften wird etwas Watte angelegt. Die Klappen sind mittelmößig breit. Der Kragen ist ein Centimeter schmäler als die Klappe. Die Aermel sind mehrentheils ohne obgeschnittene Aufschläge. Die Westen sind sehr lang, die zwei untersten Knöpfe werden offen gelassen; man macht drei veeschiedene Gattungen, die erste mit breiten Klappen und zwei Reihen Knäpfen, die zweite mit schmalen kurzem Schaal, die dritte mit Stehkragen, der Kragen wird mehrentheils daran geschnitten. Die Beinkleider trägt man vom Knie nach unten um 2 bis 4 Centimeter enger, die Nähte sind geschweift, das Vordertheil ist unten auf dem Fuße etwas abgerundet, und geht weit auf dem Fuß vor; unten herum werden die Beinkleider non leichtem Stoffe mit einem schräggeschnittenen starken rohen Leinen von 20 Centimeter hoch besetzt. Die Stege sind van geglänztem biegsamen Kalbleder, und werden geschweift geschnitten; donn werden sie on der innern Seite, so wie vorn und hinten ausgezagen, daß sie genau die Form der Stiefelhöhe erhalten. Bei steifem Leder, welches sich nicht ausziehen läßt, thut man wohl, sich der Methode des Hrn. A. Müller in Dresden zu bedienen. Unser Wunsch bleibt wie immer, daß jeder Meister und Werkführer, so wie Gehülfen, welche etwas Tüchtiges leisten können, ihre Erfindungen in Schnitt und Bearbeitung uns mittheilen.

Damen-Mode. Am meisten beschäftigen sich die Damen noch immer mie den Ueberwürfen und zwar in diesem Augenblicke um so mehr, da man bereits ernstlich daran denkt, sich auf das Land und in die Bäder zu begeben und man sich deshalb entschließen muß, die Toilette zu vervollständigen. An den kühlen Abenden, wenn mon von Ausflügen oder Spoziergängen zurückkommt, ist der venetianische Mantel sehr beliebt, der aus weißem Cashemir besteht, gefüttert und mit einer breiten seidenen Fronse garnirt ist; man hat ihn aber ouch van ponceaurothem Cashemire, mit schwarzer Borte und schwarzen Spitzen besetzt, was noch origineller aussieht. Beide Farben kleiden namentlich die Brünetten gut. Die Königin-Berthe ist dagegen eine Visite in sehr glücklichem Schnitte, welcher vollkommen an die Zeit erinnert, in welcher die gute lebte, von der das Kleidungsstück den Romen erhalten hat. Sie ist meist von etwas dunkeler Farbe mit doppeltem Glacé. Ueber einem doppelten, vier Finger breiten Spitzenbesatze läuft ein Besatz von gleichem Stoffe hin, der nicht zu beschreiben ist, ob er gleich gut aussieht. Der kleine Bademantel ist unbestritten das Zierlichste, was sich eine junge Dame wählen kann. Er ist von Musliu, rosa oder lilas gefüttert und mit weißen Spitzen gornirt; eine zweite Spitzengarnitur bildet eine Art Pelerine, so wie die Revers, welche sich on dem gonzen Mäntelchen herunterziehen. Die Antoinette-Mantille mit ihrem ungeheuern Volant sieht sehr vornehm aus und paßt vorzugsweise zu einer Staatstoilette; einfacher ist der Joinville und der Pompadour und das neueste ist der Maintenon-Fichu, ein abgerundeter Taffetstreifen, der mit sa breiten Spitzen besetzt ist, daß er fast das Ansehen einer Montille erhält, ahne den Nachtheil zu haben, die Taille zu verdecken. Varn auf der Brust geden die beiden Spitzen des Streifens übereinander. Dieser Fichu gefällt so ollgemein, daß ihn nächstens alle eleganten Damen tragen werden. Auch Soiréen und andere Festlichkeiten kommen noch immer vor und wir dürfen nicht vergessen, die neuesten Toiletten zu erwähnen, welche man bei solchen Gelegenheiten trägt. Wir sahen kürzlich: Ein Kleid von glasirtem himmelblauem Taffet mit Volant vou Spitzen; auf dem Kopfe hotte die Dame, welche dasselbe trug, eine Guirlande von Rosen mit den dazu gehörigen Blättern aus Marcassit. Ein anderes Kleid war van malvenblütfarbigem Taffet mit zwei Volants von schwarzen Spitzen. Auf dem Kopfe hatte die Dame eine Guirlonde von sehr hellgrünen Trauben, die mit Blümchen von Smaragden untermischt war, und auf dem Leibchen ein ganz ähnliches Bouquet. Eine andere Dome erschien in einem Kleide von meergrünem Toffet, dos unten rundherum bis in die Höhe der Kniee gestickt, an den Seiten offen und da durch Tüllebauschen nebst Gazebändern in der Kleidfarbe zusammen gehalten war. Die Berthe des Kleides war von Taffet und mit Tülle garnirt. Auf dem Kopfe trug sie ein kleinschirmiges Hütchen van rosa Krepp mit Maromatagrafe gehalten. Viele andere Kleider waren von Krepp oder Tülle, auch mehrere von weißen Pour de Soie mit zwei oder drei Röckea und schmalen ausgezackten Volants. Bei dem durchsichtigen Kleidern ist zu bemerken, daß die Unterkleider nicht mehr van Seide sind, sondern von Krepp oder Gaze wie das Oberkleid über einem, zwei und selbst drei Röcken von Muslin oder Tarlatan. Dadurch erhält der Anzug eine bedeutende Faltenfülle, aber doch gleichzeitig eine außerordentliche Leichtigkeit und Frische, was vortrefflich aussieht. Eine so in eine Menge durchsichtiger Stoffe gekleidete Dame sieht aus wie von einer Wolke umhüllt; dies giebt ihrem Gange etwas Schwebendes und Duftiges und paßt reizend zu der Poesie ihres Blickes und Lächelns. Ein ganz neuer Stoff, das schönste was man sehen kann, ist der Tülle-Pouor, so genannt von der Modenhandlung, die ihn erfunden hat und für sich allein fertigen läßt. Es wird kaum etwas Leichteres und Reizenderes geben können als Sommersoiréekleider aus diesem Stoffe.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommirtwine mit langer Taille. Carrirte Beinkleider 2. Robe mit 3 bogigen Volants. Gestreifter Shawl, wie sie jetzt mode sind. 3. Hut mit Bandausputz, Mantelet Pompadour mit schwarzen Spitzen besetzt. Glattes Kleid. 4. Frack mit länglichen Schößen, lange Weste, Beinkleider mit Seitenborden. 5. Oberrock, vorne affen, mit rundem Leibchen. Vorne den Rock herab, oben schmal, nach unten breiter werdend, läuft eine Soutasch-Stickerei. 6. Häubchen mit Bandausputz. Oberrock, das Leibchen mit Garnitur ausgeputzt. Vorne den Rock herab läuft eine dreifache Garnitur, nach unten sich etwas erweiternd.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition

II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 11. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Iffland und der Spieler.

Der Bediente meldete Iffland, dem berühmten Mimen, einen Herrn, der sehnsüchtig wünsche, dem großen Schauspieler seine Achtung zu bezeigen. Man ließ ihn eintreten. Iffland sah ein abgelebtes, mageres Gesicht vor sich, mit matten blauen Augen, in denen kein Fünkchen strahlte, einem Munde, um welchen schmerzhafte Züge spielten, die Schläfe bedeckt mit dünnem Haar, das man blond, fast grau nennen konnte. Der Fremde trug sehr saubere Wäsche, hatte viele Preciosen zur Schau gestellt, und sein schwarzer Frack, von theurem Tuche, aber schon kahl, vorzüglich im Rücken, präsentirte ein Ordensbändchen, dessen Couleur ebenfalls in das Räthselhafte spielte. Iffland ließ ihm einen Stuhl hinstellen und nachdem Beide Platz genommen hatten, fragte der Mime, womit er seinem Besucher dienen könne.

„Sie haben vor ungefähr vier Tagen die Rolle des Posert im Spieler gegeben," hub der Fremde an, „ich war einer Ihrer eifrigsten Bewundrer."

Iffland verbeugte sich.

„Man kann," fuhr der Fremde fort, „das verknöcherte Wesen eines Spielers von Profession nicht treffender und besser schildern. Dies Gesicht, dem man die durchwachten Nächte ansieht, der scheue Blick des einen sichtbaren Auges, das burschikose Betragen mit Seinesgleichen, die Kriecherei vor bedeutenden Personen, die Furcht vor der Hand der Justiz, das Husten, der Ton der Stimme — — mein Herr, Sie sind ein Meister!"

Iffland versicherte dankend, daß eine solche Anerkennung ihm mehr gälte, als der glänzendste Applaus.

„Sie können," nahm der Fremde wieder das Wort, „auf mein Urtheil, was diesen Character betrifft, Gewicht legen. Niemand vermag die Wahrheit Ihrer Schilderung lebhafter zu empfinden, als ich. Ich habe das Unglück, selbst passionirter Hazardspieler zu sein."

Iffland stockte plötzlich in der Verbeugung, die er eben zu machen im Begriff stand.

„Es ist eine furchtbare Leidenschaft, das Spiel,"

fuhr der Unbekannte fort, indem er einen Blick nach oben richtete, „eine furchtbare — vielleicht die furchtbarste von Allen! Dies wird so recht anschaulich, wenn man Zeuge des Leidens dieser Wallenfeldschen Familie wird. Ein junges blühendes Weib im Elend, ein Kind vernachlässigt, mit allen Verwandten zerfallen, ohne Ehre — — welch ein Gemälde des Jammers. Sein Sie stolz darauf, mein Herr, ich habe geweint wie ein Kind, und habe mich darauf gefreuet, Ihnen das zu gestehen."

Iffland rückte ihm etwas näher und sagte, daß die dramatische Kunst keine schöneren Triumphe feiere, als ein solches Einwirken in das Leben.

„Ja, man muß aber auch so spielen, wie Sie, mein Herr, rief der Fremde," um des tiefsten Eindrucks gewiß zu sein. Wenn junge Leute, die Neigung zum Spiele haben, durch das Portrait Ihres Posert nicht abgeschreckt werden, so rettet sie nichts. In diesen Spiegel müssen sie blicken, um zu schaudern vor der Möglichkeit, dem Bösewichte ähnlich zu werden. Ich will den Aeltern, welche Söhne haben, rathen, die Vorstellung Ihres Schauspiels oft zu besuchen. Keine Warnung, keine Vernunftgründe bezwecken das, was ein trefflich gespieltes Drama vermag. Hier an mir mögen Sie den Beweis finden. Ich spiele seit 40 Jahren, und jetzt, indem ich mir das Bild dieses häuslichen Unglücks vergegenwärtige, tritt eine Thräne in mein Auge, und ich fühle mich ergriffen in meiner innersten Seele."

Er zog ein feines Taschentuch hervor und trocknete damit sanft seine Augen. Iffland legte seine Hand auf die Linke des Fremden, welche auf dem goldenen Knopf des Stockes ruhte und drückte diese leise, gerührt und herzlich.

„Wie hieß die Karte," hob der Fremde mit dem sanftesten Ausdruck der Stimme nach einer Pause wieder an, während er sein Taschentuch einsteckte, „welche Sie beim Tailliren im Zimmer des Generals zuerst abzogen?"

„Wie so?" fragte Iffland erstaunt.

„Ich bitte sehr, nennen Sie mir die Karte," sprach der Fremde mit höflichem Lächeln, „mir ist daran gelegen, sie zu wissen."

„Als Posert in der Spielscene," entgegnete der Künstler in einiger Verwunderung, „legte ich die Dame zuerst auf den Tisch." —

„Die Dame! sieh, sieh! — Die Dame also!" rief der Fremde, sich von seinem Sitz erhebend und sich vor Iffland höflich verbeugend, „ich bin Ihnen sehr dankbar und muß um Vergebung bitten, daß ich Ihnen lästig fiel,"

„Nicht im geringsten," entgegnete der berühmte Mime, „doch sagen Sie mir, ich bitte Sie darum, in welche Verbindung ich die Karte mit der Ehre Ihres Besuches bringen soll?"

„Mit Vergnügen sage ich es Ihnen," lächelte schlau der Fremde, „ich habe seit acht Tagen ein verdammtes Malheur; ich bringe nicht ein einziges Paroli durch. Nun schien mir das Nennen der ersten Karte im Spiele gewissermaßen ein Wink des Schicksals. Die Dame — ich habe sonst nicht viel Fiduz auf sie — aber unter solchen Umständen! Ich will sie heut Abend hoch besetzen und Martingale durchhalten — nun wollen wir einmal sehen, ob ich Ihnen mein Glück zu verdanken haben werde.

Er entfernte sich rasch nach mehreren Komplimenten.

Iffland murmelte etwas von „verdammter Ironi, und schritt in sein Cabinet.

Angeline.

(Schluß)

Reinald hatte die Palette hingeworfen, die dichten Gardinen vorgezogen und lag erschlafft, halb wachend, halb träumend auf dem Sopha. — Da ging die Thüre auf. — Angeline stürzte in's Zimmer, auf Reinald zu, und ehe er sich besinnen konnte, was mit ihm vorging, fühlte er sich von ihr umschlungen und mit wilder Gewalt an's Herz gedrückt.

„Wer bist Du? Was beginnst Du? Bist Du wahnsinnig?" fragte Reinald, richtete sich auf und suchte sich loszuringen.

Angeline stürzte ihm händeringend zu Füßen. „Idolo adorato!" rief sie flehend mit zitternder Stimme. „Erbarme Dich! Sieh ich bin verstoßen vom Vater! Du hast mich elend gemacht! Zu Deinen Füßen bettle ich um Liebe! Erhöre mich!"

„Steh auf!" sprach Reinald. „Was soll die Komödie? — Besinne Dich und geh! Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen!"

Angeline raffte sich auf, warf einen durchbohrenden Blick der Verzweiflung auf den Geliebten, riß hinter dem Schleier einen Dolch hervor und zückte ihn nach seiner entblößten Brust. Reinald entging durch eine geschickte Wendung dem gefährlichen Stoße und rang ihr mit der Kraft der Verzweiflung den Dolch aus der Hand.

„Fliehe, Wahnsinnige!" rief er mit wild rollendem Auge.

Angeline stürzte fort.

Den Dolch in der Hand stand er noch lange und starrte ihr nach.

Als er sich gesammelt, legte er die Kleider an und ging fort. — Er hatte keine Ruhe — er war tief erschüttert. In Gedanken verloren schritt er einsam auf den leeren Straßen hin. Die Worte: „Erbarme Dich der Verstoßenen! — Du hast mich elend gemacht!" klangen wie ein Fluch in ihm nach. Das Bild der Flehenden, die ihm zu Füßen rang, kam ihm nicht aus dem Sinne. „Wie? wenn sie Dich wirklich geliebt — wenn sie unschuldig — wenn Dein Zeugniß wider sie —?" Er wagte die Gedanken, die ihn peinigten, nicht auszudrücken.

Lange irrte er so umher. Endlich, wie von einer geheimen unbekannten Macht getrieben, war er in die Nähe ihrer Wohnung gekommen. Er sah wieder, was um ihn vorging. Alles erinnerte ihn an sie und die schönen Stunden, die er in ihren Armen selig verträumt. — Er ging durch das enge Gäßchen nach dem Kanal. Da erblickte er den Schiffer, der ihn so oft zu ihr gebracht, mit noch zwei andern in der wohlbekannten Gondel. Die Fenster der Hintergebäude waren mit Menschen angefüllt. Die Schiffer mit Stangen und Haken waren befestigt, den tiefen Grund des Kanales zu untersuchen.

„Da, da! greift mit zu!" rief Reinald's Gondolier und bog sich mit den Collegen über den Rand des Kahnes. — Sie zogen einen Leichnam heraus. — Reinald erstarrte. — Es war Angeline! —

Auf der Treppe vor der Liebsten Thür stand Marie und winkte. Reinald sah es aber nicht. Wie vernichtet schlich er nach Hause.

Am dritten Tage erhielt er einen Brief. Er las folgende mit zitternder Hand undeutlich geschriebenen Worte:

„Geschändet als Buhlerin, verstoßen vom Vater, verschmäht von Dir — was soll mir das Leben? —

So groß meine Rache, so heiß meine Liebe! Weder jene noch diese gewährest Du! Elend durch Dich, Grausamer, vernichtet mit dem Leben ihre Liebe

Deine unschuldig geopferte

Angeline.

Sie hatte den Brief Marien zur Besorgung übergeben, wenige Augenblicke zuvor, ehe sie in den Fluthen das Ende ihrer Leiden suchte.

Reinald lebt jetzt in Deutschland. Er ist ein großer Künstler; und wer die Meisterwerke seiner Hand kennt, preist ihn glücklich um seiner Kunst willen, im Leben aber ist er's nicht. — Ein ernster, bleicher Mann hat er längst mit ihm und sich abgerechnet.

Der rothe Mann.

(Eine Novelle.)

Hoch oben auf der Kleinseite in Prag steht ein herrliches Palais, dessen Bauart aber seltsam gegen die Häuser ringsum absticht.

Um das Jahr 1731 — die Zeit, wo unsere Erzählung spielt — war dieses Palais vom Grafen Stanislaus Zapolski bewohnt, einem russischen Edelmanne, der vor drei Jahren ganz allein nach Prag gekommen war, und dieses Haus nach seinem eignen Plane sich bauen ließ. Man vermuthete, daß es Geheimnisse verschließe, konnte aber nie recht klar darin werden. Zwar wußte man, daß selbst sechs Monate darnach, als das Palais schon fertig war, zwei Arbeiter nicht aus dem Hause kamen, und dort immer unter der unmittelbaren Aufsicht des Besitzers arbeiteten, aber nach dieser Zeit verschwanden Beide, und man hat nie mehr wieder Etwas von ihnen gehört. Kaum war nun der Palast auch in seinem Innern fertig, so öffnete der Graf Zapolski seine Salons, und empfing da bei glänzenden Festen die Elite des einheimischen Adels.

Selbst einige vornehme Russen, welche Böhmen in verschiedenen Richtungen durchreiset hatten, waren nicht im Stande, irgend eine Auskunft in Betreff des Grafen, ihres Landsmanns, zu geben; er selbst aber beantwortete nie offen die an ihn gestellten indirekten Fragen, und schien den Grund seiner Verweisung mit undurchdringlichem Geheimniß bedecken zu wollen.

Ueberdies kreis'ten über seine Lebensweise sehr sonderbare Gerüchte, welche den verschiedensten Muthmaßungen Raum gestatteten: es schloß sich Graf Stanislaus oft in sein Gemach ein, und verschwand bisweilen auf geraume Zeit, ohne daß Jemand wußte, was er that. Umsonst lauschte das Ohr; kein Geräusch drang aus dem Gemache, sorgfältig verhängt blieben die Fenster. Hierauf, plötzlich nach einigen Tagen, einigen Wochen, einigen Monaten, schon zur Zeit, wo man sich dessen am wenigsten versah, hörten die Diener läuten im Zim-

mer ihres Herrn; man läuft dahin, aber keine Veränderung war zu bemerken: der Graf ist in demselben Anzuge, den er trug, bevor er verschwand, nur etwas mehr blaß als gewöhnlich war sein Gesicht und seine vernachlässigte Frisur in Unordnung.

Graf Zapolèski zählte etwa dreißig Jahre; seine Gestalt war athletisch; aber wohl gebildet, sein Ton vornehm, seine Bildung gründlich und sein Gesicht von schönen schwarzen Locken umschattet, hatte einen ernsten, aber gewinnenden Ausdruck. — Zu den vorzüglichsten Verehrern des vornehmen Moscowiters gehörte Baron Platter, Major eines ungarischen Regimentes der k. Garde. Major Platter hatte eine Tochter, die sehr jung und einzige Erbin seines ungeheuren Vermögens war, und die er in einem der berühmtesten Klöster Mährens sorgfältig erziehen ließ.

Eines Abends, während einer zahlreichen Gesellschaft beim Baron, schien der Graf mehr bewegt als gewöhnlich, die Umgebung schien ihn lebhaft anzuwidern, und sein ungeduldiger Blick wandte sich häufig nach dem Stundenzeiger, gleichsam mit der Bitte, er möchte den Abgang all' der ihm ungelegnen Gäste beschleunigen. Endlich leerten sich nach und nach die Salons, und als Herr Platter, der die letzten Personen bis hinaus begleitet hatte, in's Zimmer zurückkam, fand er stehend und an den Kamin gelehnt den Grafen, der ihn erwartete.

„Nun, Stanislaus!" sagte Herr Platter, „was gab's denn, das Sie diesen Abend so mißmuthig stimmte?"

„Major," antwortete der Graf lächelnd, „ich faßte eine Hoffnung, die Sie allein zu befriedigen im Stande sind, und mit Ungeduld wartete ich, bis wir allein seien, um sie Ihnen mitzutheilen."

„Major," sprach er, „geraume Zeit bereits beehrten Sie mich mit Ihrer Freundschaft, fürwahr eine hohe Gunst, aber meine Ansprüche sind noch höher gespannt; je mehr ich Gelegenheit habe, Ihr Herz zu würdigen, desto mächtiger regt sich der Wunsch, darin noch inniger mich einzusiedeln: nicht mehr genügt mir's also, heute Ihr Freund zu heißen; mein glühendster Wunsch ist, in Ihre Familie zu treten."

„Mein theurer Stanislaus!" antwortete der Baron ihm die Hand drückend, „glauben Sie, daß es mein innigster Wunsch ist, es Ihnen zu gewähren; aber hören Sie, ich fordere keine Rechenschaft über Ihr Vermögen, diese Rücksicht berührt mich wenig; Ihr Ansehen und meine Lage beseitigen diese Frage; Marie wird einmal beträchtlichen Reichthum besitzen, hinlänglich für sich selbst und für Sie. Aber ich kann es Geheimniß, und unter Verhältnissen, die wir eben Ihnen nicht verbergen, Ihre ganze Person ist ein besprochen, darf Ihre Herkunft am Wenigsten mir ein Räthsel bleiben."

„Ich erweise meine Titel."

„Ich habe nie einen Augenblick daran gezweifelt."

Und plötzlich den ernsten Ton, den er unvermerkt während dieser wichtigen Unterredung angenommen, ablegend, fragte er rasch: „Nun, wann soll die Hochzeit sein?"

„Ah, Major!" antwortete lächelnd der Graf, „Sie kennen meine Ungeduld nicht!"

„'s ist wahr . . . . Wohlan, morgen reise ich zu meiner Tochter; trachten Sie sich indeß mit meiner Freundschaft zu genügen, bis auf Wiedersehen."

Bei diesen Worten erhob sich der Graf, faßte zum Abschied die Hand des Barons und entfernte sich. Kaum in seinem Zimmer angelangt, verriegelte er die Thür und ließ sorgfältig die Vorhänge herab, hierauf näherte er sich einem Schreine, den er wohl vorsätzlich in die Alkove nächst dem Bette gestellt, und zog daraus eine kleine Chatoulle hervor: diese enthielt einige Pergamente. Herr Zapolèski nahm sie heraus, entfaltete sie allmählich zwischen sich und der Lampe, durchlief mit aufmerksamem Blicke deren Flächen, ob nicht etwa einige Flecken ihre Weiße verunreinigen, setzte sich hierauf zum Tische und radirte darauf mit Vorsicht einige Stellen, rollte dann wieder die kostbaren Pergamente zusammen und verschloß sie neuerdings in die Chatoulle. Das waren die Adelsbriefe der berühmten Familie der Grafen Zapolèski.

Der edle Graf schien dabei ein außerordentliches Wohlgefallen zu empfinden; aber kaum hatte er ein zweites Behältniß desselben Schreines eröffnet, als sich sein Gesicht plötzlich umdüsterte. „Ich dachte mehr zu besitzen als dies," murmelte er, indem sein Auge die Menge der Goldstücke zählte, welche das neue Behältniß enthielt.

Eine Weile blieb er unbeweglich stehen, versunken in tiefe Betrachtungen, allmählig verzog sich seine Miene und er schien einer peinlichen Verlegenheit verfallen, und mit gewohnter Energie die Scrupeln bewältigend, welche etwa seine Entschlüsse hemmten, rief er aus:

„Wohlan noch einmal d'ran, da es denn sein muß!"

Indeß war Baron Platter, seinem Versprechen gemäß, zu seiner Tochter gefahren, welche, wie wir oben bereits erwähnten, in Olmütz erzogen wurde; aber anstatt sie gerade nach Böhmen zu führen, nahm er sie früher nach Wien, wo das Fräulein einigen Schmuck zu kaufen wünschte. Hierauf in Betracht der Ungeduld des Grafen, fuhr der Major unmittelbar nach Hause. Beim

Anbruch der Nacht waren sie bereits in Budweis angelangt; hier nur ward gehalten, um die Pferde zu wechseln, und trotz dem feinen und durchdringenden Regen, der zu fallen anfing, setzte man die Reise fort. Kaum war man ausgefahren, schrie Herr Platter auf: „Postillon, he, Postillon!"

Dieser wandte sich um, ohne anzuhalten.

„Was für einen verwünschten Weg führst Du uns da? Der ist ja ganz verfallen, und man sieht kaum zwei Schritte vor sich; Du wirfst uns noch um!"

„Hm!" antwortete der Postillon, „das wäre nicht das größte Unglück, das uns wiederführe."

„Nun, was giebt's?"

„Und ich wollt' lieber auf den Teufel auffahren, als ihm begegnen —"

„Wen meinst Du da?"

„Den rothen Mann, zum Guckguck!"

„Pah!" antwortete der Baron lächelnd, "zeigt er sich denn wieder?"

„Das glaub' ich! Seit acht Tagen sieht man nichts als ihn."

„Von welcher Seite her?"

„Weiß ich's denn! Man sollte glauben, er ist überall — Vorgestern kam er von Sachsen her und die vorige Nacht heißt's, er habe drei Postillone auf dem Wege nach München erschlagen. Es giebt im ganzen Lande keinen Weg, außer den von Olmütz nach Prag, wo er sich nicht gezeigt hätte."

„Uebrigens ist er wohl ein guter Teufel?" versetzte der Major, den die Leichtgläubigkeit des Postillons höchlich zu ergötzen schien.

„Dank' schön, sonst mocht' er wohl ein guter Teufel sein' aber jetzt zeigt er Hörner und Krallen."

„Ah!"

Den Augenblick stieß der Wagen an einen Stein und machte einen tüchtigen Rucker.

„He — Postillon!" schrie Herr Platter auf, „was machst du denn?"

„Oh! das ist nichts."

„Wohl, aber hab' doch mehr Acht auf Hügel und Steine; ich, meines Theils, will den rothen Mann über mich nehmen."

Bei diesen Worten zog sich der Major in den Grund der Kutsche zurück, hüllte sich sorgfältig in seinen Mantel und schlief gemach neben seiner Tochter ein. Der Postillon brummte noch ein paar Worte und peitschte in die Pferde. Seit drei Jahren in der That war der rothe Mann ein Gegenstand des Schreckens auf allen Straßen des Reiches; aber man erzählte von ihm solche außerordentliche Wunderdinge, daß überhaupt der Gebildete sein Dasein in Zweifel zog; indeß Jene vorgaben, sie hätten mit ihm zu thun gehabt, darin übereinstimmten, er habe feuerrothes Haupt- und Barthaar. Diese Gleichheit der Angabe hatte seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Polizei geweckt, man unternahm einige, aber vergebliche Nachsuchungen. Bald ließ man ab, einem Wesen nachzujagen, das sich nach Allem als bloße Chimäre erwies, und man genügte sich damit, gemeine Diebe, die man erwischte, entgelten zu lassen für die Frevel, die man dem rothen Mann zuschrieb.

Indeß fing die Kutsche des Barons an, immer langsamer und langsamer zu fahren; der Postillion, nach und nach vertraut gemacht mit dem Dunkel der Nacht und den phantastischen Gestalten der Bäume, die den Graben umsäumten, hatte sich unmerklich eingenistet in seinen dichten Wolfspelz, den er gegen den Regen angethan, und war in seiner sybaritisch-süßen Wärme halb eingeschlafen.

Aber plötzlich erscholl der Schuß eines Gewehres, die Kutsche hält an; ein Mann öffnet rasch die Wagenthür, ergreift einen Mantelsack, der zu den Füßen der beiden Reisenden lag und verschwand.

Dieser Raub ward mit so viel Kühnheit und überraschender Schnelle vollbracht, daß der Major, kaum erwacht, Anfangs nicht wußte, ob es nicht ein bloßer Traum gewesen.

„Was ist das?" fragte er seine Tochter, die ganz außer sich ihm um den Hals warf, „wir sind bestohlen!"

„Ist's möglich?"

„Ja, ich sah ihn . . . hier . . . beim Licht der Laterne, Haar und Bart roth . . . er nahm den Mantelsack."

„'s ist wahr, der Mantelsack ist nicht mehr da — aber der Wagen hält; ich vernahm einen Flintenschuß! ist etwa der Postillion erschlagen?"

Bei diesen Worten sprang der Major heraus, erblickte den Postillon auf dem Boden ausgestreckt neben einem seiner Pferde.

„Postillon," fragte er ihn tüchtig rüttelnd, „bist Du todt?".

„Noch nicht," antwortete der arme Teufel mit zitternder Stimme.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Ein kaiserlicher Spaß.) So selten, als sich überhaupt ein Kaiser findet, so selten dürfte folgender Akt kaiserlicher Großmuth sein, für dessen Wahrheit wir um so mehr bürgen können, als er uns wörtlich aus dem Munde eines hochgestellten Russen, und zwar eines für Thron und Vaterland Begeisterten, erzählt ward, um damit zu beweisen, wie weit edler und humaner Kaiser Nikolaus gesinnt sei, als wir Deutschen zu glauben scheinen.

Die Petersburger haben das Vergnügen, neumodische Opermelodieen eines Donizetti und Consorten sich täglich auf den Straßen vorleiern lassen zu müssen, während wir derartigen Leiereien nur zu Jahrmarktszeiten ausgesetzt sind. Die Männer aber, welche die Drehorgeln dort herumtragen, gehören zu dem ärmsten Theile der Bevölkerung und haben gewöhnlich zum Schutz gegen die grimmige Kälte des dortigen Winters kaum einige Lumpen auf dem Leibe. Ihre Kunst scheint, wie hier, allmählig in Verfall zu gerathen, seitdem mehrere neue Componisten angefangen haben, ihre Opern sogleich mit für den Leierkasten einzurichten, da jene Virtuosen doch früher sich erst die Mühe geben mußten, die musikalischen Lieblinge für ihr Instrument umzusetzen.

Als nun zu Anfang des vorigen Winters der Kaiser einmal durch die hartgefrorenen Straßen Petersburgs fuhr, fiel sein Blick plötzlich auf einen solchen halb erfrorenen, weil halb nackten, Spielmann, der an einer Straßenecke leierte. Der Kaiser hüllte sich tiefer in seine Pelze und versank in ein, seine Umgebung befremdendes Nachdenken.

In seinem Palast wieder eingetroffen, ließ er sogleich den Chef der Polizei rufen. „Man erforsche die Wohnungen sämmtlicher Leierkünstler," lautete der kaiserliche Wille, "und bestelle sie zum Weihnachtsabend auf das Polizeiamt."

Die Polizei hat bald das große Werk ausgeführt, einige sechzig Leierkastenkünstler werden ermittelt und finden sich, vor Frost und Furcht klappernd, zum bestimmten Abend bei der verhängnißvollen Behörde ein. Denn der Besuch bei letzterer und die Wanderung nach dem Norden Asiens ist dort oft das Werk weniger Augenblicke. Die armen Virtuosen steckten daher nicht wenig die Köpfe zusammen, als sie einander dort erblickten und glaubten, es wäre ihnen wider Wissen und Willen irgend ein politisches Lied entschlüpft.

Da traten einige Gensdarmen in das Zimmer, Jeder mit dem Zauberstabe der Sittenpolizei, einem mächtigen Kantschu, bewaffnet. Schon zitterten die armen Künstler vor dem mächtigen Hebel der russischen Cultur, schon beugten sie unterwürfig ihre Nacken, um die Prügel ohne Schuld und Gericht hinzunehmen, da öffnete sich plötzlich die Thür zu einem andern Zimmer, in welchem grüne Christbäume leuchtend prangten, unter welchen jedem der Armen ein vollständiger Pelzanzug für den Winter bescheert war. Sie empfingen diese Geschenke aus der milden Hand des Herrschers aller Reußen, dem von dem Polizeibeamten ein treuer Bericht von der possirlichen Angst und darauf folgenden großen Freude der großen Kinder zu erstatten war.

— Ein König ritt verkleidet aus. An der Thür eines Wirthshauses traf er einen Soldaten, den er einladete, mit ihm zu trinken; während sie dies thaten, fluchte der König. Der Soldat sagte:

— Ich höre es nicht gern, wenn junge Leute fluchen.

Der König achtete nicht darauf, sondern fluchte wieder.

— Ich höre es nicht gern, wenn junge Leute fluchen! wiederholte der Soldat.

Doch der König fluchte abermals; da sagte der Soldat:

— Ich werde, wenn Ihr es erlaubt, meinen Antheil an dem Kruge Bier bezahlen und gehen, denn ich hasse das Fluchen so sehr, daß ich es selbst dem König sagen würde.

— Wirklich? fragte der König.

— Ganz gewiß! versicherte der Soldat.

Einige Zeit darauf ladete der König einige Große seines Reiches zur Tafel, und als sie bei Tische saßen, ließ er den Soldaten kommen. Als dieser kurze Zeit im Speisesaale gestanden hatte, fluchte der König. — Da trat der Soldat vor und sagte fest, aber mit bescheidenem Tone:

— Sollte mein Herr und König sich nicht vor einem Fluche scheuen?

Der König sah erst den Soldaten an, dann aber sagte er zu seinen Gästen:

Meine Herren, da sehet Ihr einen Ehrenmann; er macht mich ehrfurchtsvoll auf die Sünde des Fluchens aufmerksam, während Ihr ruhig dabei sitzet und mich meine Seele mit dieser Sünde beschweren lasset.

(Anecdote) Herzog Karl August von Weimar, der große Freund Göthes, war sehr heitrer, neckischer Natur und liebte es namentlich so sehr, die Gesellschaftsdamen seiner Mutter und Gemahlin in den April zu schicken, daß endlich eine Art Verschwörung gegen den launigten Fürsten entstand und man sich gelobte, am 1sten April vor ihm so auf der Huth zu sein, daß ihm seine Neckereien nicht gelängen. Ein geschäftiger Höfling hatte ihm diese Verschwörung hinterbracht, was ihn nur noch mehr reizte, sein Spiel mit den aufgebrachten Damen zu treiben.

Am Morgen eines 1sten April trat der Herzog mit einem Zeitungsblatt in der Hand, zu seiner erlauchten Mütter, bei der eben mehrere Damen und unter ihnen das geistreiche Fräulein von Göchhausen versammelt waren, in das Gemach und überreichte ihr das in Händen habende gedruckte Blatt mit den Worten:

„Welche Erfindungen man doch jetzt macht! da hat man einen Blitzableiter für Menschen erfunden, und wie man mir versichert hat, soll er sich als vollkommen praktisch bewähren."

Er legte das Blatt in die Hand der Herzogin Amalia, unterhielt sich noch einige Zeit über andere Gegenstände mit den Anwesenden und entfernte sich. Kaum war er fort, so erbat sich das Fräulein von Göchhausen, das bei einem eminenten Verstande eine an das Lächerliche streifende Furcht vor dem Gewitter hatte, und zwar dermaßen, daß sie sich während eines solchen in den Schloßkeller verkroch, das vom Herzoge mitgebrachte Blatt, um den erwähnten Artikel darin zu lesen; ja sie copirte denselben, um ganz sicher zu gehen, heimlich und ließ dann, genau nach der Vorschrift, den darin beschriebenen Blitzableitungsapparat, eine Art großer eiserner Spiralfeder, in der Form eines Korbes, worin kleine Kinder das Gehen lernen, verfertigen, um diesen bei dem nächsten Gewitter anthun zu können. Damit noch nicht zufrieden, beredete sie eine alte adliche Dame, welche ihre Furcht vor dem Gewitter theilte und

dem Schlosse gegenüber wohnte, sich auf gleiche Weise beim Gewitter sicher zu stellen.

Dem Herzoge wurde dieses Alles hinterbracht und als das erste Gewitter sich zeigte, ging er zu Fräulein von Göchhausen auf das Zimmer, die er mitten in demselben, in ihrem lächerlichen Apparat stehend, unbeweglich wie eine Statue antraf. Sie hatte einen Pudermantel über sich geworfen, um ihn zu verbergen; der Herzog neckte sie eine Weile mit ihrer Unbeweglichkeit und ängstigte sie nicht wenig; dann zog er lachend das fragliche Blatt hervor, das er expreß zum Zwecke dieser Neckerei hatte drucken lassen, und zeigte mit dem Finger auf das Datum: es war vom 1sten April, und somit seine Neckerei vollkommen gelungen. Von dem Fräulein begab er sich zu der alten Dame hinüber, die er eben so wie das Fräulein in der seltsamen Maschine fand und die gleichfalls nicht wenig von seinem Witze zu leiden hatte. Die Beschämung der beiden Damen kann man sich vorstellen, als der mit ihnen getriebene Scherz ruchbar wurde.

(Schnelligkeit.) Ein Reisender verließ am Montag 23. März, Nachmittags 3½ Uhr Glasgow und ging über Manchester nach Hull, wo er Dienstag 5½ Uhr eintraf, um von da mit nach Hamburg zu fahren, das er am Donnerstag Mittag 1 Uhr erreichte. Er hatte mithin einen Weg von 700 Meilen in 69½ Stunden zurückgelegt!

(Erkennungsscene.) In London wurde vor den Gerichtshof ein Verbrecher gebracht. Der Richter erkannte mit Schrecken, daß es einer seiner frühern Schulkameraden war. „Ei, mein lieber John, welchen lasterhaften Weg hast Du betreten! Sag' einmal, was ist denn aus Tom, Williams u. s. w geworden?" — „Alle gehangen, Mylord," entgegnete der Dieb, „bis auf Sie und mich."

(Ordonanzmäßig.) Offizier der Runde: „Nichts Neues?" Schildwache vom Bürgerkorps: "Nein, Herr Hauptmann! Wissen Sie nichts?"

— Spohr hat sich in den diesjährigen Concerten zu Kassel das Verdienst erworben, größere Tonstücke junger Künstler dort zum ersten Male zur Aufführung zu bringen, namentlich eines jungen Engländers, Namens Horsley, und eines jungen Berliners Wichmann.

(Eine Emancipirte.) In Berlin ist, wie die „Aachener Zeitung" meldet, einer emancipirten Dame, der Mistreß Aston (welche jedoch von Geburt eine Preußin ist) der polizeiliche Befehl zugekommen, die preußische Hauptstadt binnen acht Tagen zu verlassen und nicht mehr zu betreten. Als Grund wurde angeben, daß ihre, allerdings sehr freien Ansichten „die bürgerliche Ordnung gefährden." Dem eigentlichen weiblichen Emancipations-Klubb, dessen Mitglieder in allerlei Kneipen ihr Wesen treiben, gehört indeß Mistreß Aston nicht an.

— Der Direktor des Prager Konservatoriums, Hr. J. F. Kittl, hat für Dedication seiner großen Concert-Ouverture in C-moll von J. Maj. der regierenden Herzogin von Parma Marie Louise, die „große goldene Medaille für Auszeichnung in Wissenschaft und Kunst" erhalten.

— Von Lamennais ist eben der vierte Band seines neuesten großen Werkes: „Skizze einer Philosophie," erschienen.

— Was wir sonst in nächster Zeit im Fache des deutschen Romans zu erwarten haben, ist ein historischer Roman von Prutz (so viel ich weiß, der Erste aus seiner Feder,) und ein gleicher von Honek, der die Thaten des edlen Ritters Eugen in Wahrheit und Dichtung schildert.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man spricht von der Wiedereinführung eines Hutschnittes, den unsere Großmütter vor länger als einem halben Jahrhunderte trugen und den man auf den alten englischen Kupferstichen sieht, welche das schöne und edele Opfer Lovelaces darstellen. Jules Janin hat den alten Roman „Clarisse Harlowe" neu bearbeitet herausgegeben und die Hüte à la Clarisse Harlowe scheinen nun ebenfalls wieder in die Mode zu kommen. Einige elegante Damen sind bereits in solchen Hüten öffentlich erschienen. Sie haben keinen an den Backen ausgeschnittenen Schirm, der vorstehende Rand, welcher die Stirn und die Schläfe schützt, ist nicht unterbrochen, sondern geht rund um den Kopf herum, nur ragt er von den Ohren an weniger weit vor. Die jungen Mädchen tragen um den Kopf des Hutes Guirlanden und Blumen, jene Frauen dagegen hübsche Bänder, die an der linken Seite herunterhängen. Nicht selten haben auch die umgeschlagenen Ränder dieser Hüte einen Spitzenbesatz. — Die Morgenkleider haben noch immer sehr knappe Leibchen, die sich nach unten zu öffenen wie die Herrenwesten; bisweilen haben auch diese Leibchen Revers, manchmal auch Schößchen. Auch die Aermel sind sehr eng, aber so offen, daß weiße bauschige Unterärmel sichtbar werden können. Die Röcke sind vorn weniger lang, hinten aber bilden sie fast eine Schleppe. Die Weite der Röcke scheint auch immer noch zuzunehmen; namentlich bei den durchsichtigen Zeugen wie Barège, Organdi und Tarlatan. Die durchaus matt gestickten Crêpes de Chine sind außerordentlich modisch, sowie eine neue Art Sonnenschirm, die ihren Namen von einer der prächtigsten Blumen, der Camelie, hat. Der Camelia-Schirm ist rund wie die Blume und öffnet sich durch einen hübschen Mechanismus im Griffe wie durch Zauberei; man braucht ihn nur leicht an sich zu drücken. Sehr beliebt ist auch das Pompadour-Negligé, ein offener Oberrock von außerordentlich durchsichtigem Batist mit Mustern, welche die schönsten Bouquets des alten Sèvres-Porzellans nachahmen. Er ist durchaus doppelt mit Spitzen garnirt, die durch einen Spitzeneinsatzstreifen getrennt sind, unter welchem ein rosa Atlasband durchgezogen wird. Dieses Negligé ist auf einem Unterkleide von schönem Jaconas offen, der mit acht reichen Spitzenstreifen besetzt ist, welche ebenfalls durch Spitzeneinsatzstreifen mit untergelegtem rosa Band getrennt sind. Um den Hals wird es durch eine Spitzenkrause zusammengehalten, durch die ein Band gezogen ist. Die weiten Aermel reichen nur bis an den Ellnbogen und der übrige Arm wird durch eine Engageante von alten Spitzen verdeckt, die auf das Handgelenk fällt. Zu diesem zierlichen Negligé gehört ein Pompadourhäubchen, das hübsch aus Spitzen und Band geformt ist und den reizendsten Kopfputz bildet, den sich eine junge Dame wünschen kann. Zum Ausgehen tragen die Damen noch Visiten von Seide oder gesticktem Muslin mit durchschimmerndem Futter und Ueberröcke von Sammet, die mit Fransen oder Spitzen garnirt sind. Ganz neu ist eine Art Mantille oder Fichu-Visite, die aus glasirtem Taffet gemacht wird. Auf dem Rücken ist sie rundlich wie eine Mantille, die Blätter vorn aber werden durch zwei dreieckige Spitzen gebildet, deren jede in der Gegend des Gürtels zwei Falten hat, damit die Taille bezeichnet werde. Die Besetzung besteht in reichen weißen oder schwarzen Spitzen oder

ausgezackten Volants. Die Mousquetairkleider, welche auch häufig getragen werden, erinnern an die langen Leibchen des siebzehnten Jahrhunderts, die von Seide oder Nankin waren. Sie sehen sehr ausgezeichnet aus. Die Ueberkleider à la Elisabeth haben dagegen einen sehr einfachen Schnitt und sind namentlich für das Land sehr bequem. Das Leibcheu daran ist glatt mit Schößchen vorn, etwas gesteift und mit Knöpfen zugemacht. Der Rock ist weit und ohne allen Besatz; die Aermel sind unten weiter als oben und lassen weiße Unterärmel von Muslin sehen. Uebrigens trägt man viele Kleider von Foulard, die fast alle ohne Besatz und höchstens mit einer Schnürchenstickerei verziert sind, sowie Kleider von italienischem Taffet mit einer gleichen Mantille, die ausgezackte Volants hat. Die vorherrschenden Farben sind die reinen einfachen, obgleich man auch noch immer viele glasirte Stoffe sieht, namentlich weiß glasirtes Joinoille u. s. w. In allen Neuigkeiten herrscht besnoders das Rosa vor. Sehr viel Mantillen von Spitzen oder Mouslin werden rosa gefüttert und die Kreppbüte sind meist ebenfalls rosa. Die Phantasiekleider sind rosa broschirt oder glasirt. Der Grund davon ist einfach der, daß diese Farbe jedem Alter und jedem Teint gut steht und namentiich an der Seide, Gaz- und an den Bändern bei dem Tages- und Kerzenlichte vortrefflich aussieht. Die Anwesenheit Ibrahim Paschas hat den Orient und alles Orientalische modisch gemacht und namentlich sind die weiten freichen und anmuthigen Gewänder beliebt geworden. Aber man hüte sich vor der Mode, die sofort nach allem ihre Hände ausstreckt und man muß zu wählen verstehen. So hat man eine **Sultanin**, die der Caprice nahe kommt, sich aber dadurch unterscheidet, daß sie vorn nicht rund und zu ist. Sie ist mit zwei Volants garnirt, von denen der zweite einen sehr graziösen Aermel bildet. Die Volants sind mit einer Spizzen-Posamentirarbeit besetzt. Die Sultanin sieht vortrefflich aus, so daß man nicht weiß, ob man sie oder die **Isabelle** vorziehen soll, die ganz den spanischen Typus mit seinen Bandschleifen und Spitzen um eine hinten runde und vorn spitzzulaufende Mantille hat, welche höchst aristokratisch aussicht.

Herren-Mode. Wenn im Allgemeinen bei den Damen-Toiletten eine mit Eleganz gepaarte Harmonie sichtbar ist, so fehlt dagegen noch viel, bevor dies Ideal bei den Herren-Costümen erreicht sein wird. Man fährt fort, die Fracks mit langen Taillen zu machen, daß sie die Hüsten überreichen; die daran befindlichen Schößen sind sehr kurz und erreichen kaum die Mitte des Schenkels; sie sind breit, unten gerundet, bedekken sie die Hüsten. Die breiten Anglaisen schneidet man oben eckig, ebenfalls den Kragen; die daran befindlichen halbgewölbten Knöpfe sind von glattem Atlas. Ein Gilet von breit gestreiftem Valencias, welches noch über die Hüfeen reicht, und mit einem geraden Kragen versehen ist, wird gewöhnlich zu einem solchen Frack getragen. Beide Kleidungsstücke sind in völliger Uebereinstimmung und man wählt gern zur Vervollständigung dieser Toilette, weite Matrosen-Pantalons, welche gerade auf die Stiefel fallen, den sie gänzlich bedecken. Jene Pantalons sind auf den Seiten mit einem dicken Stäbchen verziert: man versieht sie mit Sprungriemen, sobald man Stiefeln dazu trägt, und läßt sie frei, sobald Schuhe dazu getragen werden. Die Fracks à la française macht man mit zwei Reihen Knöpfen; sie schließen nicht an, das heiße, sie liegen nicht wie ausgespannt am Körper; Vordertheile und Schöße werden nicht ausgeschweift. Man macht jene Fracks nur mit einer Reihe Knöpfen. In den Oberröcken, Paletots und Twerds herrscht jetzt viel Uebereinstimmung. Die Gesellschafts-Fracks steppt man mit offenen Rändern; einige Oberröcke sind auf überwendlinks gelegten, sehr schmalen Rändern gesteppt. Die Schnitte der Gilets sind gerade, über Kreuz liegend, oder mit Shawls. Die geraden Gilets sind der Art geschnitten, als sollten sie bis zum Halse zugeknöpft werden; den oberstin Theil schlägt man zurück wie an einem Gilet mit Shawlkragen. Die beliebtesten Westenstoffe jetziger Saison sind Cachemirs mit Dessins, carrirte Foulards, und einige Sammete. Was die Schnitte der Pantalons betrifft, so giebt es darin kein bestimmtes Genere, da alle Modelle sich gleichen, der untere Theil bedeckt die Füße zu zwei Drittel ihrer Länge; die Seidennähte befinden sich fast auf der Mitte über den Füßen. Die Sprungriemen sind nicht gänzlich umgestaltet worden, nur sind sie viel schmäler als bisher und nicht genäht. Die erste Figur unseres heutigen Kupfers ist eine Stadtoilette. Der Rock ist von schwarzem Sedan-Tuch, der Kragen niedrig und weit herumfallend. Die Taille ist lang, breit und nach unten gewölbt, sie geht 3 Cent. unter die Hüfte die Seiten sind gerade, so wie auch die Achselstücke, der Rock ist kurz und weit, und reicht seiner ganzen Länge nicht über die Schenkel, die Anglaisen sind breit, nach oben zu carrirt und gehen bis nach unten, so daß die ganze Brust offen bleibt; jede Anglaise hat fünf Knopflöcher auf der Umschlagseite. Auf der linken Seite der Brust befindet sich eine Tasche für das Schnupftuch, die Spitzen des Kragens sind carrirt und etwa 8 Cent. kürzer als die Anglaisen, die Aermel sind halbweit und die Aufschläge kurz. Die Knöpfe sind von façonirter Seide, halbrund und von gewöhnlicher Größe. Kragen, Vordertheile und der Rock sind umgeschlagen und an der Kante abgestochen. Die Weste ist von blaßgelbem Valencia und ringsum bordirt, hat einen geraden Kragen und läßt durch ihre weite Oeffnung auf der Brust das Hemd sehen; sie ist lang und hat nur vier goldene Knöpfe. Die Seiten sind ringsum mit einem Schnürchen von passender Farbe eingefaßt. Die Hose ist von weißem Piquee weit in den Beinen, rund auf den Stiefel fallend und mit festgenähten Stegen. Die Seiten derselben sind mit einer Borde besetzt.

Die zweite Figur zeigt uns einen Phantasie-Anzug, das Kleid ist von dunkelbraunem Tuch, der Kragen niedrig und weit umfallend, die Taille ist lang, breit und nach unten gewölbt, die Seiten so wie die Achselstücke sind nur leicht gerundet. Die kurzen Schöße reichen kaum bis zum Knie und fals bis zum Rande des Vordertheils, in einer geraden Linie herab, was ihnen nur eine geringe Weite giebt. Die Vordertheile haben nur eine Reihe Knöpfe, der Einschnitt, welcher die Revers bildet, ist 3 Cent. breit und läßt sich bis zum zweiten Knopfe zuknöpfen. Fünf Knöpfe befinden sich an dem Vordertheile des Anzugs, den nur einer über der Brust zusammenhält. Die Spitzen des Kragens sind gerade abgeschnitten und 4 Cent. breiter als die Revers, die Aermel sind bis nach unten halbweit und die Aufschläge bilden nur zwei kleine gesteppte Nähte. Auf der linken Seite ist eine Tasche für das Sacktuch die Knöpfe sind ciselirt und halbrund. Ringsum ist der Rock mit einer sehr kleinen Tresse besetzt, und die Schöße und Aermel sind mit passendem Satin wattirt. Die Weste ist von dunkelgrauem Valencias mit verschiedenfarbigen Streifen, sie gleicht einer Jagdweste, die Taschen sind in die Schößchen eingeschnitten und mit Platten bedeckt, die Schößchen sind nach unten zu gleichmäßig abgerundet. Die Knöpfe sind von gleichem Stoffe und die Weste ist ringsum mit einem passenden Schnürchen besetzt. Die Hose besteht aus leichtem Satin, ist von dunkelgrauer Farbe mit schwarzen Streifen und im übrigen der ersten Figur gleich.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit runden Schößen, lange Weste mit runden Schneppen, halblange Beinkleider. Siehe den Herren-Modenbericht. 2. Zughut. Mantille mit schmalen Garnituren besetzt Kleid mit zwei breiten Volants. 3. Hut mit Schleier und Feder. Kleid vorn offen, mit Soutasch-Stickerei. Gestreifster Langshawl. 4. Kurzer Rock, lange Weste. Siehe den Herrn-Modenbericht.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold**

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1½ wöchentlichem Kupfer und Patrone 2⅓ Ngr.

Expedition



II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Peterssstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner.** Redacteur. **1846.**

☞ Inhalt der Europäischen Eisenbahn Nro. 11: Der Doppelgänger. — Mispel, der Kobold. Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anecdoten.

Empfehlung.

Allen Freunden einer launigen und heiteren Lectüre
empfehle ich für das neue bevorstehende Quartal die

EUROPÆISCHE EISENBAHN

wöchentlich 1 Bogen, **alle 14 Tage** mit einer in den Text eingedruckten **Caricatur: komische Bilder aus dem öffentlichen und Familien-Leben** darstellend. Preis **pro** Quartal **10** Ngr. und auswärts **11¼** Ngr.

Ingleichen wird sich das

Leipzig-Pariser Moden-Journal

für das neue Semester durch **Schönheit der Kupfer**, so wie durch treffliche Auswahl der Novellen und Erzählungen auszeichnen.

Auf beide Journale bitte ich die Bestellungen bei den Wohllöblichen Postämtern und Buchhandlungen sogleich zu erneuern, damit in der Versendung keine Unterbrechung erfolgt.

Die Expedition.

Das Paßverhängniß.

(Novellette.)

In der Küche waren heute die Frau Antonia Primel und ihre Tochter Adelheid sehr geschäftig, einige Schüsseln Krapfen zu backen, mit denen sie Abends Anverwandte vom Lande bewirthen wollten. Es war ein Vergnügen, Beide zu sehen, wie sie mit der größten Sorgfalt bei ihrem Geschäfte waren.

Besonders rührig war die alte Frau, wenn sie bald zum Heerde, bald zum mehlbestreuten Küchentische trippelte und mit einer Kennermiene Alles genau prüfte und betastete, was ihre Tochter nach ihrer Angabe verfertigte. Sie fachte mit ihrer Schürze das Feuer an, oder trieb in einem großen irdenen Gefäße den Teig ab, oder zankte zuweilen zur Abwechselung, wenn ihr jene nicht Alles nach ihrem Willen machte, kurz, sie kochte, bekrittelte, ordnete Alles an, mühte sich ab, damit sie mit den Krapfen Ehre aufhebe, denn auf die Vortrefflichkeit derselben war sie stolz, wie irgend einer auf eine große That. Adelheid, die wohl manchmal im Stillen die ländlichen Gäste verwünschte, die ihr schon seit den wenigen Tagen ihres Hierseins so viel Arbeit verursachten, wäre lieber bei ihrem Stickrahmen gesessen, um einestheils den Tabaksbeutel bald vollenden zu können, den sie ihrem lieben Fritz als Geschenk zu seinem Namensfeste bestimmt hatte, anderseits aber auch, um durch's Fenster, an welchem er täglich vorübergehen mußte, manchen sehnsüchtigen Liebesblick zu werfen. Durch ein verabredetes Zeichen erfuhr sie dann immer, zu welcher Stunde sie ihn Nachmittags erwarten durfte, wenn er zwei oder vier Finger in die Höhe hielt.

Die Zornröthe in ihrem Gesichte wurde jetzt glücklicherweise durch die Gluth des Feuers begünstigt, wenn sie manches herbe Wort der strengen Mutter erbitterte, die nirgends unnachsichtiger als in der Küche war, denn sie behauptete, eine schlechte Köchin würde nie eine gute Hausfrau werden.

Auch duldete sie keine Widerrede daselbst, wenn sie auch zuweilen bei andern häuslichen Arbeiten den Willen ihrer Tochter gelten ließ, und manche Fahrlässigkeit nicht so ernst rügte. So überhob sie öfters Adelheid einer Arbeit, wenn Fritz mit ihr manche Stunde verplauderte, denn sie war demselben sehr zugethan und hörte nicht ungern seinen Tagesneuigkeiten oder sonstigen Erzählungen zu, mit denen er jeden Abend reich versehen war. Sie hatte auch sonst ein gutes Herz, wenn sie sich vorsätzlich in eine Arbeit vertiefte oder emsig in ihrem Ausgabebüchlein rechnete, während hinter ihrem Rücken die Liebenden manchen Kuß austauschten; auch war sie nicht so eigensinnig, auch manches Viertelstündchen das Zimmer zu verlassen, zumal wenn sich die Liebenden zufolge eines Mißverständnisses versöhnten, was auch öfters der Fall war!

Sie liebte ihre Tochter von ganzem Herzen, und obgleich sie Anfangs das Verhältniß derselben mit Friedrich Werker nicht zugeben wollte, so begünstigte sie dasselbe jetzt um so mehr, da sie sich von den vortrefflichen Eigenschaften dieses jungen Mannes überzeugt hatte, und sie sich von ihrer beiderseitigen aufrichtigen Liebe einst eine glückliche Ehe versprach. Leider befand sich Werker in den schlimmsten Vermögensumständen, so daß er während seiner Studienzeit sich mit Lektionen kümmerlich ernähren mußte, und obgleich er jetzt die Stelle eines Prakticanten bei dem Post-Bureau bekleidete, war er noch immer in einer bedrängten Lage; die schlechte Aussicht, bald in eine Besoldung zu rücken, verkümmerte ihm fast jede schöne Hoffnung, Adelheid je als sein geliebtes Weib an sein Herz drücken zu dürfen.

Es war schon vier Uhr vorüber, als Adelheid den Herd verlassen durfte, und wiederum ihre Stickerei fortsetzen konnte, denn nun erst standen die verwünschten Krapfen in voller Pracht auf dem großen Tische.

Bald wurde die Klingel gezogen, und herein traten zwei alte Basen, die mit ihren großen kanariengelben und mit den kurzleibigen Seidenkleidern jene Modebilder präsentirten, die aus dem Jahre 1799 herstammen mochten. Nachdem sie ihre ziemlich vollgepfropften Ridiküle bei Seite gelegt, entwickelten sie eine wahrhaft ciceronische Beredsamkeit, mit der sie jede versuchte Widerrede Adelheids bekämpften. Selbst Frau Primel verstummte vor der Gesprächigkeit dieser selbstgefälligen Mode-Carrikaturen, und sie konnte manchmal ein stilles Lächeln nicht unterdrücken, wenn die Eine oder die Andere sich an Zungenfertigkeit zu überbieten suchte. Adelheit begnügte sich zuletzt mit gläubigem Zuhören, während sie sehnsüchtig die Ankunft Werkers erwartete, der heute länger als sonst ausblieb.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und ein blonder junger Mann trat herein, und nachdem er mit einem tiefen Bückling die werthe Gesellschaft begrüßt hatte, küßte er sämmtliche braune und weiße Frauenhände, wofür ihm die beiden Landfräuleins ihre besondere Huld angedeihen ließen und in langen Redensarten ihre Glückwünsche zu seiner baldigen Vermählung mit ihrer Nichte aussprachen. Ein Glück war's für ihn, daß Frau Pri-

mel dem Gespräche eine andere Wendung gab, indem sie die Krapfenschüsseln herbeiholte, und mit ihnen ihren werthen Gästen freigebig die großen Suppenteller belegte, während sie dabei mit wohlgefälligem Lächeln die Lobeserhebungen über die Vortrefflichkeit derselben anhörte, die bei jedem Bissen aus dem Munde der bejahrten Fräuleins ertönten.

Adelheid aber schien sich um dies Alles wenig zu kümmern, denn ihre Blicke hafteten auf Werkers Antlitz, das blässer als sonst war, so wie ihr auch nicht seine plötzliche Einsylbigkeit unbeachtet geblieben, da er sonst immer heiter und ein erklärter Gegner aller Kopfhängerei ihre nicht seltenen Besorgnisse mit seiner liebenswürdigen Scherzhaftigkeit zu verscheuchen wußte.

Sie sann jetzt im Stillen nach, wie sie am besten den Grund seiner unverkennbaren Schwermuth erfahren, und vielleicht das Siegel des Schweigens von seiner stummen Lippe lösen konnte.

Da sie vergeblich bedeutungsvolle Blicke mit ihrer Mutter gewechselt, die gewöhnlich zuverlässige Telegraphen ihrer geheimen Wünsche waren, und ihr schon manche ungestörte Unterredung mit Werker ausgewirkt hatten, faßte sie den Entschluß, sich mit ihm, unter dem Vorwande, ihre angefangene Stickerei zu besichtigen, in das Nebengemach zu entfernen, als unglücklicherweise beide Tanten zu gleicher Zeit dieselbe zu sehen verlangten.

Adelheid befand sich in der größten Verlegenheit, denn ohne ihren Zweck erreicht zu haben, sollte sie nun das Angebinde, das sie für Werkers Namensfest bestimmt hatte, in Fritzens Gegenwart verrathen. Sie hegte in diesem Augenblicke einen unauslöschlichen Groll gegen die beiden Klatschschwestern, der sie bald zu einer Unbesonnenheit verleitet hätte, wenn nicht Frau Primel ihre Liebesdiplomatik durchschaute, und die Neugierde der beiden zudringlichen alten Fräuleins auf einen anderen Gegenstand lenkte. Sie stand schnell vom Tische auf, und führte sie aus dem Zimmer, indem sie ihnen zuflüsterte, doch das tiefste Schweigen darüber zu bewahren, wenn sie ihnen die kleine Ausstattung ihrer Tochter zeigen werde, da ihr dieselbe bis zu ihrem Verlobungstage verborgen bleiben sollte. Zugleich wendete sie sich zu ihrer Tochter, und empfahl ihr mit schalkhafter Miene, einstweilen Herrn Werker zu unterhalten, da sie ihm Dinge von großer Wichtigkeit, an die sie eben jetzt erinnert wurde, mitzutheilen hätten, worauf sie mit einer kleinen Entschuldigung bei Werker die vor Neugierde brennenden Fräuleins in das Nebengemach führte.

Das Feld war nun frei, und Adelheid athmete wieder leichter, als ihr die List gelungen. Sie konnte nun ihrem bedrängten Herzen Luft machen, und da jede Minute zu kostbar war, um sie zu verlieren, zögerte sie auch nicht lange, in Werker zu dringen, und ihr die Aufklärung über seine Mißstimmung und über sein verändertes Wesen zu versagen. Werkern fiel es eben nicht so leicht, ihr so ohne alle Vorbereitung das zu entdecken, was er ihr so gerne verschwiegen hätte. Aber — konnte er länger ihren Bitten widerstehen, war nicht jedes Wort von ihr ein geheimer Vorwurf für seinen Rückhalt, flößte nicht jeder heiße Kuß von ihren Lippen seinem zagenden Herzen wieder Muth ein, im vollsten Vertrauen auf ihre Liebe Alles zu gestehen? Obgleich anfänglich vom bangen Wehmuthsgefühle übermannt, wagte er es dennoch mit schonendem Zartgefühle, sie über seine Amtsreise zu verständigen. Schon fühlte er die tiefste Reue, ihr es nicht bis auf den letzten Augenblick des Scheidens verheimlicht zu haben, denn wie vermochte er jetzt die Thränen ihres schönen Auges zu trocknen, sie trotz aller Betheuerungen seiner treuen Liebe zu versichern. Noch mehr aber erschütterte ihn zum ersten Male ihr Mißtrauen, da sie die Wichtigkeit seiner Absendung bezweifelte, und vielmehr seine Abreise als das längst ersehnte Ziel seiner Wünsche betrachtete. Werker war in der peinlichsten Lage, er mußte Alles aufbieten, sie von der Ungerechtigkeit ihres Argwohnes, ihrer kränkenden Beschuldigungen zu überzeugen. Ja, es blieb ihm zuletzt kein anderes Mittel übrig, sich vor ihr zu rechtfertigen, als ihr den Paß vorzuweisen, der ihm von seinem Amtsvorsteher ausgefertigt und eingehändigt worden.

Nochmals versuchte er, mit den heiligsten Liebesschwüren Adelheids grausame Vorwürfe zu bekämpfen; umsonst, das unselige Papier sollte der Bürge seiner aufrichtigen Neigung werden. Adelheid entfaltete es mit zitternder Hand und las mit hochgerötheten Wangen das wichtige Dokument, das mächtiger, als alle Liebesbetheuerungen Werkers, die Eifersüchtige zu beschämen vermochte.

O, hätte er es geahnt, wie verderblich ihm dieser Paß werden konnte, er würde ihr ihn nicht so leichten Herzens überliefert, nicht mit so stolzem Selbstbewußtsein der Redlichkeit, seinen Siegerblick auf sie gerichtet haben.

Und wer mochte es glauben, daß Amor boshaft genug mit diesem Uriasbrief zwei liebende Herzen zu trennen vermochte. Und doch war es er, der dem Paßschreiber einen Dämmerschleier um die Augen legte, und die verhängnißvollen Worte in die Feder diktirte. Denn nach der Personsbeschreibung, wie sie der Paß enthielt, mußte Werker eher häßlich als schön genannt werden, da hieß

es nämlich: lange röthliche Haare, graue Augen, gedrückte Stirne, aufgeworfene Lippen, mittelmäßig gute Zähne, hagere Gestalt, unsicherer Gang, kurz, alle Vorzüge eines Adonis waren darin weggeleugnet, für welchen er doch in den Augen Adelheids gelten mochte.

War Adelheid gleich durch dieses Papier von der Nichtigkeit ihrer Eifersüchteleien versichert, so ließ ihr dieses schriftliche Conterfei eines Mannes, um dessen leibliche Vorzüge sie sich auch von Andern beneidet glaubte, keinen angenehmen Eindruck zurück. Und in der That, als sie beschämt Werkern den Paß zurückgab, erbebte sie sichtlich, als sie beim hereinbrechenden Abendroth seine langen blonden Haare in's Röthliche spielen sah, und in seinen sonst so schönen blauen Augen einen grauen Schimmer zu entdecken meinte. Und als er bald die beiden Fräuleins nach ihrer Wohnung im Gasthofe zu begleiten sich anbot, legte sie wohlversöhnt ihre Hand in die seine, während sie mit einer Scheu den Kuß auf seine aufgeworfenen Lippen drückte, und vom geöffneten Fenster aus den im Mondeslicht zitternden Schatten seines unsichern Ganges beobachtete. —

Zwei Tage waren seit diesem Abende verstrichen, an welchem Werker, wie auch in der Abschiedsstunde von einer gewissen Zurückhaltung und von dem kalten Benehmen Adelheids nicht wenig schmerzlich berührt wurde; vergebens forschte er nach dem Grunde der plötzlichen Umwandlung ihres Wesens, und schwerer trennte er sich von ihr, als er von ihrer Seite einen erschütternden Auftritt befürchtete. Ohne Thränen schied sie von ihm, während ihm die Stimme beim herzlichen Lebewohl versagte.

Es vergingen drei Wochen, als Werker von seiner amtlichen Sendung heimgekehrt, und für die treuen Dienste wie auch wegen seiner besonderen Geschicklichkeit, die er bei den ihm anvertrauten Geschäften an den Tag gelegt, zum besoldeten Beamten befördert wurde. Er hatte nun die Stelle erreicht, die ihm zugleich Adelheids Hand versichern sollte.

Aber zerstört waren seine schönsten Hoffnungen, als er in's Paß-Bureau eintrat, und wie versteinert vor Adelheid stand, die am Arme eines schwarzlockigen Italieners einen Paß löste, um mit ihm und ihrer Mutter nach Venedig abzureisen, um sich dort trauen zu lassen.

Werker wollte so eben ein Wort an sie richten, als ihn Adelheid mit einem stolzen Blicke vom Kopfe bis zum Fuße maß, sich schweigend umwendete und das Bureau verließ.

So sollte Werker an derselben Stelle, wo ihm einst der verhängnißvolle Paß ausgefertigt wurde, dem letzten Abschiedsblick Adelheids begegnen, und wie der Paßschreiber das Papier zerschnitt und als ungültig bei Seite legte, so fühlte er, daß auch der Liebespaß ihrer Herzen, auf den nur noch der Stempel der Ehe aufgedrückt werden sollte, zerrissen und werthlos sei.

(Humorist.)

Lord John Bull's Abenteuer.

Der alte James Bull, einer der reichsten Bierbrauer in London, der sich vom Braujungen bis zum Besitzer von Millionen heraufgeschwungen hat, fand für gut, daß sein ältester Sohn, John, den Continent bereisen möge, um seiner ächt-englischen Bildung die Krone aufzusetzen. Zu seinem ersten Ausfluge war Paris bestimmt, wo er überwintern und französische Sitten, Manieren, Gebräuche und dergleichen kennen lernen sollte. Mit unbeschränktem Creditbrief und mit brittischer Dreistigkeit und Suffisance gehörig versehen, und auf des Vaters Pfunde pochend, landete er nach glücklicher Ueberfahrt in Calais, wo er sich sogleich nach seiner Ankunft den Titel Mylord beilegte, und in einem prächtigen Reisewagen mit Extrapost vierspännig nach Frankreichs Hauptstadt flog, daselbst im hôtel des princes in der Rue Richelieu abstieg, und à la Lord logirte, commandirte, speisete und bezahlte, dafür sich auch Manches erlaubte, was sich Andere, selbst Prinzen, die dort logirten, nicht einmal erlaubten, wogegen er sich auch manche derbe Zurechtweisungen, besonders an der mit Fremden aus allen Weltgegenden reichbesetzten Table d'hôte, wo neben dem Turban der Quäkerhut, neben einer italienischen Opernsängerin ein Erzbischof und neben einem Fürsten ein Chevalier d'Industrie und abgefeimter Gauner Fasanenflügel nagte und Cap- und Thränenwein schlürfte, gefallen lassen mußte. Doch alle, wenn auch noch so derbe Zurechtweisungen konnten den Bier-Mylord nicht weniger arrogant und weniger unhöflich machen. Ja eines Tages, als seine Brau-Herrlichkeit des Guten in Porto etwas zuviel gethan hatte und aller Vorstellungen ungeachtet sich im trunkenen Zustande nicht auf sein Zimmer zurückziehen wollte, nahmen sich einige militairische Gäste die Freiheit, den edlen John, trotz aller Goddams und aller alt-englischen Flüche etwas unsanft zur Thüre hinaus zu spediren. Jedoch war dies noch nicht hinreichend, John Bull zur Raison zu brin-

gen; er sollte vielmehr noch ganz andere Erfahrungen machen, bevor er gewitzigt wurde.

Bald nach seiner Ankunft, an einem schönen Herbsttage, hörte der Pfundmann, daß die Wasser in St. Cloud springen und sich daselbst viele Leute versammeln würden, daher er sich vornahm, dieses Vergnügen auch zu genießen. Er bestieg das nach St. Cloud fahrende Dampfboot, auf dem er eine hübsche Gesellschaft vorfand, und als er dem Ziele der Lustreise schon nahe war, eine junge Dame von nicht gewöhnlicher Schönheit in Halbtrauer erblickte. Der junge Herr fing schnell Feuer, was seinem Geschmacke allerdings zur Ehre gereichte. Nachdem er sich erkundigt hatte, wer die Dame eigentlich sei und zu seiner großen Freude erfahren hatte, daß sie eine sehr reiche junge Witwe von guter Familie sei, die ihren Mann vor acht Monaten verloren hatte, näherte sich John Bull derselben mit großer Selbstgefälligkeit, seine Brillantringe spielen lassend, und suchte so gut sie möglich in gebrochenem Englisch-Französisch eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Bull. Goddam, Madam, Frankreich sein schön Land und hat schöne Ladys.

Dame. Mein Herr, Sie finden dies.

Bull. I find erst to day, daß it is so. (Sich neben der Dame niederlassend.) Fahr' Sie heut' nach Paris zurück?

Dame. Ja, mein Herr; ich besuche nur eine Freundin und kehre diesen Abend wieder heim.

Bull. Ach, das sein charmant, ich machen auch so. (Rückt der Dame näher.)

Dame. (Zurückrückend.) Sie sind vermuthlich erst seit kurzer Zeit in Frankreich?

Bull. Yes, erst drei Wochen, ich kenn' aber die Land, als ich sein drei Jahre darein. (Rückt wieder näher.)

Dame. Ach, Gott sei Dank! Nous voilà arrivés.

Bull. Goddam, schon da! mit die verdammt Dampf gehn alles so geschwind, daß man hat gar kein Zeit sich zu besinnen.

Die Dame beeilt sich, an das Land zu steigen; Bull macht eine kurze Verbeugung, geht ihr auf dem Fuße nach und verfolgt sie bis an das Haus, in welches sie eintritt, ohne sich umzusehen. Ihr Verfolger aber, dessen englisches Herz französisches Feuer gefangen, hat schon beschlossen, sie auf dem Heimwege und bis in ihre Wohnung in Paris zu begleiten. Er nimmt deshalb Posto unter dem Zelte eines gegenüberliegenden Kaffeehauses und läßt sich eine Flasche Porterbier nach der andern bringen, ohne sich weiter um St. Cloud, seinen Park, die springenden Wasser und alles Andere im Geringsten zu bekümmern; er richtet vielmehr seine Augen unverwandt auf das Haus, in welchem sich die Auserkohrne befindet, und die er so glücklich ist, zuweilen einen Augenblick am Fenster zu erblicken. Geduld und Ausdauer überwindet gar Manches, und so sah John, als der Abend nahte, endlich auch die Pforten sich wieder öffnen, die den theuern Gegenstand aufgenommen hatten, der jetzt, jedoch in Begleitung noch einer Dame, wieder aus denselben heraustrat und dem Landungsplatze der Dampfboote zueilte, da man schon einmal zur Abfahrt geläutet hatte. Mylord war so emsig bemüht, ihr zu folgen, daß er beinahe vergessen hätte, die Zeche zu bezahlen; er warf dem erinnernden garçon ein Zwanzigfrankenstück hin, ließ sich jedoch nicht die Zeit, das, was ihm davon herauszuzahlen war, hinzunehmen, sondern überließ es dem Aufwärter, der ihm deshalb ein grand merci, Mylord! mit auf den Weg gab. —

Bull sprang in das Boot, als man eben zum letzten Male läutete, und die Begleiterin seiner Dame ihr Lebewohl wünschte und sich empfahl. Der von Porter und Liebe reich Beseelte nahm sogleich Platz neben der schönen Wittwe, die er nun mit Fragen und plumpen Artigkeiten und Complimenten wahrhaft bestürmte, und die, um sich denselben zu entziehen, ohne doch Aufsehen erregen zu wollen, es zulassen mußte, daß er ihr die Hände auf etwas derbe Brauerart drückte. —

Als er sich aber anschickte, noch unternehmender zu werden und der Dame Beweise seiner großen Zuneigung zu geben, sagte sie in ihrer Herzensangst flehendlich bittend und den edlen Lord auf die Finger schlagend: „Aber, mein Herr, gedulden Sie sich doch bis in Paris; sehen Sie nicht, daß hier Aller Augen auf uns gerichtet sind, lassen Sie mir wenigstens Ruhe, so lange wir im Dampfboote sind."

Bull (seine Hände zurückziehend.) Ich werde Sie dürfen begleiten in Ihr Haus?

Dame. Versteht sich.

Bull. Ist das gewiß?

Dame. Ganz gewiß.

Bull. Sie machen mich gewiß so glücklich. —

Dame. Nur Geduld!

Bull. Ich werde Sie dürfen heirathen?

Dame. Versteht sich.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Der Bauer aus dem fremden Kirchspiel.) Ein Bauer besuchte seinen Gevatter, einen andern Bauer, der in einem andern Dorfe wohnte, und blieb bei ihm den Sonntag über. „Gevatter," sagte der letztere, „laßt uns in die Kirche gehen, damit Ihr unsern Pfarrer hört; er weiß uns armen Bauersleuten das Wort Gottes so ans Herz legen, daß wir jedesmal weinen müssen, wenn er predigt." Beide gingen nun in die Kirche, und als der Prediger auf die Kanzel gestiegen war und vom jüngsten Gericht und der ewigen Verdammniß und dem Höllenfeuer sprach, da mußten alle Bauern weinen; nur der Bauer aus dem fremden Dorfe weinte nicht. Da fragte ihn Jemand, der dies bemerkte: „Aber Nachbar, warum weint Ihr denn nicht?" — „„Ich gehöre nicht zu diesem Kirchspiel"", antwortete er.

— Ein römisch-katholischer Geistlicher predigte einst über die zunehmende Vergnügungssucht des schönen Geschlechts. Er eiferte stark, lobte aber doch die Häuslichkeit der zu seiner Gemeine gehörenden Frauen und Mädchen. „Nur eine," sagte der schlaue Pater, „nur eine kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, sie ist unter uns; ich will sie gerade nicht nennen, aber ich will mit der Mütze nach ihr werfen." Er nahm dabei sein schwarzsammtnes Käppchen ab, wickelte es fest zusammen und holte aus, als ob er unter die Schönen werfen wollte. Schnell bückte sich Alles, was jung war, die zur Kugel gewordene Mütze fürchtend; der Pater setzte sein Käppchen wieder auf und fuhr folgendermaßen fort: „Ei, ei! meine Geliebten in dem Herrn, was muß ich sehen? Ich habe geglaubt, es sei nur Eine, aber siehe da, es sind alle." Und nun fuhr er fort, den geängsteten Schönen insgesammt recht tüchtig den Text zu lesen.

(Ein gräßlicher Fund.) In Rom soll neulich bei Aufräumung des Theaters Argentina in einer der verstecktesten Logen des letzten Ranges eine halb verweste junge Dame im Domino mit mehreren Dolchwunden gefunden worden sein. Kein Zweifel, daß sie auf dem letzten Carnevalsfestino, seit welchem jenes Theater verschlossen war, ermordet wurde. Der Grund ihres Todes kann wohl kein anderer als Eifersucht gewesen sein.

(Eine beißende Antwort). In einer Conferenz der Beamten des Dresdner Hoftheaters, erzählt Holtei, war die Rede von der Ausstattung einer neuen Oper, auf deren Composition Niemand großes Vertrauen setzte und Tieck, zu jener Zeit als Dramaturg des Dresdner Hoftheaters angestellt, sprach gegen Arrigoni die Befürchtung aus, es werde ihm, da er nun erst in der Stummen von Portici einen feuerspeienden Berg gegeben, schwer fallen, für die neue Oper, die dasselbe brauche, in dieser Gattung etwas Neues zu finden. Darauf erwiederte Arrigoni: „Nichts leichter, als das, ich male blos einen Berg wenn der die Musik der beiden ersten Akte mit angehört, so speit er im dritten von selbst.

(Recept zu einem Liebesbriefe.) Folgendes Recept zu einem Liebesbriefe möchte wohl selten seine Wirkung verfehlen: „Mein Fräulein? Sie werden auf dem Balle bemerkt haben, daß ich nichts bemerkte, als Sie sind schön, sehr schön, schöner als jede Schöne, welche ich je sah. Sie haben außerordentlichen Verstand; Ihr Geist hat mich entzückt. Sie sind güt, dies zeigt Ihr Auge, Ihr Ton, Ihr Benehmen. Doch Alles dieses wissen Sie. Ich muß Ihnen jedoch etwas mittheilen, was Sie nicht wissen. Ich bin 26 Jahr alt. Ich bin Erbe einer Million; Ich habe noch eine Erbschaft zu erwarten. Meine Tante ist 80 Jahre alt und kränklich. Ich bin ihr höchstes Glück. Sie hat mir schon jetzt viele Herrschaften zugesichert. Das Erträgniß derselben ist bei 150,000 Thaler jährlich. Was meine Tante an Papieren, an Juwelen, an baarem Gelde besitzt, soll höchst bedeutend sein. Ich werde hier bleiben, in dem Hause meiner Tante bleiben und ihr die Augen zudrücken, in meinen Armen wird sie sterben. Dann lebe ich im Winter in Paris, — im Sommer in den Bädern, im Frühjahr in Wien, im Herbst auf meinen Güter. Fräulein, wollen Sie meine Hand annehmen? Als Witwensitz biete ich Ihnen meine schönste Herrschaft und jährlich 50,000 Thaler vorläufig. Wahrheit ist Alles, was ich hier niederschreibe, und Ihr Herr Papa kann sich von der Wahrheit dieser meiner Angaben überzeugen. Uebrigens besitze ich auch einen modernen Namen, ich heiße Arthur, ich kann mich aber auch William nennen, wie es Ihnen angenehmer ist. Um zwei Zeilen bittet Sie ihr für sie sterbender Verehrer, Arthur."

(Ein neuer Opernstoff!) Wo? wo? werden Dichter und Componisten schreien. In der neuen Laußnitz-, Böhm- und Schlesischen Chronika von Heinrich Sach. Leipzig 1687, Seite 114. Da ist zu lesen: „Anno 1676 soll den 11. Januar der Richter in Marsbach seine Tochter, welche sich mit des Hirten Sohne heimlich verlobt, einem reichen und alten Müller versprochen haben. Als nun die Hochzeit angestellt wurde, ist sie vom Tische aufgestanden, in die Kammer gegangen und hat sich erhenkt; weil aber die Gästenach der Braut verlangen, hatte die Mutter sie gesucht, und in der Kammer todt gefunden. Die Mutter ist vor Leid zum Fenster hinabgesprungen und hat den Hals gebrochen, der böse Feind soll den Vater zum Hause hinausgeführt, der Bräutigam aber aus Unsinnigkeit an die Wände gelaufen sein und sich in einem Teiche ersäufet haben." — Wenn das nicht gut zu einer Schaueroper im neuesten Geschmack ist, so hört Alles auf. Erstens die heimliche Verlobung mit dem Hirtensohne, welch' ein reizendes Flötensolo! Sodann Chor der Brautgäste bei Rindfleisch mit großen Rosinen. Toaste und heimtiches Frohlocken des alten Müllers! Sodann Cavatine vor dem Erhängen. Schreck der Mutter und Fensterhinaussprung. Auftreten des bösen Feindes à la Samiel und Hinausführung. Hier ist ein großes Duett: „In meinem Schlößchen ist's gar fein, komm Richter, kehre bei mir ein!" Endlich das Unsinnigwerden des alten Müllers, der sich erst in den Mehlkasten verkriechen kann, ehe er zu Wasser in's Reich der Schatten geht. Sapperment, das ist ein Stoff, der einem Operndichter wie Rellstab unruhige Nächte verschaffen kann. Am Schlusse können die vier Geister im Quartett mit Unkenbegleitung und obligatem Mühlengeklapper singen, und während Meister Pferdefuß mit dem Gebieter über Waizen und Mittelmehl die Polka tanzt und ein magisches Roth Knappen und Mehlsäcke verklärt, könnte der Vorhang fallen.

(Rindfleisch und — Schönheit.) Ein Engländer bemerkt: — Die ungeheuren Quantitäten animalischer Nahr-

ung, welche Männer sowohl als Frauen in England zu sich nehmen, müssen nothwendig der Gesundheit und der Schönheit nachtheilig sein. Diesem Umstande, so wie dem Mangel an Bewegung zu Fuß und Pferd in freier Luft, ist die frühzeitige Beleibtheit und unangenehme Fülle einiger der elegantesten Ladies zuzuschreiben. Viele englische Mädchen sind sehr hübsch. Sie sind wohlgestaltet, munter und gefühlvoll, — ihre Gesichtsfarbe ist schön und ihre Züge sind regelmäßig und anmuthig. Einige dieser persönlichen Reize verdanke man ohne Zweifel unserm köstlichen Klima und der Befreiung von aller Sorge um die Zukunft, deren sich die englischen Damen erfreuen; denn wir glauben, der einzige Gedanke, der jemals ihre Seele beunruhigt, ist der, welche Farbe das nächste neue Kleid haben müsse. Aber kein persönlicher Reiz bei Frauen kann auf die Dauer Stich halten gegen Beefsteaks zum Frühstück, kaltes Rindfleisch beim zweiten Früstück, gebratnes und gekochtes Rindfleisch beim Mittagsmahle, und kaltes Rindfleisch zum Thee oder Abendessen. Dies ist mehr als zuviel, und die Rundlichkeit und gewaltige Fülle vieler Ladies bestätigt es. Indem sie so ihr Gewicht mehren, berauben sie offenbar ihren eignen Markt, denn jedenfalls ist es wahr, daß die meisten Männer gern die weise Lehre befolgen: „Wähle von allen Uebeln das kleinste!“

(Ein Drama im wirklichen Leben.) Ein vor vielen Jahren in Louisiana eingewanderter vormaliger Bewohner New-Hampshires übernahm in Neuorleans eine Pachtung, wozu er nach der dort gewöhnlichen Weise Geld zu hohen Zinsen borgte und von dem Ertrage der Ernte die Schuld allmählich verringerte. Er lebte in einträchtiger Ehe mit einer Quarterone (Abkömmling von einem Weißen und einer Farbigen im vierten Grade) ohne, nach dortigen Gesetzen, mit ihr getraut werden zu können. Wie an den meisten ihres Gleichen war kaum eine Spur ihrer farbigen Abstammung an ihr zu erkennen; sie erfreute ihn durch ihre Liebenswürdigkeit und durch ihr gutes Herz und so hatte er bereits 20 Jahre glücklich mit ihr gelebt. Da sie mit dem Gesetze wohl bekannt war, daß Kinder einer Sclavin unbedingt zur Sclaverei verurtheilt, so stellte sie ihrem Manne häufig vor, daß, weil sie selbst eine noch nicht freigegebene Sclavin sei, ihre Kinder einst auch wieder Sclaven werden müssen, wenn er ihnen nicht die Freiheit schenke. Der Mann versprach immer dafür zu sorgen, versäumte aber auch stets die Urkunde über die Freilassung der Kinder aussertigen zu lassen, und als nach einiger Zeit sie, bald darauf auch er schnell starb, blieben ihre Kinder, drei sehr schöne Mädchen ohne alle Spur ihrer Abstammung, als Waisen zurück. Der Bruder des Verstorbenen kam aus New-Hampshire an, um die Hinterlassenschaft zu ordnen und meinte, wie Alle, daß sein Bruder ziemlich wohlhabend gewesen. Auch gefielen ihm die schönen Nichten und er versprach, sie mit in seine Heimath zu nehmen und sie dort in die Gesellschaft einzuführen, für die sie durch ihre Erziehung vollkommen vorbereitet waren. Bald zeigte sich indeß, daß die Schulden ihres Vaters sein Vermögen überstiegen, und, wenn auch das Fehlende nicht gerade bedeutend war, ein Abkommen mit den Gläubigern getroffen werden mußte. Der Bruder des Verstorbenen überließ also den Gläubigern die ganze Hinterlassenschaft, wurde aber von denselben bald verklagt, weil er einen Theil derselben verheimlicht, indem er nicht alle Sclaven angegeben habe. Zu diesen rechneten sie nämlich auch die Töchter des Verstorbenen und als der Bruder desselben, der selbst nicht wohlhabend war, in tiefem Unwillen zu den Gläubigern ging, um sie flehentlich zu bitten, ihre Ansprüche auf seine Nichten aufzugeben, ward er mit kaltem Hohne abgewiesen. Man antwortete ihm ungescheut: die Mädchen wären viel zu werthvoll, als daß man sie ihm so ohne Weiteres überlassen könnte.“ Er bot, ob er gleich selbst 6 Kinder hatte, alles was er besaß, und also seiner Meinung nach mehr, als man für die Mädchen erhalten würde, wenn man sie verkaufe. Man lachte ihn aus und der Arme sah sich genöthigt, den Mädchen das traurige Schicksal anzukündigen, das ihnen bevorstand. Die Unglücklichen aßen und schliefen von diesem Augenblick an nicht und waren von einander nicht zu trennen, bis man sie mit Gewalt von einander riß, um sie auf dem Sclavenmarkte in Neuorleans einzeln zu verkaufen. Wohin sie gekommen sind, und was aus ihnen geworden ist, hat man nicht erfahren können.

(Recept zur Jugenderziehung.) Wir geben hier ein humoristisches Recept zur Jugenderziehung, welches das Ueberfüllungssystem, wonach unsere Jugend wie mit Dampf voll Gelehrsamkeit gestopft wird, satyrisch geißelt. Es heißt:

Recipe: Zwei bis sechs Quentchen Religions-Unterricht; zwei bis drei Quentchen denkendes Lesen, ein Quentchen Schönschreiben, Rechtschreiben, Stylübung und deutsche Sprachlehre. Willst Du höher hinaus, so nimm eben so viel von der Mythologie, Anthropologie, Technologie, Geographie, Astronomie, Geometrie, Logik, Mathematik, Psychologie, Physik, Welt-, Religions-, Reformations-, vaterländischen und Naturgeschichte eine doppelte Dosis von Arithmetik; eine einfache vom freien Handzeichnen, Singen und Declamiren; setze nach Belieben etwas Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch und Italienisch hinzu, mische dies Alles wohl untereinander, schüttele es des Tages mehrmals um und reiche theelöffelweise der Jugend davon in der Zeit von 7 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 6 Uhr Nachmittags. Zum Nachtrinken während der freien Stunden kann man einige Pfund Privatarbeiten, Clavier- und etwas gymnastischen Unterricht verordnen, die weibliche Jugend überdies mit Stricken, Nähen, Häkeln und Sticken tractiren. Befolgst Du diese Vorschrift genau und gewissenhaft, so hast Du die Genugthuung, Kinder aufzuziehen, welche von Allem etwas und doch wiederum nichts wissen, vorlaut sprechen, blaß, hohläugig, hohlwangig und klüger als ihre Eltern sind. Erst 14 Jahre alt, tragen die Knaben, die Säulen des künftigen Philisterthums, bereits Brillen auf der Nase und Cigarren im Munde; die Mädchen hingegen die Bleichsucht auf dem Antlitz, die Verkrümmung auf dem Rücken und den frühen Tod im Herzen. Versuch's, — sagt ein altes Receptbuch, — und Du wirst Dich wundern!

— Kaiser Leo verbot die Blutwürste. Jeder Käufer und Verkäufer wurde mit Ruthen gepeitscht, des Landes verwiesen und ihr Vermögen eingezogen.

— In einem kleinen amerikanischen Staate erschlug ein Europäer, ein Schmidt, einen Indianer. Der indianische Stamm forderte Genugthuung. Der Staatsrath berieth lange und faßte endlich den Beschluß, den Indianern zu erklären, daß sie nur einen Schmidt in ihrer Niederlassung hätten und deshalb diesen

unmöglich aufhängen lassen könnten. Dagegen hätten sie zwei Schneider, und um ihren lieben Nachbaren ihre Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, wollten sie von dieser Doublette ein Exemplar hergeben, das dann vam Leben zum Tade gebracht werden sollte.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Wir haben kürzlich einige Kleider gesehen, die uns so elegant erschienen, daß wir sie für unsere Leserinnen beschreiben zu müssen glauben; zuerst ein Kleid van dahliafarbigem Taffet mit einem Besatz von sieben Spitzenstreifen auf dem Rocke, die von unten nach aben zu schmäler wurden. Das Leibchen war von den Achseln an in Falten genommen und lief garbenförmig in einen kleinen schmalen Gürtel aus. Die Aermel waren ganz eng und am Handgelenke geschlossen. abir mit drei ebenfalls an Größe abnehmenden Spitzenstreifen besetzt. Das andere Kleid war von schmuzfarbigem Foulard, schürzenartig in gleichfarbiger Seide gestickt, während sich in der Mitte herunter eine Reihe kleiner Knöpfe van schöner Posamentirarbeit zog. Das Leibchen war auf dem Rücken in Falten gezagen, vorn dagegen glatt und öffnete sich da in gestickten Revecs, so daß es vollkommen ein V bildete. Die Aermel waren ebenfalls ganz eng und am Handgelenke geschlassen, hatten aber gestickte Aufschläge. Ein drittes Kleid von staubfarbigem Taffet halte fünf Valants von gleicher Geöße mit graßin Zacken und ein habes ganz glattes Leibchen mit ziemlich breiten rundlichen Schößen, die mit einer schmalen seidenen Barde besetzt waren. Die engen Aermel öffneten sich hufeisenförmig unter dem Handgelenke und waren da mit einer Berte in der Farbe des Kleidstoffes besetzt. Unler der Oeffnung sah man Unterärmel von Batistlinan mit Einsatzstreifen von Spitzeu. Das Schönste aber als graße Sammertoilette schien uns ein Kleid van Seidenmulin im Watteau-Genre mit einem grünen Geunde zu sein, auf dem sich Guirlanden von Frühlingsblumen hinzogen. Der Rack war mit zwei Volants besetzt, van denen der obere nur die Hälfte der Breite des untern hatte. Ueber jedem Volant befand sich eine Pesamentiraebeit in den Rarben des Kleides, Chenille ähnlich. Das Leibchen war in Falten gelegt, tief ausgeschnitten, mit kleinen Achsestükken, die van einem schmalen Bündchen gehalten wurden, welches um die Brust und die Achseln lief; die Aermel waren kurz, kannten aber auch nach Belieben lang gemacht werden, wie sich auf dem Leibcher ein Canezau in der Farm eines haben Leibchens anbringen ließ, der im Rücken in Falten angezogen war, nach dem Gürtel zu in eine Schneppe auslief und mit einem schrägin Streifen besetzt war, welcher ganz wie ein Revers aussah. Die Oberröcke mit einer schürzenförmigen Stickerei weeden sehr zahlreich. Man hat für das Land auch Kleider von sagenanntem englischen Piqué in Nankinfarbe mit knappen unten westenartig affenen Leibchen, das hinten Schößchen bildet, die mit schmalen weißen Soutaschbörtchen besetzt werden. Die Aermel dieser Röcke sind ganz eng. Sehr modisch sind ferner die seidenen Kleider mit besanders gewebtem Valant, der dunkler aon Farbe ist als das Kleid. Auch hat man ähnliche ahne Valant, aber mit meheeren etwa deei Fingee breiten Streifen in dunklerer Farbe unten auf dem Rocke. Häufig werdin Volants so angesetzt, daß unten vier beisammen sind, weiter aben nach einem Zwischenraume drei und dann nach einer gewissen Entfernung wiederum drei, sa daß der ganze Rock davon bedeckt ist. An der Tagesordnung sind die Canezaus, abee sie müssen sehr schän sein, damit sie nicht gemein werden. Man hat sie mit reichen zierlichen Stickeeeien, mit Spitzeneinsatzstreifen aber mit Spitzengarnitur. Viele Damen zeigen sich in Mantillen von gesticktem Muslin, die entweder mit Volants aber mit kleinen Bauschen garnirt sind, in welche man Band zieht, oder auch dappelt mit beiten Spitzen besetzt sind. Auch Visiten, die wir sahen, waren van Muslin, aber farbig gefüttert. Manche Canezaus haben übrr dem durchgezagenen Bande, das die Taille bezeichnet, kleine Schößchen, wie die Kleider. Die Kinder van vier bis etwa neun Jahren tragen Kleidchen von Faulard odrr einfaebigem Pail de Chevre, die unten mit mehreren wallenen Borden besetzt werden, welche unten breiter als oben und eine andere Farbe haben als das Kleid. So setzt man auf nankin- aber staubfarbigen Faulard dunkelgrüne, dunkelblaue oder weiße Barden. Ein zwei Hände breiter Gürtel van schattischem Taffetbande, das in langen Fransen endiget, vervallständiget einen salchen hübschen Anzug. Bei den Kindern unter sieben Jahren wird der erwähnte Gürtel hinten zugebunden, bei älteren dagegen an der Seile befestiget. Eine kleine varn recht weit offene Visite ganz dem Kleidchen ähnlich von Foulard und mit Barten besetzt, wird darüber gezagen. Die jungen Mädchen von zehn bis vierzehn Jahren teagen Mantillen aber Visiten von glasirtem Taffet und dazu Strohhüte aber Zughüte in einer sehr mäßigen Pamelaform. Die Knaben kleidet man gern in ein Jäckchen à la Ludwig XV., das hinten die Taille selbst zusammennimmt, vorn affen und unten abgerundet ist und lange Aermel hat.

Herren-Mode. Seit zwei oder drei Jahren haben sich die Herrenanzüge sehr bedeutend verändert, namentlich wurden die Taillen immer länger, die Weite der Kleidungsstücke übertrieb man mehr und mehr und ja ist es gekommen, daß jetzt der Schnitt eines Rockes durchaus nicht mehr im Verhältniß zu dem wieklichen Baue des Körpers steht. Ein Herr im modischen Anzuge ist zur Carricatur geworden und es wird Zeit, daß eine Aenderung zum Bessern eintritt, die denn auch hoffentlich gar nicht lange ausbleiben dürfte. Die neuesten Fracks, die wir gesehen haben, hatten denn auch bereits eine minder lange Taille und minder winzige Schößen. Nur an den Röcken und Palletats hält sich die Unnatur noch. Palletots werden nämlich noch immer getragen und bei den Sammern, wie man sie seit einigen Jahren hat, sind sie wirklich auch kaum entbehelich. Allerdings trägt man die Sammerpalletots von sehr leichten, wenn auch ziemlich dichten Steffen. Zum Negligé trägt man sehr gern carrirte Westen, während die von weißem Piqué zum Staatsanzuge sich fortwährend in Gunst erhalten. In Bezug auf die Beinkleider können wir endlich die erfreuliche bestimmte Mittheilung machen, daß die Fußriemen bereits fast gänzlich aufgegeben sind und nur noch von wenigen Herren getragen werden; die Pantalons fallen weit auf den Stiefel vor und sind am Knie ziemlich eng. Die Joinville-Cravaten sind van der ganzen eleganten Welt angenommen. Varmittags sind sie van bunten Farben mit entsprechenden Feansen; sogar bei Toiletten zu Besuchen und kleinen Sairéen werden sie gestattet, dach müssen sie da einfarbig schwarz sein. Die Hüte erhalten sich mit schmalen Krempen, dach scheint es, als sollte ihr Kopf wieder etwas höher werden, als man ihn bisher getragen hat.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Ländlicher Anzug für einen Herrn. 2 u. 4. Ein Knaben- und ein Mädchen-Costüm. 3. Langshawl. Oberkleid mit rundem Schoaßleibchen, mit vier Fransen-Valants. 5. Kurzer Rock, lange Weste, halbenge Beinkleider.

Man abonirt bei allen Paaftämtern und saliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck van F. André in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



II. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Peterstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Das
Leipzig-Pariser Moden-Journal

zeichnet sich vorzüglich dadurch vor andern Modezeitungen aus, daß es die **pariser Kupfer**

wirklich um 8 — 10 Tage eher bringt

und berufe ich mich auf eine gefällige Vergleichung, die dennoch dieses frühere Erscheinen nachweisen muß, wenn auch jene Modezeitungen die Verspätigung derselben dadurch **unmerkbar** und **weniger auffällig** zu machen streben, daß durch den Zeichner die Richtung der Figuren **verwendet** und letztere vom Colorist willkürlich **anders gemalt** werden, als es im pariser Original vorgeschrieben steht, was aber um so weniger zu billigen ist, da ja die **Farbe** eben so gut ein wesentlicher und integrirender Theil der Mode ist, als wie der **Schnitt.**

Die Expedition.

Lord John Bull's Abenteuer.

(Schluß.)

Bull. Wir werden sein ein Mann und eine Frau.

Dame. Das sind wir ja schon.

Bull. Sie mach mich so entzückt!

Schon war das Dampfschiff in der Nähe von Paris, als die schöne Wittwe ihrem Anbeter eröffnete, daß sie ihn zwar mit Vergnügen noch diesen Abend bei sich empfangen werde, daß sie jedoch noch Anstalten machen müsse, dies bewerkstelligen zu können, indem sie dafür sorgen wolle, gewisse lästige Personen zu entfernen, damit sie ungestört und allein den Abend in seiner Gesellschaft zubringen könne.

Bull sah die Triftigkeit dieser Gründe mit großem Vergnügen ein und sagte: „wie finde ich Ihr Haus?"

Dame. Sein Sie ganz unbesorgt; Sie werden am Quai, da wo das Boot landet, warten, und ehe eine halbe Stunde vergeht, sende ich Ihnen meine Equipage, welche Sie in das Hotel bringen wird, wo Ihre Wünsche vollkommen werden befriedigt werden.

Bull. Ah Madame, Sie sein so gut!

Dame. Nicht doch, es wird mir das größte Vergnügen machen, Sie nach Ihrer Liebenswürdigkeit und Ihren Verdiensten zu bewillkommen.

Das Boot war gelandet, die Passagiere stiegen aus und die Dame fuhr, nachdem sie dem Lord Bull noch den Posten angewiesen hatte, auf dem er warten sollte, in einer schönen Equipage, die ihrer wartete, schnell davon. John schildwachisirte getreulich auf dem ihm angewiesenen Posten. Aber eine Viertelstunde nach der andern verging, ohne daß die versprochene Equipage sich blicken ließ, und sein fester Glaube an der Dame redlich Wort fing schon an etwas wankend zu werden; als aber nach Verlauf der vierten Viertelstunde sich noch immer kein Wagen sehen ließ, um ihn, den ungeduldig und sehnsüchtig harrenden, treuen Geliebten abzuholen, da glaubte er sich für angeführt, und die Goddams entströmten dem brittischen Munde ohne Aufhören. Eben schon wollte der schon dünner als Spinnengewebe gewordene Geduldsfaden völlig reißen, und John Bull den Posten höchst mürrisch und ohne Ablösung verlassen, als er eine Equipage daherrollen sah und sie bald für diejenige erkannte, in welcher seine Herzensdame davon gefahren war. Hoch und freudig klopfte ihm nun das entzückte Herz, und er fiel dem herabspringenden Bedienten, der ihn fragen wollte, ob er Mylord Bull vor sich habe, schon mit einem yes, yes in die Rede, als dieser noch kaum den Mund geöffnet hatte. Mit einem Sprunge saß John in der eleganten Carosse, die nun mit ihm davon rollte, und nach einem sehr langen, krummen, durch ein großes Straßenlabyrinth führenden Kreuz- und Querweg, vor einem ansehnlichen mit vielen Fenstern versehenen Gebäude still hielt. Die Pforte öffnete sich sogleich, und ein wohlgenährter, gutgekleideter Mann kam an den Wagenschlag, half dem Lord aus der Kutsche, indem der herabspringende Bediente zu ihm sagte: „Dies ist der Ihnen bestens empfohlene Herr, befolgen Sie genau die Befehle der Dame. — Ihre Belohnung bleibt dann nicht aus." — „Werde nicht ermangeln," erwiederte der Wohlgenährte mit einem tiefen Bückling, nahm den Ausgestiegenen in Empfang und bat ihn, ihm zu folgen. Während der Wagen davon rollte, führte er den eben Empfangenen, von zwei baumstarken Dienern ohne Livrée gefolgt, drei Treppen hinauf, durch einen langen Gang und öffnete am Ende desselben eine kleine, aber wohlverwahrte, dicke Eisenthür, die er aufschloß und den Gast einzutreten bat, was dieser auch, obgleich etwas verwundert, that. Diese Verwunderung ging aber schnell in großes Erstaunen über, als John Bull, eingetreten in ein ganz kahlwändiges, dreieckiges, kleines Gemach, in welches ein schmales, stark vergittertes und vorhangloses Fensterchen nur ein spärliches Licht warf, ein sehr schlechtes Bett mit dem gröbsten Sacklinnen bedeckt, einen dreibeinigen Tisch und einen Schemel statt allem Ameublement erblickte. —

„Hat Ihnen denn Ihre Herrschaft befohlen, mein Herr Haushofmeister, oder wer Sie sonst sind, mir dieses Loch anzuweisen?" fragte John, von seinem Erstaunen etwas zurückgekommen.

„Allerdings," war die Antwort.

„Hier muß ein Irrthum obwalten."

„Keineswegs."

„Hier werde ich nicht bleiben. — Wo ist die Dame!"

„Jetzt ist es Zeit," sagte der vermeintliche Haushofmeister, seinen Begleitern bedeutungsvolle Blicke zuwerfend, und schnell waren Alle, John ausgenommen, zur Thür hinaus, die sie noch schneller hinter sich zuwarfen, zuschlossen und verriegelten.

Nachdem er noch einige Stunden in dieser verzweiflungsvollen Lage unter ähnlichen Raisonnements und Meditationen zugebracht hatte, nachdem der Thränenquell zu versiegen anfing und endlich gar vertrocknete, und John mit stierem Blick, der Verzweiflung nahe, auf dem Schemel sitzend, in eine Wandecke hinein glotzte, da hörte er

auf einmal feste Tritte, die immer näher kamen; jetzt drehte man einen Schlüssel im Thürschloß, schob den Riegel weg und herein trat ein starker Diener, mit einem schwer beladenen Speisekorbe am Arm, und hinter ihm der Haushofmeister, der die Thür verschoß.

Der dreibeinige Tisch wurde vor den ebenfalls dreibeinigen Schemel gerückt, und dem Korbe wurden köstlich dampfende Speisen entnommen, unter denen ein großer Plumppudding und eine Hasenpastete ganz vortrefflich rochen; auch wurden zwei Flaschen Bordeaux neben den Speisen hingesetzt.

„Mangel hat der Herr bei uns nicht zu fürchten," sprach jetzt der Wohlgenährte; was Essen und Trinken anlangt, darf der Herr nur sprechen: Herz, was begehrst du? — Dazu habe ich die bestimmteste Ordre."

Bei dem Geruch und dem Anblick der Speisen ward John doch wieder etwas besser zu Muthe, und er fragte den Ueberbringer, warum man ihn denn einsperre und ihm nicht wenigstens ein Zimmer mit vier Wänden gäbe, und was man eigentlich mit ihm vorhabe?

„Den Herrn wieder vernünftig zu machen," war die Antwort.

„Aber wer hat denn befohlen, daß —"

„Gott befohlen!" riefen ihm die schnell Abgehenden zu und verwahrten die Thüre wieder wie vorher.

„Das ist doch wahrhaftig um närrisch zu werden!" rief der wieder eingesperrte Bull aus. „Wenn nur nicht Alles dreieckig und dreibeinig wäre, das kommt mir gar zu sonderbar vor."

Der sich immer mehr regende Appetit brachte ihn endlich auf andere Gedanken; er machte sich an den wohlbesetzten, wenn gleich dreibeinigen Tisch, schnüffelte nicht lange an den Speisen herum, sondern griff zu, und fand sie, besonders die Hasenpastete, so köstlich, daß er fast alle Schüsseln und nebenbei auch die Flaschen leerte. Und nachdem er hinlänglich gesättigt war, fiel er plötzlich in tiefe Gedanken und schrie dann laut auf: „Wie, wenn man mich vergiftet hätte, oder gar zum Abschlachten mästete! — Das wäre gräßlich! O my father and mother, was hat man mit eurem Sohne vor? in was für Hände ist er gerathen?" Da indessen John nach längerer Zeit nichts von Schmerzen verspürte, so kam er von der Idee der Vergiftung zurück, nicht aber von der des Fettmachens zum Abschlachten, um nachher gar als Schweinefleisch verkauft zu werden, wie er gehört, daß es in Paris wohl geschehe; er nahm sich daher fest vor, wenn die Herren wiederkämen, Alles zu versuchen, um, sei es durch List oder durch Gewalt, zu entkommen.

Aber es wurde finster und Nacht, Niemand ließ sich mehr blicken und John streckte sich, von Müdigkeit überwältigt, auf den Strohsack hin, der die Bettstelle vertrat, und schlief nach einer kleinen Weile auf dem sehr ungewohnten Lager recht schauerlich schnarchend ein.

Mit dem frühen Morgen erwachend verließ er bald sein schlechtes Lager und postirte sich, nachdem er gehörig die Augen geöffnet und gerieben, an die Thür seines Gefängnisses, um, sobald sie geöffnet wurde, zu entwischen. Schon über zwei lange Stunden harrte er dort, als endlich Fußtritte von weitem ertönten und an seinem Kerker verhallten. Jetzt wurde die Thür entriegelt: — kaum halb geöffnet, stürzte der Gefangene dem Eintretenden mit einer solchen Wuth und Gewalt entgegen, daß dieser, mit einem köstlichen Frühstück beladen, niederfiel, und Tassen, Gläser, Kannen und Teller, sammt Kaffe, Rahm, Zucker und Kuchen, in bunter Unordnung zertrümmert, die Thürschwelle bedeckten, über die der Aufwärter selbst nebst dem ungeschickt springenden John hinstürzte, so daß Beide über einander lagen. Der Erstgefallene raffte sich jedoch schnell wieder auf, erwischte den sich ebenfalls wieder aufrichtenden John, der eiligst davon wollte, noch bei einem Rockzipfel und hielt ihn fest, worauf sich denn ein Balgen und Ringen zwischen Beiden entspann, bei welchem Bull's Kleidungsstücke große Noth litten und nicht wenig zerfetzt wurden. Endlich aber gelang es ihm doch, mit Hinterlassung des halben Rockes, zu entwischen. Im Fluge eilte nun der so Befreite den Corridor hinunter und der Aufwärter folgte dem Flüchtlinge auf dem Fuße nach. Als Bull am Ende des Ganges die Treppe hinab polterte, rannte er mit großer Heftigkeit gerade gegen den wohlgenährten Herrn Verwalter, der rücklings niederstürzte und wohl zwanzig Stufen die Treppe hinabkollerte. Unser Flüchtling ließ sich aber dadurch nicht abhalten, sondern setzte, immer zwei bis drei Stufen und zuletzt den noch rollenden Verwalter überspringend, seinen Lauf fort, bis er unten war und durch das offenstehende unbewachte Thor entkam. Aber der Aufwärter folgte ihm auf den Fersen und schrie hinter ihm her: „Haltet ihn, haltet ihn, es ist ein Toller, der entsprungen ist," woran Niemand zweifelte, der nur einen Blick auf den Zustand seines Anzuges und seiner sehr derangirten Toilette warf. Bald war denn auch dem guten John der Weg versperrt und das Weiterkommen unmöglich, und als er, sich umdrehend, den ihn verfolgenden Wärter gewahr wurde, sprang er schnell in eine offenstehende Hausthür, lief eine Treppe hinauf, öffnete die erste sich darbietende Stubenthür, und befand sich plötzlich in dem Schlafzimmer einer jungen Frau, die noch recht behaglich in Morpheus Armen ruhte

durch das ungestüme Eindringen des Verfolgten aber auf eine sehr unangenehme Weise geweckt wurde. Als sie nun gar die verzweifelte Figur erblickte, die sich vor ihrem Bette auf die Kniee warf, und um Schutz und Hülfe bat, da fing sie selbst an, laut um Hülfe zu rufen, und sprang in ihrer Todesangst, im Hemde und in der Nachthaube aus dem Bette, verwickelte sich jedoch in der Eile dermaßen in das Bettuch, daß sie der ganzen Länge nach auf den Fußboden hinfiel, und zwar so unglücklich, daß sie sich den Mund verletzte, aus dem das schönste, klarste Blut wie ein Strom entquoll. John wollte sie eben aufheben, wobei sie jedoch ein fürchterliches Zetergeschrei erhob, als durch zwei Thüren mehrere Leute herbeieilten. Der Aufwärter mit noch einigen Personen kam durch die Mittelthür und der bis zum Tode erschreckte Gatte des armen Weibes leichenbleich aus einer Seitenthür: man packte den vermeintlichen Tollen und band ihn mit Stricken, während der Gemahl seine arme Frau aufhob, mit Tüchern behing, das ihrem Munde entquellende Blut zu stillen versuchte, und sich endlich etwas beruhigter fand, als er hörte, daß er nur ein entsprungener Wahnsinniger, und kein Raubmörder oder gar Liebhaber seiner tugendsamen Gattin sei, der diesen Spuck in der frühen Morgenstunde bei ihm angestellt habe. John Bull wurde nun gebunden und wohlverwahrt wieder zurück gebracht.

Als der wieder Eingefangene, von einer ungeheuren Volksmenge gefolgt, an der Pforte des Hotels angekommen war, von dem er kaum entsprungen, empfing ihn der an der Thür stehende Herr Verwalter, dem das Treppenrollen keinen weitern Schaden zugefügt hatte mit einem tiefen Bückling und befahl, den geehrten Herrn loszubinden, da derselbe auf einen so eben erhaltenen Befehl der hohen Polizei auf der Stelle auf freien Fuß zu setzen sei.

„Frei?" rief John aus, indem er der Bande entledigt würde.

„Ja mein Herr," war die Antwort. „Es scheint hier irgend ein wunderbares Mißverständniß obgewaltet zu haben, über welches ich noch nicht im Klaren bin. So eben erhielt ich, neben einem sehr generösen Gratial für Ihre Bewirthung, ein Schreiben, welches Ihre augenblickliche Befreiung und Ihnen diesen versiegelten Einschluß zu übergeben anbefiehlt."

„Her damit!" rief John, riß den Brief hastig auf und las:

„Mein Herr!

Um Sie von einer zu Nichts führenden Liebesgluth zu heilen, und um Ihrer Zudringlichkeit für die Zukunft zu entgehen, fand ich es für nöthig, eine kleine Kur mit Ihnen vorzunehmen, und schenke Ihnen nun in der Hoffnung die Freiheit wieder, daß Sie geheilt und vernünftig geworden sein werden. Uebrigens verbleibe ich Ihre ergebene Dienerin."

Etwas verblüfft ließ der Pfund-Lord John Bull das dreimal gelesene Blatt fallen, und der Verwalter kündigte ihm nun ganz gelassen an, daß er jetzt hingehen könne, wohin es ihm beliebe.

„Aber wo bin ich denn eigentlich gewesen?" fragte John etwas neugierig.

„Im Tollhause," war die Antwort,

„In einem Tollhause!" stammelte John, fast erstarrt vor Wuth und Schrecken.

„Oder Narrenhaus, wenn's Ihnen besser klingt."

„Ist's möglich? Nein! das ist nicht möglich!"

„Doch, doch Ew. Herrlichkeit."

„Wie, mich in's Narrenhaus zu sperren, mich, den Sohn des reichen Bull, einen freien Britten, in ein französisches Tollhaus! — Unerhört!"

„Ich erhielt gestern zu Ihrer Aufnahme den vollgültigsten Befehl, mein Herr, mit der besten Empfehlung für Sie. Die Sache muß indeß, wie schon gesagt, ein Mißverständniß gewesen sein."

„Was Mißverständniß! Die boshafteste Teufelei war es, und der Urheber soll sie schwer büßen. Ich will sogleich fort und . . . Aber, mein Gott, in welchem Zustande befinde ich mich! was fange ich an? ich sehe aus, wie das Opfer eines Straßenraubs! So kann ich unmöglich einen Schritt weiter machen. Mein Herr, schaffen Sie mir Kleider."

Hierzu verstand sich der Verwalter gegen gehörige Vergütung dienstwillig, und schaffte das Nöthigste baldmöglichst herbei. Nachdem John seine Toilette gemacht und ein gutes Frühstück eingenommen, sich vom Verwalter auch noch ein Attest hatte geben lassen, daß er im Tollhause eingesperrt gewesen sei, wollte er nähere Erkundigungen über die Dame einziehen, die ihm diesen Streich gespielt hatte; alle Bemühungen waren vergeblich; er konnte nichts Anderes erfahren, als daß es eine sehr kluge und einflußreiche Dame sein müsse, die sich seinen Nachforschungen zu entziehen wisse. Da er jedoch fest darauf beharrte, sie ausfindig machen zu wollen, und deshalb mancherlei seltsame Demarchen unternahm, so kam er nun sogar mit der Polizei in Collision und in den Verdacht, daß es in der That nicht ganz richtig in seinem Kopfe sein müsse. Als er dieses merkte, überfiel ihn eine tödtliche Angst, indem er fürchtete, man könne ihn zum zweitenmale ins Tollhaus sperren wollen. Er machte

sich daher schnell davon, bestellte Postpferde, eilte nach Calais, wo er sich wieder nach Alt-England einschiffte und schwor, das verwünschte Paris und ganz Frankreich nie wieder mit seiner Gegenwart zu beglücken.

Die deutsche Dame von gutem Ton.

Die Thurmuhr hatte so eben die zehnte Morgenstunde geschlagen, als die junge Gräfin Ernestine Wallendorf erwachte und sich schlaftrunken die hübschen blauen Augen rieb. Das blasse Weibchen war recht niedlich in dem, mit feinen Spitzen besetzten Nachtleibchen. Um sich des modischen Ausdruckes zu bedienen, sie sah sehr interessant fatiguirt aus, denn sie hatte schon wieder fast eine ganze Nacht auf dem Balle zugebracht, hatte wie rasend getanzt, und in ihren Ohren klangen noch die faden Schmeicheleien der Salons-Helden, der Löwen in Glacé-Handschuhen, der eleganten Pflastertreter mit gewichstem Schnurbarte, lackirten Stiefeln und der in's Auge gepreßten Lorgnette. Diese Art von Leuten liebt es, ihre anerkannte Kurzsichtigkeit noch geflissentlich zur Schau zu tragen, weil es nun einmal so Mode ist.

Noch immer wollte der Schlaf nicht von den müden Augenlidern der Gräfin weichen. Sie gähnte, — die natürlichste Sekunde in vierundzwanzig Stunden. — O dieses Gähnen, welche Wollust nach einem durchlebten Balle, einer langen Soirée mit Thee und Butterbroden! Nur auf ihrem Lager ist es der Dame vom guten Ton vergönnt, das zarte Mäulchen zu öffnen; denn im Salon muß es mühsam unterdrückt werden. Und wie oft ist dies der Fall, namentlich in neuerer Zeit, wo Geist und Liebenswürdigkeit den guten Ton fliehen, wo nur fade junge Gecken ohne höhere Bildung, lediglich mit dem Zuschnitte des Schneiders angethan, die funkelnden Säle bevölkern, indeß die Gebildeten der Männerwelt der abscheulichen Cigarre und der Conversation in den Klubbs huldigen, und die zarten, sehnsüchtig-schmachtenden oder hochmüthig-koketten Damen den Liebeleien und Fadessen des Geckenthums überlassen. Daher auch diese Leerheit, dieses Langweilen, dieses krampfhafte Haschen der jetzigen Damen-Welt der höchsten Stände nach Vergnügungen, von denen sie unter solchen Verhältnissen nie befriedigt werden. Die Besseren, namentlich die Aelteren aus jener Zeit, wo es noch besser war, fühlen das mit jedem Jahre mehr. Diese Partei sucht Trost in dem Gelehrtthun, verfällt aber in der Regel auch wieder in Extreme und verscheucht sich eben sogut wie die Frivolen den praktischen Theil der Männerwelt, der Geist und Gemüth sucht und seinem Gott dankt, wenn er diesen Sphären glücklich ausweichen kann.

Die Gräfin erhob sich endlich, warf den weiten Pudermantel über und schritt in reichgestickten Pantoffeln in das Nebenzimmer, wo das Feuer im Kamine brannte und ihrer das Frühstück harrte. Auf einem kleinen Tischchen, zunächst des Kamins, befand sich der Theekessel, davor die weite Tasse. Die niedlichen Finger wühlten geschäftig in der Zuckerbüchse, mit Vorsicht wurde die dampfende Tasse an die Lippen gebracht. und nun der warme Trank mit vollen Zügen eingeschlürft, Indessen hatte die geschäftige Zofe einige Pariser Modenjournale überreicht, welche so eben von der Post angelangt waren. Mit Begierde fiel die Gebieterin über diese längst ersehnten Blätter her und durchflog sie mit andächtiger Neugier. Wahl hundert Male wurden die Bilder beschaut und geprüft, und schnell erwachte der Vorsatz in ihr, Mittags in's berühmte Putzwaaren-Magazin der Madame Z*** zu fahren. „O wenn ich nur zwei so ähnliche Stoffe zu Ueberröcken fände!" war der schönen Dame Morgengebet und es trieb sie heute zeitlicher als sonst zur Toileette. Diese Toilette währte aber volle zwei Stunden, denn sie wurde durch die verschiedenartigsten Unterbrechungen in die Länge gezogen, während dem die arme Zofe an der Seite ihrer Tyrannin vergeblich Schildwach stehen mußte. Beim Frisiren erst begann ihre volle Activität, aber auch der Höllenmoment ihres Daseins, denn zwei- bis dreimal mußte die Frisur verändert werden, oder flog das Häubchen der Dulderin an den Kopf, je nach der Laune der Dame von gutem Ton. Nach vollendeter Toilette begab sich die Gräfin in den Salon, ordnete die Albums und Almanache auf den Tischen, und legte Lacrételle's Histoire du Consulat et de l'Empire zurecht, um den täglichen Visiten glauben zu machen, sie befasse sich nicht blos mit Romanen, sondern auch mit den neuesten, ernstern Erscheinungen der französischen Literatur. Dem war aber nicht so. Unsere niedliche Gräfin kannte von Allem dem keine Sylbe, und blickte sie zuweilen in ein Buch, so waren es nur die krampfhaften Romane irgend eines modernen Franzosen, die ihr einiges Interesse einflößten. Deutsche Literatur ist für den guten Ton viel zu plump, viel zu langweilig. Vieles Nachdenken gehört auf den Katheder, nicht in die witzsprudeln-wollenden Räume eines heutigen Salons. Dafür paßt am besten französische Witzelei und Frivolität. Alles Nationelle trägt den Stempel der Gemeinheit oder der Dema-

gogie, vielleicht deßhalb, weil man das Tiefere unsers deutschen Gemüthes und unserer Gediegenheit in diesen Sphären nicht zu begreifen vermag.

Mit Ungeduld harrte die Gräfin der ersehnten Stunde, welche ihr die neuesten Stoffe zu den beiden Ueberröcken vor Augen bringen würde. Bis zwei Uhr hatte sie den Wagen bestellt. Früher das Haus zu verlassen wäre ein Verstoß gegen die gute Sitte. Ungeduldig schritt sie im Gemache auf und nieder, warf sich bald in diesen bald in jenen Armstuhl, und blätterte in den unzähligen Albums und Taschenbüchern, mit Neid die lieblichen Frauengesichter in denselben betrachtend. Die arme Dame empfand schon wieder Langeweile. Der Tag ist für diese Geschöpfe zu lang, viel zu lang. Mit Schaudern sehen sie dem Wachsen desselben entgegen, indeß wir es mit Entzücken beobachten und uns der süßen Hoffnung der baldigen Erlösung von den städtischen Winterqualen erfreuen.

Der anglomanisirte Bediente meldete den Wagen. Hastig sprang die Gräfin vom Stuhle auf, schellte der Zofe und befahl Hut und Shawl zu bringen, dann trat sie vor den Spiegel, setzte den eleganten Rosahut auf das niedliche Köpfchen, wobei sie mit den kokettesten Mienen wohl hundertmal in das schmeichlerische Glas blickte und hüllte sich in den schweren Shawl. Das zarte Füßchen stampfte vor Ungeduld den Boden, als die ewgen Handschuhe, trotz aller Elasticität, sich dennoch der Hand nicht fügen wollten, langte sodann nach dem parfümirten Schnupftuche und hüpfte die Treppe hinab. Die elegante Kalesche fuhr vor. Auf dem hohen Sitze saß ein junger Mensch, von Geburt aus mit schwarzem Kopfhaare begabt, der Anglomanie aber und des guten Tones halber mit einer weißen Perrücke angethan. Dieser Pseudo-Britte war aus dem Dorfe Feldmoching gebürtig, einer Ortschaft in einer reizenden, der Lüneburger-Haide ähnlichen Gegend gelegen. Sechs Jahre anglomanischer Stallstudien hatten ihn zum würdigen Perrücken-Träger emancipirt und dem deutschen Michel englisches Halbblut in die Adern rinnen machen. „John," sagte die Dame zum metamorphosirten Feldmochinger, „in das Magazin der Madame Z***!" und die Karosse rollte zum Thore hinaus. Der gute Ton hat so vielseitige Nüancen und Kleinigkeiten, welche sogar auf die Art und Weise, wie eine Priesterin desselben im Wagen zu sitzen habe, sich erstrecken. Sie muß in demselben mehr liegen als sitzen, darf die Komplimente der vorübergehenden Bekannten, nur mit einem kalten, geringschätzigen Kopfnicken erwiedern, mit einem Worte, sie muß sich so benehmen, daß man, würde es eine sogenannte Plebejerin so machen, in gerechtem Unmuth ausrufen würde: „Seht nur dieses unbedeutende Geschöpf von bedeutender Grobheit! Diese schroffen Manieren sind nichts Anderes, als die verunglückte Nachahmnug französischer Nonchalence, die von unsern deutschen Modedamen in grober Uebersetzung als Reutlinger Nachdruck wieder erscheint.

Die Kalesche hielt vor dem bewußten Magazin, unsere Dame stieg aus und hüpfte à la Elsler in den Laden. Hier wimmelte es schon von ebenbürtigen Freundinnen und Bekannten. „Ich bin noch so fatiguirt vom gestrigen Balle," klagte die Eine und suchte sich durch vorgebliche Nervenschwäche interessant zu machen. „Ich leide schon wieder an Migräne," seufzte eine Andere, und „ich spüre Halsweh," jammerte die Dritte und fingirte einen plötzlichen Fieberfrost. Wie natürlich wurden diese Leidensgeschichten Alle in deutsch-französischem Dialekte vorgetragen. Nun ging es über die Stoffe her. Die Madame nebst ihren Dienerinnen hatten vollauf zu thun. Alles mußte herabgenommen werden, wurde durchstöbert, gekauft. Unsere Heldin hatte endlich die beiden gewünschten Kleider gefunden. Nachdem sie noch Einiges besichtigt, verließ sie das Magazin. Der Wagen mußte halten bleiben; sie wollte zu Fuße gehen. Nur der Bediente folgte. Auch das Gehwerk der jetzigen Damen hat sich geändert. Durch die langen, den Staub aufrührenden Kleider, haben sie sich einen schleichenden Gang angewöhnt, der an ihre orientalischen Geschlechts-Verwandten erinnert, die gleichfalls in ihren langen Gewändern und schlotternden Pantoffeln mehr schleifen als gehen. Ueber das schleppartige Kleid hängt der dicke Shawl herab, in den sie sich einwickeln. Wie gut, daß in Frankreich die kurzen Röcke abgekommen sind, dem Vaterlande der kleinen Füße.

Es schlug halb vier Uhr. Gräfin Ernestine bestieg wieder den Wagen und fuhr mit einem kleinen Umwege nach Hause. Nun begann ein wichtiger Moment, es galt die Toilette zur Tafel beim ***schen Gesandten, welche um halb sechs Uhr stattfinden sollte. Die ganze Schatzkammer der Gräfin wurde ausgekramt. Ein schwerer, seidener Stoff, erst kürzlich direkt aus Paris angelangt, sollte die zarten Glieder umhüllen. Der Kopfputz bestand aus einem sammetnen Barret mit weißer Feder. Das kleinste Fleckchen wurde benützt, um es mit Schmuck auszufüllen. Zur bestimmten Stunde fuhr sie zum Diner, welches bis halb acht Uhr währte. Alsdann wurde wieder nach Hause gefahren, abermals Toilette gemacht, um gegen halb zehn Uhr den Ball bei dem Grafen M*** zu besuchen. Das Benehmen der Damen vom guten Ton auf einem Balle besteht eines Theils in süßkoketten Blicken mit den bevorzugten Lion's, theils in kaltgnädigem Kopfnicken gegen die Gleichgültigen. Die Art des Sitzens im Lehnstuhle oder auf dem Sopha ist die näm-

liche, mehr liegend als sitzend und die Arme über einander gekreuzt. Stoff der Unterhaltnug sind Theater, Witterung, Beschaffenheit des Parkettes in Hinsicht des Tanzes, der aber meistens getadelt wird, und liebevolle Kritiken über die anwesenden Damen, nebst Ausbrüchen der Eifersucht, wenn ein zahmer Lion einer der Kolleginnen etwas länger den Hof macht, oder das Kleid einer Andern mehr Beifall findet, als das eigne. Dazwischen wird mit einer Art von Raserei getanzt, welche den Ausdruck der Selbstbetäubung verräth. Wehe den Männern, die keinen Geschmack an diesen forcirten Freuden haben, die nicht tanzen nicht und spielen. Sie theilen das traurige Loos indischer Parias. Dieser unendliche Luxus, diese Diamanten, diese Blumen und Schleifen, sie vermögen es nicht, die Bewunderung und Ehrfurcht des Sonderlings, oder wie man ihn lieber zu bezeichnen pflegt, dieses Mannes von schlechtem Ton zu erwecken. Der Gefühllose zieht geistreiche Männerzirkel vor. Welcher Frevel! Welche Mißachtung des Anstands und guter Sitte!

Es war zwei Uhr Morgens, als unsere Gräfin nach Hause zurückkehrte. Ermattet sank sie in den Lehnsessel vor der Toilette, und schon während des Ausdrehens der Locken fielen ihr die müden Augenlider zu. Im halben Taumel wankte sie in das Bett und schlummerte sanft hinüber in das Reich der Träume.

Miscellen und Anekdoten.

Sonett von Carl Frey.

Laß mich eine weiße Rose legen
Auf der frühverstorb'nen Liebe Grab,
Möge Gott sie welken oder pflegen —
Er weiß wohl, daß ich geliebt Dich hab'!

Doch das Schicksal, ist auch Gottes Segen,
Und als er mir Deine Liebe gab
Führt er mich hinweg auf fremden Wegen,
Lenkt er selber meinen Wanderstab.

Und als mich so von Dir geschieden;
Unerforschlich, unbegreiflich Handeln,
Brach er zwischen uns die Brücke ab. —

O, wie gäb' es ein Erdenfrieden
Wohl für mich, wenn ich Dich sehe wandeln,
Meiner Liebe ein lebendig Grab.

— T. Drobisch bringt in seiner „Damenzeitung" eine „Verschwörung in Leipzig". Wie? was? Auch in Pleiß-Athen eine Verschwörung? Ja, und zwar unter den Schneidern, welche in einer geheimen Sitzung beschlossen haben, sich gegenseitig das Namensverzeichniß ihrer schlechten Schuldner zukommen zu lassen, damit sie wissen, mit welchem Patron sie es zu thun haben, wenn so ein Leichtfuß sie mit Arbeit beglücken will. Mehrere Namen von so bösem Klang sollen sich fast in den Büchern sämmtlicher Verschwornen gefunden haben, und nach einer angestellten Vergleichung ergab sich, daß ein bekanntes Borggenie im vorigen Jahre nicht weniger als 10 Fracks, 8 Oberröcke und 14 Paar Beinkleider mit der Miene eines guten Bezahlers erschlichen und dann entweder wieder um ein Spottgeld verkauft oder auf das Leihaus gesendet hatte, um sich Geld zu verschaffen. Stauffacher-Heyer und Melchthal Hascher sollen auf dem Schneider-Rüttli das Wort geführt und den Todespfeil allen Denen zugedacht haben, die sich in der Gasse der Versprechungen ertappen lassen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die hellen Farben sind allgemein bei Kleidern und Hüten angenommen. Man sieht sehr viele seidene Stoffe in Grau und Staubfarbe, in Lilas und Zartgrün, in Strohgelb und Himmelblau. Der Schnitt der Leibchen hält sich glatt und hoch, aber doch mit Schößchen und Revers. Die Knöpfe von Flußpferdzahn oder Mareassit setzt man vom Gürtel an bis an den Saum des Rockes hinunter, doch dürfen sie nicht von gleicher Größe sein, sie müssen vielmehr am Gürtel klein sein und nach unten zu an Größe zunehmen. Die Volants sind sehr verschiedenartig: glatt, ausgezackt, mit Fransen, aber doch selten so, daß sie ganz bis an die Taille hinaufreichen. Auf Barège liebt man besonders die Bauschgarnitur, welche diesem Stoffe Halt und Anmuth giebt. Die Leibchen dieser Kleider sind in Falten gezogen und der Bandgürtel ist sehr breit mit langen flatternden Enden. Auf vielen Kleidern von einfarbigem Taffet verwendet man zum Ausputze Posamentirarbeit, Blätter von Spitzen, staffelförmige Schleifen oder Schnuren von Borte mit quadrillirten Knöpfen. Im Ganzen sind die Anzüge in der letzten Woche außerordentlich leicht, durchscheinend und duftig gewesen und viele derselben mußten sehr schnell geliefert werden, weil man sich immer nur durch große Hitze zu ihrer Annahme bestimmen läßt, da die Mode vor allen Dingen Kleider von Seide und schweren Stoffen verlangt. Man hat deshalb viele Mantillen von gesticktem Muslin gesehen, die mit einem ausgezackten Volant von gleichem Stoffe garnirt waren; oftmals befand sich über diesem Volant ein anderer schmalerer, doch nur unten an der Mantille. Auch die Shawls und Langshawls von Tarlatan-Muslin sind gesucht, nicht als etwas Neues, sondern weil sie leicht und graziös sind und besonders weil sie zu den leichten Kleidern sehr gut aussehen. Ebenso trägt man viele Shawls, Langshawls und Mantillen von schwarzen Spitzen. Aus Wollenbarège mit meergrünem oder blauem Grunde und Guirlanden in derselben, aber dunkleren Farbe, hat man hübsche Kleider, die sämmtlich mit Volants garnirt sind. Die Mannichfaltigkeit äußert sich nur in der Breite dieser Volants. Nankin, englischen Piqué, schottischen Batist u. dergl., trägt man als Ueberröcke, die mit Knöpfen oder Borten garnirt oder mit schmalen weißen Soutaschbörtchen benähet und deren Aermel ganz eng sind. Als Kleider zum Diner oder zu kleinen Soiréen sind die von Seidenmuslin, von Grenadine und gedrucktem Tarlatan zu erwähnen. Die Röcke an denselben werden wie an den Barége-Kleidern mit Volants bedeckt und dazu trägt man Canezous oder Fichus. Auch sind die Aermel kurz, so daß man schöne weiße Halbärmel dazu tragen kann. Der Haarputz ist

einfacher als je, die Damen haben ja aber auch alle schönes Haar! Die meisten tragen einen Schildkrotkamm, der oben durchbrochen gearbeitet oder in Zacken geschnitten ist. Nun noch die Beschreibung einiger vollständiger Anzüge: Zum Besuch: — Kleid von Joinville-blauem Morie mit einem Leibchen, das Schößchen aus einem Stücke, enge Aermel mit Aufschlägen und Unterärmelmanschetten à la Mousquetaire hatte. Fichu von Application; Naboth-Cashemirshwl; Hut von weißem Krepp mit Bändern und ombrirten Federn. Zum Diner: — Pompadourkleid mit hohen Volants von gleichem Stoffe, der broschirte Bouquets hatte; ausgeschnittenes Leibchen mit Schneppe vorn und hinten, mit Berthe und Echarpe von Spitzen; Haarputz mit Spitzenbarben, die hinten am Kopfe durch ein Blumenbouquet gehalten wurden. Zur Soirée: — Durchscheinendes Kleid mit zwei breiten Spitzenvolants; griechisches Leibchen ohne Achselstücke mit kurzen Aermeln; die Volants an jeder Seite durch breite Atlasbänder aufgenommen, die zu dem Gürtel hinauf liefen und unten durch zwei Rosenbüschel gehalten wurden; Kopfputz von Rosen und Silberfransen, die sich in die Locken mischten. Anzug eines jungen Mädchens: Für den Morgen ein Kleid von Grenadine mit drei breiten Falten, die mit Spitzenposamentiearbeit besetzt sind; knappes hohes Leibchen mit drei Falten wie auf dem Rocke, aber fächerförmig; Halbüberwurf von glasirtem Taffet mit Fransen garnirt; Hut von rosa Pour de Soie mit glattem Krepp unter dem Schirme ausgeputzt. — Zum Abend ein Kleid von glasirtem Taffet mit Krepp-Volants; ausgeschnittenes Leibchen und Muslin-Chemisette mit fast unbemerklichen Fältchen, weit von den Achseln abfallend, am Rücken und auf der Brust aber ziemlich hoch hinauf gehend und mit kleinen Aermeln, welche über die außerordentlich kurzen Aermel des Kleides hinausragen müssen; Haarputz: eine Guirlande von natürlichen Blumen oder mit Bandschleifen à la Ludwig XIII. sehr weit hinten am Kopfe.

Patrone.

Patrone I. Die Fig. 2 — 6 sind der Patron eines Fracks. Man sieht, daß die Figuren 1 — 6 für ein Kleid sind und das Hintertheil zu beiden Vordertheilen paßt. Das Seitenstück ist in der Fig. 5. besonders gezeichnet: Fig. 4. ist der Kragen; der Bruch ist gerundet, da mit der Umfall Weite habe, und man sogar auf die gewölbten Kragen zurückzukommen scheint. Fig. 6. ist der Schooß; der Winkel, welcher durch die Falte und das Ansetzen gebildet wird, muß mit der Seite übereinstimmen, wo die Falte eine Verlängerung der Nath bildet, wodurch der Schooß mehr Weite erhält. Indeß ist das Ansetzen gerade, während die vordere Nath rund wird, wenn die Ausschnitte gemacht sind. Der Umfang des Schooßes ist in seiner ganzen Ausdehnung gerundet. Fig. 1. Das Hintertheil. Fig. 2. Das Vordertheil. Fig. 3 Ein anderes Vordertheil. Fig. 4. Der Kragen. Fig. 5. Das Seitenstück. Fig. 6. Der Schooß. Patrone II. Die Fig. 7 — 9 sind Patrone eines Ueberrocks mit einer Reihe Knöpfe, oder mit Anglaisen, wenn man den zugesetzten Rand weg läßt, damit die Brust etwas bequem sei. Die Taille ist auf dem ganzen Körperumfang um 8 Ct. verlängert; diese Veränderung bedingt alle bei einer angesetzten Seite nöthigen Veränderungen. Bei der Seitennaht ist ein Keil, Anhalten oder Ausschnitt in dem Theile, der dem hervorspringenden Punkte der Hüfte entspricht; Zurücktreten am untern Vordertheil, weil dieser Theil zum Schooße gehört und deshalb in dieselbe Richtung gestellt werden muß. Bei engen und in der Verlängerung eben so breiten Taillen ist zunächst zu bemerken, daß die Seite zuerst vortrete, weil die Taille eng ist, und daß sie hierauf zurücktretend gezeichnet werde, weil mehr Breite erforderlich ist; wodurch 2 gleiche Entfernungen entstehen, nämlich 5 bei der Höhe von 54 und 62 oder anders ausgedrückt, der verlängerte Theil wird gleichlaufend mit der Constructionslinie der Seite. Fig. 7. Das Hintertheil. Fig. 8. Das Vordertheil. Fig. 9. Der Schooß. Patrone III Fig. 10 — 11., sind eine Shawl-Weste. Was die Form betrifft, so wird man zuerst bemerken, daß der Kragen, gegen das Halsloch gestellt, dasselbe in einem Theile berühren muß; er geht dann unter der Achsel weiter, damit diese nach der Schulter zurücktrete und tritt dann 8 Ct. nach außen an dem Platze des hintern Halslochs; dann muß der Shawl oder die Krümmung sich mit dem Vordertheil wieder vereinigen; nur ist zu bemerken, daß, wenn das Halsloch einen Ausschnitt hat, der Shawl seine Lage verändert: statt denselben nämlich in grader Linie zu nehmen, muß er gegenüber dem Ausschnitt etwas heraustreten; ferner muß der obere Theil des Shawl zwischen Kragen und Halsloch frei sein und denselben Raum einnehmen, als der Ausschnitt. Bei einer Shawl-Weste ist der Ausschnitt im Halsloch hinreichend, um das Vordertheil zurückzuhalten und die Brust zu wölben. Bei dieser Art Westen ist also unten am Vordertheil keine weitere Veränderung zu machen. Hinsichtlich der Form des Vordertheils in Bezug auf die Stellung ist zu bemerken, daß die Stellung einer Weste durch ganz andere Punkte bestimmt wird, als ein Rock. Dieser hat als Stützpunkte den Hals, die vordere Schulter und die Hüftenwölbung. Bei langen Taillen sind die Stützpunkte der Weste, die Seiten des Halses, die Mitte der Brust und der Verengungspunkt an der Hüfte. Sind diese drei Punkte bestimmt, so ist das Vordertheil immer gut und etwanige Fehler können dann nur von dem Schnitt des Hintertheils kommen. In Bezug darauf bemerken wir, daß in Ermangelung des Maaßes ihre Länge so bestimmt werden muß, daß das Hintertheil 2 Ct. mehr hat, als das Vordertheil am Aermelloch; also 25. für das eine, 27. für das andere, was unten an den Seiten für das Vordertheil 49. und für das Hintertheil 51. giebt. Diese Verhältnisse können sich nach dem Körperbau ändern; bei gebückten Personen ist beim Hintertheil mehr Tiefe erforderlich, indem man das untere Aermelloch am Vordertheil an derselben Stelle läßt. Bei zurückgebogenen Leuten wird das Hintertheil natürlich kürzer: indeß ist es allgemeine Regel, daß das Hintertheil einer Weste eher zu lang, als zu kurz sein darf. Fig. 10. Das Vordertheil. Fig. 11. Das Hintertheil. Patrone IV. Fig. 12 — 13 das Vorder- und Hintertheil eines Pantalons. Fig. 13. Das Hintertheil. Patrone V. Fig. 14. Ein Paar Pantalons. Patrone VI. Fig. 15. — 16. Hinter- und Vordertheil eines Waffen-Rocks. Das Hintertheil ist in der Seite um 2 Ct. gehöhlt. Fig. 15. Das Hintertheil. Von 0 aus die Tiefen: 13 — 16 Schultertiefe, 48. Taillenlänge. — Von 0 aus die Breiten: 6 Oberbreite, 20 Ct. Schulterbreite, 4 Ct. die Taillenbreite. Fig. 16. Das Vordertheil. Von 0 aus die Tiefen: 4 bis zur Halslochrundung; 8 Achselspitze und Halslochtiefe; 21. Seitenspitze, 26. Aermellochtiefe; 34. ist der Punkt, wo die Seitennaht ihre richtige Stellung erhält; 51. die Hüftenlänge, 56. die ganze Länge. Von 0 aus die Breiten; 24. Achselstellung, 25. Halslochrundung; 6. bis zur Achselspitze; 35. Halslochweite; 4 Ct. bis zur Seitenspitze; 17. Aermellochweite, 16. bis zum Hüftenpunkt und auf derselben Linie 39 Ct. ganze Weite; 6 Ct. sind unten abgestochen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Reitfrack mit runden Schößen, lange Weste und weite gesteifte Beinkleider. 2. Pardessus von Tülle. 3. Pardessus von Cachemir, mit Spitzen garnirt. 4. Sommer-Tween mit langer Taille. Lange carrirte Weste. 5 u. 6. Echarpen von Spitzen und von Crep de Chine. Gestickter Oberrock. Kleid mit Fransen besetzt. Der Rock davon hat zwei in großen Zacken gesetzte Volants.

Man abonirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten: Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljähl. eine Patrone f. Herrenschneider.
Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ng.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Der beste Hafen.

Ich hatte viele Jahre
Im wüsten Meer verlebt,
Und zwischen Furcht und Hoffen
So manches Mal geschwebt;

Hatt' manchen Sturm erlitten,
Gekämpft mit Wind und Meer,
Und sehnt', des Treibens müde,
Nach Ruhe mich gar sehr.

Da fand ich einen Hafen,
So lieblich still und klein,
Ich mußte lang laviren,
Doch endlich lief ich ein.

Es gab kein and'res Schiffchen
Vor Anker dort als meins,
Der kleine stille Hafen
Versorgt nicht mehr als eins.

Der Grund ist fest wie Marmor
Der Anker fängt nicht leicht;
Doch kann darauf man rechnen,
Daß er im Sturm nicht weicht.

Zwei seelenvolle Augen
Die stehn als Leuchtburm da;
Mich zog's in jenen Hafen,
Als ich die Leuchte sah.

„Wo liegt der stille Hafen?
Wir möchten alle hin! —"
Ihr werdet, lieben Schiffer,
Vergeblich Euch bemüh'n.

Ich werd' ihn nie verlassen,
Den heimisch stillen Port,
Und mehr als nur ein Schiffchen
Das ankert ja nicht dort.

Und dieser stille Hafen
Im Lebensocean
War mir ein H e r z, das fühlen
Und warm empfinden kann.

(Berl. Zig.)

Ein unverbesserlicher Verbrecher.

Mitgetheilt von Friedel.

Wenn Todesstrafe je eine bedauernswürdige Nothwendigkeit gewesen, war sie es unbestreitbar unter nach-

stehenden Umständen. Vor den letzten Assisen in Cork, in Irland, unter Lord Caulfields Vorsitz, waren zwei Individuen eines Raubüberfalls auf öffentlicher Straße wegen angeklagt. Die Geschwornen erschienen nach einer kurzen Berathung mit einem Verdict, wodurch die beiden Uebelthäter schuldig erklärt wurden. Nach Vorlesung desselben erhob sich der älteste von Beiden, Jacob Rogburn, wandte sich gegen seinen jüngeren Gefährten und schrie ihm mit einem Gesichte, worin Wuth, Bosheit und Rachsucht in unverkennbaren Zügen geschrieben waren, zu: „Möge Satans Seele Deine Seele erstikken, Hühnerherz! Wäest Du nicht gewesen, so hätte ich den Schurken, der gegen uns ausgesagt, in den tiefsten Höllengrund befördert. Ich wollte ihn umbringen, wohl wissend, daß die Todten nicht reden, aber Du elender Feigling, hast nicht eher geruht, bis ich ihn habe laufen lassen. Hund, Sohn einer Hündin, der Du bist, wenn ich auch nicht mit dem Leben davon komme, werde ich Dich wenigstens neben mir baumeln sehen; das soll mich trösten. — Und Ihr Maulaffen oder Andere, die Ihr mich hört, wenn jemand von meinem Gewerbe unter Euch ist, so lasse er sich, was mir begegnet, zur Lehre gereichen. Wenn Ihr jemand bestehlt, so tödtet ihn auf der Stelle; Ihr habt dann nichts mehr zu befürchten, denn die Todten sprechen nicht. Ich habe viel gestohlen in meinem Leben, und sollte ich diesmal wieder loskommen, was nicht unmöglich ist, so würd' ich noch mehr stehlen. Aber bei Himmel und Hölle, jeder, den ich künftig bestehle, soll ohne Gnade und Barmherzigkeit in's Gras beißen!"

Ueber meinem Hause sei das Blut dessen, den Ihr noch umbringt, rief entrüstet Lord Caulfield, wandte sich gegen den Sheriff und sagte zu ihm: Lassen Sie auf der Stelle einen Zimmermann kommen, um den Galgen aufzurichten. Man soll sogleich einen Sarg bringen, um den Leichnam dieses Ungeheuers hineinzulegen. Ich werde meinen Sitz nicht eher verlassen, bis ich diesen Menschen, wenn er noch ein Mensch ist, habe hinrichten sehen. Ihr, Wilhelm Gibby, in dessen Herzen alle Menschlichkeit noch nicht erstickt ist, sollt nicht umkommen mit ihm. Ich kann nicht umhin, das Todesurtheil gegen Euch auszusprechen; aber im Namen Sr. Majestät gestehe ich Euch eine Vertagung zu, während der ich mich anheischig mache, eine Strafmilderung für Euch zu erzielen. So wird jeder den Preis seiner Werke empfangen und dem elenden Rogburn wird die Genugthuung nicht werden, Euch mit sich zugleich zu verderben. — —

Der Sheriff gehorchte, Richter und Geschworne blieben auf ihren Sitzen. Auch die Zuschauer waren auf ihren Plätzen wie gebannt. Man vernahm keinen Laut, obgleich die Zurüstungen zur Hinrichtung länger als fünf Viertelstunden dauerten! Im Saale hörte man jede Bewegung der Arbeiter im Hofe des Gerichtshauses und konnte alle Nägel zählen, die in den Galgen eingeschlagen wurden. Als dieser endlich fertig war, trat der Sheriff mit seinen Gehülfen wieder in den Saal. Jacob Rugburn wurde ergriffen und ans Fenster getragen. Erst jetzt gewann er wieder Kraft genug, sich in Gotteslästerungen und Verwünschungen zu erschöpfen, die er so lange ausstieß, bis ihn der Henker in die Ewigkeit beförderte. Niemand murrte über die Schnelligkeit von Lord Caulfields Verfahren, und nicht eine Stimme erhob sich tadelnd gegen eine Verfassung, die eine so große Gewalt den Händen eines Einzelnen anvertraut.

Die Franzosen und Engländer bei Tische.

Eine Engländerin macht mit der bekannten Prüderie brittischer Ladies folgende Schilderung eines essenden Franzosen: Die Art wie die Franzosen sich der Gabeln, Servietten rc., bedienen, ist im höchsten Grade auffallend. Ein gebildeter Franzose, der sich an den wenig einladenden Tisch setzt, knüpft an den Hals eine Serviette, welche seine Kleider vor den sonst unfehlbar entstehenden Flecken schützen soll. Ein Engländer, selbst geringern Standes, würde sich eines solchen Benehmens schämen, denn er beschmutzt beim Essen weder seine Kleider, noch das blendend weiße Tischtuch von Damast. Der Franzose wischt seine, von abgenagten Knochen beschmutzten Finger jede Minute in einer vor ihm ausgestreckten Serviette ab, an welcher die Nachbarn rechts und links nichts als Schmutzflecken bemerken. Ein Engländer bedarf gar keiner Serviette, denn er nagt die Knochen nicht ab. Der Franzose, der seine linke Hand nicht an den Mund zu bringen vermag, schneidet alles, auf seinem Teller befindliche Fleisch in kleine Stücke, ergreift die Gabel mit der rechten Hand, nimmt in die linke ein Stück Brod, wischt den Teller damit ab, und verschlingt es. Ein englischer Bauer würde sich einer solchen Bestialität schämen. Nach beendeter Mahlzeit ist das Tischtuch des Engländers so rein wie zuvor, das Tischtuch dagegen, welches den Tisch des Franzosen bedeckt, ist so beschmutzt

von Sauce und Fett, als ob es zum Abwischen ungewaschener Töpfe benutzt worden wäre. Kurz, hinsichtlich des Speisens sind die Franzosen um zwanzig Jahrhunderte hinter den Engländern zurück. — Diese anmuthige Schilderung ist für die französische Eitelkeit zu verletzend, als daß sie ohne Erwiederung hätte bleiben können. Ein pariser Journal macht darüber folgende Bemerkung: es sei für einen Engländer sehr schwer, sich zu überzeugen, welche Spuren er auf dem Tischtuche zurückläßt, weil er gewöhnlich schon vor beendigter Mahlzeit unter dem Tische liege: nicht minder schwierig sei es oft, zu beurtheilen, in welchem Grade die Engländer die Servietten beschmutzen, weil sie gar zu gern ihrem Nachbarn das Brod vor dem Munde wegnehmen, und dann noch die Serviette in die Tasche stecken.

Aus den Papieren eines Pechvogels.

Ja, ich bin ein Pechvogel! meine Stiefeln drücken mich; meine Rasirmesser schneiden nicht und an meinen Röcken platzen mir alle Nähte. Wohin ich gehe, finde ich Steine des Anstoßes liegen, stolpere ich gewöhnlich über meine eigenen Füße. Wenn ich, blos um mir die Zeit zu vertreiben, auf's Papier krizle, so sollte man meinen, die Buchstaben wären von dem ausgezeichnetsten Kalligraphen hingemalt; sobald es aber darauf ankommt, schön zu schreiben, verschwört sich alles gegen mich. Das Papier fließt; die Tinte ist zu blaß; die Feder schreibt entweder zu dick oder zu dünn, und wenn der Brief fertig ist, sieht er so hieroglyphenartig aus, als ob ihn der egyptische König Psammenit geschrieben hätte.

Wenn ich allein bin, hab' ich die herrlichsten und geistreichsten Einfälle. Ich bin pikant und witzig, so lange ich mich einzig und allein mit mir unterhalte; in Gesellschaft aber, oder einer liebenswürdigen Dame gegenüber, wo jeder gebildete Mensch doch unstreitig am geistreichsten und witzigsten sein sollte, fällt mir nicht allein gar nichts Vernünftiges ein, sondern es kommen mir noch lauter Albernheiten auf die Zunge. Alles Verbindliche, das ich sagen will, verwandelt sich in eine Unhöflichkeit, jedes Kompliment, das ich machen will, verwandelt sich in eine Anzüglichkeit; ja, ich, der ich doch Philologie studirt habe, mache bei solchen Gelegenheiten sogar grammatikalische Schnitzer. —

Bin ich schon jemals in einer Soirée gewesen, ohne ein Unglück anzurichten? Kann ich mich rühmen, daß ich jemals bei Tafel neben einer Dame gesessen, ohne ihr irgend eine grell colorirte Sauce auf's Kleid zu schütten? Hab' ich schon ein einziges Mal in meinem Leben getanzt, ohne meiner Tänzerin die Garnitur des Kleides abzutreten, oder ihr plump auf den Fuß zu treten, oder sie gar umzuwerfen?

Ich habe eigentlich gar kein Unglück; ich habe Pech und das ist noch schlimmer als Unglück. Es scheint, daß das Schicksal mich gar keines großen Unglücks würdig hält; darum sucht es mich mit lauter kleinen Neckereien heim. Das dunkle Geschick zuckt keine Dolche gegen mich; es sticht mich mit Stecknadeln. Es macht mich nicht zum tragischen Helden, sondern zum Ritter von der traurigen Gestalt. Ich bin mein Pech fast schon gewohnt. Ich weiß, daß ich statt der Sandbüchse regelmäßig das Tintenfaß über das Papier schütte; und geschieht das seltsamer Weise einmal nicht, so mache ich wenigstens eine falsche Adresse auf den Brief. Steht es nicht etwa im Buche des Schicksals geschrieben, daß jedesmal, wenn ich in zahlreicher Gesellschaft eine Anekdote erzähle, und Alles auf die Pointe gespannt ist, ich diese vergessen muß? Ist mir das Butterbrod je anders als auf die fette Seite gefallen? Was habe ich noch je begonnen, das nicht ein tragikomisches Ende genommen hätte. Wie wurde ich, zum Exempel, Jäger, und wie hörte ich auf, es zu sein?

Eines Tages kommt ein Freund zu mir und ladet mich auf den andern Morgen zur Hasenjagd ein. „Du weißt, ich verstehe nichts vom edlen Waidwerk", sagte ich. „Du sollst es verstehen lernen", entgegnete mein Freund. „Außerdem", setzte er hinzu, „ist ja nichts leichter, als einen Hasen zu schießen. Es sind dabei nur zwei Fälle möglich. Entweder du triffst den Hasen, oder du triffst ihn nicht." Die Sache war mir einleuchtend. Am andern Tage steh' ich, ein angehender Nimrod, auf dem Feld. Lange wollte sich mir kein Hase zeigen. Endlich glaub' ich etwas Hasenartiges zu entdecken. Ich lege an, drücke los, und — ein fürchterliches Geheul erfüllt die Luft. Statt den Hasen zu treffen, hatte ich durch einen unbegreiflichen Zufall einem im Chausseegraben liegenden Handwerksburschen in das Hintertheil geschossen. Der arme Teufel war seiner Profession nach Frauenschneider, und so mager, daß mein unglückseliger Schrot von der Haut bis zu den Knochen gar keinen Weg zurückzulegen hatte. Dieser Schneider war mein erstes und letztes Wildpret, das ich erlegte.

Vor zwei Jahren werde ich von einem angesehenen Banquier zu einem the dansant eingeladen. Der Banquier hat

eine einzige Tochter; die einzige Tochter ist wie eine Blume eine Venus, eine Perle, ein Diamant. Man darf eine solche Gelegenheit natürlich nicht versäumen. Ich untersuche also die geheimsten Gedanken meines Kleiderschrankes, finde in demselben noch eine brauchbare Idee zu einer Ballweste, lasse einige Altersschwächen meines schwarzen Fraks durch einen bewährten Kleiderarzt wieder herstellen, suche unter dem frisch gefallenen Schnee meiner Wäsche das am frischesten gefallene Hemde hervor, bringe durch eine nicht genug anzuerkennende Geschicklichkeit eine transparente Cravatte wieder zur Vernunft, bürste meinen chapeau claque, der in den Tagen seiner rosigen Jugend einmal ein wohlconditionirter runder Hut gewesen, und, als er von den Schlägen und Stößen, von den Stürmen und Ungewittern des Lebens mit zerstörter Gesundheit sich zurückgezogen, zum Ballhut bestimmt worden. Nun eile ich zum Friseur und lasse mein germanisches Haar in französische Locken kräuseln. „Soll ich Sie auch parfümiren?" fragt mich der Friseur.

„Ja, mein Freund," sage ich; sparen Sie durchaus keine Düfte!"

Wünschen Sie Rosenöl-, Nelkenöl-, Jasmin-, Bärenfettpomade, oder Crême de" —

„Bitte," unterbrach ich der Friseur, „bitte, nehmen Sie von jedem etwas. Nehmen Sie alle Wohlgerüche Arabiens und machen Sie mich zum Meisterstück Ihrer Schöpfung."

Als ich, aus den Händen des Friseurs hervorgegangen, mich im Spiegel betrachtete, hätte ich mich vor Freude über meine unwiderstehliche Anmuth küssen mögen. Ich sah aus wie ein hoffnungsvoller Genius. Ich eilte aus dem Haarschneide-Kabinet, und suchte, um nicht bei Bekannten Aufsehen zu erregen, durch die abgelegensten Straßen in meine Wohnung zu gelangen. Ein durchdringender Duft, der die Aufmerksamkeit aller Nasen auf sich zog, verrieth die Bahnen, die ich durchwandelte. Zu Hause angelangt, unterwarf ich mich den strengen Befehlen meines eigenen Geschmacks, half einigen verfehlten Richtungen in der kunstreichen Knoten-Verschlingung meiner Cravatte ab, brachte mehr natürliche Einfalt in die Biegung meiner unschuldsreinen Vatermörder, suchte durch Geduld und Beharrlichkeit meinen linken Hosenträger, dessen Gumminatur keine Charakterfestigkeit zuließ, an ein Festhalten der bestehenden Ordnung zu gewöhnen, versöhnte ein sentimentales kopfhängerisches Westenknöpfchen mit dem durch Zeit und Anstrengung etwas erschlafften und mürrisch gewordenen Knopfloch und — jetzt war ich so schön und frisch, als käme ich eben aus der Werkstätte der Natur. Im Weggehn fällt mir ein, daß ich — o schauderhaftes Geschick! — die Handschuhe vergessen habe. Schnell kehr' ich wieder um, wasche meine Hände in Unschuld und verhüllte ihre keusche Blöße durch gelbes Glacé. Langsam und bedächtig ging ich nun aus dem Hause.

„Ich kenne dich, Fritz", sagte ich zu mir selbst. „Du läßt dich bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich von den vorbeifahrenden Wagen bespritzen, oder trittst mit den auf's glänzendste gewichsten Stiefeln gern in unsaubere Tiefen und zerstörst also durch einen einzigen Fehltritt das schöne Werk eines ganzen Tages. Heute darf dies durchaus nicht stattfinden!"

Ich hielt mich ganz in der Nähe der Häuser, untersuchte mit der ganzen Schärfe meines Auges immer erst das Terrain, bevor ich mich in meinen glänzenden Verhältnissen darauf wagte, und so erreichte ich nach einem fleckenlosen Wandel das Haus des Banquiers.

Immer nur mit mir beschäftigt, hatte ich weder Auge noch Ohr für die Außenwelt. Im Corridor stoß' ich auf einen Bedienten, der mir den Einlaß verweigert. Ich nenne mich. „Ah, Sie sind der Doctor!" antwortet der Domestik, indem er mich mit seltsamer Geberde von oben bis unten betrachtete; „nun wenn Sie der Doctor sind, so treten Sie gefälligst hier ein." Ich nehme meinen Chapeau unter den Arm, bringe mich noch einmal und zum letztenmal in Ordnung, öffne die Thüre, und — fahre schaudernd zurück, als ich den Banquier unter matter Lampenbeleuchtung in einer Nische sitzen sah. Ach und wie saß er da! Er hatte, um seinen revolutionären Magen wieder mit seiner Costitution auszusöhnen, an demselben Morgen Bittersalz gefrühstükt, und saß nun da, sich geduldig den wohlthätigen Folgen des Heilmittels hingebend. Ich stand wie versteinert, als ich den Banquier in diesem Zustande vor mir sah. Ich im Ballanzug, er im tiefsten Negligee; ich im Wohlgeruch stehend, er im Gegentheil sitzend.

Was führt Sie zu mir, Herr Doctor?" fragte mich der Banquier.

„Waren Sie nicht so gütig, mich auf heute Abend zu einem thé dansant einzuladen?" fragte ich meinerseits.

„Zu einem thé dansant?" wiederholte der Banquier mit einer in seinen gegenwärtigen Umständen leicht verzeihlichen sauern Miene und setzte dann ironisch hinzu: „Sie sehen, lieber Doctor, daß mir in diesem Augenblicke das Tanzen gar nicht einfallen kann."

„Ist heute nicht der vierundzwanzigste?" fragte ich zerknirscht.

„Freilich," erwiederte der Banquier; „aber der thé dansant, zu welchem ich so frei war, Sie einzuladen,

hat bereits am vierundzwanzigsten des vorigen Monats stattgefunden. Man hat Ihnen wahrscheinlich in Ihrem Hause die schriftliche Einladung einen Monat später eingehändigt."

„Ja," erwiderte ich niedergeschmettert, mein nachlässiger Hausherr hat die Einladung gewiß so lange in seinem Zimmer liegen lassen und ich habe nicht genau auf's Datum geachtet. Nehmen Sie es nur gar nicht übel."

„Es thut mir sehr leid," erwiderte der Banquier seufzend, „daß ein solch unangenehmer Zufall eingetreten; doppelt leid thut mir's, daß Sie mich in einer solchen Situation gefunden. Ich habe dem Bedienten die strenge Weisung gegeben, daß er außer dem Doctor Niemand einlasse." —

„Sie müssen den Bedienten entschuldigen," bemerkte ich mit gebrochenem Herzen, und indem ich den Chapeau, der mir vor Aufregung auf den Boden gefallen war, wieder aufhob. „Ich sagte ihm, ich sei ein Doctor; er konnte natürlich nicht zwischen den Fakultäten unterscheiden und hat den Doctor der Philosophie und der freien Künste für einen Doctor der Medizin und der Geburtshilfe genommen."

„Ja, ja, so wird es sein!" ächzte der Banquier; und da ich es höchst überflüssig fand, dieses tête a tête noch länger fortzusetzen, so empfahl ich mich unter höchst verkehrten Redensarten; denn ich war vor Aerger kaum meiner mächtig. Auf der Treppe rannte ich in meinem blinden Zorn ein zartes Wesen um; ich glaube, es war des Banquiers einzige Tochter, die Blume, die Perle, der Diamant. Ich konnte die Gestalt nicht genau unterscheiden; ich hörte nur die Worte: „Sie könnten doch wohl etwas deutlicher sehen, wohin Ihr Weg Sie führt!"

Als ich wieder auf der Straße war, gab ich mir die unzweideutigsten Beweise von Grobheit. Ich führte mich durch die dicksten Pfützen und strich mit den gelben Glacéehandschuhen wider die Mauern, damit sie schwarz würden; denn das ärgerlichste war mir jetzt, daß ich so geputzt aussah, und Niemand, der mich etwa um die Ursache meiner plötzlichen Schönheit hätte fragen können, die Wahrheit sagen durfte, ohne mich lächerlich zu machen. Nicht einmal meinem Hausherrn, der doch die ganze Misere verschuldet hatte, sagte ich ein Wort, sondern schlich in mein Zimmer, ballte die Faust gegen mein satyrisches Geschick, gab mir eine heftige Ohrfeige, und, als ich darüber ärgerlich wurde, noch eine zweite; entkleidete mich, indem ich mir die anzüglichsten Dinge in's Gesicht sagte, und schleuderte mich, ohne mir einen Bissen Abendbrot zu gönnen, schnell in's Bett! —

Was hat mir mein satyrisches Schicksal voriges Jahr erst für einen Streich gespielt! Ich war bei einer ehrwürdigen Familie eingeführt, die mich schon sehr häufig durch Dienste mannigfacher Art verbunden hatte. Das Familienhaupt sah seinem siebenzigsten Geburtstage entgegen; dieser Tag sollte auf's schönste gefeiert werden, was ohne Poesie natürlich gar nicht geschehen konnte. Man wendet sich an mich. Ich dichte eine Allegorie, in welcher die Frau, die Kinder und Enkel des Jubilars mit Rollen bedacht wurden. In dieser Allegorie kamen die vier Jahreszeiten vor. Die zwei ältern Töchter machten den Winter und den Sommer; die dritte, ein gutmüthiges, aber etwas sehr umfang- und blatternarbenreiches Fräulein in der schönsten Blüthe des Schwabenalters machte den Herbst, und die jüngste — meine Flamme — den Frühling.

Für den Frühling hatte ich die schönsten Verse gemacht. „Lenze", „Kränze"; „Seele", „Philomele"; „Rosenblüthe", „Herzensgüte" und noch viele andere Reime, die das Ohr ergötzen und das Herz erweichen, wechselten in diesen Versen melodisch ab. Die Mutter stellte die Ewigkeit vor; denn sie wollte durchaus auch eine Rolle haben. Die männlichen Enkel waren Cherubim; die weiblichen waren Seraphim. Ich selbst war Kronos. Jeden Abend, nachdem der Alte zu Bett gegangen war, wurde Probe gehalten. Es ging Alles ganz vortrefflich. Die Ewigkeit hatte zwar einen kurzen Athem und ein schlechtes Gedächtniß; allein sie hatte nur wenige Strophen zu sagen; außerdem war ich, die geflügelte Zeit, ihr stets zur Seite und konnte also souffliren, wenn ihr Gedächtniß noch kürzer wurde als ihr Athem. Die rauhe Jahreszeit hatte das meiste mimische Talent. Der blatternarbige Herbst konnte das R nicht ganz deutlich aussprechen; ich strich also die überflüssigen Schnarrlaute. Der Sommer sprach Anfangs zu schnell; allein es gelang endlich doch, ihm diesen Fehler abzugewöhnen. Mein geliebter Frühling sprach wie Polihymnia, und was meine Wenigkeit betrifft, so darf ich mir schmeicheln, daß ich in meiner Rolle höchst glückliche Momente hatte. —

Endlich kam der Tag. Die Darstellung sollte um 11 Uhr Vormittags vor sich gehen. Auf 5 Uhr Morgens wird die letzte Generalprobe festgesetzt und zwar für alle Gottheiten und Engel bis auf die Ewigkeit, welche so früh nicht aufstehen konnte, und bis auf Kronos, der natürlich seiner Sache sehr gewiß war.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Schiller als König von Preußen.) Es war am 3. August des Jahres 1838, als sich der Schauspieldirektor Herrmann mit seiner Gesellschaft in dem Städtchen Düben befand, wo der Geburtstag Friedrich Wilhelm III. von den daselbst liegenden Husaren festlich begangen wurde. Der alte Herrmann fand bei diesem Anlaß Gelegenheit, seine Kasse zu füllen, in der während der Hundstage Schimmel gewachsen war. Es wurde der „Hundertjährige Greis“ von Angely angesetzt, wo der Histrionenvater den Rüstig spielte. Während der Probe, welche am Vormittag abgehalten wurde, giebt der Sohn des Direktors dem Requisiteur Auftrag: eine Büste des Königs herbeizuschaffen, welche am Schluß des Stückes bekränzt werden solle. Selbiger geht, nachdem er bemerkt, daß der Major S. in Besitz einer solchen Büste sei, kommt aber bald zurück und — mit leeren Händen. Der Major war nach Torgau gefahren und die Köchin habe sich geweigert, ohne Vorwissen des Majors den König von Preußen auszuliefern. Der alte H. zwinkert mit den kleinen ewig vibrirenden Augen und schaut sich nach seinem Sohne Baptist um, der Regisseur, Komiker, Garderobier und Theatermeister in einer Person war. „Distel!“ schreit der Histrionenvater, „geh' einmal zur Köchin, ich laß sie besonders darum bitten.“ Aber auch Baptist wagt vergeblich einen Sturm auf die Vestalin der Küche, sie bleibt consequent und liefert den König nicht aus. Direktors Senker kommt wieder zurück, reibt sich die Hände und referirt dies dem Alten, der unterdeß beim Kaufmann Pflaumer etliche Liqueure vertilgte. Requisiteur muß wieder zur Stelle. — „Freundchen!“ näselt der Alte, „Sie müssen, Gott straf mich, eine Büste schaffen!“ „Das wird schwer halten,“ erwidert der Mann der Rumpelkammer, „andere Büsten giebt's genug, aber — Luther und Schiller.“ — Fast in jeder Schnapskneipe ist Schiller anzutreffen. — Eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung kommt der Requisitor mit einer Schillerbüste „Bandite! schreit der Alte, „Er ruinirt mir ja die ganze Vorstellung; hol' Sie der Teufel mit Ihrem Gipskopf.“ Die Schauspieler reden zur Sühne und Schiller wird in die Nische des Hintergrundes gestellt, mit dem Kopf ein wenig zur Seite, daß man die Nase nicht sieht, und rings herum um den falschen Demetrius werden einige Blumentöpfe gesetzt. Am Schluß, wo das Dübener Publikum ungemein gerührt, ergreift die Darstellerin des Bärbchens einen Lorbeerkranz von Burbaum und unter dem Gesange des Liedes: „Den König segne Gott,“ in welchen sogar die Dübener Husaren mit einstimmen, wird Schiller auf dem Theater zu Düben als König von Preußen gekrönt am 3. August 1838, Abends um 10 Uhr, umwogt und verklärt von der azurblauen, baare sechs Pfennige kostenden Flamme aus dem Spiritus eines ächten, in einen Blumenscherbel gegossenen Nordhäusers.

— Eine Correspondenz.

Lieber Vetter Wuppelmeyer!

Wer heirathet, thut wohl, wer das Freien ganz unterläßt, thut noch besser, ist eine sehr gewöhnliche Redensart. Ich habe gestern erst Kost gehalten — warum Er, trotz meiner dringenden Einladung weggeblieben, ist ein Räthsel — und schon heute möchte auch ich aus voller Brust dem Ausrufe beipflichten, wer nicht heirathet, thut besser. Wenn ich bedenke, was war ich bis dato für ein Kerl, frei wie der Vogel auf dem Dache und nun eingezwängt in das Ehestandsjoch! — Joch? — Ja, es ist eine Fessel, ein Joch, ein schreckliches, ein unerträgliches, das sehe ich schon jetzt ein, und es muß ganz anders kommen, wenn ich mich einigermaßen zufrieden fühlen soll. Wuppelmeier, Wuppelmeier, wie bist Du gesunken! Noch jüngst der heiterste, lustigste, durstigste 56jährige Junggesell auf 10 Stunden in der Runde und heute eingeschüchtert und nüchternes Subject. Und das Alles durch ein Weib! O Kunigunde Bullenkamps, wie wußtest Du Dich zu verstellen, um mein armes Junggesellenherz zu berücken; wie lammfromm, wie taubenherzig kamst Du mir entgegen, bis Du die Eroberung vollendet und den Organisten, Schullehrer und Thurmbläser der guten Stadt Schnabelberg ganz und gar in Deinen Schlingen und Krallen hattest! Und nach der Hochzeit? Getrunken hatte ich, gesungen, gesprungen, wie es einem frischen Kerl wohl ziemen will an seinem Ehrentage. Es ward spät und später, allmählich verloren sich die Gäste; so wie es aber stiller wurde, verwandelte sich allmählich auch meiner jungen Gattin Angesicht. Sie schwamm den Tag über in Entzücken, wurde aber mit dem späten Abend ernst und ernster, und als der letzte Hochzeitsgast weg war, da war meine Kunigunde schon ein leibhafter Drache und Satan. In meiner Herzensangst flüchtete ich mich ins Bett, sie ließ aber nicht lange auf sich warten und die giftige Gardinenpredigt, die jetzt erfolgte über meine ausgelassene Munterkeit! — Nun, ich habe immer über Gardinenpredigten gespottet. Jetzt weiß ich, was eine Gardinenpredigt ist; ich habe die erste gehört und kann Ihn versichern, daß ich schon jetzt der allerunglücklichste Organist rc. auf dem weiten Erdenrunde bin. Alles dies schreibe ich ihm natürlich sub rosa, verbitte auch in Seiner etwaigen Antwort alles Beileid, da sie in unrechte Hände kommen und Verdacht erregen könnte. Aber Eins rathe ich ihm schießlich, bleibe Er, was Er ist, ein Junggeselle schlecht und recht. Dabei kann er fett und al werden. Ich mache es nicht lange mehr, das fühle ich. Ich sterbe an einer Giftfrucht und das sind meiner nunmehrigen Ehrliebsten Kunigunde Bullenkamps Gardinenpredigten. Wollte Gott, ich hätte erste die letzte gehört!

Sr. Wohlgeboren bis in den Tod betrübter Vetter
J. Th. Wuppelmeier, Küster u. s. w. in Schnabelberg.

(Die Schneider in Madrid.) Madrid hat auch seine besondern Schneider. Ich rede hier nicht von den Künstlern mit Scheere und Bügeleisen, die auf ihrem Zimmer als Meister vom Stuhle arbeiten; sie sind sich überall gleich, und legen in Madrid, wie an andern Orten, etwas für sich zurück. Nein, ich rede hier nur von den allezeit fertigen, allezeit lustigen Flickschneidern der berühmten Plaza major. Ein neues Kleid zu machen erfordert Geschicklichkeit, ein altes auszubessern, wahrlich nicht weniger. Da sitzt er, mein ehrsamer Don Antonio Trago; da sitzt er, das größte Flickgenie in der Hauptstadt, der in glücklichen Ausbesserungen seines Gleichen sucht. Mit welchem Scharfsinn er die schwierigen Stellen untersucht und zu vergleichen weiß! Wie er für alle die durchlöcherten Drei- und Vierecke Rath zu schaffen sucht! Wie er nach Farbe, Feinheit, Umfang, Größe, Schicklicheit, unter den tausend Fragmenten seines Sammelkastens herauszuwählen versteht; und

wie nun endlich, ehe man eine Hand umdreht, der neue Fleck stolz an seiner Stelle sitzt! — Ein solcher Flickschneider hat immer eine Menge Kunden um sich, die auf ihre Aermeln oder Hintertheil warten, und die er alle der Reihe nach bedient. Dabei unterhält er sie mit Anecdoten und Bemerkungen, streitet mit diesem, läßt Jenen das Bein auf den Schemel setzen, und jener muß die Hosen hinter einem Schirme ausziehen; Diesem bietet er eine Prise Taback an, und von Jenen bittet er sich eine Cigarre aus: kurz, er ist in unaufhörlicher Thätigkeit und seine Finger scheinen beflügelt zu sein.

(Der geadelte Lieutenant.)

Ein Lieutenant ist geadelt
Ein junger Friedensheld,
Von welchem hat erfahren
Bis jetzt noch nichts die Welt.

Noch ist er nicht gewesen.
In einer blut'gen Schlacht, —
Noch hat er keine Thaten,
Des Rühmens werth, vollbracht.

In seinem Standquartiere
Heißt er der schönste Mann,
Der gut Champagner trinken
Und Polka tanzen kann.

Weßhalb ist denn geadelt
Des Marlis junger Sohn?
Weshalb? Stüpide Frage!
Er hat Connexion. —

— Die alten Babylonier hatten ein Gesetz, daß Jeder, der ein schönes und reiches Weib heirathete, eine Summe Geldes zahlen mußte; mit diesem Geld stattete man arme und häßliche Mädchen aus. — Es wäre jetzt noch heilsam.

— Dorfb. Der Pascha von Aegypten —

General. Warum kommt Er denn vom Rathe zu Meerane mit einem Sprunge auf den Pascha von Aegypten?

Dorfb. Er fiel mir gerade ein, weil er auch einen Bittern auf das Volk Gottes hat. Also der Pascha von Aegypten machte neulich Hochzeit. —

General. Ich denke, 's ist ein alter Mann?

Dorfb. Nun er hat sein Fräulein Tochter an einen Pascha verheirathet. Die Geschichte kam dem Alten 700,000 Thlr. zu stehn. Er meinte, das wäre die letzte Dummheit, die er machte. Das ist auch wünschenswerth. Solche kostspieligen Dummheiten müssen selbst die fetten Jahre Aegyptens ruiniren. Aber hübsch war's. Ganz Cairo war illuminirt. Die Festlichkeiten dauerten mehre Tage. Ich weiß nicht, wie viel Mal Traktement war. Die ganze Europäische Diplomatie war dabei. Wo's was zu fressen gilt, Länder oder Lenden, fehlt die Europäische Diplomatie nie. Die weibliche Europäische Diplomatie lebte drei Tage im Harem herrlich und in Freuden. Sie war von den Töchtern und Schwiegertöchtern des Pascha's eingeladen, welche unterschiedliche große Thees gaben. Bei dem einen waren mit sammt den dienenden Sclavinnen nicht weniger denn 5,500 Weiber bei einander. Gott steh' mir bei, wenn man bedenkt, was bei unsern vaterländischen Thees von 20 — 30 Frauenzimmern geklatscht wird, welcher Riesenklatsch mag das in dem Harem des Pascha von Aegypten gewesen sein! Im Nile sollen allein vierhundert Krokodille davon crepirt sein.

— In einem polnischen Grenzdorfe hatte der Geistliche schon oft vergebens von der Kanzel gedonnert über das liederliche Leben der Bauern, das Saufen und Spielen rc. Als die Revolution in Krakau ausbrach, da glaubte er noch einmal Gelegenheit nehmen zu müssen, die unsittlichen Bauern zu ermahnen. Er sagte daher am Schlusse seiner Predigt: „habe ich Euch nicht immer gesagt, die Strafe für das Laster bleibt nicht aus? Seht, nun bricht der Krieg aus, die Feinde rücken an, verheeren Eure Wohnungen und Felder, und ich höre schon in der Ferne die Lärmtrommel tromm, tromm, tromm, tromm, tromm!" wozu er mit den Händen auf die Kanzel trommelte. Der Schulmeister, ein gewesener Trompeter, das Trommeln hörend, langt sogleich seine alte Trompete von der Wand und bläßt zum Angriff. Der Pfarrer sieht erstaunt den Schulmeister an; dieser aber ruft vom Chore herab: „ja, Herr Magister! wenn wir nicht die Cavallerie mit dazu nehmen, mit der Infanterie allein fangen wir bei den Bauern, so wahr ich lebe nichts an"—

(Ein Talglicht für 28,000 Franken.) Börne erzählt: Die Kaiserin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt selbst übersah, fand einmal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter angesetzt. Diese Summe fiel ihr um so mehr auf, da sie den strengsten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden sollte. Sie stellte Untersuchungen an, und da fand sich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiser Alexander, sich ein Talglicht hatte kommen lassen, um damit seine aufgesprungene Lippe zu bestreichen. Der Lackei, der das Licht kaufte, stellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgesetzte über ihm machte eine Summe von 400 Fr. daraus, und so von Diener zu Diener hinaufsteigend schwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Ober-Hof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte.

(Eine Ausrede.) Jemand wollte einen Wechsel nicht acceptiren. Als er darüber vom Gericht zur Verantwortung gezogen wurde, entschuldigte er sich mit den Worten: Der Wechsel ist nicht richtig. Ich und der Aussteller des Wechsels dutzen uns schon seit dreißig Jahren, und der Wechsel beginnt mit den Worten: Zwei Monat a dato zahlen Sie.

— Eine Dame machte ihrem Tänzer auf dem Ball folgende vertrauliche Mittheilung: „Ich bin heut Abend schrecklich müde, so wie ich nach Hause komme, mache ich in's Bett."

— Bewegung machen! Zu einem sehr berühmten Arzte kam ein kränklich aussehender Mensch und klagte über verschiedene Zustände. — Der Doctor befragte ihn sehr umständlich über dies und jenes, endlich sprach er mit wichtiger Aesculapmiene: „Mein Freund! Eure Krankheit ist nichts als Hypochondrie, darum — macht Euch fleißig Bewegung, — das ist die Universalmedizin dafür." — „Ach — entgegnete der Patient, — was soll ich armer Mann denn noch für eine Bewegung machen? — ich bin ja schon seit zwanzig Jahren reitender Postillon."

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Nach den Pariser Berichten über die Longchamp-Tage ist auch die Mode der Herrenkleider im Ganzen bei der früheren Form stehen geblieben und nur in Einzelnheiten verändert. Bei den Reitfacks ist die Taille noch niedriger, als sonst, und die Knöpfe, welche die Länge derselben bezeichnen, stehen ungefähr 10 bis 12 Ct. von einander ab, je nach den Personen. Die Schöße dieser Fracks sind à la française, aber unten gänzlich abgerundet, um sie als Phantasie-Fracks zu characterisiren. Die Aermel haben runde, gelüftete Aufschläge, d. h. in der Malersprache: sie waren auf dem Aermel an ihrem obersten Rande nicht genäht, wohl aber gesteppt oder im einzeln gesäumt, je nachdem es die Arbeit des Kleidungsstückes überhaupt erfordert. Diese runden Fracks sind mit offnem Rande, oder man säumt sie mit einem 4 oder 5 Millimeter (½ Ct.) breiten Seidenstaffe. Der umgelegte Kragen ist weniger breit, als früher: er muß das Halsloch tiefer decken, falls sich ein zu haher oder zu niedriger Hals nicht der Befolgung der Mode widersetzt; denn bei einem sehr hohen Halse ist der umgelegte Kragen fast immer breit genug, und bei der entgegengesetzten Gestaltung ist der niederfallende Theil des Kragens so niedrig, daß man, um einen umgelegten Kragen vorzustellen, genöthigt ist, ihn ein wenig unter das Halsloch herabfallen zu lassen. Gewöhnlich befindet sich außen auf der linken Seite der Brust ein Täschchen, besonders, wenn der Frack gesäumt ist und so noch mehr den Character eines Phantasiefracks annimmt. Man bemerkt, daß viele Fraks nicht zugeknöpft werden können, um die Form der Weste nicht zu verbergen. Soll aber ein Frack nach der Mode sein, so muß er nicht eng, sondern weit genug sein, um bequem zugeknöpft werden zu können; denn die stoffreiche Gattung gewinnt immer mehr Ansehen. Noch ist zu bemerken, daß die Schöße dieses Fracks ein wenig länger sind, als sie im Allgemeinen von jungen Leuten getragen werden. Dieses Genre hat jedoch nichts Uebertreibenes und Personen, welche sonst alle Ausschweifungen des Geschmacks und der Mode verabscheuen, gestatten ihm einen besondern Vorzug. Diese Art Frack ist ein Mittel zwischen allen Extremen, nicht nur im Betreff der Schöße, sondern auch in Rücksicht auf die Form aller seiner übrigen Theile. Die Farbe kann, je nach dem Geschmack und dem Aeußern der Person, verschieden sein: die Mode gestattet alle Farben; aber eine von den schönsten ist das dunkle Myrthengrün. Die Schöße der Westen, sind zwar nicht nach unserm Geschmack; denn wir finden sie um die Hälfte zu lang; weil jedoch ähnliche getragen werden, so müssen wir die Thatsache constatiren, als eine Freiheit des Geschmacks, die freilich sehr der Beeberbeheie legend einer jungen, unerfahrnen Einbildungskraft gleiche und mit der einsichtsvollen Art, die vornehme Welt zu kleiden, wenig bekannt ist. Obgleich viele Ueberröcke mit einer Reihe Knöpfe getragen werden, so wird doch ein Ueberrock mit 2 Reihen Knöpfe nicht unwillkommen sein, weil nicht nur diese letztere Gattung allgemeiner, sondern auch anmuthig und bequem ist. Der Ueberrock muß weit genug zugeschnitten sein, um leicht bis obenhin zugeknöpft werden zu können, obgleich dies gewöhnlich nur bis zum vierten Knopfe geschieht. Die Armel werden im Vergleich mit dem herrschenden Geschmacke, hin und wieder zu eng getragen. Da die Ueberröcke oft mit sehr abschüssigen Schultern vorgestellt sind, so müßten, schon aus diesem Grunde, die Aermel besonders oben völliger sein, um die von der normalen Form abweichende Schultergestaltung um 1 Cent. zu erhöhen. Die Form der Beinkleider hat ebenfalls keine bedeutende Veränderung erfahren. Junge Elegants tragen sie fortwährend weit und über den Fuß vorstehend, und sie haben Recht; denn diese stoffreiche Form steht ihnen am besten. Allein ein geschickter Schneider muß dieser Weite, welche die Mode erfordert, ab- und zuzugeben wissen, und Leute von dem kleinsten Wuchse mit einer gewissen Körperdicke umgeben, und Starkgewachsene bis zur halbweiten Form verringern. Viele Herren erscheinen in einer Straßen-Toilette mit einem Frack von braunem Casirmirtuche, dessen Taille die Hüften um 8 Ct. übersteigt; der Schnitt desselben ist der erste Patron auf unserer letzten Figurentafel. Sie tragen dazu außerdem ein Gilet von englischem Piqué und Pantalons von perlgrauem Satin-Buckskin die gerade herabfallen und mit befestigten Sprungriemen versehen sind.

Damen-Mode. Alle Damen verlangen und tragen jetzt kaum noch etwas Anderes als leichte, helle, durchsichtige Stoffe, von denen indeß der Taffet nicht ausgeschlossen wird, weil er sehr frisch ist. Der ungebleichte Batist wird namentlich zu offenen Oberröcken verwendet und dann in sehr kleinen Mustern roth, grün und lilas gestickt. Ein ebenfalls gestickter breiter Revers umgiebt das halboffene Leibchen. Die Aermel sind sehr weit und überdies geschlitzt. Unter dem Ueberrocke dieser Art trägt man einen Fichu von indischem Muslin mit Aermeln, die in große Falten gelegt sind. Am Halse herum läuft ein Bausch, in welchen man ein Band zieht, das wie der Gürtel in der Farbe der Stickerei sein muß. Andere ähnliche Oberröcke sind von einfarbigem Barège mit kleinen röhrenförmigen und ausgezackten Garnirungen, oder von blauem und rosa gedrucktem Jaconas, dessen Einfachheit durch einen dreifachen Spitzenbesatz vermindert wird. Man trägt diese Art Oberröcke namentlich früh und vorzugsweise an den Badeorten, wenn man zum Baden geht. Darüber wird ein großer Cachemirshawl geworfen und den Anzug vervollständiget sodann ein Strohhut, der nur mit Bändern ausgeputzt ist und einen großen Spitzenschleier hat. — Man trägt sehr viele Visiten von weißem Taffet, die man mit einer breiten Franse von himmelblauem Taffet garnirt, auf der man drei schmale Sammetstreifen in dunklerem Blau sieht. Die Foulardkleider haben ein hohes Leibchen, das in der Mitte nur so weit offen ist, daß man den Fichu sieht, der an der Stelle mit sehr schönen Nadeln befestiget ist. An jeder Seite des Leibchens läuft eine Reihe von Knöpfen bis hinunter an den Saum des Rockes. Ferner trägt man Kleider mit Streifen in zwei zarten Farben, auf dem Rocke an beiden Seiten mit zwei Garnituren von dem gleichen Stoffe, die bis an den Gürtel hinauflaufen und mit offenen Fransen ausgeputzt sind; — Kleider von Seiden-Muslin in dunkler Farbe auf durchschimmerndem Weiß mit faltenreichen, weiten Aermeln, die am Einbogen zusammengezogen sind und drei Volants, und endlich glasirte Kleider mit einer Mantille von demselben Stoffe.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hut mit schmalen Krempen. Frack mit länglich runden Schößen, lange Weste und halbweite Beinkleider. 2. Kleid mit offenem Leibchen, großer Spitzen-Shawl. Der Rock mit ganz breitem Volant von schwarzen Spitzen. 3. Mantillen-Ueberwurf mit schmalen Fransen besetzt. Kleid mit doppeltem Volant. 4. Frack mit etwas breiterem Revers, als der Herr No. 1. Nicht ganz so lange Weste und engere Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei J. Helbig in Altenburg.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse No 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. N. Büchner, Redacteur. 1846.

Aus den Papieren eines Pechvogels.

(Schluß.)

Ich fand das bereits kostümirte Personal vollständig. Der Winter starrte in einem steifgestärkten Mousselinkleide, welches den Schnee bedeuten sollte; als Garnitur des Kleides waren künstlich verfertigte Eiszapfen angebracht. Auf dem Rücken trug er schon von Natur einen kleinen Gletscher. — Auf dem Kleide des Herbstes war hinten und vorn das herrlichste Obst gestickt und gemalt, Reineclaudes, Tafelbirnen und Borsdorfer Aepfel. Der Sommer sah sehr gewitterschwül aus und trug ein kleines Kornfeld auf dem Kopfe. Der Frühling war geschmückt mit einem durchsichtigen Gazekleidchen, hatte ein allerliebstes mit Rosen und Tulpen geschmücktes Strohhütchen auf dem blonden Köpfchen, und hüpfte — das Hüpfen lag in der Rolle! — so zierlich und niedlich, daß man das kleine Füßchen hätte küssen mögen. Ein lieblicher Duft von Hollunder entströmte dem zarten Wesen, das wie ein verkörpertes lyrisches Gedicht aussah. Die Cherubim und Seraphim waren zwar noch etwas schläfrig; da sie aber nichts zu sprechen hatten und außerdem heute mit einer doppelten Ration Milchbrod bedacht wurden, verhielten sie sich im Ganzen mit jenem Anstand, den man von solchen Engeln mit Recht erwarten konnte. —

Als ich mich in dieser Generalprobe überzeugt hatte, daß Alles ganz vortrefflich gehen würde, eilte ich nach Hause, um mich anzukleiden. Ich preßte mich in aschfarbigen Trikot, um das graue Alterthum anzudeuten; band mir um das Kinn einen schneeweißen Bart, der mir bis weit über die Kniee herunterwallte, befestigte an den Schultern zwei riesenmäßige Flügel, die ein mir befreundeter Maler höchst kunstreich gefertigt, nahm in die linke Hand ein Stundenglas und in die rechte eine ungeheure Sense, brachte meine graue, halbkahle Perrücke nochmals in Ordnung und stieg in die vor meiner Thür harrende Droschke.

Der Droschkengaul mußte viel poetisches Gefühl haben; vielleicht stammte er von einer Seitenlinie des glorreichen Pegasus ab; denn er strengte sich trotz seinem sehr vorgerückten Alter außerordentlich an, und flog wie eine böse Nachricht schnell durch die Stadt. Noch eine Straße und ich war am Ziele, da biegt der Wagen um die Eck, stößt auf einen andern, fährt wider einen Prallstein und sausend fliegt ein Rad los und halbzerschmettert liegt die lebensmüde Droschke auf dem Pflaster. Hätte mich nicht ein befreundeter Genius beschützt, ich

würde gewiß nicht die lange Sense schnell von mir geschleudert, sondern mir mit derselben im Sturze vielleicht meinen noch unreifen Kopf abgemäht haben. Mein Schreck war so groß, daß ich, das Stundenglas krampfhaft in der Hand haltend, mich mit zerschmetterten Flügeln aus dem Wagen arbeitete. Ich Unglückseliger! Es war der schönste Frühlingsmorgen und die Nachzügler der Schuljugend gingen gerade mit peripathetischen Schritten der Schule zu. Man kann sich nun leicht den Halloh denken, als mich die Blüthe der Gassenjugend wahrnahm. Ich hätte, wenn mir nur die geringste Besinnung geblieben wäre, den kurzen Weg nach dem Hause des Jubilars einschlagen müssen; statt dessen aber kehrte ich um und schlug den langen Weg nach meiner Wohnung ein. Schon nach einigen Minuten wandelte ich wie ein Komet mit einem ungeheuren Schweif, den das junge und alte, das starke und schwache Geschlecht des Hanshagelthums hinter mir bildete. Man öffnete sogar, von dem einladenden Lärm gelockt, alle Fenster, und ich bemerkte bald, daß ich selbst die Aufmerksamkeit der schönsten, noch in der Toilette begriffenen Damen auf mich gezogen hatte. Das Geschrei wurde bald so fürchterlich und das Gedränge so groß, daß ich mich kaum bewegen konnte. Ich hörte aber trotz dem Lärmen die schlechten Witze, die über mich gemacht wurden.

Durch solche miserable Witze zeichnete sich namentlich ein langer spindelbeiniger Kerl aus. Er munterte das aufgeregte Publikum durch kaustische Reden zu größerer Lebhaftigkeit auf und sagte: „Lieben Kinder, der Kerl in Trikot stellt die Zeit vor. Unter allen erbärmlichen, die ich schon erlebt, ist das die erbärmlichste Zeit. Aber drückt nicht so, lieben Kinder, ihr könntet sonst die Zeit tödten und in der Jugend muß man mit der Zeit vorsichtig umgehen. Die Zeit hier scheint in der Zeit noch sehr zurück zu seyn; denn wir haben heut den siebenten Mai, und die Zeit meint, es sei heut erst Fastnacht. Drückt nicht so, meine lieben Kinder; denn die Schwingen der beschwingten Zeit sind ja, wie ihr seht, schon zerquetscht genug, und wenn ihr noch mehr drückt, so kann die Zeit gar nicht mehr fort und wird am Ende noch zur Ewigkeit." —

O ich hätte aus dem Trikot und aus der Haut zugleich fahren mögen, als ich den langen Wicht, der mir auf den Fersen folgte, so reden hörte. Das Jauchzen, Heulen, Toben und Schreien wurde endlich so heftig, das Drängen, Drücken und Stoßen so unausstehlich, daß ich in einem Anfall von Verzweiflung rechts und links um mich hieb und in ein Haus floh. Aber ich war schon zu sehr der Held des Tages; das süße Publikum vor der Thüre hatte mich schon zu lieb gewonnen, als daß es mich ruhig hätte entbehren wollen. „Zeit, heraus! Zeit, heraus!" tobte und heulte die Menge. Die Magd, die mich mitleidig aufgenommen, mußte der öffentlichen Meinung nachgeben und ich war wieder im Freien. Zu meinem Glücke griffen mir jetzt zwei humane Polizeidiener unter die Arme und führten mich auf die Wache und zwar mit obligater Begleitung der Crème de la Crème des Stadtpöbels. Auf der Wachtstube betheuerte ich, daß ich gar nicht die vergängliche Zeit wäre, sondern im Gegentheil ein Doctor der Philosophie. Ich bat die Diener der öffentlichen Sicherheit, aus meinem aschgrauen Trikot keinen Verdacht zu schöpfen; ich wäre nur eine unschuldige poetische Idee. Als sie pflichtgemäß an meinen Worten zweifelten, begann ich mit Thränen der Wehmuth: „Wenn ich ein Spitzbube, oder Demagog, oder Communist, oder Freigeist, oder sonst eine gefährliche Person wäre, würde ich mich eher sorgfältig zu verhüllen suchen, statt daß ich jetzt, wie dieser Trikot beweist, meine unverdächtigen irdischen Formen Preis gebe? Meine Herren, ich bin nichts mehr und nichts weniger, als eine mythologische Figur. Kronos ist mein Name und eine Droschke mein Unglück. Ich bin ein verlorenes Stück aus einer Allegorie, das betheure ich Ihnen auf mein Ehrenwort!"

Mein theurer Leser! Es ist sehr schwer, über seinen eigenen Schatten wegzuspringen; aber noch schwerer ist es, einen verdachtschöpfenden Polizeidiener von Tugend und Unschuld zu überzeugen, besonders, wenn man als poetische Idee verkleidet ist; denn von poetischen Ideen ist die Polizei durchaus nicht eingenommen. Erst nachdem man in meiner Wohnung und im Hause des Jubilars beruhigende Erkundigungen eingezogen, ward ich der Freiheit wieder gegeben und fuhr wohlverhüllt und in den Winkel gedrückt nach Hause.

Aber das Fest war gestört. Die Jahreszeiten mußten ohne mich auftreten; die Cherubim und Seraphim verloren die Geduld und schrieen; und die Ewigkeit blieb, wie mir später der Herbst sagte, zweimal stecken. Der Frühling hat mir seit jener Zeit seine Gunst gänzlich entzogen und nur mit dem Herbst steh' ich einigermaßen noch in freundlichem Verhältniß. —

O ich könnte dreißig Bände in Kirchenthürformat schreiben und würde dennoch nicht Raum genug für alle jene kleinen Unglücksfälle haben, die mich schon heimgesucht. Aber ein großes Unglück, ein Unglück, das ich von meinen Ahnen geerbt, ein Unglück das nur dereinst mit mir begraben wird, ja, ein großes Unglück ist — mein Name. Ich heiße Fischer. — Wundere dich

nicht, theurer Leser, daß ich diesen schönen und höchst wohlklingenden Namen für ein Unglück halte. Er könnte, ich weiß es, viele gleichnamige Menschen glücklich machen; mich aber, den Pechvogel par excellence, bringt er aus einer Unannehmlichkeit in die andere. Wie wenig Menschen giebt's in Deutschland, die nicht Fischer heißen und wie viele Fischers unter diesem Namen begehen nicht dumme Streiche! Ach, und die meisten dummen Streiche, welche die meisten dieser Fischers in der Umgegend begehen, kommen gewöhnlich auf meine Rechnung. Es kommt ein Schneidersjunge mit einer Rechnung; ich gebe zurück, ich lese: „Für rückständige Beinkleider von Ostern fl. 45. Um endliche Bezahlung wird gebeten." Ich untersuche die merkwürdigsten Epochen und Perioden meiner Garderobe; es finden sich keine rückständigen Beinkleider darunter. Es war ein Irrthum; ich bin mit einem andern Fischer verwechselt worden. —

Ich bin mit den wichtigsten Arbeiten beschäftigt, als plötzlich die Thüre aufgeht und eine Dame mit falscher Vorderseite und einem kolossalen Pariser Hinterhalt unter tausend Verbeugungen vor mich tritt. Sie nennt sich. Sie heißt Amalia Zeisig-Campofiore; sie ist erste Bravoursängerin von der Scala in Mailand. Ich glaub' es; der Glaube macht sie selig. Sie setzt sich hin und schlägt einen solch gewaltigen Triller, daß mein Spiegel Krämpfe kriegt und mein Sopha vor Schrecken zittert. Sie schlägt noch einen Triller; sie singt eine Arie. Ich frage, was sie zu mir führt. Statt der Antwort singt sie:

„Schleudre, Himmel, vom Wolkensitze
Deine Donner, deine Blitze!"

Nachdem sich dieses melodische Gewitter verzogen, fängt sie, statt mir zu antworten, abermals zu singen an. Die ganze Unsterblichkeit Donizettis, Bellinis, Halevis und Aubers schmettert in mein Ohr. Endlich fragt sie erschöpft: „Wie gefall' ich Ihnen? Auf Ihr Urtheil darf man bauen; denn Sie sind als Musikkenner und scharfsinniger Kunstrichter allgemein berühmt." Ich lache und gebe ihr in diplomatischen Redensarten meinen Beifall zu erkennen. „Nun, wenn ich Ihnen gefalle, Herr Doctor," lispelt die fahrende Nachtigall, „so darf ich hoffen, daß Sie mich in Ihrem weitverbreiteten Blatte dem Publikum empfehlen."

Ich redigire kein Blatt," antwortete ich. — „Sind Sie nicht der Doctor Fischer?" fragt sie. „Ja," seufzte ich; „aber der Redakteur des Blattes ist ein anderer Doctor und ein anderer Fischer." —

Die Sängerin verläßt das Zimmer, nachdem sie mir meine Ohren versungen. Ich war wieder vertauscht worden. —

Vor einigen Monaten geh' ich in ein Kaffeehaus. Es war schon vier Uhr Nachmittags und dennoch hatte ich den ganzen Tag kein Unglück erlebt. Kaum setze ich aber die Tasse an den Mund, als mehrere Lieutenants mit den heftigen Worten auf mich zukommen: „Warum lassen Sie Ihren schlechten Witz an dem Militair aus? Warum, Herr, suchen Sie die Lieutnants lächerlich zu machen?"

„Ich?" frag' ich erstaunt.

„Wer anders als Sie?" schrien die Krieger. Haben Sie etwa nicht den hämischen Artikel in der „Melpomene" verfaßt?"

„Ich kenne das Blatt gar nicht," versichert ich und bald ergibt sich, daß ich wieder mit einem andren Fischer verwechselt worden bin.

Ich will den Leser durch Aufzählung aller durch meinen unglückseligen Namen mir widerfahrenen Unannehmlichkeiten nicht ermüden, das aber steht fest: ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich einen andern Namen hätte. Ich mache in dieser Beziehung wahrhaftig gar keine großen Ansprüche. Ich wollte gar keinen fürchterlichen oder heroischen Namen. Ich wollte nicht Löwe, Wolf, Bär, Adler oder Geier heißen; ich würde mich recht gern mit einem zahmen Stall- oder Hausviehnamen, mit Schaf, Ochs, Hammel, Lamm, Hase und Hühnlein; ja, ich würde mit Schlosser, Maurer, Töpfer, Weber, Seiler, Schuster, Schneider oder einem andern banausischen Namen schon sehr zufrieden sein. Aber Fischer heißen zu müssen, das ist fürchterlich. (Fl. Blätter.)

Der rothe Mann.

(Schluß.)

„Bist Du verwundet?„

„Nein, Gott sei's gedankt! aber das Handpferd hat eine Kugel im Leibe."

„Nun, hilf mir es ausspannen und laß uns schnell abfahren."

Der Postillon hob sich und machte sich an das arme Thier.

„Nun, gnädiger Herr," versetzte er, „hab' ich's nicht gesagt!"

„Gut, gut," antwortete der Baron, „spare Dir Deine Betrachtungen auf später auf, und mache, daß wir fortkommen!"

Bald waren die zwei Pferde, die unversehrt geblie-

ben, eingespannt; das verwundete ließ man zurück, und der Wagen rollte im Galopp weiter.

„Wahrlich eine sonderbare Geschichte," sprach der Major, indem er seinen Mantel wieder umwarf, „aber Marie! ich verbiete Dir, davon zu sprechen. Du hast also den Dieb wohl gesehen?"

„Ja, mein Vater."

„Würdest Du ihn erkennen?"

„Ja, mein Vater."

„Nun gut, ich sehe, daß die Geschichte vom rothen Manne nicht gar so fabelhaft ist, als ich sie dachte, und ich will Untersuchungen anstellen lassen. Uebrigens enthielt der Mantelsack nur Kleider —

„Und meinen Schmuck!"

„Ja wohl," entgegnete der Baron, seine Hand auf sein Portefeuille legend, „wir können uns noch dabei gratuliren."

„Ach!" weinte das Fräulein, „und ich habe meinen Schmuck nicht einmal getragen;" und Beide versanken in Schweigen, Einer, um an seinen Dieb zu denken, die Andere, ihrem Schmucke nachhängend.

Die Reise endete ohne ferneres Ungemach.

Gleich am Tage seiner Ankunft begab sich Major Platter in Zapoleskis Wohnung, aber hier sagte man ihm, daß der Graf eingesperrt sei in seinem Zimmer, und beiläufig seit einer Woche sich nicht gezeigt habe. Der Major, gewohnt an dieses sonderbare Verschwinden, zog ab.

Zwei Tage darnach, um acht Uhr Abends, als die Dienerschaft gewohnter Weise in ihrer Stube bei Tische sich befand, vernahm sie plötzlich den silbernen Ton einer Glocke. Alsbald ward die bisher lebhaft lärmende Konversation eingestellt.

„Das ist der Herr Graf, der läutet," sagte der erste Kammerdiener sich erhebend, „macht kein Geräusch."

Er nahm eine Kerze, und flog in's Zimmer seines Herrn. Er fand diesen auf's Kissen hingestreckt; sein Antlitz war blaß vor Müdigkeit, aber dennoch mit einem Ausdrucke ungewohnten Glückes.

„Gibt's nichts Neues?" fragte der Graf.

„Nein, gnädiger Herr; außer, daß der Herr Baron gekommen ist, Ihnen seine Ankunft zu melden."

„So, ist er also bereits zurück, das ist gut."

Dann, nach einer Weile Ueberlegung sprach er, indem er sich zum Diener wandte, der die Entlassung erwartete: „Fritz, ich will ausfahren, geh', laß einspannen, und heiße meine Leute bereit sein, Ihr sollt mich heute Alle diesen Abend begleiten."

Der Diener verneigte sich tief.

„Schnell, ich erwarte Dich, um mich anzuziehen."

Fritz ging ab, aber er säumte nicht, zurückzukommen, und eine Stunde nachher stieg der Graf Zapoleski im Hotel Platter ab, umgeben von seiner zahlreichen Dienerschaft. Die junge Marie, angezogen durch das Geräusch, lief hastig an's Fenster und war hoch erstaunt über so eine Pracht der Equipage. Zwei Piqueurs in weißer Livrée gingen voraus, während ein Haufen Diener, eben so gekleidet und hellschimmernde Fackeln tragend, den Wagen umgaben. Als der Wagen anhielt, stellten sich die berittenen Diener zu beiden Seiten auf, und der Graf passirte mitten durch sie. Der Major Platter erwartete ihn bereits unten an der Stiege.

„In der That, mein theuerer Stanislaus," sprach er zu ihm, „Sie sind ein prächtiger Herr; meine Tochter glaubte, wir bekämen den Besuch des Kaisers."

„Erlauben sie mir, Baron," antwortete der Graf, „sie zu enttäuschen und ihr meine Huldigung darzubringen.

Herr Platter beeilte sich, eine Neugier zu befriedigen, wobei seine Eitelkeit als Vater ihres Triumphes sich sicher glaubte.

„In der That, der Graf Zapoleski ward betroffen von der Schönheit der schönen Ungarin; aber diese, kaum daß sie auf ihn ihren Blick gerichtet, erbebte im unwillkührlichen Schauder.

„Was hast Du, Marie?" fragte der Baron.

„Ach nichts, nichts," entgegnete Marie, ihre Regung bemeisternd. Endlich zog sie sich gedankenvoll zurück, und blieb, die Augen gesenkt, in einer Ecke des Salons.

Der Major blieb eine Weile überrascht von der sonderbaren Erschütterung, die seine Tochter empfunden; aber bald zerstreute ihn die Konversation, die sich zwischen dem Grafen und ihm entspann.

„Baron," sprach der Moscowite, „Sie haben verlangt, mein Adelsdiplom zu sehen; erlauben Sie mir selbes vorzuweisen."

Hierauf gab er ein Zeichen, und alsbald trat ein Page ein und präsentirte auf einem reichen Sammt-Kissen das silberne Kästchen, welches die kostbaren Pergamente enthielt.

„Graf," antwortete der Baron, „Ihr Wort genügte mir, aber weil Sie glauben, mir Ihren Adelsbrief vorzeigen zu müssen, so will ich ihn sorgfältig in Augenschein nehmen, um desto mehr die Ehre schätzen zu lernen, die Sie mir durch den Eintritt in den Kreis meiner Familie erweisen. Und er nahm das Kästchen und legte es auf den Kamin. Hierauf ward unwiderruflich der Tag der Vermählung bestimmt, und Graf Zapoleski em-

pfahl sich. Sobald dieser fort war, fragte Herr Platter Marien über die Ursache jener sonderbaren Aufregung, welche dessen Anblick in ihr erregt hatte; aber das Mädchen wußte darüber keinen Aufschluß zu geben. Sie gestand indeß, daß ihr das Gesicht Zapoleskis nicht unbekannt wäre, daß es ihr ein unwiderstehliches Entsetzen erregt habe; welches sie übrigens der rothen Farbe seines Haares zuschreibe. Der Baron, der oft Gelegenheit hatte, das schwarze und glänzende Haar seines Freundes zu bewundern, glaubte, daß seine Tochter noch befangen sei von dem Eindrucke jenes schrecklichen Reiseabenteuers, und er bemühte sich, ihren Mißgriff zu berichtigen; aber indem er sah, daß all' sein Bemühen nichts fruchtete, überließ er es der nächsten Zukunft, durch Augenschein ihr ungerechtes Vorurtheil zu heilen. Hierauf hieß er das arme Kind sich zur Ruhe zu begeben, und nachdem er sich vor den Kamin gesetzt, öffnete er das kostbare Kästchen. Eine genaue Prüfung der Dokumente, die es enthielt, überzeugte ihn bald von dem alten Adel des vornehmen Russen, und entzückter als je war er über den Mann, den er zu seinem Freunde und Schwiegersohne gewählt hatte.

Endlich erschien der zur Vermählung bestimmte Tag. Die Ceremonie begann unter den günstigsten Auspizien. Alle Umstehenden, in Andacht hingeworfen, vereinten mit Inbrunst ihre Gebete mit denen des Priesters für das Wohl und Glück der Gatten. Endlich als der Augenblick gekommen war, und der Graf einen kostbaren Ring an Mariens Finger steckte, warf diese verstohlen einen neugierigen Blick auf dieses theure Symbol ehelicher Treue, hob lebhaft die Blicke zu ihrem Gatten, und von Grauen durchschauert, fiel sie in Ohnmacht, noch aufschreiend: „Der rothe Mann!"

Das Ereigniß machte einen lebhaften Eindruck auf die ganze Versammlung, der Graf erblaßte, und der Major, entsetzt über diese anhaltende Monomanie seiner Tochter, unterbrach die heilige Handlung, um sein Kind heimzuführen.

Kaum zu sich gekommen, warf Marie einen Blick des Staunens um sich; endlich den Vater erkennend, bat sie ihn zu einer vertrauten Unterredung; alle Anwesenden entfernten sich in den nächsten Salon, und Herr Platter verblieb allein mit seiner Tochter.

„Vater," sprach sie, „bin ich vermählt?"

„Ja meine Tochter, der Priester hat Euren Bund eingesegnet."

„Ach, Erbarmen!"

„Aber was hast denn Du, mein Kind? Fasse Dich!" schrie der arme Vater, entsetzt von dem Wirrsinn der Tochter.

„Sieh da!" versetzte Marie, die Hand mit dem Trauringe ihm hinstreckend.

„Hast Du Deinen Ring wieder gefunden?"

„Das ist der, den mir mein Gatte gab."

„Wie kommt das?"

„Weil er's ist, der ihn gestohlen."

„Du irrst! Unmöglich!"

„Nein, ich bin nun dessen gewiß; ich hab' ihn erkannt, blos die Farbe seiner Haare ist verändert!"

„Der Major blieb betroffen; jetzt gedachte er plötzlich der Mysterien im Leben des Grafen, sein unerklärliches Verschwinden und gewaltiger Verdacht fing an, sein Vertrauen in den Freund zu erschüttern.

„Das muß sich gleich aufhellen!" schrie er auf.

In den Salon zurückgekehrt, suchte er den Grafen unter den zahlreichen Gästen, welche die Lösung dieser sonderbaren Geschichte erwarteten. Aber dieser war nicht mehr zugegen. Unter jeden andern Umständen hätte dessen Absein dem Baron nur eine Bizarrerie des Gemahls seiner Tochter geschienen; diesmal sah er hierin nur die Bestätigung seines Verdachts.

Nachdem er die Gäste entlassen, ließ er einspannen und fuhr in aller Eile zum Palais Zapoleski.

Der Kammerdiener führte ihn gerade zum Gemach seines Herrn, aber dessen Thüre fand man verschlossen.

„Bist Du dessen gewiß, daß er d'rinnen ist," fragte der Baron.

„Ja gnädiger Herr, ich bin dessen gewiß, eben trat er ein."

Dies neue Ereigniß verdoppelte die furchtbare Verlegenheit des Majors. Entsetzt vor solcher Lösung, welche so lebhaft seine väterliche Sorge ansprach, entschloß er sich, den Diener zu fragen, aber dieser wußte von nichts.

Plötzlich ließ sich ein großes Geräusch vernehmen, der Baron näherte sich dem Fenster; es war eine Compagnie österreichischer Reiterei, die in den Hof einzog.

In der That, Mariens Ausruf war dem obersten Justizbeamten von Prag, der unter den Gästen sich befand, aufgefallen. Ihm hatte Platter die Nachforschung nach dem Diebe anbefohlen, und der Beamte sah sich auf letzteres Anzeichen veranlaßt, den ihm schon längst verdächtigen Fremden zu verhaften. Bald trat er in Begleitung von Soldaten in das Zimmer, wo Platter sich befand.

„Herr" schrie dieser entsetzt, „glauben Sie also, er sei es?"

„Ich bin dessen gewiß," entgegnete ernst der Beamte.

Man brach die Thür ein, aber das Zimmer des Grafen war leer.

Dieser Anblick entsetzte den Justizbeamten. Indeß

entdeckte ein Soldat in einem kleinen Kabinet an der Alkcove eine geheime Thür in der Tapisserie. Durch diese stiegen die Agenten mit ihrem Chef herab über eine Stiege, und nachdem sie in einem dunkeln Gang hin und hergegangen waren, erblickten sie im Grunde eine Helle, die vom Tageslicht zu kommen schien. Durch diese Oeffnung gelangte man alsbald auf einen großen Platz, der ziemlich weit vom Palais Zapoleski lag.

„Er ist uns entschlüpft," sagte der Beamte, als er in die Wohnung des Grafen zurück kam.

„Herr," antwortete der Baron, dessen Antlitz in Thränen schwamm, „lesen Sie diesen Brief, den ich eben am Kamin fand."

Der Beamte ergriff gierig das Papier, und las wie folgt:

„Platter!

Ich habe es geahnt — ich sehe mich unglückseliger Weise genöthigt, zum Laster zurückzukehren, in dem Augenblicke, wo die glänzende Lage, die Sie mir bereiteten, mich selbem für immer entreißen sollte. Doch es sollte anders werden, und leider durch meine eig'ne Schuld. Ich beging zwei unverzeihliche Ungeschicklichkeiten: erstens, daß ich auf jenen Weg mein Handwerk versetzte, den Sie passiren sollten (allerdings konnt' ich das nicht voraus sehen), zweitens daß ich jenen Ring behielt, der früher oder später von seinem rechtmäßigen Besitzer mußte erkannt werden (wohl kannt' ich nie einen so schönen, und der Hand Ihrer Tochter würdigeren.

„Marie," schrie der unglückliche Vater, „Du kehrst zurück nach Olmütz, aber um nimmermehr zurückzukommen — denn ach! Du armes Kind, Deine Zukunft ist verloren!"

Seit dem Tage hörte der rothe Mann auf, die Postillone, die Reisenden und Wirthe auf den Landstraßen Deutschlands zu beunruhigen, aber einige Jahre darnach ward er in Paris lebendig gerädert, und man erfuhr dann seinen eigentlichen Namen: Peter Poulailler.

Miscellen und Anekdoten.

Gelehrsamkeit und Einfalt.

Gedicht in österr. Mundart von Fried. Kaiser.

Dem Verwalter sein Sohn, der hat gar viel g'studirt,
Zweimal haben's zum Doctor ihn schon a vancirt,
Jatzt is er zwei Monat da in unsern Ort,
Sitzt immer im Zimmer, studirt in ein fort,
Zwei Wag'n voller Bücher haben's mit ihm 'rausbracht, —
Da liest er und liesetr jetzt schire Tag und Nacht, —
Z'nächst hab ich'n begegnet, ich grüß ihn recht fein,
Und laß mi schön still in ein Plansch mit ihm ein,
I denk mir, mir Bauern sein gar arme Narrn,
Von so ein gar Gscheid'n ließ sich manches erfahr'n!
Muß wissen, wie's drobrn im Himmel ausschaut; —
Ich hab'n drum gfragt, da schaut er mich an,
Mit en Blick, mir graust immer noch — denk ich da dran,
So kalt und so höhnisch; — drauf sagt er mit Spott:
„Wer weiß denn schon wo, und ob's giebt einen Gott?!"
Bei der Red', da ist mir auf einmal so wor'n,
Als wär mir all's Blut in mein Adern eing'froren,
Ob ein Gott is? — die Frag! — hat der so viel studirt,
Und weiß noch so wenig, daß er da drüber zweifelhaft wird!
Ich weiß nicht, ich bin doch mein Lebtag ka G'lehrter nit g'wesen,
War nie in der Schul, kann nit schreibrn und nit lesen,
Aber zwa Schriften kann ich doch z'sambuchstabirn,
In dem, was die heißen, kann ich mich nie irren, —
Die eine Schrift sein droben am Himmel die Stern,
's kommt mir vor, als ob das Fractur-Buchstab'n wär'n —
Die Gott selber gschrieb'n hat, leicht faßlich ihr Sinn,
In Sternen grob'n schreibt er: Ihr Menschen! ich bin! —
Die zweite Schrift, die is viel kleiner, aber schön,
Die Buchstab'n sind die Blümchen, die auf der Erd' herumstehn,
Mit denen hat der Herrgott an Liebesbrief uns g'schrieb'n,
's steht drin: Meine Kinder! Euch thu ich recht lieb'n!
Jetzt frag ich, was nutzt Ein' alle Gelehrsamkeit dann,
Wenn auf d' letzt man die Schriften nicht lesen mehr kann?

(Ein seltenes Zusammentreffen.) Während einer der letzten Pariser Soiréen, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten gab, waren auch sehr viele Damen vom diplomatischen Corps versammelt, als man Ibrahim Pascha anmeldete. Seine egyptische Hoheit durchmusterte mit wohlgefälligem Lächeln die schöne Damenreihe; aber am Ende derselben angelangt, wo sich Madame de X. . . . befand, überflog sein Gesicht eine plötzliche Röthe und er entfernte sich unter sichtlich großer Aufregung. Eben so fiel es der erwähnten Dame schwer, ihre Verlegenheit beim Anblick des Paschas zu verbergen. Als Ursache dieser auffälligen Gemüthsbewegungen wird folgendes angegeben: —

Einige Zeit vor dem Treffen von Homs, welches dem von Konieh voranging und während der Verhandlungen, die sich zwischen Mehemed Ali und Hussein Pascha zu einem endlichen Vergleiche entspannen, hatte der Sultan Mahmud einen bösen Plan gefaßt, dessen Opfer Ibrahim Pascha beinahe geworden wäre. In dem Harem des Sultans befand sich ein junges Mädchen von griechischer Abstammung, vornehmer Geburt und seltsamer Schönheit. Der Sultan, unter dem Scheine eifriger Besorgtheit für ihr zukünftiges Wohl, sagte ihr, daß er beschlossen habe, sie Ibrahim Pascha, der sich damals in Syrien befand, zur Gemahlin zu geben und schilderte ihr dabei mit glänzenden Farben das Glück und den Ruhm, welche ihrer warteten, wenn es ihr gelingen sollte, sein Herz zu erobern. „Um dieses Ziel sicher zu erreichen," endete er seine Rede, „empfangen Sie diesen Talisman." Dies sagend, steckte er ihr einen Ring an den Finger. Man glaubt bekanntlich in der Türkei an die Wirksamkeit von Talismanen, um in einem Herzen

Liebe für sich zu erwecken. „Benutzen Sie einen günstigen Augenblick,“ setzte er hinzu, „und während Ibrahim schläft, tauchen Sie diesen Ring in einen Trank den Sie ihm nach seinem Erwachen zu trinken geben müssen, um sich auf immer seine Liebe zu versichern.“ Das unschuldige Kind reiste ihrer Bestimmung entgegen, traf aber erst nebst den Sclaven, welche mit Geschenken für Ibrahim beladen waren, mit diesem Fürsten in Aleppo zusammen. Die außerordentliche Freigebigkeit des Sultans unter den damaligen Umständen erregte dessen Verdacht, er weigerte sich, das junge Mädchen zu behalten und schickte sie an Sidi Aga den Statthalter von Alexandrien. Immer noch leichtgläubig und der Kraft ihres Talismans vertrauend, bereitete die schöne Griechin diesem ihren neuen Herren den Trank, welchen der Sultan für den Sieger von Acre und Damaskus bestimmt hatte, und der Aga hauchte nach einigen Augenblicken, nachdem er davon getrunken, seine Seele aus. Angeklagt, ihn vergiftet zu haben, sagte die Griechin mit Würde: „Hier sind die Beweise meiner Unschuld,“ und übergab mit diesen Worten dem sie befragenden Richter Ring und das Glas. Der Ring war in der That unversehrt, aber der kleine Stein, welcher ihn schmückte, war geschmolzen und verschwunden. Ibrahim, von diesem Vorfalle und allen damit verknüpften Umständen benachrichtigt, nahm das arme Mädchen edelmüthig in Schutz und sorgte später dafür, daß sie ihrer Familie zurückgegeben wurde; er sollte sie nicht eher wiedersehen als in Paris, in den Salons des Herrn Guizot und zwar als — Madame von X. . . .

(Die gefrornen Leichen.) Ein feierlicher Anblick, ein Schauspiel von höchstem Interesse ist der der Morgue in dem Hospitium des großen St. Bernhard, außer des Gebäudes, in welchem die Leichen aufgefundener Reisenden aufbewahrt werden. Einige derselben sehen so frisch aus, als wäre der Hauch des Lebens ihrer Brust erst eben entflohen, und der Engel des Todes hätte sie mit seinem Eisstabe für Menschenalter einbalsamirt. Am Boden umher liegen zahllose Schädel und Gebeine und Menschenstaub, aber rings an den Wänden erblickt man eine Menge Unglücklicher in eben der Stellung, in welcher sie aufgefunden wurden, starr wie Marmor, und in dieser Luft, durch die erhaltende Wirkung des Frostes, auch beinahe eben so unvergänglich. Eine Mutter mit ihrem Kinde gewährt besonders ein rührendes Bild der Liebe. Das Gesicht des kleinen Wesens ist gegen den Busen der Mutter gedrückt, deren Arme den Leib des Kindes umschließen, als wollten sie ihn gegen die Gewalt des Unwetters schirmen. Aber der Schnee fiel dicht und ununterbrochen und hüllte Mutter und Kind in sein weißes Leichentuch. — Auch ein großer starker Mann steht da, das Gesicht ausgedörrt und dunkelbraun, aber die weißen Zähne, die, dicht aufeinander gebissen, aus den fleischlosen Wangen hervorgrinsen, machen einen schauerlichen Eindruck. Das Gesicht scheint dem Beschauer aus der Höhle des Grabes hervorzublinken, als wollte es die Geschichte eines fürchterlichen Todeskampfes in dem Schneesturme erzählen. — Andere Personen und Gruppen machen einen geringeren Eindruck, diese Beiden aber kann der, welcher sie einmal sah, gewiß nie wieder vergessen. — Alle diese ausgedörrten und gefrornen Menschenreste geben übrigens ein schauerregendes Zeugniß für die Gefahren, welche der Weg über den Bergpaß mit sich führt, wenn die Elemente in losgelassener Wuth den unglücklichen Reisenden überfallen. — Man erblickt dies unheimliche Schauspiel durch ein vergittertes Fenster, und der Raum ist nur eben hell genug, die Gegenstände darin zu erkennen.

(Zur Warnung für Bräute.) Der sehr reiche Londoner Buchhändler Guy (im siebzehnten Jahrhundert) hatte eine Haushälterin, welche er heirathen wollte. Kurz vor der festgesetzten Hochzeit ließ er vor seinem Hause das Pflaster erneuern und bestimmte den Stein, bis wohin es erneut werden sollte. In seiner Abwesenheit sah die Braut einen zerbrochenen Stein noch etwas weiter hinaus und wollte auch diesen erneuern lassen. Die Werkleute weigerten sich mit Hinweisung auf den erhaltenen Befehl; sie aber, in der Erwartung, in Kurzem Frau vom Hause zu sein, wiederholte die Anordnung mit dem Zusatze, man möge nur sagen, sie habe es befohlen, da werde der Herr nicht böse sein. Guy kam zurück, sah und hörte, — brach die Verbindung sogleich ab und vermachte sein Vermögen zur Gründung eines Hospitals, das noch jetzt seinen Namen führt.

(Curiose Ueberraschung.) Aus einer Tabacksbude kam unlängst ein junger Mann und zündete im Fortgehen seine Cigarre an. Der noch nicht ausgebrannte Fidibus, den er auf die Erde warf, setzte die Kleider eines jungen Frauenzimmers, ohne daß dieses etwas davon bemerkte, in Brand. Zu ihrem größten Erstaunen eilte ein vorübergehender Herr auf sie zu und schloß sie sehr affectvoll in seine Arme; ein anderer stürzte zu ihren Füßen nieder. Noch immer hatte die junge Dame keine Ahnung von der Feuersbrunst, welche ihre Person bedrohte; sie glaubte eher an eine Feuersbrunst in den Köpfen der beiden jungen Männer, welche ihr nach ihrer Meinung auf offener Straße eine Liebeserklärung machen wollten. Das Schreckensgeschrei, welches in dieser Situation auf ihren Lippen schwebte, verwandelte sich jedoch in verbindliche Danksagung, als sie sich von der Ursache dieser stürmischen Gesticulationen überzeugte

(Neue Auswanderungen.) Es ist bedauerlich, daß jetzt so viele Singvögel in Deutschland eingefangen werden, um übers Meer nach Westindien zu wandern. Kürzlich ist wieder ein großer Transport von Finken, Dompfaffen, Stieglitzen und Hänflingen in die neue Welt gezogen. Sie sollen dort sehr gut bezahlt werden.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Toiletten zeichnen sich durch große Leichtigkeit und Durchsichtigkeit aus und wenn sich etwas noch Luftigeres erdenken ließe als der Tarlatan, der Organdi und die Gaze, würde es den größten Beifall finden. Was den Haarputz betrifft, so läßt sich jetzt nur rathen, lieber glatte Scheitel als Locken zu tragen, da diese in der Wärme leicht ausgehen. Die Hüte à la Clarisse Harlowe sind auf dem Lande und in den Bädern außerordentlich beliebt, weil sie ihrer Form nach das Gesicht und den Nacken vortrefflich schützen. Die Ueberröcke, die man in den Bädern trägt, sind von ungebleichtem Batist, von indischem Foulard, von Taffet in zarten Farben, von Drell, von englischem Bazin und von Seidenmuslin. Auch sieht man viele Oberröcke von weißem

Muslin auf Unterkleidern in Lilas, Rosa, Paille oder Nemours-Blau. Das Leibchen daran ist immer in Falten gezogen wie an den offenen Hausröcken und den Gürtel bildet ein Taffetband mit langen herabfallenden Enden in der Farbe des Unterkleides. Ist das Unterkleid auch weiß, so steht das Muslinkleid an den Seiten offen und durch den Saum ist ein weißes Band gezogen. Die Oeffnung wird dann durch gleiche Taffetbänder zusammen gehalten. Die Unterkleider zu diesem Anzuge sind meist von leichtem Taffet mit sehr tief ausgeschnittenem Leibchen. Die Aermel der Oberröcke sind weit und unten an dem Bündchen, das mit Spitzen garnirt ist, in Falten gezogen. Eine Mantille von Muslin mit Volants von gleichem Stoffe oder von Spitzen erhöhet die Anmuth und Leichtigkeit eines solchen Anzugs noch mehr. Welchen Luxus übrigens die Damen mit ihren Anzügen treiben, haben wir letzthin gesehen. Eine junge Dame reisete nach Baden-Baden ab und hatte bei einer einzigen Modistin dreißig neue Kleider bestellt, obwohl sie behauptete, sie habe sich auf das Allernöthigste beschränkt. Unter den Anzügen zum Halbputz, zur Promenade, gefiel uns namentlich ein Ueberrock von weißglasirtem grauem Taffet, der vorn mit Perlentroddelchen zusammengehalten wurde und zu dem ein neuer Langshawl mit weißen und Nemoursblauen Streifen getragen werden sollte. Ein anderes Kleid von meergrüner Seide war mit mehreren schwarzen Spitzenstreifen garnirt und es sollte an trüben Tagen mit einem Shawl von schwarzen Spitzen und einem Hute von weißen Spitzen, der mit Rosa Tülle gefüttert war, getragen werden. Für die eigentlichen Sommertage waren Kleider von Seidenmuslin und von gedrucktem Tarlatan mit mehreren Volants, offene Ueberröcke von weißem Mouslin und einige Barégekleider bestimmt, zu denen eine weiße Mantille von Muslin mit Spitzen und eine andere von broschirtem Muslin mit gezackten Volants, sowie ein Shawl von sehr dünnem Tarlatan-Muslin mit einer breiten Franse gehörte.

Herren-Mode. Seit zwei bis drei Jahren haben die Bekleidungen der Männer eine eigenthümliche Form angenommen; die Taillen sind immer länger geworden, und die Mode der langen Kleidungsstücke, hat man immer mehr übertrieben, und ist dahin gekommen, den Schnitt derselben nicht mehr in Uebereinstimmung mit der natürlichen Körperbildung zu bringen. Die Aufgabe ist jetzt, diesen Uebertreibungen Einhalt zu thun, und die berühmtesten Kleidermacher in Paris haben bereits ein allmähliches Zurücksteuern begonnen, was uns sicherlich zu geschmackvollern Kleiderschnitten verhelfen wird. Die letzten Fracks, welche wir bei dem Kleidermacher Robin gesehen, hatten schon die Taille minder lang, den Leib minder weit, die Schöße minder gespannt. — Robin hatte den flatternden losen Schnitt nur an den Oberröcken beibehalten, welche sich bis jetzt noch in dem Paletot-Genre erhalten. Der Sommer-Paletot ist, Dank sei es den Sommern, welche wir nun schon seit einigen Jahren haben, eine unentbehrliche Bekleidung geworden. Die schottischen Gilets werden Morgens gern getragen; von weißen Piqués, bleiben sie zu Gesellschafts-Toiletten en vogue. Auf Sprungriemen an den Pantalons hat man gänzlich verzichtet, sie fallen auf den Stiefel herab, und schließen etwas auf dem Knie an. Die Joinville-Cravatten werden von der eleganten Welt getragen. Zu Morgen-Toiletten sind sie buntfarbig, mit dazu passenden Fransen; man trägt sie auch einfach schwarz, doch nur zu Visiten, und kleinen Soirée-Toiletten. Man findet in dem Magazin von Mayer das prachtigste Assortiment von Cravatten, welches man nur in Paris sehen kann. Der Handschuh-Fabrikant Mayer hat auch den Luxus der gestickten Hemden in Anregung gebracht, welche für alle Männer, welche auf Eleganz Anspruch machen, unentbehrlich geworden sind. Die Hüte behalten ihre niedrige Cylinderartige Form, mit schmalen Krempen bei. — Allein in der Mode ist keine Frage schwieriger zu entscheiden, als diejenige über die Kopfbedeckung und man kann nicht unbedingt bestimmen, was gut, und schlecht kleidet; der Geschmack des Hut-Fabrikanten entscheidet lediglich darüber.

Die Stoffe sieht man in unendlicher Verschiedenheit, eben so groß ist die Mannigfaltigkeit der Kleiderschnitte, doch ist nicht zu verkennen, daß diejenigen mit langen Taillen die allein getragenen sind; recht kleidend sind die Phantasie-Fracks, welche der Kleidermacher Bezine unter dem Namen Habits des champs, anfertigt. Ihr einfacher ungezwungener Schnitt schließt am Körper an; man knöpft diese Fracks zu, oder befestigt sie vermittelst eines Tibi. Die geraden Oberröcke, und geraden Twines werden eben so viel getragen, wie die über Kreuz geknöpften Röcke. Wir führen als eine höchst geschmackvolle Kleidung einen über Kreuz liegenden Twine an, welcher vermöge seiner Leichtigkeit, die man ihm gelassen, als Sommer-Paedessus (Ueberzieher) dienen könnte. Er ist von sehr leichtem schwarzen Casimir gemacht, und à cheval besetzt. Die lange Taille hat hinten keine Oeffnung; die Falten sind doppelt, in ihrer ganzen Länge gesteppt, und haben keine Knöpfe auf der Taille. Die schräg auf dem Rocke angebrachten Taschen sind ohne Patten, aber mit zwei sauber gearbeiteten Paspeln versehen. Revers und Kragen, von Piqué de soie, fallen elegant über die Schultern. Ausnahmsweise sieht man einige Oberröcke mit außerordentlich langen Taillen, deren kurze Röcke nur eine Länge von 25 bis 30 Centimet. haben. Dasselbe Verhältniß stellt sich bei einigen Fracks heraus, welche sehr lange Taillen, und sehr kurze und gerundete Schöße haben. Die Anglaisen sind zum Theil schmal, und haben wie die Kragen gerundete Zipfel. Die kleinen gewölbten Knöpfe finden allgemeinen Beifall. Die Pantalons bieten keine große Verschiedenartigkeiten dar, es giebt davon eigentlich nur ein einziges Genre; die am meisten getragenen Pantalons sind ohne Sprungriemen, sie sind auf den Beinen und unten weit, und bedecken zwei drittel des Stiefels, die Seitennähte ziehen sich über den Fuß, bis fast auf die Mitte desselben; sie bezeichnen beinah eine grade Linie, und die Krümmung ist nur unbedeutend. Für die Promenade ist dieser Schnitt sehr zweckmäßig. Die Pantalons mit Sprungriemen sind noch nicht verworfen, doch minder zahlreich als Jene, und man trägt sie nur zu Gesellschafts-Toiletten. Wir haben einige Pantalons bemerkt, welche noch mit einer Bande von seidenem gros grains auf der Seite verziert waren, und Andere, mit einer in Seide von der Farbe des Patalons ausgeführten Stickerei, die ebenfalls eine Seitenbande bildete. Dies Genre von Pantalons eignet sich jedoch nur zu einer sehr eleganten Toilette. Die Tuche zu den Phantasie-Fracks, sind von dunkeln melirter Farbe. Sie sind, obgleich von sehr guter Qualität, im Allgemeinen von einer leichten Fabrikation. Unter der großen Mannigfaltigkeit der Stoffe zu den Pantalons, bleiben die schottischen Stoffe besonders zu den Gilets noch immer beliebt; auch trägt man Pantalons im schottischen Geschmack.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommer-Twine mit langer Taille. Carrirte weite Beinkleider. 2. Hut mit Bandausputz. Visite von schwarzer Spitze. Das Kleid mit zwei breiten Spitzenvolants. 3. Robe von Tüll. 4. Frack mit runden Schößen, Beinkleider mit Seiten-Banden. 5. Robe von indischem Foulard. Nach unten zu werden die beim Leibchen schmalen Garnirungen breiter und gehen aus einander.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei J. Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

An einen Caschmirshawl.

Von Oettinger, in seinen Liebesblicken.
(Berlin 1831.)

Meßgunstsäer, Neiderreger,
Augenweide, Wunderthier,
Unruhstifter, Brandanleger,
Frauenabgott, Caschemir.

Sehnsuchtsstiller, Krampfbezwinger,
Thränentrockner, Aeskulap,
Ohnmachtheiler, Friedensdünger,
Wunderdoctor, Zauberstab.

Kopfweh'ender, Zahnschmerzzähmer,
Schnupfenbänd'ger, Eibischthee,
Nerv[illegible]ker, Schwindellähmer,
Kran[illegible]ber, Panacee,

Eintrachtüber, Weibbethörer,
Solawechsel, Reisepaß,
Bundzerreißer, Ehglückstörer
Gattenscherer, Satanas:

Frauenangel, Mannempfehler,
Liebeinflößer, Amorpfeil,
Sinnverwandler, Herzensstehle
Eheteufel, Friedensbeil.

Unschuldsfalle, Tugendtödter,
Herzumgarner, Billetdoux,
Brückenbauer, Schwerenöther,
Lilienknicker, Rendezvous.

Eldorado, Riesenwonne,
Gallahäuptling, golden Vließ,
Putzverschönrer, Demantsonne,
Frauenkrone, Paradies.

Augenblender, Wunscherfüller,
Zweckerreicher, Feenkuß,
Allverehrter, Sonntagstriller,
Optimus et Maximus.

Geldabzapfer, Ringversetzer,
Schuldenmacher, Teufelsbrück',
Kassenleerer, Pflichtverletzer,
Schuldthurmfüller, Galgenstrick.

Türkenturban, Stolzerzeuger,
Stadtgespräch, Vergißmeinnicht,
Achtentreißer, Starrsinnbeuger,
Untreumehrer, Bösewicht.

Das böse Verhängniß.

Ein Nachtstück.

Es war eine jener grauenvollen Nächte, wo die Elemente sich verschworen zu haben scheinen, alle die Unglücklichen verderben zu wollen, die das Schicksal in Armuth leben ließ, ohne Freude, ohne Versorgung. Der Sturm jagte heulend den in dichten Flocken fallenden Schnee durch die weiten Straßen, wo sich Niemand blikken ließ, als die Wächter der Nacht fest eingehüllt in ihre Mäntel, gefesselt durch ihren Dienst. In einer solchen Nacht, wo gewiß Niemand gern einen Hund vor das Haus gestoßen hätte, durchschritt ein Mann, armselig gekleidet, mit langsamen Schritten die Straßen der Hauptstadt; ungekümmert um das Wetter, wie um die Meinung, die man von ihm hegen konnte, ganz wie Einer, der von aller Welt verlassen ist. Und doch war dem nicht so; der Unglückliche hatte Weib und Kind; ein Weib jung und schön, ehemals glücklich und blühend in der Gesundheitsfülle; jetzt vor der Zeit gealtert, vom Elende gebeugt, vom Kummer gemartert; ohne Nahrung für ihr Kind, das schon lange vergeblich danach weinte. — Ach es gibt viele verborgene Schmerzen, die so leicht geheilt werden könnten, verlangte nicht die Eitelkeit stets öffentliches Anerkennen ihrer Gaben, uneingedenk, daß wahres Wohlthun in sich selbst den schönsten Lohn findet! —

Das Unglück war langsam über Waldemar hereingebrochen; er hatte bessere Tage gekannt, umgeben von einem Schwarm zahlloser Freunde; jetzt aber war er namenlos elend und die Menschen forschen so selten nach der Ursache des Kummers! Er war arm und die Armuth gilt in den Augen Vieler als Verbrechen, das man ohne Urtheil verdammt. Lange Zeit hatte der Beklagenswerthe muthig gegen sein Schicksal angekämpft — jetzt war seine Kraft gebrochen, ihm blieb keine Hoffnung! —

Er trat in eine armselige Behausung, in sein Bodenkämmerchen, von dessen feuchten Wänden einzelne Wassertropfen herabsikerten. In einem Winkel lag ein Strohsack; ein Bett, einige Stühle und ein alter Tisch bildeten das Uebrige armselige Geräth. Seine Gattin hielt auf ihrem Schooß ein kleines Mädchen, seine kleine Marie, mit den hellen blauen Augen. Mit einem Blick der liebevollsten Bekümmerniß schaute die Frau auf den Heimkehrenden.

„Ich fand keinen Dienst, keine Hülfe, Julie," stieß der arme Mann mühsam hervor, indem er sich in einen Stuhl warf, „wir müssen Hungers sterben!"

„Verzage nicht, mein lieber Freund," entgegnete seine Gattin, „fasse Muth, vielleicht wirst Du morgen glücklicher sein. Deine Thätigkeit, Dein redliches Bemühen sind bekannt, Du wirst Dich nicht mehr lange quälen, vertraue auf den Vater dort oben!"

Waldemar starrte zum Himmel empor, seine brennenden Augen hatten keine Thränen. Er zog ein Geldstück aus der Tasche und legte es in die Hand seines Weibes, „kaufe Nahrung für Dich und das Würmchen," seufzte er, „ich — ich habe keinen Hunger." — — Und er warf sich auf sein Strohlager. —

Vier Tage waren wieder in namenloser Angst verflossen, jede Stunde vergrößerte nur die verzweiflungsvolle Lage der Unglücklichen. Die Kälte vermehrte den Hunger und die unglückliche Mutter verließ, um ihr Kind zu wärmen, nicht mehr das Bett. Der Bäcker ließ kein Brod mehr verabfolgen, da man es nicht bezahlen konnte.

Waldemar kehrte eben wieder von einer vergeblichen Wanderung nach Hülfe zurück. Er trat ein. Sein Kind schlief, und seine Frau, die Hände gefaltet, lag und betete. Welch' ein Bild für ihn! — —

Er blieb einige Momente an ihrem Lager, dann sprach er: „Ha, noch einen Gang will ich thun!"

Er stürzte wieder hinaus, in einem Augenblick war er auf der Straße — sie war menschenleer und öde. Endlich bog Jemand um die Ecke der benachbarten Gasse. Das Herz des jungen Mannes schlug gewaltig in seiner Brust, er schwankte, wollte entfliehen — da glaubte er das Geschrei seines Kindes zu hören. Er nahte sich dem Fremden — mit zitternder Stimme flehte er: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, schenken sie dem Hungernden ein Almosen!"

„Verdammter Faullenzer!" herrschte ihm der Unbekannte entgegen, „schämt sich nicht zu betteln, und ist noch so jung. Geht hin und arbeitet und verdient Euch Euer Brod!" — er entfernte sich mit raschen Schritten. —

Waldemar stand wie niedergeb[illegible] da. — Plötzlich fuhr er empor, ein junger Herr schritt daher. — Der Unglückliche stürzte auf ihn zu, ihn mit übermenschlicher Kraft, welche ihm die Verzweiflung lieh, anpackend. „Ihr treibt ein schlechtes Handwerk," erwiderte der junge Mann, erstaunt über solchen Ueberfall, „da nehmt, da ist meine Börse!" — „Wie viel enthält sie?" fragte Waldemar. „Einige Goldstücke und etwas Silbergeld," lautete die Antwort.

Der Unglückliche öffnete sie und nahm nur das Letztere. „Nur das für Weib und Kind," rief er, behalten Sie Ihr Gold, gehen Sie in Frieden und — verzeihen Sie mir."

Noch mehr erstaunt über dies Benehmen, als über den Anfall, folgte ihm der Fremde. Er sah ihn bei einem Bäcker anklopfen, um Brod zu fordern. Als er sich entfernt hatte, trat Jener zu dem Bäcker und ließ sich von diesem eine Schilderung von Waldemars Lage machen; dann gab er ihm ein Goldstück, damit er die unglückliche Familie mit Nahrung und den nothwendigsten Hülfsmitteln versehn möchte und versprach in ein paar Tagen wiederzukommen.

Waldemar kehrte nach Hause zurück; seinen Vorrath auf den Tisch ausbreitend, sprach er: „Hier, mein treues Weib, ist Speise und Trank, ich habe alles gut eingerichtet, unser Kind wird nicht Hungers sterben und Du selbst brauchst nicht mehr zu darben. Ich aber bin zu müde, um zu essen. — Gute Nacht." — Gepeinigt von Gewissensbissen über die begangene That, warf er sich auf sein Lager, den Schlummer lange vergebens suchend. —

Es war längst heller Tag geworden, der Arme schickte sich aber noch immer nicht an, wie sonst, sich Beschäftigung zu suchen, die Furcht, ein jeder möge den Stempel des Verbrechens auf seiner Stirn lesen, hielt ihn zurück. Seine Aufregung zu dämpfen, blickte er aus dem Fenster, das auf die Straße hinausging; da gewahrte er zwei Personen, welche aufmerksam das Haus zu betrachten schienen. Himmel und Erde, er glaubt in dem Einen den jungen Mann der vergangenen Nacht zu erkennen, derselbe Wuchs, dieselbe Kleidung, dasselbe Gesicht. Er blickt noch einmal hin — der Gefürchtete ist es wirklich! Waldemar stürzt bleich wie der Tod vom Fenster — sie suchen den Straßenräuber — seine Augen starren besinnungslos, seine Lippen beben, seine Kraft droht zu brechen. Er schleppt sich zu seinem Weibe, seinem Kinde, er umschlingt sie krampfhaft.

Da hört er Schritte auf der Treppe erschallen. Er stürzt fort von Weib und Kind, hinein in ein nahes Kämmerchen, das er verschließt.

In diesem Augenblick treten die beiden Fremden ein. „Ich fürchte, Madame," spricht der Jüngere zu ihnen, „daß mein Besuch Sie belästigt, aber die Ursache desselben wird mich entschuldigen. Sie sind vom Unglück hart verfolgt, erlauben Sie, daß ich nach Kräften die geschlagenen Wunden zu heilen versuche." — Mit diesen Worten legt er eine gefüllte Börse auf den Tisch. Waldemars Gattin blickt einen Augenblick lang den großmüthigen Wohlthäter starr an, dann entstürzen Thränen ihren Augen und benetzen das Kind, das an ihrem Busen schlummert.

„Waldemar!" ruft sie mit vor Freuden fast ersticktem Stimme, „mein Waldemar, komm, wir haben nicht umsonst gebetet, die Vorsehung hat unser Flehn erhört!

Aber Waldemar antwortet nicht. — Ein schwerer Fall und Geschrei von der Straße her wird vernommen. Ein Haufen Volks umgibt den Leichnam eines Mannes — Waldemar hatte sich selbst den Tod gegeben.

Eine Schlinge.

Novelle von Erdmuthe von Anar.

Am Ende eines freundlichen Dörfchens im Elsaß lag ein kleines Haus dicht an der Landstraße, umgeben von einem wohl unterhaltenen Zaun; vor der Thüre, unter den mit Wein umrankten Fenstern, stand eine grüne Gartenbank. Das kleine Haus, es war das allerletzte und lag wohl ein paar hundert Schritte von den übrigen Wohnungen entfernt, stand in der Mitte des Raumes, welchen der eben erwähnte Zaun umgab.

Vor dem Hause prangten in sorgfältig gepflegten Beeten, Blumen mancherlei Art; auch zeugten die Obstbäume, so gering ihre Zahl auch war, doch, daß eine verständige und kundige Hand ihrer gewartet. Hinter dem Hause befand sich ein Stall, eine kleine Scheune, unter deren hervortretendem Dache verschiedene Ackergeräthschaften aufgehängt waren; Pflug und Egge lagen zur Seite.

Aber öde und ausgestorben schien das kleine, dürftige Besitzthum. Man hörte nicht das Brüllen der Kuh, welche gegen die Abendzeit daran zu erinnern pflegte: daß es Zeit sei, sie von dem Ueberflusse zu befreien, den sie so willig ihrer Herrin spendet, zum Lohn für süße Kost und gute Streu.

Heute hatte der stolze Hahn seine Frauen nicht gerufen und ihnen den Weg zur schmalen Stiege gezeigt. Es war rund herum still und auch die Blumen neigten die duftenden Kelche unter der schwülen Gewitterluft eines heißen Augustabends, wie in beklommener Ahnung eines nahenden Mißgeschicks.

Hatte es ihnen der Wind zugeflüstert, der sich ab und zu, in einzelnen Stößen, Bahn durch dunkle Wolken brach, daß die Hand, welche seit Jahren sie gepflegt,

heute zum Letztenmale sie getränkt? zum Letztenmale die Schwachen an Stäbchen gestützt? zum Letztenmale die aufkeimende Blüthe von wucherndem Unkraut befreit? Hatten sie es gefühlt, daß bei diesem letzten Liebesdienst sich manche bittere Thräne mit dem Wasser der Quelle gemischt, womit die treue Pflegerin die Dürstenden gelabt? Kein Laut drang aus dem Hause selbst und dennoch war es nicht menschenleer.

Zwischen den beiden Fenstern der Wohnstube, an deren Decke ein freier, starker Balken entlang und quer durch lief, stand ein alter Tisch mit rund gedrehten Füßen. An dem Tische saß ein junger Mann, ungefähr von vier- bis fünfundzwanzig Jahren. Brod und Käse stand vor ihm und er hielt ein Messer in der Hand, als wolle er dem Imbiß zusprechen, aber die Linke stützte den braunen Lockenkopf, dessen ernste, kummervolle Züge mit der frischen Jugendfarbe, mit den kräftigen Gliedern in sonderbarem Widerspruche schienen.

Auf zwei runde Arme gestützt, stand ein junges Mädchen an demselben Tische und sah gedankenvoll in die Abendsonne, die von Westen her den Himmel spärlich vergoldete und nur einzelne, röthende Strahlen, wie ein paar glühende Abschiedsworte, nach den Fenstern des kleinen Hauses sandte.

Anna mochte wohl den Gruß und seine volle Bedeutung verstehen — oder war es nur das Abendroth, das ihr die Thränen aus den Augen preßte? Es fielen deren zwei, glühend heiße, auf die, mit dem Messer bewaffnete Hand des Träumers.

Er fuhr empor, blickte in des Mädchens Antlitz, strich sich dann mit der linken Hand über die Augen und sagte:

„Annchen, liebes Annchen, laß es gut sein! — So wie es war, konnte es ja doch nicht bleiben, das hast Du selbst eingesehen."

„Wenn Du nur nicht unter die wilden Soldaten gingest! — wenn Du nur nicht Blut und Leben für mich verkauft hättest! — — ach wenn der gute Vater das aus seinem Himmel sehen könnte; er würde sich doch betrüben!"

„Das würde er nicht, denn ich habe heute, da ich für des Grafen Hohenleiden einzigen Sohn als Conscribirter eintrat, eben so gut meine Pflicht gethan, als damals, wie ich mein kleines Erbtheil von meiner Pathin hingab, um für mich einen Stellvertreter zu erkaufen, weil der vom Schlage getroffene Vater nicht mehr arbeiten, Dich nicht mehr beschützen konnte. Der Pachtkontrakt für das Haus und den kleinen Acker ist übermorgen abgelaufen, was sollten wir hier, allein, ohne Mittel beginnen, da des Vaters kleine Pension mit seinem Tode aufhörte? Du weißt, Annchen, ich sage das nicht aus Ruhmredigkeit, ich habe gearbeitet früh und spät, und aus Allem so viel Nutzen gezogen, wie irgend Einer es gekonnt, — und darum ging's auch, so lange der Vater die Pacht bezahlen und das Nothwendigste an Holz und Kleidung von seinem Einkommen bestreiten konnte. Sollte ich mich nun bei den Bauern verdingen um kargen Lohn? soll ich sehen, wie Du fast bei der Nadel verblindest und doch nicht das Salz verdienen kannst? — das Erste ist mir, ehrlich gesagt, nicht recht, denn da ginge das Bischen Kenntnisse, die ich dem Vater verdanke, ganz zu Grunde, und das Zweite kann ich nicht aushalten. Darum glaube mir, Annchen es ist gut so."

„Ja, Fritz, aber die Kanonen, der ewige Krieg! so lange Der da in Paris noch immer die ganze Welt haben will! das ist doch schrecklich! Wie soll ich es denn nur anfangen zu leben ohne Dich?" Hier übermannte sie die Wehmuth und sie drückte die Schürze fest vor die überströmenden Augen.

Der Bruder war aufgestanden und hatte sie in die Arme geschlossen; er sprach ihr Muth und Trost ein und erntete den Lohn eines jeden wahren Trösters: ihm ward selbst leichter um das Herz.

„Morgen oder übermorgen," sagte er, „gehst Du nach D . . . . zur Muhme Westerburg, die Dich viel freundlicher aufnehmen wird, das glaube mir, wenn Du ihr den Schein über die fünfhundert Thaler zeigen kannst, die ich Dir gebracht, als kämest Du so blos zu ihr. — Doch Annchen, vergiß mir nicht, diese Nacht bei Pfarrers Schwestern im nächsten Dorfe zuzubringen, und zu gleicher Zeit dem hochwürdigen Herrn das Geld, gegen einen Schein, zur Verwahrung zu übergeben und ihn zu bitten: daß er es sicher unterbringe. Die Sachen hier stelle nur, wie ich es mit dem Maire verabredete, auf seiner Tenne ein, er wird sie uns verwahren, denn sie sind uns doch lieb, nicht?"

Annchen nickte wehmüthig bejahend; dann wendete sie sich wider dem Tische zu und sprach: „Iß doch, lieber Fritz."

„Hm! ja so!" entgegnete er, sich unwillkührlich so fest auf den alten Tisch lehnend, daß er krachte.

„Haha! alter Freund! steht es so mit Dir? — Nein, das darf nicht sein! Du darfst mir nicht zusammenfallen, Du, an dem ich manche frohe, manche trübe Mahlzeit gehalten, Du, an dem ich manches Gute gelernt und für das Vergessene manchen Denkzettel vom Vater bekommen, wenn er mir Stunden gab! — Wart; Dich muß ich zusammenbinden, damit ich noch an Dir

den Willkommen trinken kann. — Hast Du nicht irgendwo einen guten, festen Strick, Annchen?"

„Ach ja, ich hatte der Lise den alten umgebunden, ehe sie fortgeführt wurde, und den neuen zurückbehalten, er hängt noch in der Kammer."

„So geh und hole ihn, mein sparsames Schwesterchen, und freue Dich mit mir, daß Deine gute Wirthschaft uns noch den alten Burschen da erhalten hilft."

Mit dem Stricke umschnürte der junge Mann den Tisch so fest, daß er sein Rütteln und Schieben aushielt, ohne einen Laut von sich zu geben.

„So," sprach Fritz nach vollbrachter Arbeit, „nun können selbst die Musikanten beim Erntefest auf der Tenne, ihr Orchester auf Dir aufschlagen, Du alter Freudenspender; ohne daß es Dich aus Deinen Fugen bringt. — Und nun, lebe wohl, Annchen, vertraue auf Gott und mach mir das Herz nicht schwer! Wir sehen uns wieder, das hoffe ich mit Zuversicht. Noch eins: gehe dem schwarzen Martin aus dem Wege, das ist doch ein tückischer Bube und ein rechter Luderjahn. Denke nur, vorgestern erst hat er wieder hundert Thaler verspielt, im Städtchen, wo, wie Du weißt, Jahrmarkt war. Er wollte mir zumuthen, ich sollte ihm das Geld leihen, da er weiß, daß ich mich für den Grafen gestellt habe, aber ich wich ihm aus unter ziemlich haltbarem Vorwande. Er machte mir zwar ein hämisches Gesicht, aber sagte nichts. Er kann und wird es Dir jedoch nimmer vergessen, daß Du ihm dreimal einen Korb gegeben."

Während die Geschwister so im Gespräch vertieft waren, hatte das drohende Gewitter sich allmählig genähert und schon hörte man das ferne Rollen des Donners. —

„Höre, Fritz," sprach Annchen bebend, „welch ein schweres Unwetter dort heraufzieht, nun kannst Du doch nicht fort?!"

„Ich muß morgen 11 Uhr in Straßburg sein und habe bis dahin noch fünf starke Meilen zu marschiren."

„Aber Du wirst ja naß werden, bis auf die Haut."

„Das wird denn wahrscheinlich eben so wenig das Letztemal sein, daß mir dies passirt, als es das Erstemal ist, aber Du, Annchen, kannst bei solchem Wetter nicht fort und das ist mir viel unangenehmer."

„Lieber Gott! Du wirst mich doch nicht ganz allein hier im Hause lassen, bei diesem Wetter? Du weißt ja, wie ich mich vor dem Gewitter ängstige."

„Es wird mir schwer genug, aber will ich mich nicht den größten Unannehmlichkeiten aussetzen, so muß ich bald fort. Aber warte nur, erst will ich noch alle Thüren verschließen, die nach dem Hofe zu fest verrammeln, weil sie schon schlecht ist, auch die Fensterlükken will ich zumachen, damit Dich der Blitz nicht so erschreckt. So," fuhr er fort, nachdem Alles geschehen, „nun werde ich noch bei der alten Barbara vorsprechen und sie bitten, daß sie zu Dir kommt und die Nacht bei Dir bleibt."

„Aber wenn sie nun nicht kann?" jammerte Annchen. —

„Dann" sprach der Bruder ernst, „muß ich Dich dem Schutze Dessen allein empfehlen, der uns aus Donner und Blitz zuruft: er sei ein starker, ein allmächtiger Gott!"

„Ach, lieber Bruder, Du bist stark an Kraft und Willen, aber ich! Du weißt es ja, daß mir mehr Muth zum Dulden als zum Handeln verliehen ward, daß ich es noch nicht lernen konnte, allein da zu stehen in der Welt, denn ich hatte ja den Vater und Dich."

„Und jetzt hast Du den Vater im Himmel, der über Dich wachen, der Dich behüten und aus Gefahren erlösen wird, der versteht das Schirmen und Beschützen doch viel besser, als es der Vater auf Erden und der Bruder vermochten! Ihm seist Du empfohlen," fuhr der junge Mann mit tiefer Rührung fort, „Du sanfte, schüchterne Taube! Erhalte Dein Herz rein, wie es heute noch ist, und erschrick nicht, sollte ein früher Tod Dir nahen; er kann Dich vielleicht dem entreißen, was härter trifft als er! — Lebt wohl, ihr lieben Räume, ihr liebgewonnenen Gegenstände alle, an denen so theure Erinnerungen haften! Gott schütze dieses Haus und gebe seinen künftigen Bewohnern den Frieden, der bisher darin gewohnt; aber" fügte er mit leichterem Sinn hinzu: „etwas mehr Glück könnte ihnen grade nicht schaden! Und nun den letzten Kuß! Wir sehen uns wieder!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Ibrahim's zarter Sinn und Empfänglichkeit für Burgunder Wein.) Ibrahim Pascha, den wir vermuthlich bald als Beherrscher von Egypten kennen lernen werden; denn ewig kann ja Mehemet Ali nicht leben, gehört zu den Orientalen, die bei barbarischem Sinne doch auch häufig einen Anflug von Großmuth haben. Cultivirt hat er sich übrigens auch genug, um gern Champagner und Burgunder zu trinken. Als er in Griechenland 1828 den Feldzug machte und

die russisch-französisch-englische Flotte ihm allen Zugang von der Seeseite her abgeschnitten hatte, vermißte er diese Tafelfreude am schmerzlichsten. Herr von Prokesch hatte mit ihm in Morea um Auswechselung mehrerer Griechinnen und ihrer Kinder gegen gefangene Araber, auf Ansuchen des griechischen Präsidenten Capo d' Istrias, verhandelt und bei dieser Gelegenheit erfahren, wie der Burgunder in Ibrahim's Proviantwagen ausgegangen sei. Kaum langte er in Smyrna an, als er ihm einige Kisten voll zusendete. „Dem mächtigen Sohne des Vicekönigs von Egypten ein Geschenk damit zu machen," schrieb er dazu, „fällt mir nicht ein; doch wisse er, in welchem Handel sie gestanden hätten und welche Bezahlung ihm (Hrn. v. Prokesch) also die willkommenste sein würde. Er möchte ihm daher einen Wechsel in solcher Münze zahlbar auf seinen Vater in Egypten ausstellen; die Summe überlasse er ihm selbst." Und der so oft als Barbar verschrieene Ibrahim sendete ihm in der That sogleich einen Wechsel auf Sicht, des Inhalts, den Werth für 20 griechische Sklaven erhalten zu haben, die sein Vater dem Inhaber des Wechsels ausantworten möchte. Der alte Mechmet Ali weigerte sich keinen Augenblick, den Wechsel zu acceptiren und überließ dem österreichischen Consul Acerbi in Alexandrien selbst die Auswahl. Vermuthlich hat dieser Burgunder dem tapfern Ibrahim besser gemundet, als jeder andere vor und nachher; denn das Bewußtsein, gut gehandelt zu haben, hat ihm das feinste — Bouquet gegeben, wie der Weinkenner sagt.

(Die Tabacksprobe.) Friedrich der Große, der bekanntlich stark Taback schnupfte, traf einst auf einem Spaziergange im Park zu Potsdam einen alten Invaliden bei einem sonderbaren Geschäft an. Er trocknete nämlich an der Sonne den Taback, welchen er nach holländischer Sitte die Tage zuvor im Munde gekaut und in den Krämpen seines großen Huts aufgesammelt hatte. Friedrich blieb stehen und fragte:

„Was macht Er da?"

„Ach, Herr," erwiederte der Alte, „ich trokne meine Prümchen — ein ländlicher Ausdruck für Kautaback, — die verkaufe ich dann um den halben Werth an einen Kameraden, der gern aus der Pfeife raucht, und so ist uns Beiden geholfen."

„Wenn man doch," bemerkte Friedrich gegen seine Begleitung, „dem Volke diese der Gesundheit so schädliche Sitte abgewöhnen könnte. Den Schnupf- und Rauchtaback möchte ich ihm schon gönnen, aber der ätzende Saft, der beim Kauen des Tabacks beständig verschluckt wird, muß doch bald die Eingeweide verzehren."

„Wie lange kaut Er schon?"

„Mit meinem sechzehnten Jahre, als ich in die Armee trat, fing ich an, Ew. Majestät. Jetzt bin ich siebenzig, macht vierundfunfzig Jahr."

„War Er niemals krank?"

„Nur ein Mal, als mir in der Schlacht bei Liegnitz eine verdammte Kugel das rechte Bein zerschmetterte. Und ich denke, so unser Herrgott will, noch eine halbe Stiege (zehn) Jahre fortzukauen, haltens zu Gnaden."

„Wie wär's," bemerkte der den König begleitende Adjutant, „wenn Ew. Majestät einmal mit einigen Tabacksfreunden eine Probe anstellen ließen, um zu erfahren, in welcher Form genossen der Taback wohl am schädlichsten auf den menschlichen Organismus wirke? Jedoch bin ich für meinen Theil überzeugt, daß der Schnupftaback durchaus ohne nachtheilige Folgen genommen werden kann, ja für manche Naturen gewiß sehr dienlich ist."

Bei diesen Worten zog Friedrich lächelnd seine Dose hervor und sagte, eine lange Priese nehmend:

„Dem letzten Theile Seiner Bemerkung stimme ich nicht bei, Gift bleibt Gift. Aber was Seinen Vorschlag da betrifft, so gestatte ich, zum Vortheil der Sanitätskunde, einen solchen Versuch anzustellen."

Am folgenden Tage wählte man auf Befehl des Königs aus den vorhandenen Invaliden drei Tabacks-Consumenten aus, einen Schnupfer, einen Raucher und einen Kauer, welche gleich gesund waren, und die gleich lange Zeit diese Geschäfte betrieben hatten. Die Männer wurden in einem kleinen Häuschen zu Potsdam niedergesetzt und ihnen außer dem übrigen Unterhalt so viel Taback geliefert, als sie vernünftiger Weise verbrauchen konnten, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle, daß sich Jeder strenge an sein Geschäft zu halten habe und in keiner Weise in die Branche des Andern übergreifen dürfe.

Seit dieser Zeit traf man die drei alten Kriegsgesellen täglich schnupfend, rauchend und kauend von des Königs Gnade im Parke zu Potsdam an, und es schien Anfangs, als verjünge sich ihre Heldennatur von Tag zu Tag, denn ihr beständiger Wunsch war, den siebenjährigen Krieg noch einmal von Anfang bis zu Ende durchfechten zu können.

Nach einigen Jahren indeß starb zuerst der Tabackschnupfer und eine ärztliche Untersuchung ergab, daß er am Schlagfluß gestorben war, denn die feinen Tabackstheile waren ihm ins Gehirn gedrungen und hatten die ganze Lunge mit einer schwarzen Decke überzogen, wodurch der Blutumlauf gehemmt worden war. Einige Jahre später starb auch der Raucher. Man fand bei ihm Magen und Eingeweide total verbrannt und schwarz geräuchert. Der Prümchenkauer aber wollte zu des Königs Verdruß gar nicht ins Gras beißen, sondern lebte und kaute und kaute und lebte immer fort, ja er überlebte sogar den König und kaute, Thränen im Auge, dem Leichenzuge von ferne nach, indem er behauptete: „Das kommt davon, von dem schlechten „Düvelsdreck," den der große König stets in seiner Dose führte. Hätte er sich zu meinem Geschäfte und meiner Fahne gehalten, so möchte er wohl noch lange gegen den alten Menschenfresser das Schlachtfeld behauptet haben."

Der ihn gelegentlich untersuchende Arzt mußte gestehen, daß er seit langer Zeit keinen in solchem Alter gleich gesunden Menschen angetroffen habe.

Darum — so schloß der Landmann, der mir die obige Erzählung mittheilte — halte ich in meiner Familie darauf, daß sich alle Mannspersonen dieses Mittels, um ein hohes Alter zu erreichen, bedienen.

— In einem höchst schätzbaren etwas schon älteren Werke über Länder- und Völkerkunde, dessen Verfasser mir aber leider! nicht bekannt ist, las ich jüngst eine Episode, die mich schaudern machte. Ein junger englischer Matrose schlenderte einst müßig an den Ufern unweit des Niagarafalls herum. Da erblickte sein Auge eine schöne junge Indianerin, die unter einer hohen Gleditsche saß und aus Schilf eine leichte Matte flocht. Ein wildes Feuer durchzuckte des Matrosen Glieder, er wollte seine Lust an dem armen jungfräulichen Geschöpfe kühlen. Susanna ahnte nicht, welch Unglück über sie her-

anziehe, sie flecht verdachtlos und sang leise eine sanfte Melodie eines indianischen Liedchens. Der Matrose schlich sich heran und überfiel die junge Schöne. Erschrocken springt Euoanna auf und ringt mit ihm. Schon hatte der kräftige Junge sie beinahe überwältiget, schon .... da that Euoanna einen Schrei, der Matrase glitschte am weichen Sandufer ans und fiel, Euoanna aber riß sich los und eilte so flüchtig wie ein Dammhirsch das Ufer hinab. Dart hielt ein Canoe in einer kleinen Bucht, und darinnen schlummerte ihr geliebter Bräutigam, den wallte sie wecken und um seinen Schutz anflehen. Kaum hatte der Matrose ihre Absicht entnommen als er mit Blitzesschnelle sich anraffte und Euoanna nachrannte um sie an ihrer Ausführung zu hindern; denn er wußte wohl, welches Loas ihm von Seite des rachesüchtigen Indianers bevarstehen wurde. Euoanna hatte das Canoe erreicht — jetzt will sie den Geliebten wecken; da speingt der Matrose vor, sein Messer in der Faust — und zerschneidet den Strick, an welchem das Fahrzeug festgehalten war. — „Moahiqui! Moahiqui!" ruft das zitternde Mädchen in Angst und Verzweiflung und stürzt besinnungslos zu Boden. Schnell speang Maahiqui, Euoanna's Geliebter, auf, ergreift wild das Tomahaqne und schwingt es drohend über seinem Haupte; aber ach! er konnte Euoanna nicht rächen — der Strom hatte das leichte Canoe wirbelnd erfaßt und reißend in die Mitte des Bettes geschleudert. Einen furchtbar wilden Blick warf er noch einmal auf den Mörder seines Glückes; dann schaut er trüb und düstee vor sich in die grause Fluth, wirft das Tomahaque weg, ergreift das Ruder und arbeitet mit Riesenmacht dem Strom entgegen. Alles umsanst, der Stram ist gewaltig und reißend — und donnernd braust der Fall, über welchen sich eine große dichte Nebelwolke gelagert hat. Keine Rettung, ein unausweichbarer gräßlicher Tod erwartet ihn. Da blickt er ernst zum blanen Himmel, eine Kälte und Verachtung des Todes tat an die Stelle der Verzweiflung, er sah, daß er sich nutzlos abmühe. Matt legt er das Ruder weg, nimmt die Schilfmatte, worauf er geschlasen, wirft sie über sich, hüllte sich ganz darein — und erwartet standhaft sein Schicksal. Mit Blitzesschnelle schoß das Canae über die Cataracten — und Moahiqui war nicht mehe.

J. M. . . . g.

(Ein treues Raß und sein Leichenstein.) Daß manchem Hunde nach dem Tod ein Gedenkstein gesetzt wurde, ist eine dekannte Sache. Friedrich's II. Lieblingshunde ruhen unter dergleichen oben auf der Terrasse in Sanssonci bei Potsdam, und Byron verherrlichte die Erinnerung an seinen Neufundländer durch eine dichterische Gabe, die er auf dem ihn deckenden Stein einmeißeln ließ. Von Pferden, die auf solche Weise ausgezeichnet wurden, weiß man weniger zu berichten; Eines jedach lernte man jetzt kennen. Im Gaeten der Familie von Burkersroda zu Burghäßler in Thüringen liegt das treue Thier begraben, welches den Adjutanten des Generals von Thielmann, nachherigen K. pr. Major von Burkersroda, nach Moskau hin und heim, und dann eben so zweimal hin und zurück nach Paris trug. Erst 1828 starb es und hatte also die schrecklichen Mühseligkeiten lange überlebt. Man kann sich denken, wie sehr ein dankbares, gefühlvolles Herz an sa einen treuen Gefährten hängen mag, und so ließ es sein Herr nicht nur in seinem Parke begraben, sondern anch einen Denkstein auf seine Ruhestätte legen, der folgende Zeilen lesen läßt:

Hier liegt ein gutes Kriegerroß;
Der Feind gewaltig nach ihm schoß,
Viel Hunger, Noth und Kält' es litt,
Denn es war einst in Moskan mit,
Zog zweimal auch nach Frankreich aus,
Und tauschte friedlich dann zu Haus
Nach langem Kriegeszuge
Das Schwert nach mit dem Pfluge.

Für manchen Ritt bei Tag und Nacht
Ward es nun hier zur Ruh' gebracht,
Und dankbar legt auf sein Gebein
Sein Reiter ihm den Leichenstein

— Ein sächsischer Varspänner kam unglücklicher Weise nach der im Jahre 1806 bei Jena geschlagnen Schlacht Nachts mitten unter die Franzosen. — „Qui vive?" rief dee Varpost, ein Baier, der auch kein Französisch verstand.

„Catarrhal!" antwortete der Vorspänner ängstlich.

„Passez!" rief wiederum der Baier, welcher dies Paßwort für Garde imperiale genommen hatte.

— Die Frauen haben zwei Hauptwaffen: Die Schönheit und die Zunge. Jemehr die erste an Glanz verliert, desta mehr gewinnt gewöhnlich die Zweite an Schärfe.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Mode ist nicht mehr in Paris, sondern auf dem Lande und im Bade. Man kann kaum etwas Reizenderes sehen als die Wohnung vornehmer Damen auf dem Lande. Vorhänge von Seidengaze, rosa oder himmelblau, mit Pompadour-Fransen und Spitzen garnirt, wogen duftig in dem Luftzuge der geschickt angebrachten Ventilatoren, welche immer eine angenehme Kühle unterhalten. Der Teppich besteht aus einem grünlichen Moose und ein Halbdunkel herrscht in dem Lieblingszimmer, wo die Dormeuses, die Nonchalantes und das Tête-à-Tête (bekanntlich bequeme Stühle) mit feischem Taffet und diesre mit weißem durchsichtigen Organdi überzogen sind. Ueberall sieht man grün; der Clematitis schlingt sich unter Jasmin, die Glockenblume unter die wilden Rosen, um das vortheilhafteste Rouleau gegen die Sonnenstrahlen zu bilden. Dazu denke man sich in diesem reizenden Gemache die Hausfrau im offenen Oberrocke von indischem Muslin über einem Unterkleide van himmelblauem italienischem Taffet, mit kleinen Hausschuhen von blauem Taffet und man wird das Bild van mancher Schönen in der Touraine oder in Baden haben. Aber wer wird es glauben? Man tanzt in den Bädern, als wenn in einer Hitze von dreißig Grad nicht anch die frischeste Toilette welkte. Unter den Blumen, welche die Damen zu Ballschmuck am meisten vorziehen, steht das Vergißmeinnicht, jene Blume Deutschlands, oben an, welche die Liebenden zum Symbol der Treue und Erinnerung erwählt haben. Man macht künstliche Vergißmeinnicht täuschend nach und trägt diese lieber als die natürlichen, weil sie nicht wel-

en wie die letztern. Die Toiletten zu diesen Bällen in grünenden Gärten und unter murmelnden Cascaden sind so leicht und durchsichtig, daß man einen luftigen Tanz der Willis zu sehen glaubt. Die Gräfin von L. steht an der Spitze der Fashion in Baden und zeichnet sich durch die Neuheit ihres Anzugs aus; bald trägt sie ein Kleid von blauem Krepp mit doppeltem Rocke, an welchem der zweite à la Pompadour mit einer Guirlande kleiner weißer Blümchen garnirt ist, während das griechische Leibchen in der Mitte durch eine eben solche Blume von Brillanten gehalten wird, deren Kelch ein schöner Topas bildet. Die halbweiten Aermel sind athenienssich mit derselben Blume aufgenommen und auf dem Kopfe trägt sie einen Kranz von gleichen Blumen, von denen abwechselnd die eine eine künstliche, die andere von Brillanten und Topas ist. Bisweilen erscheint sie ganz weiß wie die Göttin Ceres mit drei Röcken von weißem Tarlatan, die mit Aehren, Klatschrosen und Kornblumen aufgenommen sind. Am meisten liebt sie eine hübsche Neuigkeit: über ein Unterkleid von weißem italienischem Taffet werden zwei Röcke von rosa Tülle geworfen, mit einem dritten von weißem Tülle darüber. Das Leibchen ist blousenartig gemacht, d. h. mit zwei Bündchen, welche die Brust und die Achseln umfassen, so daß die Falten eine Art Garbe mitten auf der Brust bilden. Die Aermel sind klein und auf der Achsel durch eine rosa Camée mit einer lilienweißen Hebe aufgenommen. Das Leibchen hat einen schmalen Gürtel, der mit einem breiten flatternden rosa Camée gehalten wird. Das goldene Armband, ebenfalls mit einer rosa Camée, die Ohrringe und die Heftel auf dem Rocke, ebenfalls in Caméen, geben dieser Toilette eine vollkommen aristokratische Eleganz. Die Stadtanzüge sind gleich reizend, z. B. ein Kleid von blau und weiß gestreiftem Pekinet in Oberrockform mit Revers, die das Leibchen selbst bilden und bis an den Gürtel herabgehen. Der Oberrock ist mit Türkisenknopfen zugemacht, welche von ächten Perlen umgeben sind. Eine andalusische Mantille von blauem Krepp vervollständigt diese Toilette. Auch sahen wir ein Kleid von weißem Organdi, das tunicaartig gestickt war mit einem rosa Ueberwurfe, und ein Kleid von wassergrüner Seidengaze mit hübschen weißen Blumen, einem Blousenleibchen und flatterndem Gürtel. Man sieht ferner Oberröcke von ungebleichtem Batist oder Nankin mit Knöpfen von staubfarbigem Taffet mit gesticktem Leibchen und einem Rocke mit schürzenartigen Revers. Ueber allen diesen leichten und durchsichtigen Kleidern trägt man nachlässig entweder einen prächtigen Shawl von schwarzen Spitzen, oder einen Langshawl von weißen Spitzen oder eine Mantille von weißen Barège, mit reichen venetianischen Spitzen garnirt, oder eine Clarisse-Mantille von gesticktem indischen Organdi, besonders aber einen mit Taffet gefütterten und geknüpften Richelieu von Spitzen. Die Mantillen haben endlich, wie man schon aus dieser Aufzählung sehen konnte, die Visiten verdrängt. Man verschmäht die letzteren allerdings nicht ganz, aber man trägt sie nur zum großen Negligé. Die Mantillen sind von gesticktem Muslin, von rosa, grünem, lilas Taffet, von rosa Krepp mit eben solchem gezacktem Volants, von glattem Muslin mit Spitzen, von weißem Taffet mit Volants von Krepp, die mit seidenen Fransen eingefaßt sind. Ihre Form hat sich sehr viel verändert; sie sind hinten kurz und namentlich sind die Vorderblätter nicht mehr so lang als früher.

Herren-Mode. Anstatt eine neue Morgentoilette zu erfinden, nämlich für Spazierritte, trägt man noch immer den Phantasiefrack, à la française, mit seinem breiten und niedrig herumfallenden Kragen, seiner unter die Hüfte gehenden Taille und den kurzen, kaum bis an die Knie reichenden Schößen, und den langen oben halbweiten und an dem Handgelenk eng anschließenden Aermeln. Die Farben zu diesen Kleidungen sind hofgrün, braun, kaiserblau, goldbronce und andere. Die Westen, die man zu diesen Anzügen trägt, sind mit Stehkragen und ihre Form hat bisher noch keine Veränderung erlitten, die eine ist noch immer sehr weit offen auf der Brust, und reicht weit unter die Hüften und läßt kaum vier Knöpfe zu knöpfen, die andre hat breite bis zum vierten Knopfloch reichende Anglaisen. Die Stoffe, denen man für diese Art Westen noch immer den Vorzug giebt, sind weiße und farbige Piqués, chamoisgelbe Valencias, entweder mit kleinen Streifen auf grünem Grund oder dunkle Farben: alle Knöpfe sind von demselben Stoffe. Die Hosen, welche zu diesem Anzuge gehören, sind noch weit in den Beinen, gerade herabfallend und sich auf dem Stiefel rundend, und mit festgenähten Stegen. Alle haben an der Seite eine Borde von passender Farbe in der Mitte mit einem kleinem Dessin (Muster.) Die Stoffe, die man vorzüglich dazu anwendet, sind Nanquin, weiße Piques, englischer Zwillich und leichte, grau melirte Satins mit kleinen Streifen. Als Stadttoilette trägt man den Ueberrock mit niedrigem breit herumfallendem Kragen und langer unter die Hüften herabgehenden Taille, er ist eng, und die Seiten sind leicht gerundet, eben so wie die Achselstücke; der Rock ist kurz und reicht kaum bis über das Knie, er ist wenig weit. Die Nath des Schnittes, welcher den Rock mit dem Leib verbindet, geht wenigstens 4 Cent. unter die Hüfte herab und scheint auf dem Vordertheil noch tiefer zu gehen, auf der linken Seite der Brust ist, wie an dem Phantasiefrack eine Tasche für das Sacktuch, die Anglaisen sind breit und oben carrirt und lassen sich bis zum dritten Knopf knöpfen, jedoch manche schlagen bis nach unten um, was von guter Wirkung ist, vor allen bei einer Sommerkleidung. Die Spitzen der Kragen sind eben so breit als die Anglaisen hoch und gleich carrirt, die Aermel sind weit lang und ohne Aufschläge. Alle Ueberröcke sind an der Kante gesteppt, einige doch auch bordirt wie Phantasiefracks, aber das geschieht nur wenig: die Knöpfe sind von façonnirtem Cordonnet und von passender Farbe, von gewöhnlicher Größe und nur halb gewölbt. Die herrschenden Farben sind schwarz, französischblau, tiefblau und andre. Westen zur Stadttoilette sind mit Stehkragen, auf der Brust weit offen und lang nach unten, 4 — 5 Cent. unter die Hüfte herabgehend und auf dem Bauche eine Spitze bildend. Die Vordertheile knöpfen kaum vier Knöpfe; das erste Knopfloch steht weit von unten und das giebt den Vortheil, daß sich dieselbe nicht heraufziehen kann. Alle Westen sind bordirt und die Knöpfe von gleichem Stoffe. Die Zeuche, denen man zu Stadtwesten den Vorzug giebt, sind Chamois-stoff, strohgelbe und perlgraue Valencias mit kleinen Linien von verschiedenen Farben, jedoch sind die reinen Stoffe ebenfalls sehr gesucht, man trägt gleichviel weiße engl. Piqués mit kleinen Körnchen, oder broschirte. Die Hosen zum Stadtanzug sind noch sehr weit in den Beinen, fallen gerade herab, runden sich auf dem Stiefel und haben fest genähte Stege. Einige Häuser machen die Hosen über die Stiefel eng und unten weit, aber es sind nur wenige, meist alle machen sie weit nach unten. Die herrschenden Stoffe sind Nanquins, weiße Piqués, eben so leichte Satins mit hellen Farben und englische Zwillicht mit kleinen blauen Streifen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommer-Twine mit ganz langer Taille. Carrirte Beinkleider. 2. Reitkostüm für eine Dame. Kleines Filzhütchen mit Feder. 3. Häubchen mit Blumenausputz. Oberrockkleid mit weiten offenen Aermeln, offenem Leibchen, mit Pelerinenkragen, Gürtelband mit langen Enden. 4. Sommertwine.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. André in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition



III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Zur gefälligen Beachtung.

Da die Wohllöblichen Preußischen wie alle ausländischen Postämter, je nach der Entfernung von Leipzig, einen verhältnißmäßigen Postaufschlag berechnen, der bis Berlin schon bis zu 1 Thlr. 2½ Ngr. jährlich sich beläuft, so sei hier bemerkt, daß durch

Die Wohllöblichen Buchhandlungen

bezogen, der Preis unsers Journals überall **derselbe** bleibt, pro Quartal 22½ Ngr. (18 Ggr.)

Für in diesen Quartal bereits neue eingetretene und noch einzutretende Abonnenten, die gern den Jahrgang vollständig zu haben wünschen, sei bemerkt, daß noch erste und zweite Quartale vom Jahre 1846, **ohne Bilder,** vorräthig sind und durch alle Buchhandlungen und Postämter um den Preis von 11¼ Ngr. pro Quartal und in Leipzig für 7½ Ngr. durch die Expedition (Petersstraße Nr. 31. 1 Etage) bezogen werden können.

Die Expedition.

Miscellen und Anekdoten.

— Eines Tages fragte Friedrich der Große bei der Mittagstafel den bekannten Freiherrn von Pölnitz, ob er des Abends auf die Redoute gehen würde, und als dieser bejahte, setzte der König hinzu: „Das ist mir lieb, so bin ich doch gewiß, Einen zu erkennen.“ Pölnitz. Das kommt noch darauf an, Ew. Majestät. — König. O gewiß! Ihn will ich unter Tausenden und unter jeder Gestalt wieder erkennen. — Pölnitz. Ich unterstehe mich nicht zu widersprechen, aber die Zeit wird es lehren. — König. Gut. Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich — wahrhaftig, 1000 Louisdor schenk' ich Ihm, wenn ich Ihn nicht erkennen werde. — Pölnitz. Ich danke Ew. Majestät im Voraus unterthänigst. Wahrlich, ich hätte nicht geglaubt, daß heute mein Glücksstern regiert. — König. Triumphire Er nicht so früh, mein lieber Baron. Kurz, es bleibt dabei, ich halte Wort. — Nach aufgehobener Tafel und nachdem er seinen Plan völlig durchdacht, säumte Pölnitz nicht, sich nach Hause zu begeben und sogleich einen der vornehmsten und reichsten Juden Berlins zu sich rufen zu lassen. Er erzählte diesem den Vorfall mit dem Könige und versprach 1000 Thaler Belohnung, wenn er ihm zur Erreichung seines Zweckes die nöthige Hülfe leisten würde. Diese aber bestand darin, daß er sogleich eine möglichst große Menge Juwelen herbeischaffen sollte, mittelst welcher der Baron sich Abends schmükken und so dem Könige unkenntlich machen wollte, wohl berechnend, Friedrich werde bei dem Anblicke so vieler Juwelen eher an diesen oder jenen, als an seinen (tief verschuldeten) Kammerherrn denken. Der Abend kam, die Redoute begann, und schon lange hatte der König seinen Kammerherrn gesucht, als er plötzlich einen äußerst prachtvoll gekleideten Armenier erblickte. Turban, Gürtel und Kleid strotzten von ächten Juwelen. — Die Maske erregte allgemeines Aufsehen. Alles umringte sie, Jeder suchte sie zu erforschen, wer dahinter verborgen sein möchte. Man betrachtete sie von allen Seiten, man redete sie an, die Maske war nicht stumm, aber Niemand konnte sie erkennen. Besonders war der König neugierig, zu erfahren, wer wohl in seinem Lande Besitzer eines so herrlichen Schatzes von Edelsteinen und Perlen sei? Er schickte deshalb Mehrere ab; Alle aber kamen mit der Nachricht zurück, es sei ein Holländer, der große Besitzungen in den Colonien habe und nach Berlin gekommen sei, um dem Könige mehrere wichtige Projecte vorzulegen; falls diese angenommen würden, sei er gesonnen, seine Besitzungen zu verkaufen und sich im Preußischen niederzulassen. Lieblich tönte diese Nachricht in Friedrichs Ohren, und jetzt nur noch mehr neugierig, zu erfahren, worin die Projecte eigentlich beständen, schickte er wieder einige Vertraute ab, danach zu forschen. Vergeblich waren alle Bemühungen; der Armenier erwiederte ihnen stolz, den Gegenstand seiner Projecte könne und werde er nur dem Könige selbst offenbaren. Durch dieses geheimnißvolle Wesen immer neugieriger gemacht, redete der König die Maske selbst an und bot seine ganze Ueberredungskraft auf, ihr den Mund zu öffnen, aber vergebens. Sobald das Gespräch auf die Projecte sich hinlenkte, blieb der Holländer stets einsylbig und versicherte beharrlich, deshalb könne und werde er nur dem Könige sich selbst entdecken. Seiner Ungeduld nicht länger mehr Meister, nahm endlich Friedrich die Maske ab und sagte: „Nun zum Henker, ich bin ja der König!“ — „Und ich bin Pölnitz,“ erwiederte schnell der Holländer, indem er ebenfalls die Maske abzog und sich ehrfurchtsvoll verneigte. — Der König stutzte einen Augenblick, verzog dann den Mund zum Lächeln und wendete sich kurz um. Des andern Morgens schickte er seinem Kammerherrn die versprochenen 1000 Louisd'or und würde ihm gern noch mehr gegeben haben, hätte er den Verdruß nicht gehabt, überlistet zu sein.

— Wie vieles Andere scheint auch der Besuch der Wallfahrtsorte der Mode unterworfen zu sein. Die bekannten Wallfahrtszüge nach dem beliebten Czenstochau, schreibt man der Breslauer Zeitung, sind weniger zahlreich gewesen, als sonst. Dagegen ist dieses Mal ein wunderthätiges Muttergottesbild im Dorfe Zuczko von einer Menge Wallfahrer besucht worden, wie sie allda seit vielen Jahren nicht mehr zugeströmt sind. Das erwähnte Bild befand sich ehedem in einem andern kirchlichen Heiligthum, entfernte sich jedoch zur nächtlichen Zeit von demselben im Fluge, begleitet von Tausenden mitfliegender Singvögel, und begab sich an seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort.

(Eine Lebensregel.) Eine alte Lebensregel ertheilt folgenden Rath: „Sei glatt wie ein Spiegel, geschmeidig wie ein Aal, räthselhaft wie ein Chamäleon, heuchlerisch wie ein Pfaff, stolz wie ein Pfau und demüthig wie ein Hund. Wer auf dich tritt, den stich; wer dich verrathen will, den stürze; wer über dir ist, vor dem krieche; wer unter dir steht, dem lasse dein Gewicht fühlen. — Brauchst du Geld, so gehe zu einem Verschwender, einem Verliebten oder zu einem Freudenmädchen, aber nie zu einem Geistlichen und zu keinem Reichen.

— „Das Pferd, sagte ein Hofmann zu Ludwig XV., welches Ew. Majestät so wohl gefällt, ist kein Türke, es ist ein Christ, so gut, wie wir Beide.“

(Liebeswerbung unter den Wilden.) An den fruchtbaren Ufern des Ohiostromes in Nordamerika wohnt der Stamm der Schawany's, Ueberrest einer vor Zeiten mächtigen und furchtbaren Nation, die viele tausend tapfere Krieger in's Feld stellen konnte. Die Schawany's, sonst gewohnt zu siegen, jetzt nur ein Völkchen von etwa dreißig Familien, bewohnen gegenwärtig nur einen kleinen Strich Landes, den ihnen die Großmuth derer übrigließ, die sonst von ihnen so oft waren überwunden worden. Der Engländer Thomas Ahse, welcher im Jahre 1806 zu dieser Völkerschaft kam, erzählt uns nachstehende Anekdote von der Galanterie derselben.

Mag der junge Wilde sein Mädchen noch so heftig lieben, am Tage ist seine Liebe stumm; kein Blick verräth die Gefühle seiner Brust. Wäre selbst die Auserwählte nicht gleichgiltig gegen ihn, sie würde ihn für immer verschmähen, wenn er das geringste Wort ausspräche; sogar alle andern Weiber würden ihn verachten. Aber die Liebe sieht, wo auch kein Wort, kein Seufzer spricht.

Des Nachts verläßt der liebende Wilde sein Lager, und geht mit entzündeter Pfeife zur Hütte des erkornen Mädchens.

Er tritt in die Wohnung der Schönen; denn Schloß und Riegel sind dort fremd, und die Tugend bewacht sich noch selbst. Wenn nun das Mädchen ihm die brennende Tabakspfeife auslöscht, dann hat es Gegenliebe bekannt, und der Glückliche darf Alles wagen. Läßt es aber die Pfeife brennen, dann hat es ihn verschmäht. Bestürzt, niedergeschlagen verläßt der Jüngling, doch ohne zu murren, mit seiner brennenden Pfeife die Hütte der Geliebten, und kehrt nie wieder zu ihr zurück, zu der Grausamen, die das Feuer seines Herzens und seiner Pfeife nicht löschen wollte.

(Die Gustel von Blasewitz.) Als sich Schiller längere Zeit bei der Familie Körner in Dresden aufhielt, schrieb er bekanntlich auf deren naher, in Loschwitz an der Elbe gelegenen Weinbergsbesitzung, seinen Don Carlos. Dort empfing er oft den Besuch des Kapellmeisters Naumann, mit dem er gewöhnlich abendliche Spazierfahrten auf der Elbe unternahm. Bei diesen wurden sie oft von der hellen Stimme der gesangslustigen, schönen Auguste, der Tochter des Gastwirths in dem am andern Elbufer gelegenen Blasewitz, überrascht und in die Schenke gelockt. Auguste aber floh gewöhnlich vor dem Dichter und Musikanten, während sie doch anderen Gästen unverzagt manches Glas Bier kredenzte. Vielleicht hielt sie es für Spott, wenn ihr Naumann anbot, sie bei der königlichen Oper anzustellen, vielleicht aber auch erschienen ihr, nach dem damaligen Zeitbewußtsein, die Jünger der freien Künste nicht ehrlich. Thatsache aber ist, daß sie mit Schiller, der das schöne Kind herzlich lieb hatte, kaum zehn Worte gewechselt hat. Da schwur der Dichter der Allzuspröden, sie aus Rache aufs Theater zu bringen — und er hat sein Wort in Wallensteins Lager gelöst. Und diese lustige Marketenderin lebt noch, und zwar in Dresden als hochbetagte anständige Matrone, deren welke Züge immer noch auf frühere Schönheit schließen lassen. Sie ist die Wittwe des verstorbenen Senators R., spricht aber nur höchst ungern von ihrem Abenteuer mit Schiller, dem sie das ihr gesetzte komische Denkmal immer noch nicht vergeben kann.

(Eine moderne Amazone.) Zu Bordeaux hat man gegenwärtig eine Subscription veranstaltet für eine Frau, Catharina Rahmer, welche vielleicht mehr „Pulver gerochen", als irgend ein Mann der gegenwärtigen Generation von sich rühmen könnte. Zu Colmar 1782 als Tochter eines Sergeanten und einer Marketenderin geboren, ward sie später selbst Marketenderin und heirathete 1802 einen Tambourmajor Giraud. Sie wohnte der Belagerung von Saragossa bei, wurde bei Wagram durch einen Lanzenstich verwundet, war Zeuge der Einnahme von Wien und der Schlachten von Glogau, Lützen und Bautzen. Später nach Spanien zurückgekehrt, trug sie bei der Einnahme von Gerona die Musquete und focht in den Reihen des Regiments ihres Gatten. Sodann machte sie den russischen Feldzug mit und überschritt auf dem Rückzuge die Beresina mit der ersten Division. Nach der Abdankung von Fontainebleau begleitete sie mit ihrem Gatten den Kaiser nach der Insel Elba, die sie gerade vor den hundert Tagen verließ. 1823 ging sie mit Giraud zum dritten Male nach Spanien, wo dieser getödtet wurde. 1825 verheirathete sie sich zum zweiten Male mit einem Sergeantmajor vom Genie und beschloß nun ihre kriegerische Laufbahn mit der Expedition nach Africa, wo sie der Einnahme von Algier, Maskara, Oran und Constantine beiwohnte, ihren Mann und zwei Söhne verlor und selbst durch einen Flintenschuß dienstunfähig gemacht wurde. Seitdem lebte sie in bedrängten Umständen in Bordeaux, wo man ihr jetzt wenigstens noch ein ruhiges Alter verschaffen will.

Das wandernde Zuchthaus in Valparaiso. In Valparaiso, der Hauptstadt Chile's, verwendet man die Sträflinge vornehmlich zum Straßenbau und zu dem Zweck müssen sie sich in dem Maße von der Stadt entfernen, als die Straße fortrückt. Das Zuchthaus ist daher wandernd geworden; es besteht aus einer Anzahl großer, bedeckter Wagen; im Innern sind Lagerstatten, wie gewöhnliche Pritschen, wo 8 — 10 Sträflinge schlafen können; vorn ist eine Art Küche, hinten steht eine Schildwache. Den Wagen müssen sie selbst ziehen, und so führen sie ihre Wohnung von einem Punkte zum andern. Da das Klima dort ohne eigentlichen Winter ist, so geht die Arbeit das ganze Jahr fort, und eben so die Wanderung der Strafcolonien mit ihrem Haus und Hofe, ohne daß die Stadt und der Staat großen Kostenaufwand zu machen nöthig hat.

— Ein reicher Bauer bei Lille, den seit längerer Zeit die Hypochondrie quälte, und mit dem seine Freunde viel von Besessensein sprachen, suchte endlich einen Arzt auf, dem er klagte, daß er sieben Teufel im Leibe habe. Sieben, nicht mehr? — Nein, nur sieben. — Der Arzt, dem über den geistigen Zustand des Kranken kein Zweifel übrig bleiben konnte, versprach ihm Heilung nach einer siebentägigen Kur, indem er ihm jeden Morgen nämlich gegen 20 Francs pro Stück, einen Teufel austreiben werde. Darauf wird eingegangen, worauf der Arzt den Patienten an eine Maschine treten läßt und ihm eine electrische Erschütterung beibringt. Der Bauer schreit auf. — Das war einer von der Gesellschaft, sagte der Arzt mit großer Ruhe. Tags darauf gleiche Operation, gleicher Schrei, gleiche Auskunft, bis zum letzten, worauf sich der Besessene für geheilt erklärte, 140 Francs aufzählte und vergnügt nach Hause ging. Das Geld vertheilte der Arzt unter die Armen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Trotz der scheinbar allgemeinen Auswanderung bleiben noch Leute genug in Paris zurück und man sieht auch hier täglich neue schöne Anzüge. So bemerkt man auf den Promenaden z. B. viele chinesisch-blaue Kleider, welche Farbe namentlich in der Sonne sehr schön aussieht. Man hat namentlich derartige hübsche Oberröcke, die mit gleichem Stoffe an beiden Seiten herunter besetzt sind. Viele Kleider werden auch schürzenartig gestickt und sehr beliebt sind die Joinvillesblumen oder grauen weißglasirten Kleider von italienischem Taffet, die man mit fünf bis sieben Reihen breiter Spitzenfransen ausputzt, welche sich dann um die Mantille von gleichem Stoffe wiederholen. Die Kleider von naturellfarbigem Foulard oder Seidennankin werden auf den beiden Revers gestickt, die ähnlich auf dem Rocke und an den Aermeln sich wiederholen. Dagegen putzt man die Soiréekleider von weißem oder lilas italienischem Taffet mit Kreppvolants aus, denen man dadurch einen gewissen Halt giebt, daß man sie mit einer kleinen durchbrochenen Posamentirarbeit besetzt. Auch Grenadinkleider hat

bleichenden Mund, dann eilte er fort, und unter furchtbaren Donnerschlägen, leuchtenden Wettern, verließ er die Schwelle des Hauses, in welchem er das Leben in friedlicher Gestalt, mit trüben und frohen Tagen untermischt, kennen gelernt hatte, um es nun mit dem bewegten, oft sturmerfüllten Soldatenleben zu vertauschen.

Er war, seinem ganzen Wesen nach, ruhig und besonnen; auch gestattete er dem Gefühl nicht lange die Obergewalt zu behaupten, zumal, wenn es noch irgend einem Anspruch an seine Thätigkeit zu genügen galt. Er gebot auch jetzt dem weich gewordenen Herzen Ruhe, kehrte rasch nach dem Hause wieder um, untersuchte die Hausthüre, um sich zu überzeugen, daß er sie in seiner Aufregung auch ordentlich in's Schloß geworfen, so daß Niemand von Außen öffnen könne; dann machte er die Runde um das Haus und nun erst schritt er der Pforte des schützenden Zaunes zu.

An ihrer Schwelle warf er einen letzten Blick auf die stille Behausung, auf die vielen Blumen, die, vom Winde bewegt, ihm auch ihren Scheidegruß zuzunicken schienen, und dann schritt er kräftig und schnell weiter, der ärmlichen Hütte der alten Barbara zu.

Diese war jedoch nicht daheim. Einen Augenblick schien der junge Mann unentschlossen, ob er umkehren solle oder nicht, dann aber machte er kurz „kehrt" und sprach vor sich hin: Gott walt's! mich ruft Ehre und Pflicht!

Am andern Abend, vierundzwanzig Stunden später, rollte ein schöner, mit vier Postpferden bespannter, hochbepackter Reisewagen von der Chaussee herab, auf das verlassene Häuschen zu. Der Weg bog unmittelbar von demselben ab, so daß Reisende nur auf besondere Veranlassung durch das fern gelegene Dorf zu fahren nöthig hatten.

Aus dem Fenster des Wagens blickte ein junger Mann spähend umher; seine Züge trugen den Ausdruck der Unruhe und jener Ungeduld, die den verwöhnten Reichen, die kleinste Verzögerung seiner Wünsche, seines Verlangens als eine Unbill des Schicksals betrachten läßt.

Kaum hatte er das kleine Haus am Wege gesehen, so zog er hastig an der Schnur, die den schläfrigen Bedienten aus einem süßen Traume emporrüttelte, in welchem er der blonden Male an den Fingern aufgezählt hatte: was er ihr alles für Herrlichkeiten aus Paris mitbringen werde, und da das gute Kind so freundlich gewesen war, sich zu einer Abschlagszahlung praenumerando bereit zu erklären, hatte der träumende Hermann so eben den Mund gespitzt, um die erste Rate à conto in Empfang zu nehmen, als der Ruck durch die Schnur ihn plötzlich aus allen Himmeln seines Traumes und vom Bocke trieb.

„Befehlen? Durchlaucht!" fragte er noch schlafes- und traumestrunken.

„Halten!" war die lakonische Antwort. Es geschah.

Nun reichte der Herr dem Diener einen silbernen Becher aus dem Wagen und gebot ihm, Milch aus dem kleinen Hause zu schaffen und dafür zu geben, was man nur verlange.

„Recht schnell, guter Hermann," ertönte eine matte, aber melodische weibliche Stimme aus dem Wagen, die plötzlich den trägen Diener zu elektrisiren schien, so schnell lief er durch die Thüre des Zaunes, die von innen eingehackt war, auf das Haus zu.

Er pochte an, keine Antwort. Er klopfte ein zweites, ein drittes Mal, Niemand regte sich, und doch, nein! er irrte sich nicht! er hörte Töne einer menschlichen Stimme, aber mehr ein Stöhnen, ein Seufzen, als wirkliche Rede.

„Es ist wahrscheinlich ein Kranker hier in der Vorderstube, dachte Hermann, „vielleicht finde ich Jemand hinten in der Küche."

Er ging um das Haus herum, Alles war fest verschlossen und sein Klopfen blieb unberücksichtigt.

Da ließ sich der laute, zornige Ruf seines Gebieters hören, er sah sich nach einem Brunnen um, weil er so gern der gütigen Herrin einen Labetrunk bringen wollte. Den gewünschten Brunnen fand er zwar nicht, wohl aber dicht neben dem Hause, am Garten vorbei laufend, eine klare Quelle. Aus dieser schöpfte er den Becher voll und eilte, ihn der dürstenden und leidenden Gebieterin zu bringen, die des Wassers Kühle und Wohlgeschmack so sehr gegen den Gemahl rühmte, daß dieser meinte: nach dem schwülen Nachmittage dürfte auch ihm ein frischer Trunk mehr behagen als Wein, und so ward Hermann abermals abgeschickt.

In seinem Diensteifer ließ er die Eingangsthüre etwas hart zufallen, auch stieß er gegen die Gartenbank, um welche er herumgehen mußte, um zu dem Bache zu gelangen.

Ein matter Schrei und die abgebrochenen Worte: „Erbarmen! zu Hülfe! zu Hülfe!" drangen nun deutlich in Hermanns Ohr. Er ließ vor Entsetzen den Becher auf die Erde fallen, und da er nun überzeugt war, dieser Hülferuf komme aus der Stube, sprang er auf die Gartenbank, um durch die herzförmigen Ausschnitte der Fensterläden in das Zimmer hineinsehen zu können.

Während einiger Sekunden hinderte ihn der Abstand der Dunkelheit des innern Raumes gegen die äussere Helle, irgend etwas zu unterscheiden; kaum hatte jedoch sein spähendes Auge einen Gegenstand, ihm gegenüber, erfaßt, so sprang er, an allen Gliedern bebend, hinab und rannte, den Kopf zwischen beiden Händen haltend, zum Wagen.

Der arme Mensch war so erschrocken, daß er die bleichen Lippen zwar bewegte, aber kein Wort hervorzubringen vermochte. Er zeigte nur nach dem Hause und stöhnte endlich: „O, Du mein Gott!"

„Was giebt's denn dort Entsetzliches, das den Hasenfuß so in Schrecken versetzt?" fragte der Herr, halb gespannt, halb ärgerlich.

„Ach!" entgegnete der Bediente, wollten Durchlauch — nicht selbst — ich bitte unterthänig auszusteigen."

„Ich merke schon, Du hast wieder einmal Gespenster gesehen . . . ."

„Nein, nein!" versicherte Jener nun, etwas gefaßter: „dort gilt's gewiß ein Menschenleben oder so Etwas."

„Das wäre!" rief der junge Mann, „da muß man doch sehen, was dort vorgeht!" und bei diesen Worten verließ er den Wagen.

„Lieber Egon," bat die Dame, „setze Dich nur nicht unbedachtsam Gefahren aus!"

„Sei unbesorgt, theure Nancy. Wenn dort Unheimliches verborgen ist, so handelt es sich wahrscheinlich um ein gemeines Verbrechen, und das muß doch an den Tag gebracht werden. Bleibe Du nur ruhig sitzen."

Der Herr schritt nun rasch dem Hause zu und suchte sich ebenfalls einen Ueberblick des Zimmers durch die Oeffnungen, deren bereits Erwähnung geschehen, zu verschaffen — aber auch er prallte zurück und schlug einen Augenblick die Hände vor's Gesicht, dann aber faßte er sich, klopfte an das Fenster und rief laut:

„Was geht hier vor? sind hier noch Lebende?"

Er horchte — es blieb anfänglich still, nach einigen Minuten ertönte jedoch ein schwacher Laut, fast dicht unter dem Fenster, und endlich konnte der Lauschende die Worte unterscheiden:

„Um Gott! Hülfe! sonst muß ich doch sterben!"

„Hören Ew. Durchlaucht nun wohl? das sind doch gewiß keine Gespenster! — soll ich — befehlen Sie, daß ich die Thüre einschlage?"

„Behüte," entgegnete der Herr, „hier darf nur das Gericht öffnen! Ich werde in das Dorf fahren und den Maire auffordern, hieher zu eilen. Komm — doch die Unglückliche — es scheint mir wenigstens eine Weiberstimme gewesen zu sein, die ich gehört — will ich erst von ihrer nahen Befreiung benachrichtigen."

Daß diese Verheißung eine fast scheidende Seele in das Leben zurückrief, ahnete der Sprechende kaum.

Während der Postillon mit ziemlichem Widerstreben in das Dorf hineinfuhr, befriedigte der junge Mann die Neugier seiner Gattin, bei welcher dies Gefühl sich in die lebendigste Theilnahme verwandelte.

Der Maire war glücklicherweise daheim; doch schüttelte er ungläubig den Kopf, als er den Bericht des fremden Herrn vernahm. Als jedoch der Diener bestätigte: fast dieselben Worte gehört zu haben, schien der schon bejahrte Mann sehr unruhig und bestürzt.

Indessen schickte er sich doch an, die erforderlichen Personen, als: den Schreiber oder Actuarius, den Gemeindevorsteher, den Schließer und einige bewaffnete Leute herbeizuschaffen, bei welchen Anordnungen er immer vor sich hin murmelte: „Das Annchen, das sollte . . . hm! hm! — nein, nein! — sie wollte ja zum Pfarrer gehen, das gute, liebe Kind!"

Endlich waren die erforderlichen Personen beisammen, bis auf den Schreiber. Als auch dieser erschien gab es noch einen kleinen Aufenthalt, da er dem Maire bemerklich machte: es müsse zuerst die Aussage, wie auch Name und Stand der beiden Fremden zu Protokoll genommen werden, bevor man weiter schreite.

„Ja wohl, ja wohl," sagte der Maire, den eine, ihm selbst unerklärliche Angst befallen; ja, ich wollte blos Ihre Gegenwart abwarten. Also, mein Herr, Ihr Name?"

„Fürst von L.... und dies Hermann Groß, Lakai."

Dieser Erklärung erfolgte in gedrängter Kürze die Wiederholung des so eben Erlebten, und dann die dringende Mahnung zur Eile.

Der Postillon, der durchaus nicht warten wollte, ward zur nächsten Station geschickt mit dem Befehl, andere Pferde zu besorgen.

Die Fürstin fand ein Stübchen in der Behausung des Maires, wo sie den Verlauf der Begebenheit abzuwarten beschloß, da sie den Gemahl eben so wenig zu der Entdeckung einer Schreckensscene begleiten mochte, als dieser es ihr gestattet haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Flora des Lebens.

Adonisröschen. (Planta stutzerii.) Ein ziemlich allgemein verbreitetes Blümchen, das neue Fräcke, gelbe Handschuhe, Atlaswesten und zierliche Stöckchen liebt. Es lebt von Cigarren und Liebesgeflüster, versteht sich auf die Augensprache und weiß sich von der angenehmsten Seite zu präsentiren. Das Adonisröschen galt bei den Alten als ein Symbol der schnell verblühenden jugendlichen Liebe, daher sie ihm ihre Töchter erst dann zu Frauen gaben, wenn es allen eitlen Uebermuth abgeschworen und sich auf einen soliden Broderwerb gelegt hatte.

Augapfel (Pupilla admirabilis.) Durch keine Aepfel ist so viel Unheil in die Welt gekommen, als durch Augäpfel, die doch Niemand anzufeinden wagt. Sie haben Antwort auf alle Fragen, und wenn sie einmal keine Antwort geben, so ist dieses keine Verneinung, sondern oft die Agonie der Vernunft, der nächste Vorläufer des Todes, nach welchem das ewige Leben der Liebe anfängt.

Bitterfuß. (Solanum dulcamara.) Gehört unter die Nachtschattenarten und hat einen unangenehmen Mäusegeruch. Es ist am häufigsten auf Gesichtern zu finden, welchen eine Hoffnung vereitelt worden; z. B. auf dem Gesicht eines armen Teufels, der auf sein Heirathsgesuch, statt der Hand der reichen Braut, einen Korb erhält; auf dem eines Aspiranten, der in den Hafen der Ernennungen einzulaufen gedachte, und dem ein Anderer vorgezogen ward, und endlich auf jenem eines Officiers, der das Avancementspatent erwartet, statt dessen aber den Abschied erhält.

Brennende Liebe. (Lychnis chalcedonica.) Diese sehr bekannte Rabattpflanze, die oft nur zur Einfassung anderer Absichten dient, ist überall verbreitet und wird auch in vielen Spielarten cultivirt. Ihr Anblick ist schön, aber ihre Gluth gleicht, mit seltenen Ausnahmen, dem Strohfeuer, — sie erlischt bald und läßt Rauch und Gestank zurück.

Capuzinerblume. (Frater fainéantibus.) Der heilige Franciscus Seraphicus brachte diese Blume nach Deutschland und bald verbreitete sie sich über alle Länder; sie ist dunkelblau und schmutzig, hat einen langen, ungekämmten Bart, eine Glatze und trägt ihre Samenkörner an einem Faden aufgereiht am Gürtel. Sie dient weder zur Zierde noch zum Nutzen, scheut das Licht und kommt am besten in Schatten und Dunkelheit fort. Der Same ihres Wortes ist häufig ein Laxirmittel für die gesunde Vernunft. Sie lebt von Bettel, Dummheit und Aberglauben.

Distel. (Patarum asinum.) Die Distel ist bei Eseln sehr beliebt und fängt an immer rarer zu werden, da die Esel erstaunlich im Zunehmen begriffen sind. Es gibt auch Kratzdisteln, welche den Ehemännern unter der Benennung „Kratzbürsten" sehr bekannt sind; doch kommt diese Eigenschaft meistens erst nach der Trauung zum Vorschein, da sie vor derselben eine weiche Nachgiebigkeit zur Schau tragen.

Fünffingerkraut. (Homo langfingerius.) Ist eine niedrige, kriechende, schlaue Pflanze, vor der nichts sicher ist, was in ihren Bereich kommt. Der Polizeikäfer ist ihr sehr gefährlich. Sie wird zuweilen in Zuchthauserde eingesetzt und mit der in Hessen-Cassel erfundenen Prügelmaschine geeggt. Sie pflegt dann zu trauern und sich nach Aussetzung in's freie Land zu sehnen. Im Alterthum war dieses Kraut dem Merkur heilig, der bekanntlich der Gott der Diebe und der Kaufleute ist.

Gallapfel. (Arboreum libertas.) Dieser edle, mit dem reinen Blute der Republicaner genährte Baum ist seit 1804 bei Gelegenheit der Napoleonskrönung gänzlich eingegangen. Seit 1830 hat man mehrmals versucht, eine Abart desselben in verschiedenen Ländern Europa's einzupflanzen! er fing aber bald an zu kränkeln und hat keine gesunden Früchte getragen.

Gänseblümchen (Bellis perennis.) Dieses Blümchen entfaltet seine Blüthe, sobald es aus dem Boden der Schulen und Pensionate hervorgekeimt ist. Es ist allenthalben so bekannt, daß es keiner nähern Beschreibung bedarf. Seine erste Blüthenzeit dauert vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahre, wo es anfängt, diesen Namen abzulegen, und oft zum Tausendschönchen wird. Es führt den Namen Gänseblümchen, weil es in der oben angegebenen Periode oft so einfältig ist, daß es die Gänse beißen, obgleich ihm Zierlichkeit und Anmuth nicht abzusprechen ist. — Wenn es liebt und zwar mit Maß, so erhält es den Namen Maßliebe.

Geduldwurzel. (Radix patientiae.) Wird nach zurückgelegtem fünfundzwanzigsten Jahre häufig von denjenigen Frauenzimmern gekaut, die früher viel Körbe ausgetheilt haben, und die nun vergebens auf den Messias harren, der sie von der Schmach des Altjungfernnamens erlösen soll. Sie wächst auch häufig bei Leuten, die sich Jahre lang vergebens um ein kleines Aemtchen bemüht haben, ohne es erlangen zu können, und bei Lotteriespielern, bis sich diese endlich so weit herumgespielt haben, daß sie kein Loos mehr kaufen können. Die Geduld-

wurzel ist besonders denjenigen zu empfehlen, die auf bessere Zeit harren.

Gretchen im Grünen. (Margarita bella.) Ist eine Blume, die im Frühling von Schmetterlingen umschwärmt ist, und welcher zuweilen ein schönes Loos wird, wenn sie nämlich zu den klugen Jungfrauen gehört. Neigt sie sich aber zu den thörichten, so wird sie leicht Herbstzeitlose, wenn sie anders nicht von Tausendguldenkraut umpflanzt ist, welches für Liebhaber von besonders anziehender, Herz und Magen stärkender Kraft ist.

Herbstzeitlose. (Pucella antiquitaeta.) Diese Blume, die auch alte Jungfer genannt wird, ist in allen fünf Welttheilen anzutreffen und gehört zur dritten Classe der Frauenzimmer. In der Jugend hat sie oft aufgeblasene Kapseln, nach dem 40sten Jahre bekommt sie aber eine knollige Wurzel, die keine junge Brut mehr ansetzt, treibt hohle Stengel ohne Blätter, an deren Gipfel sich geruchlose Blumen entfalten. Sie werden auch Spinnblumen genannt, weil sie gern Hader und Zwietracht spinnen; sie bekommen, je älter sie werden, und je mehr sie ihre Hoffnungen verlieren, einen scharfen, ekelhaften Geschmack und werden giftig. Sie sind ein Mittel gegen die Wassersucht, indem sie ihre männliche Umgebung oft zur Verzweiflung und dadurch zum Weintrinken bringen. Mit dem Essig und Honig der Scheinheiligkeit vermischt, werden sie süßlich, verlieren aber darum nichts von ihrer Widerwärtigkeit.

Klatschrose. (Bocca caucaniorum.) Diese Blume kleidet sich gern in schreiende Farben, entfaltet sich üppig in Kaffee- und Theevisiten, saugt ihre Nahrung aus dem erfrischenden Thau der Verläumdung, aus dem Regen der Lästersucht. Aus ihrem Saamen sprießen häuslicher Unfriede, aufgelöste Freundschaften, Ehrenmord, rückgängige Heirathen, gebrochene Herzen, Ehescheidungen und tödtlicher Haß. Sie ist gemieden, aber aus Furcht geduldet. Man findet sie, unter der Benennung Schwester, Base, Tante Gevatterin oder Freundin, fast in allen Haushaltungen.

Liebesäpfelchen. (Poma amorosa.) Das schöne Aussehen, die allerliebste Farbe dieser Frucht ist sehr anlockend, aber das Brechen derselben bringt den Dieb leicht in Ungelegenheiten, so daß sich das süße Liebesäpfelchen in einen bittern Gallapfel für ihn verwandelt. Unter dem Segen des Priesters gepflückt, sind sie heilsam; aber als gestohlene Früchte genossen, treten betäubende Zufälle ein. Zuweilen sind auch Fallen um den Stamm gestellt, in die der Lüsterne hineingetappt, bevor er sich dessen versieht. Dann muß er wohl oder übel in einen sauren Apfel beißen, indem er sich das Zwangsgeschmeide der Ehe anlegen läßt.

Mannstreu. (Fidelitas masculina.) Diese Pflanze ist gänzlich am Eingehen; sie wird bald ganz und gar von der Oberfläche der Erde verschwunden sein, wie das ausgestorbene Geschlecht der Möpse, daher nicht viel von ihr zu sagen ist.

Pantoffelholz. (Sceptrum feminii.) Dieser Baum wird in seiner ganzen Nützlichkeit nur von den Ehefrauen anerkannt, die den besten Gebrauch von seiner Rinde zu machen verstehen, indem sie denselben als Hausregimentsjupiter gebrauchen. Die Männer scheuen und respectiren ihn sehr; manche vermeiden sogar das Heirathen aus keinem andern Grunde, als weil sie sich dieser Zuchtruthe nicht unterwerfen wollen.

Rosinenstengel. (Cummi specereikraemerii.) Auch Krambiener, Ladenjüngling, Schwung genannt, ist von verschiedener Qualität in großen und kleinen Städten zu finden. Die großen Rosinenstengel nehmen sich des Sonntags viel heraus, verbergen die verfrornen Auswüchse in Glacekapseln, geben den Ton auf Kirchweihen und Tanzböden an, beäuglen die weibliche Blüthe durch ein Lorgnet von Fensterglas, leiden Montags an Katzenjammer, verschwenden viele süße Worte und Händedrücke an die Köchinnen aus ihrer Kundschaft, nähren sich die Woche über von schmaler Kost und den Schimpfreden ihrer Principale und sind an Schmutz- und Oelflecken kenntlich. — Die kleinen Rosinenstengel, auch Lehrjungen genannt, sind die Sündenböcke der großen; auf sie wird jedes Versehen geschoben. Sie werden häufig gezwungen, wider Willen Kopfnüsse, Ohrfeigen und Backfische zu genießen, weshalb sie sich oft selbst mit Thränen begießen.

Süßling oder Zuckerwurzel. (Radix dulcamara.) Diese Pflanze, die in jedem Klima fortkommt, ist bei Stutzern und Modeherren sehr beliebt. Dumme Gänse ziehen sie jeder andern Nahrung vor und schreiben ihr nährende Kräfte zu. Bei verständigen Frauenzimmern aber erregen sie leicht Ekel und Erbrechen.

Eine Schlinge.

Novelle von Erdmuthe von Unar.

(Fortsetzung.)

Mit starkem Arm umfaßte er die schluchzende Anna, drückte sie fest an seine Brust und küßte sie auf den er,

man mit Mousquetaire-Aermeln, unter denen sich Unterärmel von Spitzen befinden und die auf dem Rocke vier breite Falten mit offenen Fransen haben. Der Barège gehört zum großen Negligé und der Seidenmulin ersetzt ihn zur Promenade. Das Leibchen an solchen Kleidern muß in Falten gelegt und der Gürtel von Taffetband mit langen hängenden Enden sein. Die sogenannten Bonaparte-Westen, die sehr weit auf die Hüften herabgehen und Revers haben, sind das allgemeine Muster aller Morgenkleider; aber diese Leibchen müssen entweder mit Posamentirarbeit oder mit Stickerei ausgeputzt werden. Man trägt viele Mantillen von gesticktem Muslin, die mit eben solchem Muslin und einer drei Finger breiten Spitze rund herum besetzt werden. Geschieht dies in Mehrzahl, so sieht es nicht nur sehr frisch, sondern auch sehr einfach aus. Die für junge Mädchen sind blos ausgezackt. Einige sahen wir von weißem Tarlatan, mit lilas Tarlatan gefüttert und mit einer breiten Spitze, oder auch mit einer breiten Silbertresse garnirt. Sehr beliebt sind die Shawls von schwarzen Spitzen, die meist sehr groß und doppelt sind. An ausgeschnittenen Kleidern sind die Cannezous unentbehrlich. Sie sind meist von Tülle mit gestickten Einsatzstreifen oder von Muslin mit gestickten Punkten und Einsatzstreifen von Spitzen. Einige haben ganz kurze Aermel, was sehr graziös aussieht. Man wendet auf die Handschuhe mehr als je Aufmerksamkeit und Auspuh. Die schwarzen und weißen Spitzen, die leichten Seidenguipüren in der Farbe der Handschuhe, die Geflechte von Gold, Stahl oder Glasfluß, welche in Troddeln endigen und gleichsam ein hübsches Armband über dem Handschuhe bilden, sind zur großen Toilette bestimmt; während die einfachen Handschuhe, die nur mit Knöpfen von Email, Opal oder Perlen, oder auch nur mit kleinen Schellen-Knöpfen zugemacht werden, für alle Anzüge passen. Zu den Neuigkeiten gehören auch die hübschen Zughüte von weißem oder rosa Tülle mit Zweigen von biegsamen Blumen, so wie die sogenannten Gärtnerinhüte, die wieder modisch geworden sind, namentlich auf dem Lande. Ihr Auspuh besteht in Blumenguirlanden oder in einem breiten Sammetstreifen, der an der Seite zusammengebunden wird; unter dem Schirme wird der Hut entsprechend ausgeputzt. Auch einige kleine Hüte in der Form, wie sie die Auvergner tragen, haben wir in den letzten Tagen gesehen. Sie sind vorn von Stroh, am Rande mit drei oder vier schmalen Sammetbändern besetzt und haben einen in Falten gezogenen Kopf von grünem Sammet.

Herren-Mode. Die Mode ist nun entschieden festgestellt, nach sichtbarem Schwanken hat man die Oberröcke und Fracks mit einer einzigen Reihe Knöpfen versehen; die Kleidung hat dadurch etwas an Leichtigkeit gewonnen, was bei jetziger heißer Jahreszeit nicht zu verwerfen ist. Der Frack, welchen unser heutiges Kupfer liefert, ist sehr geschmackvoll, zugleich bildet er in dem Schnitt seiner Aermel, mit einer Naht, und seinen runden Aufschlägen, mit freiem Rande, etwas Neues dar. Diese Art von Aermeln, welche vor zwanzig Jahren so lange in der Mode sich erhielten, harmonirt vollkommen mit der Mode der ungezwungenen Bekleidung, welche der gegenwärtige Geschmack in der haute societé sind. Man bedarf einer ganz besonderen Vorliebe für die herrschende Mode, um die Art und Weise, wie gewisse junge Lions jetzt sich kleiden, nur erträglich zu finden; die Fracks, welche sie tragen, erscheinen als wahre Säcke, sie sind so weit, daß sie dieselben kaum auf ihren Schultern zu halten vermögen und nirgends auf dem Körper sich anschmiegen. Wenn jene Herren der großen Welt doch nur einsehen wollten, wie diese wunderliche Art, sich zu kleiden, sie aller Vorzüge, die ihnen die Natur verliehen, beraubt, sie würden sicherlich, ohne zu der vorhergehenden Mode von einem übertriebenen steifen eingezwängten Genre, welches die jungen Leute zu wahren ausgestopften Gliederpuppen gestaltete, zurückzukehren, eine minder excentrische Kleidung wählen, welche die Mitte zwischen beiden Extremen hält. Die Form des Kragens und die des Vordertheiles der Brust an unserm Frack bezeichnet die gegenwärtig am meisten getragene Mode; dieselbe Versicherung bezieht sich auf die Schöße desselben. Die Knöpfe fähet man fort, in weiten Zwischenräumen zu setzen: man bringt deren so wenig wie möglich an, die Zahl von 5 genügt für die größte Länge der vordern Büste; man trägt sie noch weniger dick als im vergangenen Jahre und ihre kleine Form trägt dazu bei, sie zahlreicher erscheinen zu lassen; sie haben eine erhöhte Form. Die Kragen macht man leicht gewölbt, doch muß man sich hierbei vor Uebertreibung hüten, was ihnen ein schweres Ansehen giebt, und bei einer guten Anfertigung besonders während der Sommersaison vermieden werden muß; die Weite des Kragens vermindert sich eher, als daß sie sich vergrößert, sie beträgt 5 bis 7 Cent., man richtet sich dabei nach der Gestalt und Länge des Halses der einzelnen Personen, was, abgesehen von der Mode, immer ein Gegenstand der Beachtung bleiben muß. Unser Oberrock, ebenfalls mit einer Reihe Knöpfen, unterscheidet sich in seinem Ensemble von dem Frack nur durch seine Schöße, welche von geringerer Weite, nothwendig auch anders gemacht werden müssen; derselbe Schnitt der Aermel, dieselben runden Aufschläge, dasselbe Genre von Kragen, und wir dürfen selbst sagen, dieselbe Höhe des Halsloch-Ausschnittes; aber da der des Oberrockes, welchen man mit dem des Fracks vergleichen kann, niedriger gezeichnet ist, als er sein müßte, bemerken wir in dieser Hinsicht, daß wir alle unsere Halsschnitte hoch genug schneiden, nur daß sie sich sowohl an den Fracks, wie an den Oberröcken bis oben hinauf, leicht und graciös zuknöpfen lassen. Zu den Gesellschaftsfracks sind schwarz und blau die allein getragenen Farben. Die Oberröcke sind Englischschwarz, wie alle dunkeln Farben modern. Man trägt viele Gilets mit Schawls, wie dasjenige ist, welches unsern Frack begleitet. Das Zwischenfutter, sowohl an Fracks, Oberröcken, wie Pardessus, muß jetzt etwas mehr Festigkeit haben, dieselbe gewölbte Form ist fast in allen ersten Ateliers der Kleidermacher fest gehalten. Wir dürfen nicht vergessen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Aermel an unsern beiden Männer-Figuren, oben, besonders um die Schulter nicht hinreichend weit sind, namentlich ist der Aermel des Oberrocks zu eng. Die Mode der Frühjahrs- und Sommer-Pardessus, welche beide nur durch die Grade ihrer Leichtigkeit sich von einander unterscheiden, rechtfertigt sich immer mehr. Diese Bekleidung ist bei dem häufigen Wechsel in der Temperatur als ein wahrer Fortschritt in der Kunst sich zu kleiden anzusehen. Der Sommer-Pardessus bietet so große Vorzüge dar, daß wir ihm, anstatt Paletot, den Namen Indispensible gegeben, da er nicht allein ein nützliches, sondern ein unentbehrliches Kleidungsstück geworden ist.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hut mit Band- und Spitzen-Auspuh. Oberrockkleid mit Garnitur und offenem Leibchen. Langshawl. 2. Mantelet. Garnirtes Kleid. 3. Kurzer Sommerrock mit einer Reihe Knöpfen. Lange Weste. Weite Beinkleider. 4. Frack mit einer Reihe Knöpfen. Lange Weste. Weite Faltenbeinkleider. 5. Oberrockkleid, schürzenförmig den Rock herab mit schwarzen Spitzen besetzt, nach unten werden sowohl die Spitzen als die Besetzung breiter. Offene Aermel.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer 1⅓ . und Patrone 2¼ Ngr.

Expedition



III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL

No. 5. **A. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Eine Schlinge.

Novelle von Erdmuthe von Unar.

(Fortsetzung.)

Der kleine Trupp setzte sich in Bewegung; der Maire kopfschüttelnd und beklommen, die bewaffneten Bauern unter sich flüsternd: „Wenn der schwarze Martin nur nicht drunter steckt." — „Der arme alte Vater, das fehlte noch!"

Während nun Neugier und Theilnahme, Ahnung und Verdacht die Gemüther der Vorwärtsschreitenden auf mannigfache Weise bewegen, wollen wir zu dem Augenblicke zurückkehren, wo Annchen den eilenden Schritten des scheidenden Bruders horchte.

Als der letzte verhallte, sank sie vor dem kleinen Betstuhle nieder, an welchem ihr weiches Gemüth schon in mancher trüben Stunde Trost und Ruhe erflehte. — Heute jedoch kam kein Friede, keine rechte Andacht über sie. —

War es das Gefühl des völligen Alleinseins, war es die Gewitterfurcht, die bange Erwartung: ob die alte Barbara auch wohl kommen werde? genug, sie vermochte heute nicht zu beten wie sonst, und immer summten ihr die Worte des Bruders, als er von einem frühen Tode sprach, in Gedanken.

Eine Stunde beinahe mochte wohl vergangen sein und immer noch kam die Ersehnte nicht. Das Gewitter, das sich anfänglich zu vermindern geschienen, kehrte nun mit doppeltem Ungestüm zurück. Sie war schon entschlossen gewesen, in das Dorf zu gehen, als es weniger stark donnerte, aber nun! — nein! das vermochte sie nicht über sich. Sie setzte sich still in eine Ecke und verhüllte die Augen mit der Schürze, um wenigstens nicht den zuckenden Blitz zu sehen, wenn sie auch ihr Ohr dem rollenden Donner nicht verschließen konnte.

So mochte sie etwa eine halbe Stunde gesessen haben, als es ihr schien, man klopfe an der Hausthür.

„Ach Gottlob!" rief sie aus, „das ist gewiß die gute, alte Barbara, die nicht Weg noch Wetter scheut mir zu Liebe," und schnell lief sie hinaus, die angezündete Lampe in der Stube lassend. In ihrer freudigen Ueberzeugung, die so ängstlich erwartete Alte eintreten zu sehen, vergaß sie zu fragen, wer draußen sei; sie drückte gleich die Klinke auf, wonach sofort die Thür durch einen kräftigen Druck geöffnet ward.

Anna meinte umzusinken, als sie anstatt der red-

lichen Barbara, einen Menschen in das Haus treten sah, mit dem sie ungern unter Vielen, um wie viel mehr ungern allein sein mochte. Sie war so erschrocken, daß sie kaum die Frage hervorbringen konnte:

„Was sucht Ihr hier?"

Der Gefragte trat unaufgefordert in die Stube, sah sich darin um und entgegnete dann:

„Kuriose Frage — bei solchem Wetter! — wen? was ich suche? — je nun — vor's Erste Obdach — hört die Jungfer Anna nicht . . . . . im Himmel ist großes Kegelschieben! he! he! he! — wollen da auch ihr Plaisir haben. — Meinetwegen! leben oder leben lassen — so recht! alle Neune! — ich glaube gar, die Jungfer kreuzt und segnet sich — 's ist so schlimm nicht gemeint . . . . na! wo steckt denn der tugendhafte Fritz . . . . schon fort? Ei! unter Donner und Blitz die Carriere angefangen, wie'n echter Soldat!" setzte er boshaft lachend hinzu — „kann's weit bringen," fuhr er höhnend und mit immer schwerer werdender Zunge fort — „kann ja als Obrist, als General wiederkommen! — freilich wäre dann der Sohn des Maire in einem Dorfe kein passender Schwager, wenn er auch sein Spielgefährte war und auch eben so viel gelernt hat, als er."

„Ja und bei demselben gütigen Lehrer," entgegnete Anna mit Nachdruck.

„Ich verstehe, wie das gemeint ist," sprach der wüste Mensch, indem er dunkelroth ward — „aber ich verbitte mir die Sticheleien, Jungfer, es thut nicht gut, sage ich."

Er setzte sich an den Tisch, an welchem vor Kurzem Fritz gesessen, und stemmte prallend die Faust unter's Kinn; dann griff er mechanisch nach dem Kruge und that einen Zug daraus — aber kaum hatte er den Inhalt gekostet, so spie er aus und schrie:

„Pfui Teufel! — Wasser? — Wein her! Wein!" und dabei setzte er den Krug mit solcher Heftigkeit nieder, daß er wohl vom Tische gefallen wäre, hätte Annchen ihn nicht schnell erfaßt und unter das Fenster auf den Fußboden gestellt.

Den ungestümen, unwillkommenen Gast schien ihre Annäherung wieder etwas zu sich zu bringen, denn er strich sich mit der Hand über das Gesicht und sagte dann ruhiger:

„Nichts für ungut, Annchen, mir stieg das Blut ein wenig zu Kopf und da kann ich denn wohl manchmal heftig werden."

„Ihr solltet zu Hause gehen, Martin, ich — möchte, ich wollte auch eben fortgehen, als Ihr kamet."

„So? — bei dem Unwetter? — das glaube ein Anderer — die Thüre wollt Ihr mir nur mit guter Art weisen, nicht? nun, ein Mal mehr, ein Mal weniger, darauf kommt's ja zwischen uns nicht an. Ihr seid grade nicht karg mit der Manier."

Martin hatte bei den letzten Worten so tückische wüthende Blicke unter seinen schwarzen Augenbraunen auf die zagende Anna geworfen, daß sie, um ihn zu begütigen, freundlicher, als ihre Gesinnung gegen ihn war, sagte:

„Gewiß, Martin, ich wollte nicht hier bleiben, wenn die alte Barbara nicht kommt — denn mir ist unheimlich hier im Hause, so allein."

„Also die Alte erwartet Ihr noch?" fragte er unmuthig und lauernd. „Hm, fatal," brummte er in den Bart; dann sich entschlossen an Annchen wendend, sagte er fast entnüchtert: „Ihr könnt mich gleich los werden und auf nimmer wiedersehen, wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt."

„Welchen?"

„Ihr müßt mir zweihundert Thaler borgen von dem Gelde, welches Fritz euch gebracht hat. Ich bin in Verlegenheit, in Noth sogar — ist da eine dumme Geschichte, die todt gemacht werden muß."

„Das Geld gehört nicht mir," entgegnete Annchen, innerlich empört über die Frechheit dieses Menschen.

„Dummes Zeug!" sprach jener grob, und schnell wieder zornig — „wem denn? dem Bruder etwa? dem kann die nächste Kugel die Quittung über's ganze Leben schreiben — oder er macht noch zehn Mal mehr Beute — also, Jungfer, laßt Euch nicht mehr viel bitten, mir ist grade nicht sehr danach zu Sinne — bitten! wo man nehmen kann! — Dummheit! Allons! nur heraus damit! Geld muß ich schaffen und sollte ich es vom Altare oder aus des Teufels Klauen rauben!"

„Entsetzlicher Mensch!" sprach Anna erbleichend, indem sie sich unwillkürlich vor die große Truhe stellte, welche ihren Platz an der Seitenwand, dem Tische zunächst, einnahm — „entsetzlicher Mensch, wie könnt Ihr doch so lästerliche Reden führen!"

„Wer ist Schuld daran, daß ich mich immer mehr auf die schlimme Seite gewandt, als Ihr? die Ihr Euren blauen Augen, Eurem Muttergottesgesicht zum Trotz, ein Herz habt, härter als ein Kiesel; denkt Ihr denn, das macht gutes Blut, wenn man von Klein auf so ein schmuckes Mädchen lieb hat und sie einem dann ein zwei, drei Mal „Nein" antwortet, und man doch seine Seligkeit für ihr „Ja" verpfänden könnte? Mord Element! ich möchte Euch, auch die ganze Welt mit den Zähnen zerreißen, wenn ich daran denke!" — Er knirschte vor Wuth.

„Warum meidet Ihr mich und meinen Anblick nicht lieber, als daß Ihr Euch dadurch so ungebührlich aufregt und auch meinen Frieden immer wieder stört? Liebe läßt sich doch nicht gebieten!"

„So haßt mich denn in des Teufels Namen, aber gebt das Geld her, ich weiche nicht von hinnen ohne das Verlangte."

„Wie kann ich Euch willfahren, da mir ja das Recht gar nicht zusteht, über das Geld zu verfügen, was ich ohnehin, glaubt es nur, lieber nie gesehen hätte, denn" fügte sie schaudernd hinzu, „es kommt mir doch vor wie Blutgeld."

„Das kann es noch werden," murmelte er grimmig, „wenn ihr Euch sperrt." Bei diesen Worten sprang er auf und schritt auf Annchen zu.

„Um Gott!" schrie sie, sich gegen die Kiste stemmend, „Ihr werdet doch nicht mit Gewalt . . . ."

„Alberne Dirne!" erwiderte Martin, sie beim Arme erfassend und mitten in das Zimmer schleudernd — „wo Einem nicht gegeben wird, muß man ja wohl nehmen." —

Mit einem Ruck riß er den Deckel auf und begierig mit den Händen umhertappend, verrieth ihm der silberne Klang den Beutel, in welchem sich noch die 500 Thaler befanden. Er erfaßte ihn mit vor Begier zitternden Händen, aber da er nicht fest zugebunden war, löste sich das Band und der ganze Inhalt fiel auf einen Haufen und auf die in der Truhe befindliche Wäsche.

„Ha! rief Martin überrascht und wie vor seinen eigenen Empfindungen erschreckend. Als blickten unzählige, verlockende Augen ihn an, so glänzte ihm der Silberschein des verführerischen Metalles entgegen. Er versenkte sich so in diesen Anblick, daß er Alles vergaß und nur die Freuden, die Genüsse, welche er sich nun verschaffen konnte, tanzten in mancherlei Gestalten vor seinen Blicken. Unwillkürlich hatte er beide Hände in den Geldhaufen versenkt und fühlte darin mit einer Lust, mit einer Gier, die bis zur glühendsten Leidenschaft stieg.

Da traf ein Seufzer sein Ohr. Entsetzt blickte er um sich und gewahrte Annchen, die bebend seinem Treiben zusah.

Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, und mit einem Schrei, der mehr dem Brüllen eines wilden Thieres, als einer menschlichen Stimme glich, warf er sich auf die Truhe, als wolle er mit seinem Körper den gefundenen Schatz decken. —

Finstere Gedanken trieben ihm das schwarze, böse Blut wieder zu Kopf. Da war sie ja, die ein Recht hatte an dem Gelde, der es gehörte — die ihn haßte und, schlimmer noch, die ihn verachtete, verschmähte — ihr sollte er dies viele, schöne Geld lassen? — Nimmermehr! auch nicht von einem einzigen Thaler konnte, wollte er sich trennen.

Sein Aussehen, seine Geberden mußten wohl zum Theil verrathen, was in ihm vorging, denn jetzt wünschte Annchen sich um jeden Preis hinweg und würde selbst das heftigste Gewitter nicht gescheut haben, wäre sie nur erst draußen gewesen.

Sie suchte sich allmählig der Thüre zuzuschleichen, hoffend, Martin werde ihr Entkommen nicht bemerken, da er so ganz versunken in den Anblick des Geldes war, das sie ihm ja gern überlassen hätte, um nur diesem entsetzlichen Beisammensein zu entgehen.

Kaum war sie jedoch der Stubenthüre nahe, so sprang der Bösewicht, wie ein Tiger in zwei Sätzen, ihr nach, erfaßte sie und sprach mit drohender Geberde, indem er die Thür verschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte:

„Nicht von der Stelle! falsche Katze! aha, fortschleichen wolltest Du Dich und mir dann die Leute auf den Hals hetzen, nicht also? Dich will ich wohl zum Schweigen bringen."

Er sah sich wild um, da — gewahrte er das Messer auf dem Tische. Ein Schauder durchzuckte seinen ganzen Körper; dann warf er einen Blick auf Anna, die mit starren, bleichen Zügen, in regungsloser Erwartung, unter seiner mächtigen Faust zitterte, — einen zweiten Blick auf die offene Truhe, auf den Haufen Geldes, von welchem jedes einzelne Stück ein Gesicht, funkelnde Augen anzunehmen schien, und all' diese Gesichter, diese Augen, die ihm winkten, ihm zunickten, als ermunterten sie ihn bei seinem Vorhaben! Ihm trat das Blut glühend heiß zur Stirn, er wußte nur Eins klar und bestimmt: das Geld mußte er haben um jeden Preis!

Er ergriff das Messer — da stieß Anna, indem sie vor Martin niedersank, ein so herzzerreißendes Geschrei aus, daß ihm vor Entsetzen das Messer entfiel.

„Wäre es möglich, Martin," sprach Anna mit der Beredsamkeit der Verzweiflung, „daß es so weit mit Euch gekommen! daß Ihr die Jugendgespielin, die Schwester Eures Jugendfreundes, die Tochter Eures Wohlthäters, könntet um des schnöden Geldes willen ermorden wollen? — denkt Ihr denn gar nicht an Eures Vaters ehrlichen, geachteten Namen? an sein ehrwürdiges, weißes Haupt, wollt Ihr Euch den Dieben und Mördern gleichstellen,

um eine Schuld Eures Leichtsinns zu tilgen? — O Martin, Martin! bedenkt Euer Ende! bedenkt auch meine Jugend! wollt Ihr denn ein schweres Verbrechen auf Euch laden?"

„Ich muß aber doch das Geld haben," erwiderte Martin mit abgewandtem Gesicht und heftig mit dem Fuße stampfend.

„So' nehmt's!" sprach Anna resignirt; „nehmts! aber dann verlaßt mich, verlaßt das Dorf zur Stelle, morgen bin ich nicht mehr hier, dann könnt Ihr ja zurückkehren, wenn Ihr wollt."

„Damit sie mich dann desto sicherer fangen," sprach Martin, wild auflachend, „nein! nein! und tausendmal nein! das geht nicht!"

„Ich werde Euch nicht angeben," sagte Anna.

Martin sah sie mißtrauisch an, dann, als besänne er sich eines Anderen, hob er sie vom Boden auf und sprach:

„So schwört mir, bei dem Gott, an den Ihr glaubt, bei Eurer Seligkeit, auf die Ihr hofft, bei Eures Vaters Andenken, daß ihr niemals und unter keinen Umständen verrathen oder auch nur eingestehen wollt, was sich hier zwischen uns zugetragen, am wenigsten Eurem Bruder! Wollt Ihr mir darauf, hier vor dem Bilde über eurem Betstuhle, einen heiligen Eid leisten? gut, dann gehe ich fort, ohne Euch zu berühren, wo nicht . . . . ."

„Wie kann ich das geloben?" entgegnete Annchen, „wenn man mich nun fragt: wo ich das Geld gelassen habe, was sollte ich wohl antworten?"

„Nun so sagt die Wahrheit, sagt: es sei Euch gestohlen worden," antwortete Martin frech. „Ihr dürft mich grade nicht nennen!"

„Man würde doch in mich dringen, mich ausfragen über die näheren Umstände, und Fritz — der, das glaubt nur Martin, der würde keinen Augenblick in Zweifel sein; er warnte mich noch zuletzt" . . . . . sie hielt erschrocken inne, als flüstere ihr guter Genius ihr zu, zu schweigen.

„Er warnte Euch? vor wem? so sprecht! nun? wird's bald? — aha! ich merke wohl, er warnte Euch vor mir! — das freilich ändert die Sache!!"

Martin's Brust hob sich in furchtbarem Kampfe, alle Gefühle, die den Menschen zum Teufel umwandeln können, tobten in ihm; doch lange dauerte der Widerstand des Besseren nicht, vielmehr reizte er sich selbst zur Wuth und Rohheit auf, indem er, in Gedanken, jede Unbill, die ihm, wie er meinte, von Fritz und dessen Schwester widerfahren, aufzählte, sich die Lage des Augenblicks, die allerdings dringend Geld erheischte, die Gefahren, welche dessen Entwendung über ihn bringen mußten, wenn in Anna eine Anklägerin blieb, ausmalte, — und dennoch bebte er bei dem Gedanken, der doch immer wieder sein erhitztes Hirn erfüllte.

Noch einmal trat er auf Annchen zu und sprach, in sie dringend:

„Schwört den Eid und dann geht! ich will an Euch glauben!"

„Mein Gott! mein Gott!" rief Anna händeringend, „ich kann ja nicht meineidig sein, und schweigen werde ich nicht dürfen, so gern ich auch wollte."

„Nun denn, so verstumme auf ewig!" schrie Martin in blinder Wuth, in der Stube nach dem Messer suchend, welches ihm entfallen war.

Annchen fiel ihm zu Füßen und flehte um ihr Leben in Tönen, die ein verhärteteres Herz wohl hätten erweichen können, aber umsonst! Sie sah den Schrecklichen das Messer ergreifen, sich ihr nahen, den Arm erheben — da flehte sie noch einmal: wenn Ihr kein Erbarmen für meine Jugend habt, so tödtet mich, aber vergießet nicht mein Blut; ich beschwöre Euch um diese einzige Wohlthat! Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß mein Blut hier in diesem Zimmer, von Euren Händen vergossen werden soll! Ihr seid ja ein starker Mann, ich so schwach, ich werde mich nicht wehren, laßt mich ein Gebet noch zu Gott senden und dann — — dann — thut was Ihr wollt — nur nicht mein Blut verspritzen — o habt Erbarmen! nur diese eine Bitte gewährt mir! Würde Euch nicht immer, bei jedem Abendroth, das Bild meines strömenden Blutes vor Augen treten?"

Martin stand noch mit gehobenem Arme, zum Stoße bereit, da trat ein solches Bild, die schnelle Schöpfung seiner Phantasie, wirklich vor seine Seele und erfüllte sie mit ahnenden Schauern.

„Es sei!" sprach er dumpf und langsam, dann blickte er um sich und den Balken an der Decke gewahrend, sagte er: „So ist's jedenfalls besser, denn dabei kann man noch auf die Vermuthung kommen: sie habe sich selbst erhängt."

Anna lag auf den Knieen und betete, die gefalteten Hände in den Schooß gelegt. Martin spähte nach einem Stricke oder Riemen umher, der seinen entsetzlichen Absichten dienen sollte, doch bevor er sich an das Suchen machte, schlang er schnell und ehe sie sich dessen versah, sein Taschentuch um Anna's Hände und band sie ihr auf dem Rücken fest, dann riß er ihr das Halstuch ab und band ihr die Füße zusammen, doch geschah dies Alles mit einer Hast, der man die innere

Qual wohl hätte anmerken können, wäre Jemand dort gewesen, ihn zu beobachten. Ännchen war kaum noch zu den Lebenden zu zählen, so hatten Schreck und Todesangst ihr ganzes Empfindungsvermögen zum Erstarren gebracht. Sie errieth kaum in diesen Vorkehrungen die Besorgniß Martin's: sie werde ihm entfliehen, unterdessen er das Werkzeug zu ihrem Tode suchte.

Er bemerkte endlich den Strick, womit Fritz den alten Tisch zusammengebunden, er maß mit dem Auge die Höhe des Balkens, dann ergriff er den Tisch und trug ihn in die Mitte, grade darunter, doch schien ihm die Stille, welche ihn umgab, unheimlich, und er suchte sich durch allerlei Redensarten wieder in Zorn zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksale einer Geige.

Im Park des polnischen Grafen P. fand man eines Morgens einen jungen Mann, welcher sich durch einen Pistolenschuß den Kopf zerschmettert hatte; in der krampfhaft geballten Faust hielt er eine blonde Locke, neben ihm lag eine unscheinbare Geige. Die junge Gräfin hatte blondes Haar. Sie ließ den Todten in einem dunklen Eichenwäldchen bestatten, umwand die Geige mit einem schwarzen Flor, und hing sie neben das Bild ihrer verblichenen Mutter. Nach einem Jahre starb die schöne Gräfin, die Geige verlor ihr heimlich stilles Plätzchen, und wurde den jüngern Geschwistern der Gräfin zum Spielwerk überlassen, welche bald Hals und Saitenhalter abbrachen und mit ihr, wie mit einem Schlitten, in der Stube herumfuhren. Ein armer Bettelmusikant, welcher, vor Hunger und Kälte halb erstarrt, eines Abends am Schloßthor seine klägliche Fidel ertönen ließ, erhielt sie von der mitleidigen Kammerzofe, nebst einer kleinen Gabe an Geld, zum Geschenk. In dem benachbarten Städtchen ließ er sie von einem Tischler in Stand setzen und bettelte sich damit bis nach Wien. Hier wurde sie dem armen Teufel für eine kleine Zeche von vierzig Kreuzern, die er nicht zu bezahlen im Stande war, abgenommen. Ein Gehülfe des berühmten Geigen- und Lautenmachers St. kaufte sie für diesen Preis und überließ sie seinem Meister für fünf Gulden. Dieser erkannte sogleich den kostbaren Werth dieses Instruments; es war eine von den berühmtesten Geigenbauern Nicolo und Andrea Amati zu Cremona verfertigte Geige. Durch eine geschickte Reparatur gab er ihr die frühere Gestalt und den alten Ton zurück, und verkaufte sie an den Legationssecretair, Grafen von K . . . . . y, für den Preis von 250 Ducaten. Dieser wurde später bei der österreichischen Gesandtschaft in Madrid angestellt; seine liebe Amati-Geige begleitete ihn. Hier machte er die Bekanntschaft einer italienischen Sängerin, in welche er sich sterblich verliebte, und welche eigensinnig die schöne Amati-Geige als Preis ihrer Gunst verlangte. Der Graf kämpfte lange, doch die Liebe siegte, und eines Morgens sandte er der verführerischen Sängerin die Geige mit einem zärtlichen Billet, worin er sich bei ihr zum Nachtessen einlud. Als er sich um zehn Uhr Abends bei ihr einfand, war diese bereits mit Donelli, einem italienischen Musiker und ihrem heimlichen Liebhaber, abgereist. Donelli hatte die ganze Intrigue eingeleitet. In Neapel wurde Donelli Chef des Musikchors der italienischen Nobelgarde, mit welcher er 1812 nach Rußland ging; hier wurde fast das ganze Regiment aufgerieben, und die Bagagewagen desselben, welche in einem Moraste stecken geblieben waren, von den Russen geplündert. Unsere Amati-Geige fiel in die Hände eines Kosaken, welcher sie mit nach Moskau nahm und hier an einen Tischlergesellen für einen Silberrubel verkaufte. Diesem mochte die unscheinbar gewordene und abgescheuerte Außenseite nicht anstehen, er nahm dicke rothe Oelfarbe, strich sie damit an, nahm sie mit nach seiner Heimath, Breslau, und verkaufte sie hier aus Noth an einen Geigenmacher für 2 Thaler. Dieser war kein Anderer, als der ehemalige Gehülfe des berühmten St. in Wien; er erkannte auch sofort an einem Reparaturzettel auf der linken Zarge das Instrument, schrieb an St. nach Wien, welcher sie ihm auch für zweihundert Gulden wieder abnahm. Der Graf K.....y war in London. St. bot ihm die Geige zum zweiten Mal an, und Graf K . . . . . y kaufte sie zum zweiten Male für 250 Ducaten. Zwei Jahre später ging er nach Florenz; hier machte er die Bekanntschaft Paganini's, welchem er seine Amati-Geige zeigte. Paganini bot dem Grafen auf der Stelle 500 Ducaten. Der Graf aber, entzückt und hingerissen von Paganini's zauberischem Spiel, machte sie ihm großmüthig zum Geschenk. Paganini ward nun mit dem geliebten Instrumente ein Leib und eine Seele, — sie wurde seine schwärmerisch geliebte Braut. Als ihm in London ein reicher Lord 40,000 Franks dafür bot, lachte er ihm höhnisch in's Gesicht.

Miscellen und Anekdoten.

(Ein blutiges Drama.) Wegen seines schönen Himmels, wegen der wohlklingenden Sprache und der Geistesgaben seiner Einwohner ist Venedig vorzugsweise der Sitz der Musik, und nicht wenige Auserwählte in diesem Fache erblickten das Licht in jener Stadt. An der Spitze solcher Auserwählten steht Marcello, welcher von dem sanften, majestätischen Charakter seiner musikalischen Schöpfungen her den Beinamen Michel Angelo erhielt. — Eine Episode im Jugendleben des Benedetto Marcello hinterließ in ihm einen starken Eindruck und trug viel zur Entwickelung seines Genies bei.

Feste und Trinkgelage wurden eines Abends in einem jener lachenden Landhäuser gefeiert, welche sich in den glatten Fluthen längs der Ufer Palestrina's spiegeln. Der junge Eigenthümer dieses reichen Herrensitzes, kurz zuvor noch Studirender der Akademie zu Mantua, hatte die Würde eines Avogado erlangt, allein bevor er dieses bedeutende Amt antrat, wollte Carlo Alvizzi, so hieß er, sich noch einmal den närrischen Vergnügungen seines früheren Lebens hingeben! — Von Sonnenuntergang an wiederhallten darum die hohen Säle seiner Villa vom Zusammenstoß der Gläser, von Trinksprüchen und allerhand bacchischen Gesängen! Ein einziger der Gäste trug auf seinem Antlitze Spuren schmerzlichen Andenkens. Benedetto, Benedetto! riefen ihm die anderen erhitzt vom Falerner und von französischen Weinen zu. Benedetto achtete auf Niemand, weder auf die freundliche Stimme seines Hauswirthes, noch auf die dringenden Fragen der Uebrigen. Benedetto Marcello starrte fortwährend in die weite Leere der nahen Bogenfenster hinaus. Längs dem jenseitigen Ufer in geringer Entfernung erhob sich auf einer kleinen Insel die Villa der schönen Eleonore Maffreadi, kürzlich verheirathet mit dem Conte Lorenzo, Flotten-Commandanten, ein Name, verherrlicht durch Ruhm der Gegenwart und der Vergangenheit. Benedetto, rief Alvizzi, der den Freund doch aufheitern wollte, Benedetto, ich helfe Dir! — So sprechend zeigte er eine purpurfarbene Rose, am Morgen gebrochen, und rief aus: diese symbolische Blume soll heute Abends Eleonoren Maffreadi übergeben werden. Wie zeigte sich da Entsetzen in den Gesichtern der Gäste! — Faßt Euch — sprach der Unternehmer — der Commandant ist abwesend, ich kenne die verborgensten Winkel der Villa. Es genügt, daß die Nacht finster sei, und das Gelingen ist sicher! — Marcello wußte nicht, wie viel Vertrauen er in diese in der Hitze des Trinkens gesprochenen Worte setzen durfte. Schon hatte jedoch Alvizzi die Gesellschaft verlassen. Aus dem hohen Fenster sah man einen laufenden Schatten und hörte eine Stimme das Ritornello einer Volksballade wiederholen.

Niemand kann vermeiden, was gleich nach dem Verschwinden Carlo's vorfiel. Nie erfuhr Jemand zu Venedig den tragischen Ausgang der Geschichte, die wir erzählen. Hier in Kürze, was sich wahrscheinlich zutrug.

Zwei Erscheinungen zeigten sich binnen kürzester Zeit in der Villa Eleonorens. Alvizzi, als Bote und Ueberbringer der Rose, langte ohne Zweifel zuerst an, dann kam unerwartet Conte Lorenzo dazu. Dieser hielt sich für beschimpft. Das Schweigen der Nacht wurde durch Degengeklirr unterbrochen dann durch Rachegeschrei und durch Todesröcheln. Niemand konnte nach der unzugänglichen Insel, worauf die Villa stand, zu Hülfe eilen. Eine Mordthat war vorgefallen. Keine Chronik verkündet mit Bestimmtheit die Einzelnheiten dieser Tragödie, alle jedoch erzählen auf gleiche Weise den Ausgang.

Die Leiche einer erwürgten jungen Frau und jene des Carlo Alvizzi durch Degenstiche entstellt, wurden auf Geheiß des Rächers herbeigebracht und auf ein Hochzeitsbett neben einander hingelegt. Darüber hing das Maffreadische Wappen. Der Wittwer setzte auf das Haupt seiner todten Gemahlin zum Spott einen Kranz von Jonquillen, ein Symbol der Keuschheit, und als die ersten Morgenstrahlen auf das unglückliche Paar fielen, bezeichnete ein blutiger Streif den Pfad des Mörders bis zum Ufer, welchen die Meeresfluthen nach dem Gestande Siciliens brachten.

Marcello erfuhr bald die schreckliche Begebenheit, sein Gewissen im Innersten erforschend, ob der eigentlich Schuldige an der Ermordung jener schönen Venezianerin nicht der Unbesonnene war, zu dessen Gunsten Carlo Alvizzi sich zu dem Unternehmen entschloß. Obschon er theilweise die Schuld an so vielem Unheil der Eifersucht des Gatten und einem leidigen Zufall beimaß, hielt er darum sich selbst doch nicht rein von Schuld. Von dieser Zeit erschien Marcello nicht mehr unter lustigen Gesellen. Ein stummes Gespenst wandelte er fortan unter seinen heitern Mitbürgern. Er schien sich selbst und alle Andern vergessen zu haben. Allein die Vorsehung behielt diesem erloschenen Verstande ein neues Leben vor. Von dem irdischen Götterbilde, welches Marcello's Augen entschwunden war, erhob er den reuigen Blick zu den himmlischen Höhen. Die Reue genügte nicht, seine Gewissensbisse zu beschwichtigen, der Himmel aber gab ihm zu seiner Aufrichtung Begeisterung und seine sanften, frischen Melodieen. Der musikalische Sinn offenbarte sich in Marcello, oder es ward ihm vielmehr jene Doppelgabe zu schaffen und auszuführen als Ersatz für seine Leiden zu Theil. Dann strömten ihm heilige Hymnen aus seinem Herzen auf die Lippen, erhoben sich sanft und klagend wie Harfentöne, welche sich im Gebet zum Himmel hinaufschwingen, Vergebung erflehend. Dann trat Begeisterung beim Volke an die Stelle der Gleichgültigkeit, womit es das Geschick Marcello's vernommen hatte. Staunend feierte es denselben. Die Künstler verglichen seine Melodieen jenen des gekrönten Propheten. Allein das leichtgläubige Volk der Lagunen sagte: Marcello verläßt jeden Abend die Erde und schwingt sich zu den himmlischen Räumen auf, die Hymnen zu vernehmen, welche er den andern Morgen in Venedig vorträgt. — Mehr als ein Gondoliere versicherte den Schatten Marcello's erblickt zu haben, wie er von dem Markusplatze aus seinen nächtlichen Flug unternahm.

(Der einsamste Mann.) Der einsamste Mann der Christenheit ist gestorben. Es liegt etwas Furchtbares und tief Tragisches in dem Schicksale eines Papstes. Schon bei seiner Wahl! In einem Alter, wo andere Greise unter grünem friedlichen Laubdach von den Stürmen des Lebens endlich behaglich ausruhen, wo die weißen Locken wie leichte Silberwölkchen den stillen Abend ankündigen, muß er erst hinaus in die weite stürmische Arena, muß er das gebeugte Haupt, mit dem Kampfeshelm der Tiara decken. Wenn Andere ihre Thaten

beschließen, beginnen die seinigen erst. Als ein gebrechlicher Greis besteigt er die Höhe, welche die Wachsamkeit und die Seelenkraft des stärksten Mannes aufzehrete. Er muß die Verantwortlichkeit für Vorfahren übernehmen, die nicht seine Väter waren, und für Nachkommen sorgen, die nicht seine Kinder sind. Und ängstlicher als jeder muß er seine Schritte abwiegen, seine Thaten messen und für seine Macht sorgen. Denn nicht ein liebender Sohn, ein ehrfurchtsvoller Enkel wird ihm folgen, der für seine Schwächen Nachsicht hat. Ein fremdes Vermögen ist es, das er verwaltet, und Fremde sind es, die seine Erben und Beurtheiler werden. Und naht endlich sein letzter Augenblick, wer umsteht ihn? Der Vater der Christenheit liegt kinderlos auf dem Sterbebette, keine treue Sohneshand rückt ihm das Kissen zurecht, keine zitternde Tochterhand wischt ihm dem Schweiß von der Stirn. Sein brechendes Auge begegnet rings umher nur berechnenden Gesichtern, die ehrgeizig oder geldgierig die Vortheile grübelnd nachzählen, die sein letzter Seufzer ihnen bringen wird. Das Haupt des größten Vereins auf dem Erdboden stirbt verlassen, das Oberhaupt von hundert Millionen Christen stirbt einsamer, als mancher Verbannte, und mancher arme Hindu findet an seinem Todtenbett ein lauteres Schluchzen, als der Hohepriester der „Religion der Liebe."

(Ein sonderbarer Selbstmord.) Die Grenzboten enthalten bereits zwei Artikel aus dem nächstens erscheinenden höchst interessanten Werke des Professors Casper: „Zur Geographie der Verbrechen." Dem zweiten Artikel entnehmen wir Folgendes:

Im Regierungsbezirk Breslau erschoß sich (im April 1834) ein Gymnasiast, weil — — er nicht nach Prima gekommen war! Ganz ähnlich war der Selbstmord eines Gymnasiasten zu S., Regierungsbezirk Liegnitz) im Mai 1829, über welches ich folgendes merkwürdige Document mitheilen kann. Benno P., Secundaner auf dem Gymnasio zu S., erschoß sich in dem Augenblick, als er wegen einer, ohne Erlaubniß unternommenen Reise zur Untersuchung gezogen werden sollte. Seine Mutter hatte sich im Wahnsinn ersäuft, sein Vater litt periodisch an Geisteszerrüttung. Seine Erziehung war schlecht gewesen, und er als ein roher Jüngling bekannt. Seine Entfernung hatte den Zweck gehabt, einer Kunstreitergesellschaft sich anzuschließen. Außer dem nachfolgenden Schreiben fand man auf dem Tische einen Zettel, worauf er geschrieben hatte, man möge ihn mit Kanonenstiefeln und Sporen in den Sarg legen, eine gestopfte Pfeife ihm in den Mund geben und zu jeder Seite eine Flasche Bier legen!! Der hinterlassene Brief aber lautete wörtlich, wie folgt:

„Guten Morgen, Ihr Philistergesindel!"

„Habe ich es Euch nicht oft gesagt, ein fescher Kerl läßt sich keine Wippchen anmachen; das zeige ich Euch jetzt Ihr Knoten, Seebäre, Ihr Philister. Ihr sollt alle den Kram p kriegen. Toujours fidèle et sans souci, c'est l'ordre du Crambambuli. Denkt aber nicht etwa, daß es Furcht war, weswegen ich mich erschoß. Keineswegs, sondern weil ich wußte, daß der alte Klassenphilister mir mit seinem Besen wer weiß was zugedacht hatte. Da dacht ich so in meinem Sinn, da mag wohl was los sein, und sterb' ich nun heut oder morgen so ist mein Testament gemacht. Doch dem Schandrachen, dem Adler, soll es auch kommen. Hätte ich zwei Pistolen, so drehte ich ihm eine Pille ein. Ihr könnt glauben, ich fürchte mich nicht vor der Untersuchung, denn ich konnte jedem, wie ein braver Deutscher, ins Gesicht sehen, aber die Schande, welche blos unter Euch Philistergesindel nicht [etwa unter forschen Kerlen blieb, deren es nicht viele giebt, das weiß ich wohl, diese konnte ich nicht ertragen.

Alter, nimm Dich in Acht.

Benno P.
Candidat.

(Richtiges Facit.) Zu Adam Riese, dem berühmten Rechner, der noch heutzutage angeführt wird, kam ein Kassenbeamter und sagte: „Ich habe jährlich 300 Thaler, davon halte ich zwei Pferde, einen Diener und einen Jungen, jetzt macht mir die Rechnung, wie ich so am besten auskomme." — Adam Riese antwortete: „Multiplici'rs mit dem Gerichtsdiener, dividir's mit dem Henker, und du wirst das richtige Facit haben." — Derselbe Beamte wurde wirklich ein paar Jahre darauf gehängt.

(Nur immer pfiffig.) Zu Anfang dieses Jahrhunderts verschrieben sich die Schnitthändler zu Leipzig große Parthien Westenzeuge, worauf man Medaillons mit den Buchstaben H. N. erblickte. Dieß hieß Horatio Nelson. Die Spekulation schlug aber fehl, Niemand wollte Etwas von Nelson wissen und das Zeug wurde Ladenhüter. Da erschien Napoleon und die alten Westen wurden wieder flott. Man redete den Leuten ein, das H. N. bedeute: Held Napoleon; die Westen stiegen im Preise und in Zeit von 14 Tagen war kein Läppchen mehr davon aufzutreiben.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Auf der Reise, auf dem Lande und im Bade gestattet die Mode noch etwas Excentrisches. Dazu gehören die früher erwähnten Hüte, die Gärtnerin-Hüte und die Hüte a la Clarisse Harlowe, die Muslin- oder Seiden-Mantillen mit großen Blättern, die hinten zusammen gebunden werden, wie diejenigen, welche man auf den Modenbildern von 1787 bis 1790 sieht. Wie bereits erwähnt, sind als Concurrenz gegen die Visiten die sogenannten Schwedinnen aufgetreten, namentlich für den Aufenthalt in Bädern und in Berggegenden. Es ist eine Art Ueberwurf, welcher nicht über die Taille hinunterreicht. Gewöhnlich werden sie von Zeugen gemacht, welche etwas fest und stark sind, denn sie sollen den Körper namentlich von der Abendkühle schützen. Die halblangen Aermel dieser Schwedinnen sind mit schwarzen Spitzen garnirt und eine breite Spitze, welche den Gürtel umgiebt, fällt auf einen Rock von heller Farbe. Der weiße Taffet ist außerordentlich beliebt. Wir haben mehrere Oberröcke von diesem Stoffe gesehen, die prächtig schürzenartig gestickt oder vorn mit Troddelchen von Straß oder weißen Perlen zugemacht waren. Eben so sind alle Unterkleider, die man unter den durchsichtigen Stoffen, namentlich unter den Muslinkleidern trägt, von weißem Taffet. Die hübschesten Sommerkleider bleiben indeß die von Tarlatan, die man bauschig bis über das Knie besetzt und die in jedem dieser Bausche ein farbiges Band haben. Da das Leibchen dieser Kleider außerordentlich tief ausgeschnitten und leicht in Falten gezogen ist, so fügt man eine

sogenannte Bouffante hinzu, einen kleinen Fichn nämlich, der an die der frühern Zeit erinnert, aber nach dem neuern bessern Geschmack verziert ist. Ein solcher Anzug paßt namentlich für eine etwas schlanke und hoch gewachsene Person. Auch trägt man viele Kleider von einfarbigem Zeuge und namentlich liebt man Kohlgrün, das Nemoursblau, das Orange, die Rostfarbe. Die meisten dieser Kleider sind von Organdi, von Seidengaze oder Barége und haben ziemlich breite doppelte Querstreifen, oder 3 bis 4 Volants, welche mit ganz kleinen offenen Fransen garnirt sind. An den hellen und durchscheinenden Kleidern kaum kein glattes einförmiges Leibchen getragen werden; es gehört vielmehr etwas dazu, was ihm ein faltiges Aussehen gibt und anmuthig die Farbentöne des Stoffes nüancirt. Die Leibchen à la Jungfrau, die Blousen- und Guimpenleibchen sind deshalb vorgezogen.

Als Putztoilette sahen wir ein Kleid von lilas italienischem Taffet mit sieben Reihen reichen Pompadourfransen mit Spitze darüber; ferner ein Kleid von Nankin-Seide, das prächtig mit eben solcher Seide gestickt und mit kleinen seidenen Troddeln reich besetzt war, und endlich einen kohlgrünen orangegelben Ueberrock mit einer leichten Posamentirarbeit, die in großen Rauten vorn an dem Rock herunterlief. Jede dieser Rauten wurde an den Enden durch einen sogenanten catalonischen Knopf gehalten. Einer Blondine kann man nichts Reizenderes empfehlen als ein Kleid von himmelblauem Seidenmuslin mit einem seidenen Ueberkleid in derselben Farbe, mit drei breiten bogenförmig ausgeschnittenen Volants und einem schmalen dunkelblauen Sammetbändchen garnirt. Das Leibchen muß à la Isabelle und mit Sammet ausgeputzt sein, die Aermel aber halbweit. Eine Brünette dagegen wird am schönsten in einem Kleide von weißem Organdi aussehen, das breite rostfarbene Streifen und breite ausgezackte Volants hat, die garnirt sind, weiß und rostfarben. Man trägt diesmal auch im Sommer Schmuck sogar auf dem Lande, und zwar solchen von Email, welche in ganz vortrefflicher Weise Blüthen und Früchte nachahmt. So sahen wir zwei allerliebste Pflaumen, deren zarter bläulicher Schmelz das Niedlichste zu Ohrengehängen machte, was man sich denken kann. Die Cravatte- und Chemisette-, und Mantillen-Nadeln stellen nur Blumen und Früchte dar. Seit einiger Zeit trägt man Visiten von weißem Taffet mit farbigen offenen Fransen, doch können wir nicht sagen, daß dies von gutem Geschmack zeuge.

Herren-Mode. Den Ball- oder Bräutigamsfrack, trägt man von schwarzem Tuch, mit kurzem und nicht sehr breitem Schoße, welcher oben gewölbt ausgeschnitten ist. Die Taille wird nur um den 12ten Theil ihrer wirklichen Länge verlängert. Den Negligée-Frack trägt man von melirtem und auch von carrirtem Sommertuche, mit einer Reihe Knöpfe. Die Taille wird nur um den 6ten Theil ihrer wirklichen Länge verlängert. Der stadtliche Frack wird von braunem und russischgrünem Tuch, mit zwei Reihen Knöpfen, mittelmäßigen Revers und Kragen, runden und kurzen unten abgestumpften Schößen getragen. Die Taille wird um den 8ten Theil ihrer wirklichen Länge verlängert. Den Rock trägt man mehrentheils von blauschwarzem Tuch, mit nicht sehr weitem Schooße, welcher auf den Hüften einen Ausschnitt erhält, und zwar gerade auf der Stelle, wo das Seitentheil durchgeschnitten ist. Die Revers werden oben 8 — 9 und unten 4 — 5 Centimeter breit gemacht, der Kragen wird um einen Centimeter schmäler gemacht als die Revers. Die Taille wird um den 8ten Theil ihrer wirklichen Länge verlängert, und von 5 — 7 Centimer breit geschnitten, welches sich nach der Körperstärke richtet. Den Sommer-Paletot trägt man von ponceau und braun melirtem Sommer-Tuche, der Kragen wird mit passender Seide überzogen; bei sehr leichten Stoffen werden die ganzen Nähte übergekappt, und ½ Centimeter breit gesteppt oder durchnäht, die Klappen und der Kragen werden hohl anstaffirt, alsdann wird die Kante ganz eben so breit als die Nähte gesteppt oder durchnäht. Der Schnitt hat keine Aenderung erlitten. Die Mehrzahl sind so geschnitten, als unsere verjüngte Patrone von neulich. Die Westentracht ist sehr verschieden, jedoch hat die gerade, offene mit Stehkragen, den Vorzug, und wird jetzt mehr als bisher auf der Brust ausgeschnitten.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Ganz kurzer Sommerrock, lange Schalweste, gestreifte weite Beinkleider. 2. Hut von italienischem Stroh, Andalouse von Poil de Chevre mit Garnituren. Kleid mit doppeltem Volant. Kleiner Sonnenschirm. 3. Hut mit kleinem Schleier; schottisches Mantelet mit Fransen besetzt. Kleid mit doppeltem Volant. 4. Stadtanzug für einen Herrn; der Rock ist von schwarzem Caschemir-Tuch, der Kragen 4 Cent. hoch und ringsum leicht gewölbt, und hat 7 Cent. im Umschlag. Die Taille ist lang, gerade und enge nach unten und reicht 4 Cent. unter die Hüfte, die Seiten sind leicht abgerundet, eben so die Achselstücke. Ein tiefer Einschnitt unter dem Arm, verbirgt ohne eine Falte zu werfen alle Unebenheiten der Taille, und ist um so schwieriger, als Rücken und Seiten weder wattirt noch garnirt sind; die Rockschöße sind kurz und weit, und endigen 6 Cent. über dem Knie. Der Leib bildet am Vordertheil eine Spitze, dasselbe enthält vier Einschnitte, einen unter dem Arm, zwei auf der Brust und einen am Halsloch. Dieser Theil des Leibes ist wenig gefüttert, ein wenig Flanell auf der Brust ist die ganze Fütterung. Die Anglaisen sind carrirt und breit nach oben auf die Art, daß sie bis unten umfallen können; nach der gegenwärtigen Mode sollen sie bis zum dritten Knopf geknöpft werden; die Revers, so wie die Bruststücke sind leicht gefüttert. Jede Anglaise hat fünf Knopflöcher, die Spitzen des Kragens sind carrirt und ebenso breit als die Anglaisen hoch. Die Aermel sind durchaus weit und die Aufschläge lassen sich nach Belieben herauf und herunter ziehen. Die Knöpfe sind von façonnirtem Cordonnet und von passender Farbe, leicht gewölbt und von gewöhnlicher Größe. Der Rock ist ringsum an den Kanten abgestochen und hat auf der linken Seite der Brust eine Tasche für das Sacktuch. Die Weste ist von englischem gewürfelten Piqué von einer Phantasiefarbe auf weißem Grunde, es ist eine Shawlweste, sehr weit offen auf der Brust, läßt nur fünf Knöpfe knöpfen, und ist sehr lang nach unten, so daß sie 5Cent. unter die Hüfte geht und auf dem Leib eine Spitze bildet. Ringsum ist sie mit einem Schnürchen von passender Farbe besetzt und hat Knöpfe von gleicher Farbe. Die Hosen sind von leichtem Satin, die Farbe ist feuille morte! (abgestorbenes Blatt) sie sind weit in den Beinen und fallen gerade herab, runden sich auf dem Stiefel, die Stege sind festgenäht und die Seiten der Hose sind ohne alle Verzierung. 5. Reitkleid mit langem Leibchen, mit leichter Posamentirarbeit verziert, Echarpe von Muslin. Unten hat der Rock 4 bis 5 schmale Volants. 6. Ebenfalls ein Amazonenkleid, Leibchen und Rock sind wie Nr. 5 von Caschemir-Nankin und die Taille reicht ein wenig unter die Hüfte hinab. Das Vordertheil ist oben hinauf zugeknöpft, und bildet unten eine lange Spitze. Die ganze Brust ist mit einer reizenden Verbrämung von gefälligem Dessin verziert, die Aermel sind anschließend, ein wenig eng und schließen mit einer Manschette von englischen Spitzen. Der Unterärmel ist reich verziert, der Rock ist lang und läßt kaum die Füße sehen, er ist von oben bis unten sehr weit und das ganze Vordertheil ist vom Leibchen aus schmal, nach unten breiter werdend, mit einer ähnlichen Verbrämung verziert, wie die des Oberleibs.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 2½ Ngr.

Expedition

III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Ein Hochzeitstag.

Ich bin ein alter Junggesell und lebe deshalb fern dem Treiben der Welt. In das Theater komme ich beinah nie, denn meine Haushälterin schmollt dann immer mit mir den ganzen folgenden Tag und scheuert mein Zimmer, um mich zu kränken. Die alte Person ist freilich gewöhnt, daß ich um acht Uhr zu Hause speise, und daß sie sich um neun zu Bett legen kann. Diese Ordnung wird nun durch einen Theaterbesuch ganz gestört. Ich habe sie zwar schon oft genug gebeten, sich zur Ruhe zu begeben und mir mein Essen durch die Magd auftragen zu lassen, aber das will sie nicht.

Kürzlich nun erhielt ich den Besuch einer jungen Nichte vom Lande; die wollte durchaus in's Theater, und ich sollte sie begleiten. Frau Gertrude machte auch, als ich es ihr sagte, gar kein böses Gesicht, wahrscheinlich aus Gefälligkeit für die kleine Monika. Sie ist doch eine gute Alte!

Man gab den Postillion von Lonjumeau, — ich würde mich sehr gut unterhalten haben, denn ich liebe das Theater, und die Oper war mir neu, obgleich alle übrige Welt sie schon seit Jahren kennt. Aber Madeleinens Unglück am Hochzeitstage rief mir eine traurige Begebenheit meiner Jugendzeit in's Gedächtniß zurück, die damals großes Aufsehen machte. So lange Zeit ist jetzt darüber hingegangen, daß ich sie wohl erzählen kann, und es macht mir eine wehmüthige Freude.

Einer meiner Freunde, ein ehemaliger Lieutenant von Stein, sollte sich verheirathen. Seine Braut, Thecla, war seine leibliche Cousine, ein hübsches, liebenswürdiges, sehr gebildetes Mädchen, das überdies einiges Vermögen besaß. Mit dem Bräutigam war sie von mütterlicher Seite verwandt, mit mir durch ihren Vater, und wir waren wie zwei Geschwister zusammen. Thecla liebte den jungen Stein seit ihrer Kindheit. Als er mit seinem Regiment im Felde war, weinte sie oft und war immer traurig. Im Jahre 1815, nach hergestelltem Frieden, nahm er seinen Abschied, um das kleine Gut seines Vaters zu bewirthschaften.

Es dauerte aber beinahe zwei Jahre, bis sein Herz sich seiner Cousine Thecla zuwandte, die ihn schon so lange liebte. Beide waren nun vierundzwanzig Jahre alt und ein schönes Paar.

Den siebzehnten August 1817 war der Hochzeitstag. Ich war schon vom frühen Morgen an auf den Beinen, um die Blumenvasen und Guirlanden im

Brauthause zu arrangiren. Zwei oder drei Mal huschte die Braut im Morgenanzuge an mir vorüber, sie beantwortete aber kein Mal meinen Gruß. Ich dachte mir, das wird eine allerliebste Frau; wenn sie mich so geliebt hätte wie Leopold, ich hätte sie nicht so lange warten lassen!

Auf zwölf Uhr Mittags war die Trauung festgesetzt. Wagen um Wagen rollte vor, und die Gäste bewunderten beim Aufsteigen der Treppe allgemein meine schöne Decorirung des Vorhauses.

Wir waren alle vollständig versammelt, als das Brautpaar im Saale erschien. Beide waren blaß, Beide hatten Thränen im Auge, aber Thecla's Blicke hatten doch einen unaussprechlichen Ausdruck von Glück, während es über Leopold's Augen wie ein Schleier ruhte. Er war eine angenehme Erscheinung, er machte durchaus den Eindruck eines Südländers, und doch hatte er blaue Augen, aber sie waren so dunkel, so tief, daß man sie immer für braun hielt. Er war groß und schlank und mit einem außerordentlich edlen Anstande begabt.

Die Braut fuhr mit ihren beiden Tanten in den Dom; sie war eine Waise ohne Geschwister und deshalb doppelt einer Stütze, eines Beschützers bedürftig. Ich, als einer der Zeugen, fuhr mit Leopold zur Kirche, unterwegs sprach er sehr unbefangen mit uns über sein Gut und dessen neue Einrichtung. Als Thecla in der Sacristei zu ihm trat, war sie so bewegt, daß sie sich kaum mehr auf den Füßen erhalten konnte. Leopold nahm sie in seine Arme und sagte begütigend: „Ruhig, mein Kind!"

Diese Scene hatte für mich etwas Merkwürdiges, weil beide Personen darin ganz gegen ihren Charakter handelten. Thecla, die hier so außer Fassung kam, war gewöhnlich ruhig, gemäßigt, still, und wenn auch innig und tief empfindend, doch nie es leidenschaftlich äußernd; Leopold hingegen, jetzt so gefaßt, war außerdem ein heftiger, leidenschaftlicher, glühender Enthusiast, dabei so jähzornig und aufbrausend, daß mir oft bange wurde um die Zukunft seiner armen kleinen Frau.

Das Jawort des Brautpaars war laut und deutlich erschollen, wir fuhren wieder nach Hause, aber diesmal Leopold mit seiner neuen Frau. Beim Aussteigen drückte sie mir die Hand: „Ach, Karl, ich zittre so! Ich bin ganz von Sinnen!

Endlich saßen wir bei Tische, ich, als ihr nächster Verwandter, neben der Braut. Gleich nach der Suppe brachte einer der Bedienten Leopold einen Brief. Er steckte ihn gleichgültig ein, nach einer Weile zog er ihn aber wieder hervor, um nach dem Postzeichen zu sehen. Von dem Augenblick an, als er dieses erkannt, war er ein anderer Mensch. Er war so zerstreut, daß er gar nicht mehr wußte, was er sprach! als man das Brautpaar leben ließ, erhob er sich, und statt zu danken, sprach er mechanisch den andern nach: „Sie sollen leben! Hoch!"

„Was hat er!" fragte mich Thecla.

„Er muß in dem Briefe, den ihm, ungeschickter Weise, hieher sein Bedienter nachgebracht, eine wichtige Nachricht vermuthen."

Thecla sah mir zum Tode erbleichend in die Augen. „Gott, von wem der Brief sein mag!"

Das Mahl dauerte lange, wie alle Hochzeitsmahle; Keiner wollte am Ehrentage zu wenig thun. Leopold saß wie auf Kohlen, das sah ich ihm an, — der Brief brannte ihm auf der Brust. Alle Augenblicke griff er danach und zog dann immer wieder die Hand zurück im überwiegenden Schicklichkeitsgefühle, daß er ihn hier und jetzt nicht lesen könne. Zuletzt hielt er es aber nicht mehr aus. Indem er Nasenbluten vorschützte, sprang er auf und eilte hinaus. Thecla sah ihm wie im Traume nach, sie konnte nicht begreifen, daß Leopold sie jetzt verließ. —

Der Nachtisch war schon längst herum gereicht, und Leopold war noch nicht da; die Braut war einer Ohnmacht nahe. Meine eigenen Wangen glühten mehr von Verlegenheit über Leopold's Ausbleiben, als vom genossenen Champagner.

Da der Bräutigam gar nicht erschien, so wollte man zuletzt die Tafel aufheben, als ein Billet von ihm an Thecla kam. Sie reichte es mir. Er schrieb:

„Entschuldigen Sie mich bei den Gästen. Ein Ruf, dem ich gehorchen mußte, rief mich weg von Ihnen; hoffentlich kehre ich bald zurück. Zürnen Sie mir nicht. Leopold."

Ich log den Gästen von der Ankunft eines alten Freundes des Bräutigams etwas vor. „Er soll ihn herbringen!" rief man von allen Seiten. Ich hatte wahrscheinlich eine sehr alberne Entschuldigung gewählt, aber in der Angst des Augenblicks war mir nichts Anderes eingefallen.

Thecla ging mit einer ihrer Tanten in ihr Zimmer; ich blieb im Hause, um Leopold zu erwarten. Er kam nicht. Um sechs Uhr hatte das neue Ehepaar abreisen sollen auf's Land, und der Postillion, hielt schon vor dem Hause. Da war es doch die höchste Zeit, und ich ging in Leopold's Wohnung. Er war nicht da; sein Bedienter sagte mir, der Herr sei fortgegangen, nachdem er ihn mit den fürchterlichsten Vorwürfen überschüttet,

daß er einen Brief, der heute Morgens für ihn angekommen, nicht sogleich abgegeben.

„Ich war eigentlich unschuldig," sagte der arme Mensch, der ganz blaß aussah. „Um eilf Uhr, als mein Herr ausging, befahl er mir, bis zwei Uhr hier im Hause zu bleiben und dann erst ihm zu folgen, um an der Tafel aufwarten zu helfen. Wie sollte ich also den Brief, der um halb zwölf Uhr kam, wo ich den Herrn überdies auf dem Wege zur Kirche wußte, in seine Hände bringen?"

Ich wartete eine ganze Stunde in seinem Hause, Leopold kam nicht. Ich ging wieder zu Thecla und gab ihrer Tante den Rath, die Braut allein mit uns abreisen zu lassen, um dem Geschwätz der Leute vorzubeugen, da Leopold ja unfehlbar zum Vorschein kommen müsse. Die Tante willigte ein, und Thecla ließ Alles mit sich geschehen. Im Hause gab ich vor, den Bräutigam mit dem Wagen in seiner Wohnung abholen zu wollen, und so fuhren wir ab. Thecla, die Tante und ich ließen wirklich bei Leopold vorfahren, in der Hoffnung, daß er endlich zurückgekehrt sei. Es war aber nicht der Fall, und die längst eingebrochene Dämmerung mußte ihn doch mahnen, daß es Zeit dazu sei. In seinem Hause ließ ich ein Billet an ihn zurück mit der Weisung, daß wir auf ein Landhaus von Thecla's Tante gefahren, denn sein Gut konnten wir doch in den jetzigen Verhältnissen nicht zu ihrem Aufenthalte wählen.

Die Fahrt dauerte eine Stunde; Thecla sprach kein Wort. Sie weinte auch nicht, denn ich sah sie nicht ein einziges Mal mit dem Tuche ihre Augen trocknen.

Den andern Morgen mit Tagesgrauen ritt ich nach der Stadt, keine Spur von Leopold. Seitdem er am Nachmittage sein Haus verlassen, war er wie von der Welt geblasen.

(Schluß folgt.)

Eine Schlinge.

Novelle von Erdmuthe von Unar.

(Fortsetzung.)

„Nun wäre es schon Alles vorbei, wenn das zimperliche Ding nicht solche Scheu vor der rothen Couleur hätte, — sie konnte es besser haben, als nur so da zu hängen wie eine Drossel, — zwingt sie mich nicht dazu, mit ihrem Gewinsel, ihrem Geheul, ihrer dummen Gewissenhaftigkeit? und doch hat sie sich kein Gewissen daraus gemacht, mich durch ihre Kälte, ihr Sprödethun in das wüste Leben hinein zu jagen! — Knoten und kein Ende!" fluchte er, als er Mühe hatte, den Strick zu lösen; „den hat gewiß der bedachtsame Pedant, der Herr Bruder, so fest um die alte Scharteke gebunden, ohne zu ahnen, daß sein Herzblatt, sein Schwesterchen, wie ein Rothkehlchen darin baumeln würde; — so, nun ist er endlich los."

Bei diesen letzten Worten sprang er rasch auf den Tisch, warf das Ende des Strickes um den Balken, dann das andere, und machte so einen ziemlich kunstgerechten laufenden Knoten.

Die verhängnißvolle Schlinge war fertig, aber sehr enge. Annchen lag, wie ein Opfer, gefesselt am Boden, die Augen auf das entsetzliche Beginnen ihres Verderbers gerichtet.

Diese sanften Augen traten weit und gläsern hervor, die Todesangst hatte jede Spur von Lebenswärme in ihr verscheucht, und das stockende Herzblut gestattete ihr kaum noch zu athmen.

Da sah sie ihren Mörder beide Hände in die Schlinge stecken, um sie zu erweitern, sie sah ihn sich auf den Fußspitzen erheben — ein Krachen, ein Schrei, ein entsetzlicher Fluch berührte ihr Ohr — sie schloß vor Schrecken die Augen und erwartete in jedem Augenblick die Hand des Mörders an ihrem Halse zu fühlen, aber nur gräßliche Verwünschungen hörte sie.

Als sie die Augen furchtsam öffnete — o ewige Gerechtigkeit! was erblickte sie? — — Den, der sie grausam zu tödten beschlossen, in der für sie bereiteten Schlinge gefangen! —

Martin hatte in seiner Hast beide Hände, bis über die Handwurzel, durch die Schlinge gesteckt, um sie zu erweitern und sich, da der Strick nicht lang genug herunter hing, auf den Tisch mit den Fußspitzen fest aufgestützt — zu fest! denn der alte, treue Freund leistete in diesem Augenblicke den letzten und sicherlich den besten Dienst, indem er zusammenbrach, so daß nun durch die Schwere von Martin's Körper, sich die Schlinge fest wie ein eisernes Band, um die Handgelenke des Bösewichts schlang.

Nur allmählich vermochte Anna ihre wunderbare Errettung zu fassen. Der Uebergang von dem so natürlichen Entsetzen vor einem solchen Tode, zu der Gewißheit: der süßen Gewohnheit des Daseins wieder gegeben zu sein, war für sie fast zu bewältigend. In abgebrochenen Worten des Dankes, entströmte ihren Lippen das Gefühl, welches ihr die Brust zu zersprengen drohte — doch, wie der grellste, schneidendste Mißlaut durch eine reine Harmonie schrillt, so unterbrachen Martin's

Flüche und Gotteslästerungen die Dankgebete, welche Anna zu ihrem himmlischen Erretter emporsendete.

Sie konnte sein Toben, sein lästerliches Reden zuletzt nicht mehr ertragen, und verwies es ihm, indem sie sprach:

„Wie könnt Ihr doch so wenig erkennen, welch ein Glück auch Euch zu Theil ward, indem Gottes Barmherzigkeit Euch ein so gräßliches Verbrechen ersparte! Er wird in seiner Gnade Euch auch noch Zeit lassen zu Eurer Besserung.

„Schweigt! aberwitziges, plärrendes Geschöpf, schweigt mit Euren pfäffischen Floskeln! seht lieber zu, mich von diesen verfluchten Banden zu befreien, die ich allein meiner erbärmlichen Gutmüthigkeit verdanke. Hätte ich Euch das Messer in den Hals gestoßen, so hinge ich nicht so jämmerlich hier. O, Fluch über mich, über Euch und meine Dummheit! Auf, rührt Euch! was liegt Ihr da regungslos, wie ein gebundenes Thier, und thut nicht als beten und lobpreisen! das wird mich nicht aus dieser verdammten Schlinge erretten."

Er ruckte aus allen Kräften an dem Stricke, hoffend, ihn durch die Gewalt, welche die Verzweiflung ihm gab, zu lösen oder zu zerreißen, aber — der Seiler, der ihn gedreht, hatte ihn aus gutem Hanf und mit Fleiß gearbeitet, so daß Martin sich nur in ohnmächtigem Streben erschöpfte.

Mit Angst und Zittern, sah Annchen seinem Bemühen zu, aber so gut, so weich ihr Herz auch geschaffen und gebildet war, sie freute sich doch, daß der Strick so fest hielt. Sie versuchte auf alle erdenkliche Weise, sich die Hände oder Füße frei zu machen, sie versuchte, da es unmöglich war, den Knoten, welcher die ersteren ihr auf den Rücken fesselte, aufzuknüpfen, wenigstens das Tuch um ihre Füße zu lösen, umsonst! Der Knoten war an den Fersen und so fest geschlungen, daß sie bald zu der Ueberzeugung kam, nur ein neues Wunder könne sie retten.

Mit stiller Ergebung erflehte sie es von Dem, der ihr so nahe war, weil sie ihn im reinen Herzen trug.

Welche Nacht verbrachten diese beiden Menschen, in so gleicher Gefahr eines kläglichen Todes — und doch in wie verschiedener Verfassung!

Anna's Gemüth konnte, trotz ihrer Lage, sich in Dank und Hoffen erheben; ja der Gedanke: hier zu verschmachten, so furchtbar er auch das junge Leben berührte, war dennoch minder schrecklich für sie, als es der eines so gewaltsamen Todes gewesen war.

Martin dagegen schäumte vor Wuth und Verzweiflung. Je länger seine Qual dauerte, je mehr regte sich das Bewußtsein in ihm und steigerte seinen Zustand von Minute zu Minute. Für ihn gab es nur Tod oder gesetzliche Strafe. Nacht, Stille und tiefe Dunkelheit vermehrten seine Schrecken, denn seine Phantasie belebte den Raum, der ihn umgab, mit Bildern der entsetzlichsten Art. Oft schrie er laut auf, dann rief er Annchen an: ob sie noch lebe? dann wieder beschwor er sie, ihn zu befreien, aber behutsam und ohne Lärm zu machen; dann wieder verwünschte er sie, seine frühere Liebe, seinen jetzigen Haß, und immer endigte er damit, ihren frommen Glauben und Den, an welchen sie glaubte, zu verhöhnen und zu lästern. Ihre sanften Bitten, ihre frommen Vorstellungen reizten seine Wuth nur noch mehr.

Als der Morgen anbrach, peinigte ein brennender Durst das arme Mädchen, das erschöpft fast noch an derselben Stelle lag, als am Abend vorher.

Die Morgensonne schien durch die Fensterläden und Anna begrüßte sie in stillem Gebet, ungewiß, ob ihr der anbrechende Tag wohl Rettung bringen werde, oder das Ende ihres Lebens, ihrer jetzigen Pein.

Wie schmachtete sie nach dem gewohnten Frühtrunk aus der frischen, lieben Quelle! da — o welch ein Glück! da gewahrte sie den Krug, den sie den rauhen Händen Martin's den Abend vorher entzogen. Mühsam zwar und unter Schmerzen (denn die Glieder waren ihr wie gebrochen) schleppte sie sich langsam, in kleinen Sätzen sich fortschiebend, bis unter das Fenster. Behutsam näherte sie die brennenden Lippen dem Kruge, bog ihn mit dem Mund so, daß ihr das erquickende Naß zufließen konnte, ohne daß sie von der köstlichen Gabe etwas verschütte.

Sie genoß keinen Tropfen, ohne diese Wohlthat tief im Herzen zu preisen, ja sie beklagte aufrichtig, ihrem Leidensgefährten nicht dieselbe Erquickung gewähren zu können.

Sie richtete die Blicke scheu zu ihm empor. Ein gräßlicher Anblick stellte sich ihr dar: Martin's Gesicht war aufgedunsen, die Lippen blau, die Augen fast aus ihren Höhlen getreten, mit Blut unterlaufen und auf dem angeschwollenen Munde stand blutiger Schaum. Der Athem ging schwer, und ohnmächtige Zuckungen, das mechanische Bestreben, sich der Bande zu entledigen, bewegten von Zeit seinen mächtigen Körper.

Als er sah, wie Anna aus dem Kruge trank, wie ihre Züge sich nach dieser Erquickung neu belebten, schrie er wild auf und begehrte mit dem entsetzlichsten Ungestüm ebenfalls zu trinken, doch mußte er die Unmöglichkeit einsehen, ihm zu willfahren.

„Hättet Ihr mich nur nicht gebunden, Martin," sprach Anna mitleidig und kaum im Tone des Vorwurfs, „wie gerne brächte ich Euch Wasser."

„Wasser! — ich muß mich nach Wasser sehnen! solch einen Hohn des Schicksals muß ich ertragen, ich, der das Wasser verabscheut! Ihr faselt auch von einem barmherzigen Gott? Nicht an Gott, nicht an Teufel glaube ich mehr, denn existirte einer von Beiden, so wäre Euch durch Euren Gott und mir durch den Teufel geholfen; so oft habe ich den Letzteren citirt, aber der Schuft kann nur verlocken, in's Verderben führen."

In diesem Augenblicke fiel ein Lichtstreif durch die Oeffnung des Ladens in die Teube und gerade in den Haufen Geldes, so daß die Silberstücke im Sonnenlichte glänzten. Dieser Anblick brachte Martin völlig außer sich und reizte ihn zu solchem Toben, daß der armen Anna fast vor Schrecken die Sinne schwanden.

(Schluß folgt.)

Clärchen.

Novelette von Friedrich.

I.

Die mir die nächsten standen,
Sie floh'n hinweg, als wär ich pestbefallen.
Wohin ich sah, da hatte Wahnesthorheit
Jedweden Mund gelähmt; die Wangen waren
Kalkweiß, die jüngst noch froh von Hoffnung glänzten.
Tegner's Frithjofsage.

August M. war nach einigen Jahren angestrengter Arbeit zum Rath beim kurfürstlichen Kriminal-Kollegium ernannt. Er befand sich eben in einer Soiree und alles drehte sich nur um ihn, den Allgeliebten, Allgefeierten. Es konnte auch gar nicht anders sein: denn mit einem mannkräftigen, schönen Körper vereinte er einen allseitig ausgebildeten, gediegenen Geist, und ein Herz, stets offen für die Freuden und Leiden seiner Mitbrüder. Nebenbei war er sehr reich und wußte seiner Güter sich überall schicklich zu bedienen. Seine Hand war immer offen, wo es galt, zu helfen, ja er ging öfter verschwenderisch mit seinem Gelde um.

Er gab die glänzendsten Gesellschaften, und das half ihm, wie jenes bei Leuten von Geist und Gemüth, so auch bei den flachen Alltagsmenschen, die im rein Aeußerlichen den Zweck des Lebens sehen. Bei den Damen aber, zumal bei den jungen, galt er am allermeisten, denn außer seiner körperlichen Schönheit besaß er die Gabe, gut zu tanzen und zu unterhalten, und schrieb die schönsten Lieder, wie er auch in der Musik und dem Gesange mehr als Dilettant war. Und nebenbei, man denke, welche lockende Aussicht für manches Mädchenherz, war er unverheirathet, ja noch nicht einmal verlobt. Und in S. schmachtete manche Jungfrau sehnsüchtig danach, bald eine junge Frau zu werden. Alle glaubten, daß er auf sie ein besonderes Auge habe, denn er war gegen Alle verbindlich und wußte Alle so zu nehmen, daß es scheinen mochte, er lebe nur für sie. Aber in sein Herz war noch nicht die heilige Flamme der Liebe gedrungen: denn von allen Mädchen seiner Bekanntschaft genügte ihm keines.

Mitternacht vor vorüber. Man erhub sich von den Theetischchen, und der lauteste Wirrwarr herrschte in den Sälen. Man lief hierhin und dorthin, hier und da standen größere und kleinere Gruppen im Gespräch bei einander.

— Haben Sie schon das neue Lied von K. gehört? — fragte August die Geheimräthin von L., eine Frau, die er allen anderen vorzog, denn sie glich ihm ziemlich, so weit man das von einer Frau sagen kann, und außerdem war sie die Frau eines seiner Kollegen.

Sie hatte es nicht gehört. Nun erzählte August, daß er erst gestern das Lied von Wien erhalten, aber, tief durchdrungen von der Schönheit desselben, auch gleich fertig eingeübt habe, so daß er es aus dem Kopfe spielen könne.

— Da müssen Sie es uns sofort vortragen, sagte die Räthin und zog ihn am Arm zum Flügel.

— August ließ sich nicht weiter nöthigen. Als er präludirend in die Tasten griff, kamen eilig immer mehr in seine Nähe, bis endlich die ganze Gesellschaft im Saale versammelt war. Und als er dann das Lied vortrug, horchten alle stumm und selig den vollen reinen Klängen des Instruments und seiner Stimme, und als er geendet, blieben die Zuschauer noch lange schweigsam, denn die Laute tönten noch in ihrer Seele, die sie herausgerissen hatten, aus dem irdischen Leben und geführt in jene Regionen, wo die Chöre der Cherubim und Seraphim und die Musik der Sphären das Lob des Ewigen preisen. Endlich lösten sich ihre Gefühle auf im Dank gegen August und die Bitte, ihnen dies Lied so bald als möglich wieder vorzutragen oder auch die Noten ihnen zu leihen.

Da trat ein kurfürstlicher Polizeirath ein, und vor der Thür sah man beim Oeffnen derselben Soldaten in voller Bewaffnung stehen. Er ging zum Wirth des

Hauses und fragte nach August, und als er zu diesem geführt worden, zog er einen Arrestbefehl aus der Tasche, mit der Erklärung, daß das Verbrechen des Hochverraths, dessen er angeschuldigt worden, und die ihm deshalb gewordenen Vorschriften es erforderlich machten, ihn sofort aus der Gesellschaft in's Gefängniß zu bringen, um so mehr, da eine so eben bei ihm abgehaltene Haussuchung zu nicht unwichtigen Resultaten geführt habe.

August erklärte sich bereit, ihm zu folgen, bat aber gleichwohl, mit ihm erst noch in seine Wohnung zu gehen, daß er sich mit allerlei nöthigen Dingen versehen und noch einige Anordnungen daselbst machen könne. Der Polizeibeamte schlug es ihm rund ab und keine Stimme erhub sich, für August zu bitten, obgleich die angesehensten Beamten zugegen waren. Das Wort „Hochverrath" hatte alle Zungen gelähmt, und alle schauderten vor diesem Verbrechen, das ihnen um so schwerer erschien, da sie die Sachlage nicht kannten und außerdem höchst loyal waren.

Sie sahen ruhig zu, wie August abgeführt wurde, und als er hier und da sich einigen näheren Beamten empfehlen wollte, wichen sie scheu vor ihm zurück, als ob sie durch dieses Zeichen selbst compromittirt und verdächtigt würden. Und wer konnte mit einem Hochverräther noch ferner Gemeinschaft haben!

II.

Sie liebt ihn! Sie liebt ihn!
H. Heine.

In M., einem kleinen Städtchen auf dem Wege nach der Festung A., wohin August mit sicherem Transport geschafft werden sollte, erkrankte er. Mag es nun die Art und Weise, wie sich die Leute in S. bei seiner Verhaftung benahmen, oder eine etwas sehr unwürdige Behandlungsweise, welche ihm unterwegs von dem Polizeirath und den Wachen wurde, oder sonst ein äußerlicher Umstand sein, welcher diese Wirkung hervorbrachte, das lassen wir dahingestellt; aber aus Furcht erkrankte er nicht, denn er hatte nichts Böses gethan, höchstens ein Werk, sein erstes größeres, und zwar anonym drucken lassen. Dieses deckte freilich verschiedene Mängel und Fehler in der kurfürstlichen Staatsregierung mit etwas schonungsloser Offenheit auf, aber was er geschrieben, war vollkommen wahr und aktenmäßig und der Fürst selbst schien eine solche Offenheit zu billigen. Deshalb konnte er nicht glauben, daß er darum als Hochverräther verdächtigt sein könne, und war also wegen seines Schicksals ruhig. Die Wahrheit und das Recht, sagte er zu sich selbst, müssen siegen, oder die Welt muß untergehen.

August vermochte nicht, weiter zu reisen, er war bedenklich krank, wie der Arzt zu A. sich äußerte. Und so mußte der Polizeirath ihn in A. lassen. Der Doktor hatte sich erboten, ihn in sein Haus aufzunehmen, um ihm dort bessere Pflege angedeihen zu lassen, und der Polizist hatte nichts dagegen, ließ aber den Patienten gleichwohl scharf bewachen.

Eines Morgens im Vorfrühling erwachte August; die Sonne schien erquickend in sein freundliches Erkerstübchen, mit einer reizenden Aussicht, auf das nahe Gebirge. Er wußte nicht, wo er sich befand, und rieb sich verwundert die Augen.

Ich bin krank gewesen, sagte er mit matter Stimme, sehr krank im Traum. Gottlob, daß es vorüber ist! Jetzt wache ich und bin nicht mehr krank. Aber es haben mich holde Engel gepflegt. O, sähe ich diese Himmelserscheinungen doch wieder, fühlte ich doch von Neuem ihre zarten Hände, die mir kühlende Verbände um den Kopf legten, ich schliefe gern noch einmal ein und träumte weiter.

Da trat ein Mädchen in's Zimmer, blickte nach dem Bett, eilte aber hocherröthend, als sie den Patienten wach sah, wieder zur Thür hinaus.

— Ha, das ist einer von den Engeln! rief August; o kehre wieder, himmlische Erscheinung!

Aber sie kehrte nicht wieder, sondern statt ihrer der Arzt, ihr Vater. Er erklärte dem Entzückten die Ursache, weshalb er sich in diesem Zimmer befinde und stellte sich ihm zugleich als seinen Wirth und Arzt vor.

Und nun — fuhr er fort — sagen Sie nichts, sondern schweigen Sie, bis ich Sie fragen werde, halten Sie sich fern von jedem aufregenden Gedanken. Sie hatten ein zu böses Nervenfieber, sammt Gehirnentzündung, und wenn es wiederkehrte, möchte leicht unsere Kunst nicht weiter helfen können. Ich werde für einige stärkende Medicamente sorgen.

— Aber, sagte August gleichwohl, dann bitte ich, daß sie mir von weiblicher Hand gereicht werden, das thut wohl. Ich sah eben ein Mädchen, und eine innere Stimme ruft mir zu: Sie ist Dein Genius, der Dich retten und heilen wird.

Der Arzt ging und versprach, seinen Wünschen nachzukommen, sobald er bei reiflicher Ueberlegung nicht von der Schädlichkeit der Erfüllung desselben überzeugt sei.

Nach einiger Zeit trat Klärchen, das gedachte Mädchen, in's Zimmer, begleitet von ihrer Mutter, der Frau des Doktors. Dieser hatte nämlich nach vorheriger Be-

sprechung mit seiner Frau den Gedanken gefaßt, daß August am Ende Recht haben und eine Versagung seiner Bitte ihm eher schaden könne.

Clärchen reichte mit einer holden Schüchternheit dem Patienten die Medicamente, er nahm sie dankend an, aber ohne Worte; doch sagte sein Blick mehr, als alle Worte hätten bezeichnen können.

Nach einigen Tagen, wo die beiden Damen ihre Besuche regelmäßig wiederholten, war August so weit genesen, daß er das Bett verlassen konnte. Im Zimmer freilich mußte er verbleiben. So waren sie einmal wieder bei ihm, als die Mutter abgerufen wurde. Clärchen blieb also allein bei ihm zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Londoner Industrieritter.) Der neueste Geniestreich, der von den dortigen Chevaliers d' Industrie erfunden und seit Kurzem mehrmals mit gutem Erfolg ausgeführt worden, besteht darin, Wohnungen in den elegantesten Quartiren der Stadt zu miethen, und daselbst allerhand Unfug anzustellen, bis die Hauseigenthümer ihnen eine Summe Geldes anbieten, damit sie ausziehen. So kam jüngst ein äußerst elegant gekleideter junger Mann zu einem Herrn Emslie, der ein Haus in dem schönsten Theile der Stadt besitzt, und miethete den ersten und zweiten Stock desselben. Kaum war er jedoch eingezogen, als große Anschlagezettel an den Fenstern erschienen, ankündigend, daß Affen, gelehrte Hunde, Flöhe und dergleichen Naturwunder daselbst für den Eintrittspreis eines Penny zu sehen sein würden. Der Hauseigenthümer wollte dies nicht leiden, aber der Miether weigerte sich das Haus zu verlassen, wenn ihm nicht 50 Pfund ausgezahlt würden. Nach vielen Hin und Hereden war der Miether mit einer Entschädigungssumme von 15 Pfund zufrieden.

(Heirathsgebräuche in einigen Gegenden Frankreichs.) Die heirathslustigen Mädchen in Haute-Vinne ziehen an gewissen Tagen in Procession nach Saint-Junien-les-Combes, wo sie den heiligen Eutropius um einen guten Mann bitten. In der Nähe der dort befindlichen Kirche ist ein Kreuz errichtet; dieses umwallen sie in langem Zuge und zuletzt bindet jedes Mädchen sein linkes Strumpfband um dasselbe. Das Kreuz soll oft so von Strumpfbändern überladen sein, daß man kaum ein freies Plätzchen daran findet. — In einigen Gegenden der französischen Rheinprovinz geht der Bursche, der um ein Mädchen freit, mit einem Freunde, der eine Kanne Wein trägt, in das Haus seiner Ersehnten und bietet der Familie ein Glas des Rebensaftes an; wird es angenommen und ausgetrunken, dann darf er hoffen, die Braut heimzuführen: im entgegengesetzten Falle aber muß er mit langer Nase abziehen. — In der Bretagne bittet der Liebende die Geliebte um ein Stelldichein. Kommt er und findet die Schöne nicht, dagegen an der Hausthüre aufgerichtete Holzscheite, dann ist seine Bitte abgeschlagen; sitzt sie aber an der Thüre, dann winkt ihm das Glück; er setzt sich zu ihr, nimmt schweigend ihr Gürtelband, rollt es auf und — nun gehört sie ihm. Darauf bringt er am nächsten Tage mit den Eltern des Mädchens den Ehevertrag in's Reine. — In der Haute-Marne muß der Bräutigam jedem über 8 Jahre zählenden Mädchen im Dorfe eine Elle Band schenken, wofür die Beschenkte der Braut ein Huhn, ein Dutzend Eier oder ein Stück Butter mitbringt.

In der Sologne herrscht der Glaube bei der Trauerceremonie, daß, wenn der Bräutigam den Trauring nicht leicht bis über das dritte Glied des Fingers der Braut bringt, sie das Pantoffelregiment führen werde. — In Haute-Vinne sorgt der Bräutigam dafür, daß er auf dem Kleide der Braut kniet; er glaubt sich dadurch das Hausregiment zu sichern. — In einigen Gegenden wirft man der Braut einen Besen in den Weg; hebt sie ihn auf, so wird sie eine gute Hausfrau; läßt sie ihn liegen, das Gegentheil. — In Lot-et-Garonne wird den Brautleuten ein Hochzeitsgesang gesungen, wovon jede Strophe eine gute Lehre für den Ehestand enthält. Der reinen Jungfrau schenkt man eine makellose weiße Henne, und eine alte Frau ist stets mit einem Spinnrocken in der Nähe der Braut; er ist das Symbol des Fleißes und der Häuslichkeit, die sich auch in der rauschenden Freude nicht verleugnen soll.

(Neue Modefarbe.) Alphons Karr erzählt in den „Wespen“: Nach den Pariser Modeblättern wird die Modefarbe dieses Sommers clubstick sein. So heißt nämlich eins der Pferde, welche bei dem Wettrennen von Chantilly gentlemen riders geritten wurden. Diese Farbe, ein in's Röthliche spielendes Kastanienbraun, ähnelt dem Modebraun des vorigen Jahrhunderts, welches Ludwig XVI. flohbraun (couleur pouce) getauft hat. Im Jahre 1775 hatte sich nämlich Marie Antoinette ein Taffetkleid von bräunlicher Farbe ausgewählt, der König sah es und rief scherzend: „Das ist ja Flohfarbe!“ Augenblicklich wollten alle Hofdamen Flohkleider tragen, die Marie steckte auch die Männer an, man suchte alle erdenklichen Nuancen herzustellen, es gab eine alte und junge Flohfarbe, die Mode unterschied zwischen Flohrücken-, Flohbauch-, Flohkopf-Braun, — kurz alle Welt in Paris färbte sich einen ganzen Sommer lang flohbraun und zwar mit einer solchen Raserei, daß man sich auch schon auf einen flohbraunen Winter gefaßt machte. Indessen boten gegen Ende des Herbstes die Kaufleute der Königin neue Atlasse an, unter welchen sie sich ein aschblondes Kleid auswählte. Da rief Monsieur, später Ludwig XVIII., als er desselben ansichtig wurde, verwundert aus: „Gerade so ist die Farbe der Haare der Königin!“ Augenblicklich war das „Flohbraun“ zu Fall gebracht, Eilboten und Expresse flogen von Fontainebleau nach Paris, um Sammet, Seidenstoffe, Tücher *c. "Haarfarbe der Königin" zu holen. Mancher belächelt vielleicht diese Moden-Schwächen der alten Zeit und vergißt dabei, daß wir es heute noch weiter gebracht haben. Löwenlocken, Lindcigarren, Lisztstiefel *c. sind noch nicht aus der Mode.

— Geistreiche Menschen finden sich schnell in das Mißgeschick. Durch eine artige Wendung entschlüpfen sie jedem Labyrinthe. Durch ein graziöses Lächeln vermeiden sie zuweilen drohenden Zwist. Widerspruch kleiden sie in eine höfliche Zwei-

deutigkeit. Es ist eine schöne Kunst, nie unverständlich zu werden.

(O Hechingen.) Die Berliner und Wiener und andere Großstädter haben nicht allein das Privilegium kunstrasend zu werden. Auch Hechingen ist virtuosisch fanatisirt worden. Süddeutsche Blätter berichten über das Auftreten der Schwestern Millanollo daselbst. Das Publikum war außer sich. Der Fürst selbst war über das Spiel der Schwestern so entzückt, daß er Marien der jüngern, ein mit kostbaren Steinen besetztes Bracelet, so wie Therese, der ältern einen andern Schmuck verehrte und eigenhändig anlegte: (da mag Papa Millanollo geschmunzelt haben;) daß er ferner am Schluß des Concert der Schwester Therese an die Seite eilte, ein Notenheft ergriff und unter Pianobegleitung durch den Kapellmeister Täglichsbeck ein eigenes von ihm selbst zu Ehren Theresens componirtes Lied, wie die Berichte sagen, mit dem bewunderungswürdigsten Ausdruck und dem ihm eigenthümlichen Gefühle sang, so zwar, daß die um den Fürsten gruppirten Mitglieder der Hofkapelle den Chor bildeten, daß er endlich, als Hunderte von Blumenbouquets die beiden jungen Künstlerinnen überschütteten, einen Lorbeerkranz ergriff und ihn der lieblichen Therese eigenhändig aufs Haupt setzte. Bei diesem letzten Akte brachen viele der Hechinger Zuhörer lautschluchzend in Thränen aus.

Pariser Modenbericht.

Damen Mode. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die jetzigen Moden weit reicher sind, als die sonstigen, und doch giebt es Zeuge zu $2\frac{1}{2}$ Ngr. die Elle. Dafür werden aber auch kostbare Spitzen, Cashemirshawls, Sammet- und golddroschirte Kleider getragen. Unsere Mütter und Großmütter schmückten sich auch mit reichen seidenen Stoffen, mit Brocat und schönen Spitzen, aber jene Stoffe und jene Spitzen dauerten länger; ich zweifele, daß es jetzt viele Damen giebt, welche ein seidenes Kleid länger als eine Saison tragen. Der Luxus der jetzigen Moden liegt auch noch mehr in der Mannigfaltigkeit, als in der Kostbarkeit. Um eine wahrhaft elegante Dame zu sein, muß man nicht blos Vermögen und Geschmack besitzen, sondern auch den Willen, es zu sein, deshalb daran denken, sich damit beschäftigen, mit einem Worte, den größten Theil seiner Zeit darauf verwenden. Die Mode liegt ja in so vielen Dingen auf einmal, im Anzug, in der Haltung, im Ameublement der Wohnung, in der Art zu leben, in der Art, wie man in den Wagen steigt, wie man sich darin hält rc. Doch beschäftigen wir uns hier mit der Toilette! Die beliebtesten Kleider sind noch immer die leichtesten. Der naturellfarbige, namentlich aber der nankinartige Foulard ist sehr modisch; man hat davon einfache Kleider, welche nur mit drei Falten ausgeputzt sind, über denen eine oder mehrere seidene Borten angebracht sind. Manche haben aber Volants mit kleinen offenen grünen oder blauen Fransen. Dann kommen die gedruckten Organdi oder Tarlatankleider, die man gleich denen von Barége vorzugsweise von dunkeler Farbe mit weißen Mustern wählt. Zum Negligé hat man auch viele offene Ueberröcke von gedrucktem Muslin, namentlich mit rosa, blauen oder gelben Pünktchen auf weißem Grunde. Sehr modisch sind ferner die offenen Ueberröcke von gesticktem Muslin, aber zu denselben darf man dann keine Mantillen von gesticktem Muslin tragen, sondern eine Muslinmantille mit Spitzengarnitur oder eine Mantille von weißem Taffet mit ausgezackten Volants. Ueberhaupt steht der gestickte Muslin in großer Gunst; man verwendet ihn zu allem, namentlich auch zu hübschen Pelerinen und Fichus, und zu Morgenhäubchen, die durchaus keine Verzierung haben außer etwa kleinen Zäckchen. An dem Tage, an welchem die Hitze erträglich ist, greifen die Damen gern wieder zu den seidenen Kleidern, die entweder mit Volants besetzt oder oberrockartig gemacht und vorn gestickt oder mit kleinen Posamentirarbeiten ausgeputzt sind. Das Turteltauben- und Rebhuhngrau so wie das Nemours-Blau und Seegrün sind die beliebtesten Farben. — Die Stiefelchen müssen stets von der Farbe des Kleides sein. Auch viele Kleider von Nankin und Piqué sieht man, welche mit Knöpfen, weißen Borden oder einer leichten Stickerei von weißen Soutaschbörtchen verziert sind. Die Leibchen daran sind mit Caraco hinten, nie aber vorn. Natürlich trägt man sie nur auf dem Lande. Der Barége giebt Kleider zu großem Negligé; Seidenmuslin und Organdi ersetzen ihn. Das Leibchen dieser Kleider ist fast immer blousenartig in Falten gezogen mit zwei Bündchen und mit drei oder mit fünf Volants von gleicher Größe. Die Gürtel sind von Band in der Farbe des Kleides und haben lange flatternde Enden. Die Bonaparte-Leibchen mit Schößchen, die durch das Leibchen selbst gebildet werden oder sich wie eine Herrenweste an dem Gürtel öffnen, bleiben für die Morgenkleider die beliebtesten. Auch trägt man viele blaue und stahlgrüne Kleider von italienischem Taffet und auf denselben bringt man nicht selten sieben Reihen Pompadour-Fransen mit Spitzchen darüber an. Die Kinderanzüge folgen jetzt durchaus den englischen Moden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Jagdcostüm. 2. Fichu, Kleid mit doppelten Volants. 3. Robe von Poil de Chevre.

4. Stadtanzug. Der Rock ist von bronzebraunem Tuch, der Kragen ist in der Höhe und dem Umschlag ganz der vorigen Figur gleich. Die Taille geht gegen 5 Centimeter unter die Hüfte und ist gerade und enge nach unten. Die Seiten sind sind gerade und eben so die Achselstücke; ein tiefer Einschnitt unter dem Arme zwingt das Hintertheil des Leibes sich allen Unebenheiten der Taille zu fügen. Der Schooß ist kurz und weit. Das Vordertheil hat nur eine Reihe Knöpfe, von denen sich nur drei knöpfen lassen. Der Kragen geht bis an den Rand des Vordertheils, und bildet dort einen Einschnitt. Nichts desto weniger ist die Brust so weit, als daß sie mit dem Kragen einen Revers bilden könnte; die Spitzen des Kragens sind winkelrecht abgeschnitten und etwa 6 Centimeter breit, der Umfall des Kragens hebt sich ringsum und auf diese Weise können die Vordertheile mit großer Leichtigkeit bis oben hinauf zugeknöpft werden. Auf der linken Seite befindet sich eine Tasche für das Sacktuch.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold

In Commission bei **Julius Helbig** in Altenburg.

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition



III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Clärchen.

Novelette von Friedrich.
(Schluß folgt.)

Da fing August an, ihr von seinen Schicksalen und dem Grund seiner Verhaftung zu erzählen. Nun weiß man, wie interessant blasse Männergesichter, und solche Männer, die wegen politischer und schriftstellerischer Vergehen bestraft werden, den jungen Damen sind, und so ist es bei der schon erwähnten Schönheit des Erzählers kein Wunder, wenn Clärchen endlich bis zu Thränen gerührt war. Und als er dann, selbst übermannt von einem ihm noch unbekannten Gefühle, ihre Rechte ergriff und einen langen Kuß darauf drückte, Worte des Dankes stammelnd und sie so innig anblickend, da war sie ganz außer sich und mußte sich auf's Sopha setzen; denn ihr schwanden alle Sinne und sie war einer Ohnmacht nahe.

Es war keine Empfindelei von ihr, das sah August ein, sondern es war die Allgewalt der Liebe zu ihm, welche sie ergriff, und deren sie sich zugleich mit dem Gefühle der Gegenliebe bewußt wurde. Da stürzte er im seligsten Gefühle vor ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen und glühenden Wonnethränen und stammelte:

— Mein Engel!

Und als sie dann endlich ihre Augen aufschlug und ihn ansah mit dem Blicke der reinsten, treuesten Liebe, da sank er unbewußt in ihre sich öffnenden Arme mit dem Rufe, „Mein Clärchen!" und drückte den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen. Und o Glück! sie erwiederte seinen Kuß.

Da trat die Mutter wieder ein.

III.

Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen; nur Geißen klettern dort;
Wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort.
Uhland.

Clärchen war 17 bis 18 Jahre alt, ein liebes Mädchen mit dem schönsten, blauen Aeugleinpaar. Sie war schlank gewachsen, ohne schmächtig zu sein, und ihre kleinen Füßchen schienen sich immer zum Tanze bewegen zu wollen. Sie war der Liebling Aller in N., und Mancher sagte zum Andern: Glücklich, dreimal glücklich ist der Mann, an dessen Herzen sich diese holdselige Blume einmal erschließt! Mit einem jugendfrischen, ewig heiteren Sinne verband sie eine Verständigkeit und einen

Ernst, der sich selten bei Mädchen ihres Alters findet; sie war gebildet und verstand sich nicht minder auf Künste und Wissenschaften, wie auf das Hauswesen: denn sie waltete unter der Aufsicht ihrer würdigen Mutter wie eine Hausfrau in der Wirthschaft. So besaß sie auch eine gewisse Festigkeit und Selbstständigkeit des Charakters, nicht vermindert durch ein tiefes, inniges Gefühl. Und alle diese Eigenschaften entdeckte August in dem näheren, täglichen Umgange mit ihr zu seiner größten Freude.

Die schönen Tage des Maimonats beglückten die Erde, und mit jedem Tage erstarkte August mehr, und schon rötheten sich seine Wangen wieder.

Sie hatten die Einwilligung von Clärchens Eltern zu ihrer Vereinigung erhalten und genossen nun ungetrübt die Wonnen der jungen Liebe; denn auch der Polizeirath hatte eine größere Milde und Nachsicht gegen August angenommen, da er sich immer mehr und mehr von der Trefflichkeit des Mannes überzeugte, und auch dem Arzte, den er lieb gewonnen, Glauben schenkte, als dieser ihm sagte, daß man dem Reconvalescenten mehr Freiheit gönnen müsse, da er sonst leicht einen gefährlichen Rückfall erleben könne.

— Schlimme Nachrichten, mein Sohn, sagte der alte Doctor eines Abends zu August. Ein Freund in der Residenz schreibt mir so eben unter dem Siegel der äußersten Verschwiegenheit, daß Ihre Angelegenheit eine böse Wendung genommen, und daß Serenissimus, sehr aufgebracht über ihre Schrift, durchaus Ihre Bestrafung nach der Schärfe des Gesetzes verlangt. Ich rathe ihnen daher, lieber durch die Flucht Ihrem Geschick zu entgehen.

Sie besprachen sich näher darüber. August machte deshalb Alles, was er besaß, zu Gelde, und schickte bedeutende Summen ins Ausland gegen Wechsel auf verschiedene Handlungshäuser. Sein Vermögen war so groß, so daß er auch ohne Amt mehr als gut leben konnte.

So war Alles zur Flucht bereitet. Am nächsten Morgen sollte August wieder weiter transportirt werden. Der Arzt hatte verschiedene Freunde zu einem kleinen Abschiedsmahle eingeladen, und auch der Polizeibeamte nahm Theil daran. Die Wachen wurden bei dieser Gelegenheit gut traktirt, und der Genuß von diesem Wein machte sie heiterer und sorgloser als sonst.

Um Mitternacht ging man auseinander. Alle nahmen herzlichen Abschied von August, und als er der lieben Wirthsfamilie gute Nacht gesagt hatte, ging er auf sein Zimmer und legte sich in Gegenwart des Beamten zu Bett, schlief auch scheinbar sogleich ein, worauf sich derselbe, nachdem er sich von der gehörigen Bewachung und Sicherheit überzeugt hatte, selber schlafen legte.

August erhob sich aber bald wieder, und an einer bereit gehaltenen Strickleiter stieg er nieder in den Garten. Die Wache vor seinem Hinterfenster stand schnarchend an einem Baume.

In geringer Entfernung fand er, in Männertracht verkleidet, Clärchen. Das war nicht verabredet.

— Du wirst die Wege im Gebirge nicht kennen, sagte sie, ich aber weiß dort Bescheid wie in unserm Hause; denn ich habe einige Jahre bei meinem Onkel, dem Förster dort, verlebt. Ich führe Dich sicher auf ungebahnten Wegen hinüber, und ehe die Sonne aufgeht, können wir im nahen Auslande sein.

Er erstaunte über den Muth des Mädchens.

— Bleibe, mein Herzchen, sagte er, auch so werde ich ungefährdet entkommen. Gieb mir den letzten Kuß. Wir sehen uns bald wieder.

Sie sank in seinen Arm und hing an seinem Munde. Dann blickte sie mit ihrem thränenfeuchten Blick zu ihm auf — es war das letzte Mondviertel — und bat so innig, daß er sich ihrer Leitung anvertrauen möchte.

— Ich bin nicht schwach, fuhr sie fort, und für Dich lasse ich mein Leben. Und sollen wir nicht zusammen untergehen, als von einander getrennt? Deine Verhaftung auf der Flucht zöge Deine lebenslängliche Einkerkerung und meinen Tod nach sich. Also gewähre mir meine Bitte, Du gute Seele!

— Auf denn, entgegnete er, Du und Gott, Ihr werdet mich sicher führen.

So machten sie sich auf. Sie waren bald im Gebirge und stiegen immer rüstig weiter. Mit Tagesanbruch sahen sie in der Ferne hinter sich den Thurm von A., vor sich die ragenden Thürme von G. Dorthin mußten sie. Aber noch hatten sie einige Meilen zu machen, und schon vermochte Clärchen nicht weiter zu gehen. Und da, o Schrecken! sahen sie schon in der Nähe blitzende Bajonnette und dann einen Reiter, und als die Sonne aufging, erkannten sie in ihnen den Polizeirath sammt den Wachtmannschaften.

Sie ergaben sich betäubt ihrem Schicksale und setzten sich ruhig unter einen Baum, ihre Verfolger zu erwarten: denn auch August war matt und kraftlos geworden. Schon konnten sie berechnen, in wie viel Zeit sie von jenen erreicht würden, da kam ein Köhler. Dem vertraueten sie ihre Lage an, und der ehrliche Alte brachte sie in einer tief versteckten, ganz unbekannten Höhle unter. Von da aus hörten sie deutlich die Stimmen der

Suchenden. Aber sie blieben ungefährdet und sanken endlich in einen tiefen Schlummer. Aus diesem weckte sie der Alte, welcher ihnen Ziegenmilch und schwarzes Brod brachte. Sie stärkten sich durch den Genuß dieser freundlich gebotenen Lebensmittel und gingen dann bei Nacht mit ihm weiter. Unterwegs trafen sie auf einen eleganten Reisewagen. Den kannte August! er rief dem Kutscher zu, daß er halten sollte. Darin fuhr die Geheimräthin von L., und die nahm die Beiden mit nach S.

So waren sie glücklich entkommen.

(Schluß folgt.)

Eine Schlinge.

Novelle von Erdmuthe von Unar.

(Schluß.)

Als sein Wüthen etwas nachließ, schien es Anna, als höre sie Menschen auf der Landstraße vorüber gehen. Sie schrie, so laut sie vermochte, um Hülfe, doch Niemand hörte ihren Ruf. Sie forderte Martin auf, seine so viel stärkere Stimme zu erheben, der aber antwortete ihr mit furchtbarem Hohngelächter:

„Mit nichten, Jüngferchen; das könnte Euch freilich ganz gut bekommen, mir aber sehr schlecht, denn wenn sie mir auch nicht an den Kragen kämen, so ist mir doch die Galeere gewiß, da die Umstände alle gegen mich zeugen. Die Aussicht behagt mir nicht, zumal ich dann von dem alten Murrkopf, meinem Vater, sicherlich enterbt würde, und also die schöne Carriere des Bettlerlebens vor mir hätte, wenn ich je von den Galeeren loskäme. Nein! seht, so ist's doch wenigstens eine kleine Satisfaction für mich, daß Ihr mit mir in dieser Stube hier, wo Ihr mir dreimal einen Korb gegeben habt, sterben müßt. Hättet ja ganz vergnügt mit mir leben können, wäre Euch nur des Dorfschulzen Sohn nicht so schlecht gewesen."

„Der Mensch war mir zu schlecht," entgegnete Anna mit tiefer Verachtung, und empört von der Bosheit Desjenigen, für welchen sich bisher doch ein Funke des Mitleids in ihrem guten Herzen geregt hatte.

Sie horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, den ganzen Tag hindurch, auf jedes leise Geräusch von Außen — es drang ein Laut zu dem abgelegenen Hause, dann strengte sie jede noch innewohnende Kraft zu lautem Ruf und Schreien an, so daß sie zuletzt so heiser ward, daß sie nicht mehr zu rufen vermochte.

Bis Mittag reichte der geringe Vorrath des gesegneten Kruges, dem sie zuletzt nur in wenigen Tropfen Labung entnommen, um die Gabe so lange als möglich zu erhalten, aber sie fühlte je länger je mehr ihre Kräfte schwinden und konnte berechnen, daß bis morgen, wo der Besitzer kommen und sein Haus in Beschlag nehmen würde, ihre letzte Kraft mit ihrem Leben dahingeschwunden sein würde.

Sie befand sich schon in dem Zustande völligen Verschmachtens, und auch Martin's Leiden hatten den höchsten Punkt erreicht, als Hermann's Eile und Diensteifer ihn die Bank unter dem Fenster, vor welchem Anna in der Stube lag, so unsanft berühren ließ. Da drang ein letzter Hoffnungsstrahl in ihr verzagtes Herz, und alle Kräfte noch einmal aufbietend, ließ sie jenen Hülferuf ertönen, der Hermann bewog, auf die Bank zu springen. —

Das Uebrige ist uns bekannt.

Der Zug aus dem Dorfe betrat den kleinen Garten; der Schreiber eilte der Thüre zu, um sie genau zu untersuchen; auch ließ er die Leute die Runde um das Haus machen, wobei er sie begleitete, um sich vor Allem zu überzeugen: es sei ein gewaltthätiger Einbruch geschehen.

Als auf wiederholtes Klopfen, Rufen an beiden Thüren, der Aufforderung zu öffnen kein Genüge geschah, befahl der Maire, die Hausthüre zu erbrechen, eben dasselbe mußte mit der Stubenthür geschehen.

Das Zwielicht im Zimmer gestattete im ersten Augenblicke nicht eine vollständige Kenntnißnahme dessen, was sich allmählig den Eintretenden darstellte. Als einer von ihnen rasch den nächsten Fensterladen öffnete, beleuchteten die Strahlen der untergehenden Sonne das gräßliche Nachtstück.

Martin's Züge waren so entstellt, daß man ihn nicht erkannt haben würde, auch wenn er nicht, absichtlich, oder von innerer Angst getrieben, den Kopf dicht auf die Brust herabgesenkt hätte. Sein langes etwas struppiges Haar, das ihm den Beinamen: der schwarze Martin zugezogen hatte, war in dieser einen Nacht erbleicht. —

Man hob zuerst Annchen vom Boden auf, befreite sie schnell von ihren Banden, wobei der alte Maire sie mit väterlicher Zärtlichkeit behandelte; doch kaum hatte sie ihn erkannt, so sank sie mit dem Ausruf: „Unglücksel'ger Vater!" in eine tiefe Ohnmacht.

Der alte Mann war so entsetzt, daß ihn ein heftigres Zittern befiel. Er zeigte nach dem Gegenstande, den alle mit Schauern betrachteten, doch konnte er nur mit abgewandtem Gesicht die Worte hervorpressen:

„Herr Actuar! Herr Vorsteher! untersuchen Sie — ich ahne — ich kann nicht — doch — thun sie streng und ohne Rücksicht — hören Sie! streng Ihre Pflicht!"

Die Bauern nahten sich auf einen Wink des Actuars dem Hängenden, lösten seine Hände, um welche sie jedoch sogleich Handschellen befestigten, während welcher Vorrichtung Martin sich so zu wenden suchte, daß er des alten Mannes Blicke mied.

Eine Todtenstille herrschte im Zimmer, die Bauern flüsterten, kaum hörbar, die nöthigen Worte — da ermannte sich der alte Maire und von jenem Instinkt getrieben, der uns anregt, selbst das Gräßlichste zu enthüllen, sobald die Ahnung davon in uns aufgegangen, schritt er der Gruppe zu, in deren Mitte Martin lag, da seine erstarrten Füße ihn nicht tragen konnten.

Der alte Mann entfernte in Hast die Umstehenden, dann warf er einen festen, starren Blick auf den Unglückseligen, sah ihm so regungslos in das entstellte, verzerrte Gesicht, wobei das seinige sich mit einer fahlen Blässe bedeckte, während seine farblosen Blicke sich bewegten, ohne daß ein Ton ihnen entglitt; dann richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf, schlug beide Hände über dem weißen Silberhaar zusammen und stieß nun laut die Worte aus:

„Mein Sohn! — auf die Galeeren!" — dann sank er zusammen und fiel, dicht neben Martin, vom Schlage getödtet, nieder.

Alle Anwesenden waren tief erschüttert, aber selbst die Unempfindlichsten unter ihnen fühlten, daß hier der Tod als wohlthätiger Engel erschienen sei.

Martin murmelte in starrer Verzweiflung die Worte „Vatermörder — Galeerensklave" vor sich hin.

— Nach einer Weile, während welcher Hermann, auf des Fürsten Geheiß, etwas Wasser geholt hatte, um die leblose Anna wieder zu sich bringen, bei welcher Gelegenheit er den, ihm vor Schrecken entfallenen Becher wiederfand, begann das Verhör.

Martin gestand unaufgefordert Alles, bis auf den kleinsten Umstand, und als Anna, nachdem sie sich erholt, seine Aussage nur bestätigte, ward das Protocoll geschlossen.

Anna's Herz erfüllte der Tod des Maire mit einem Gefühl, das den Entschlafenen eben so sehr ehrte als sie selbst: auch war sie bemüht gewesen, bei ihrer Aussage Alles zu vermeiden, was Martin's Schuld hätte in ein noch gehässigeres Licht stellen können. Ja, als er in das Dorfgefängniß abgeführt ward, bat sie die Bauern: das Andenken ihres treuen Maire zu ehren, indem sie menschlich mit seinem unglücklichen Sohne verführen. —

Der Fürst erbot sich, für sie zu thun, was er vermöchte. Er verstand Anna's Zartgefühl, das sie veranlaßte, die so unheilsvolle Geldsumme bei dem Dorfgericht niederzulegen, weil sie sich nicht entschließen konnte, dies „Blutgeld," wie sie es genannt, zu berühren, und bat sie, ihn bis Strasburg zu begleiten. Dort, meinte er, würde er wohl Gelegenheit finden, sie der Pflege eines geschickten Arztes und der Obhut einer anständigen Familie anzuvertrauen, da ihr Zustand das dringende Bedürfniß einer solchen Fürsorge verrieth.

Die Fürstin nahm die arme Anna mit großer Güte auf, und als die kleinen, unbedeutenden Vorkehrungen zu deren Mitreise schnell genug getroffen, die Schlüssel und Sachen dem Actuar übergeben waren, setzte das fürstliche Ehepaar mit den schon längst harrenden Postpferden die Reise bis Strasburg fort.

Anna genaß bald unter der freundlichen Pflege, die sie der Sorgfalt ihrer Beschützer anvertraut hatte, und trat, als das edle Fürstenpaar auf der Rückreise von Paris wieder Strasburg berührte, demselben frisch erblüht entgegen.

Gern erfüllte sie den Wunsch der Fürstin, die sich durch Anna's naives, unschuldvolles Wesen angesprochen fühlte, sie nach deren Stammschlosse zu begleiten, und hier war es, wo sie nach einigen glücklich und zufrieden verlebten Jahren ihren Bruder an die Brust schloß, als dieser, nach beendigtem Kriege, mit dem Range eines Officiers und mit dem Orden der Ehrenlegion geziert, aus dem Felde zurückkehrte.

Traurig war Martin's Ende: der Galeerenstrafe entging er nicht; seine, durch anhaltende Ausschweifungen zerrütteten, durch die furchtbare Nacht ganz gebrochenen Kräfte ließen indes bald seinen Geist unterliegen. Binnen Kurzem vertauschte er den Bagno mit dem Irrenhause und endete dort im Wahnsinn sein Leben, welches ihn durch alle Staffeln der Verderbtheit endlich zum Verderben geführt hatte.

Erdmuthe von Unar.

Der Schleier der Fürstin Radziwill.

Erzählung nach dem Polnischen der Pauline von L. W.

Von J. C. Mehoffer.

Das schönste Denkmal sind
Die Thränen an Deinem Grabe! —

Herrlich glänzte die schöne Sonne des Mai über Posen, als die Fürstin Radziwill mit ihren Kindern aus dem Vorhofe des Schlosses herausfuhr, um in der Umgegend der lieblichen Frühlingslüfte sich zu erfreuen. Neben ihr in dem sechsspännigen zurückgelegten Wagen ritt auf einem weißen Zelter die junge Fürstin Elisabeth. Ein dunkelblaues Amazonenkleid umschloß ihre schlanke Taille, und ein grüner Schleier wehte von ihrem schwarzen Hute. Ihr Vater, eine wahrhaft fürstliche Gestalt, und drei junge, dem Vater ähnliche Brüder waren ihre Begleiter.

Engelgleiche Güte spiegelte sich in den lieblichen Zügen der fürstlichen Jungfrau; das schöne blaue Auge glänzte von heiterem Frohsinn, das sanfte Roth der knospenden Rose blühte auf ihren Wangen, und ihr dunkles Haar spielte um ihre alabasterne Stirn. Sie plauderte mit dem Vater, mit den Brüdern und mit freundlichem Lächeln erwiederte sie die zahlreichen Grüße der Vorübergehenden. Von allen Seiten sah man mit Theilnahme nach den schönen Kindern, und in den Fenstern der Erziehungsanstalt von Frau v. W. zeigten sich mehrere Mädchenköpfe. Elise, diese erblickend, sandte ihnen einen freundlichen Gruß zu, und achtungsvoll verneigten sich die jungen Fräuleins.

Beim Einbiegen in die Breslauer Straße wehte ein stärkeres Lüftchen, es ergriff und entführte den grünen Schleier der Fürstin, die nach ihm sich umblickend, mit schmeichelnder Hand den Lauf ihres Pferdes hemmte. Mehrere des Gefolges jagten nach der leichten Beute der Lüfte, ein zwölfjähriger Knabe war so glücklich, sie zu erhaschen. Der Stallmeister des Fürsten wollte ihm dieselbe abnehmen, doch der Knabe zu der jungen Fürstin selbst herbeieilend, legte in ihre Hände den entführten Schleier.

Wie heißt Du, mein Kleiner? fragte ihn die Fürstin Elise, freundlich auf die schönen Züge des Knaben blickend.

Kasimir Wodnicki!

Hast Du noch Eltern?

Nur eine Mutter — der Vater fiel bei Leipzig. —

Armer Knabe! — und Thränen füllten die schönen Augen der Fürstin, die ihren Vater so herzlich liebte. —

Besuchst Du die Schule, Kasimir? fügte der Fürst hinzu.

Ich besuche die Schule wohl, erlauchter Fürst! —

Und lernst Du fleißig!

Ach ich lerne so fleißig — denn gerne möchte ich bald was erwerben, um meine arme Mutter zu erhalten.

Ist Deine Mutter so arm? fragte die junge Fürstin. —

Ach sehr arm! — und nur mit dem Verdienste ihrer Nadel erhält uns unsere Mutter.

Und wo wohnt Deine Mutter?

Dort in jenem Eckhause, in einem Dachstübchen.

Hier nimm für Dich Kasimir; ich werde Deiner gedenken. — Sie entfernten sich, und Kasimir blickte unverwandt nach ihnen, dann drückte er freudig die Mütze zusammen, in welche die junge Fürstin einen Luisd'or gelegt hatte, und floh eilends zur Mutter.

Athemlos gelangte er über die hohen Treppen, und erst nach einer guten Weile konnte Frau Wodnicki verstehen, was er ihr zu erzählen sich bemühte.

Es ist ein Engel der Güte, die junge Fürstin, rief die Mutter — doch der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, denn sie sind ja alle so gut, so menschenfreundlich. Wie viele Wohlthaten spendet nicht die Fürstin selbst unausgesetzt. — Bewahre diesen Luisd'or, mein Kasimir, er wird uns Glück bringen; nur in der allergrößten Noth erlaube ich Dir, ihn zu verwenden, und wenn es möglich ist, so bewahre auf immer dieses Andenken der wohlthätigen jungen Fürstin.

Schon des andern Tages hatte Casimirs Mutter noch mehr Ursache, die schöne Tochter des Fürsten Anton zu segnen, da sie die Nachricht erhielt, daß ihr Sohn in das Gymnasium aufgenommen sei, und die Fürstin Elise für den Unterhalt und Unterricht des kleinen Casimir eine bestimmte Summe monatlich festgesetzt habe.

Oft sehen wir, daß die edelsten Menschen, von einer solchen Reihe bitterer Leiden befallen werden, daß man verleitet würde, an Gottes Vorsorge und Güte zu zweifeln, wenn nicht das Licht der Religion jenen Hoffnungsstrahl in unser Herz geleitet hätte, der uns in jenem bessern Leben den Lohn unserer Thaten erwarten läßt.

Seit einigen Jahren hatten außerordentliche Unglücksfälle die so achtenswerthe Familie des Fürsten Anton

Radziwill getroffen. Es starb die liebliche und schöne Fürstin Helene Radziwill, die Gattin des ältesten der Söhne, und nach ihr ihre kleine Tochter, ihr folgte der bereits erwachsene Fürst Ferdinand, ein Jüngling, voll der schönsten Hoffnungen, und bald nach ihm schied von dieser Erde sein Bruder, Fürst Wladislaus. Nach diesen schmerzlichen Vorfällen endete auch der unglückliche Vater sein Leben in Berlin.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Eine türkische gemischte Ehe.) In Constantinopel lebt ein vornehmer reicher Türke, ein Bey, der eine einzige, zärtlich geliebte, sehr schöne Tochter hat. Seit einiger Zeit bemerkte man, daß das Fräulein zu kränkeln anfing; man wußte nicht, warum. Man zog einige berühmte dortige Aesculape zu Rath, aber vergebens. Die Fruchtlosigkeit aller andern Mittel bewog aber endlich doch, ein wenig weiter zu forschen. Man nahm das arme Kind in scharfes Verhör, und es gestand aufrichtig, die Krankheit habe ihren ganzen Grund nur in der brennenden unbesiegbaren Liebe zu einem dunkeläugigen, schwarzlockigen, rothbackigen, armen armenischen Schneiderjungen. Dies Geständniß setzte den alten Moslim natürlich in große Verlegenheit. Er wendet sich abermals an die Aerzte und legt die Frage vor, ob denn eine solche Liebes-Krankheit wirklich den Tod bringen könne, und als dies bejaht wird, siegt das väterliche Gefühl, und er beschließt, wo möglich, seiner Tochter zu helfen. Er geht daher eines Tages in die Schneider-Bude, wo der Angebetete seines geliebtes Kindes Scheere und Nadel führen lernt, und bestellt sich ein neues Kleid, das an einem bestimmten Tage fertig sein und von dem schwarzlockigen Schneiderlehrling ihm ins Haus gebracht werden sollte. Der junge Armenier brachte auch zur bestimmten Stunde das Kleid; der Türke gab ihm ein bedeutendes Geschenk, hieß ihn noch bleiben, und ging aus. Als er weg war, kamen ein Paar Schwarze und hießen den jungen Don Juan ihnen folgen. Er that's, und wurde in das Harem geführt. Als beim Eintritt in ihr Gemach die Tochter des Hauses ihn erblickte, stürzte sie außer sich vor Entzücken auf ihn los, warf sich ihm an den Hals und überhäufte ihn mit allen erdenklichen Zärtlichkeiten. Ihre unablässigen feurigen Liebkosungen hatten endlich auch so wirksamen Erfolg, daß der nicht unempfindliche junge Mann zuletzt Himmel und Hölle vergaß und in den Armen der Schönen lag. — Indessen kehrte der Vater zurück. Man ergriff den Verletzer des Harems, und erklärte ihm, nach diesem Vorgange müsse er, wie solches die bestehenden Gesetze vorschreiben, entweder Muselmann werden und das Mädchen heirathen, oder seinen Kopf verlieren. Man zweifelte natürlich nicht im mindesten, daß der arme armenische Herkules am Scheidewege bei der Wahl zwischen Halsabschneiden und dem Glück, in den Armen eines liebenswürdigen Weibes ein reicher vornehmer Türke zu werden, sich nicht besinnen, sondern unverzüglich sich für letzteres entscheiden werde. Man hatte sich aber verrechnet. Unverhoffterweise weigerte sich der junge Armenier standhaft, Muselmann zu werden. Was nun machen? Man hielt ihn vorerst noch einige Tage eingesperrt. Durch Vermittelung des Mädchens entwischte er endlich, man griff ihn jedoch bald von Neuem auf und brachte ihn nun vor das hohe Gericht. Hier machte der Junge geltend, daß man, was im Hause des Türken geschehen, eigentlich ihm gar nicht zur Last legen könne, weil er gewissermaßen dazu genöthigt worden sei. Der Mufti befahl, die junge Mitschuldige herbeizubringen. Das türkische Fräulein erschien, und bestätigte ohne weiteres die Aussagen ihres Geliebten. Obgleich nun der junge Mann sich fortwährend standhaft weigerte, durch Uebertritt zum Islam das Doppelverbrechen zu sühnen, so getraute sich bei dieser Lage der Dinge der Mufti doch nicht, das vom Gesetz in solchem Fall vorgeschriebene Todesurtheil über das schuldige Paar auszusprechen, sondern verschob die Entscheidung bis zur Ankunft des Sultans, dem die Sache nun vorgelegt werden soll. (Die gemischte Ehe ist seitdem als gültig anerkannt worden.)

(Gaunerlist.) Vor einigen Tage, — berichtet eine Dubliner Zeitung, — stand ein elegant gekleideter junger Mann vor einem Juwelierladen und betrachtete die am Schaufenster desselben ausgestellten Kostbarkeiten. Während er, einen Schirm nachlässig unter dem Arme haltend, ganz in den Anblick dieser prächtigen Waaren versunken war, stieß ein Vorübergehender so heftig an seinen Schirm, daß dieser in's Schaufenster fuhr und dasselbe zertrümmerte. Der Thäter ergriff sogleich die Flucht, während unser Petitmaitre vor Bestürzung wie angenagelt auf der Stelle stehen blieb. Seine Bestürzung sollte sich jedoch noch vermehren, denn plötzlich erschien der Eigenthümer des Ladens und stellte ihn über das Ereigniß zur Rede. Der Fremde leugnete zwar alle Schuld an dem angerichteten Schaden ab, da aber der Anschein gegen ihn war, so zwang man ihn, in den Laden zu treten. Ungeachtet der junge Mann von Neuem seine Unschuld betheuerte, bestand doch der Juwelier auf Entschädigung und drohte mit der Polizei. Die Scheibe war von ansehnlicher Größe gewesen und sollte 30 Schillinge (10 Thlr.) kosten. „Das ist ungeheuer viel!" sagte der Fremde. „Ich habe in der That so viel dafür gegeben und verlange volle Entschädigung," erwiederte der Juwelenhändler. „Hier sind 2 Schillinge und mehr zahle ich nicht," war die Antwort des Fremden. Indessen, von Neuem mit der Polizei bedroht, unterwirft sich endlich der Dandy seinem Schicksal, denn einer solchen Kleinigkeit wegen mit dieser Behörde in Berührung zu kommen, würde ja einen so eleganten Mann sehr genirt haben. Er zieht sein Portefeuille, nimmt drei Banknoten, jede von 20 Pf. St., heraus, giebt dem schon etwas besänftigten Kaufmann eine davon und läßt sich die überschießenden 18 Pfd. 10 Sch. herausgeben. — Einige Augenblicke nachher tritt ein Bekannter des Juweliers in den Laden. Man erzählt ihm den Verfall und zeigt ihm die erhaltene 20 Pfd.-Note. Diese wird nun näher besehen und — falsch befunden! Das Zerbrechen des Fensters war nur eine angelegte Karte von zwei Industrierittern gewesen.

(Physiologie des Gehirns.) Als die Wissenschaft von den Natur- und Seelen-Gesetzen des Gehirnlebens ist die aus Deutschland vertriebene Gallsche Schädellehre aus Frankreich, England und Nord-Amerika in ihr Mutterland zurückgekehrt, mit Volksthümlichkeit, Ehre, wissenschaftlichen Decora-

tionen und zahlreichen Anhängern in England. Sie ward daselbst eine solide Natur- und Seelenwissenschaft, eine neue Grundlage der Moral, der Besserung und Strafe und als solche schon praktisch geworden. Bereits stehen in Schottland und England mehrere Strafanstalten und Irrenhäuser, welche auf Grund der phrenologischen Wissenschaft zusammen gehören, unter Leitung von Phrenologen. Hier ist der praktische Punkt, von welchem aus diese Wissenschaft alle Straf- und Marter-Werkzeuge für sogenannte Verbrecher abschaffen und dafür Heilkräfte einführen wird. Der Verbrecher soll nicht gestraft, sondern wie ein Gehirn-, Willens- und Gesinnungs-Kranker, wie ein Toller geheilt und nur deshalb zunächst unschädlich gemacht werden. „Die Rache ist mein, spricht der Herr." — Es heißt in einer neuesten Schrift hierüber: mit kräftigen, unverwischlichen Zügen sei auf den Schädel jedes Menschen die wissenschaftlich begründete Wahrheit geschrieben, daß die Handlungsweise jedes Menschen das nothwendige Ergebniß seiner Gehirnbildung sein, welche durch die äußeren Umstände eingeschränkt und bedingt werde. Von hier sollte man lernen, die Straf-Gesetzgebung und Behandlung der Verbrecher durchaus zu reformiren. Man muß nun freilich nicht so weit gehen, wie es einige gethan, und alle morali sche Zurechnungs-Fähigkeit, d. h. alle Disposition der Freiheit, des Wollens und Könnens und Unterlassens, aufheben wollen; aber die verschiedenen Verbrechen sind doch immer wenigstens Ergebnisse einer verkehrten oder verwahrlosten und geschwächten Willenskraft, die dann freilich mit der Zeit auf die Gehirnbildung wirkt, worauf dann die Verbrechen zu krankhaften Natur-Erzeugnissen werden, wie ein Ausschlag am Körper, der nicht von dem Willen des Menschen abhängt. Die Strafe muß daher in Heilungs-Versuche des moralischen Organismus umgewandelt werden. Niemand will das Böse, als der Teufel, der aber darin auch nur ein Stümper ist und zu seinem Aerger dadurch nur „das Gute schafft;" kein Mensch will das Böse als solches, er hälts für gut, oder wird durch Noth und sonstige objective Gewalten so unfrei, daß er es gegen seinen Willen thut.

(Eine lebendig Begrabene.) Der Verfasser einer Broschüre, betitelt: „Des vols d'enfans et des inhumations d'individus vivants," erzählt folgende Thatsache: Fräulein Scolastique Bosk in Quimperlé, wurde im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren krank, und starb nach der Meinung ihres Vaters, eines geachteten Arztes, der sein Töchterlein herzlich liebte. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden, wurde das Mädchen beerdigt, und am Tage nach dieser Bestattung d. h. zwei volle Tage nach dem vermeinten Tode des Kindes, wurde heftig an die Hausthüre des Arztes geklopft. Der Doctor öffnete und sah einen Fremden zu Pferde, den er für närrisch hält, als er ihn laut und hastig rufen hörte: „Eilen Sie schnell auf den Friedhof, man will ihre Tochter begraben." — „Lassen Sie uns in Ruhe, antwortete Hr. Bosk verdrießlich; wir beweinen sie seit zwei Tagen." Und als der Fremde in ihn drang, wurde der Doctor zornig, und forderte den Unbekannten auf, nicht so laut zu reden, um die Mutter des Kindes nicht aufmerksam zu machen, und deren Schmerzen nicht noch zu vergrößern. — „Aber, ich versichere Sie auf das Feierlichste, erwiederte der Fremde leiser: Ihre Tochter lebte vor einer Viertelstunde. Der Todtengräber, welcher ein neues Grab neben dem des Kindes grub, hörte dumpfe Klagetöne; er eilt zum Pfarrer, welcher sogleich den Sarg heraus holen ließ. Man war eben dabei, ihn zu öffnen, als ich zufällig vorüberritt; ich sah mit meinen eigenen Augen, daß Ihre Tochter die Augen, den Mund öffnete; sie that einige lange Athemzüge, dann sank sie leblos in ihre frühere Stellung zurück. Man will sie jetzt von Neuem begraben. Ich widersetzte mich und sagte, daß niemand das Recht dazu habe, weil sie so eben erst gestorben sei. Ich ließ mir Ihre Adresse sagen, und jagte mit dem Versprechen, Sie zu rufen, in die Stadt. Jetzt eilen Sie schnell Ihrer Tochter zu Hülfe." — Der Vater eilte sogleich zum Friedhofe. Er fand sein Kind in demselben Zustande, in welchem er sie Tags zuvor hatte beerdigen lassen; aber dieses mal ließ er sie in die Sakristei bringen, und nachdem er dort die ersten zweckmäßigen Mittel zur Wiederbelebung der Scheintodten angewendet hatte, wurde sie in ein warmes Bett gebracht. Nach einigen Stunden schöpfte der Vater Hoffnung, sie zu retten. Die Genesung ging glücklich von statten. Gegenwärtig ist Fräulein Bosk verheirathet.

— Vor einigen Tagen kam ein Reisender auf der Nordbahn in Valenciennes an, setzte sich zu Tisch und legte seinen Reisesack auf einen Stuhl neben sich. Als es zum Zahlen kommt, ist er nicht wenig erstaunt, daß man für zwei Couverts Bezahlung fordert. Auf seine Nachfrage erklärt man ihm, daß sein Reisesack, da er den Platz eines Reisenden eingenommen, auch für den dadurch dem Hotelbesitzer entstehenden Verlust stehen müsse. Der Reisende bezahlt, ohne ein Wort zu sagen, und reist weiter nach Belgien. Einige Tage nach diesem Vorfall kommt der Reisende zurück und erscheint wieder an der Tafel. Ohne sich die kürzlich empfangene Lehre zu Nutze zu machen, legt er seinen von sich unzertrennlichen Reisesack wieder auf den Stuhl neben sich. Diesmal aber ist der Reisesack bei jeder Schüssel, die herumgereicht wird, offen, und beansprucht jetzt ein Viertel von einem Huhn, dann ein Stück Rindfleisch, dann wieder einige Schnitte Schinken. Nichts geht an der Reisesacke vorüber, ohne daß es ihm einen sehr bedeutenden Tribut gezahlt hätte. Endlich geht die Sache so weit, daß die Kellner, hinsichtlich dieses unersättlichen Schlundes, einige Einwendungen wagen. Darauf erwiedert der Reisende: Neulich Abends hatte mein Reisesack keinen Hunger, aber heute, wie Sie sehen, ist sein Appetit sehr bedeutend; dadurch gleicht sich die Sache aus. Nachdem der erste Besuch des Reisesackes den andern Tischgästen erzählt worden, gewann der Reisende alle Lacher für sich.

— Ein Araber machte durch einen Blick ein junges Mädchen erröthen. Und er sprach zu ihr: „Meine Blicke haben Rosen auf Deine Wangen gesäet, kannst Du mir verbieten, sie zu pflücken? denn das Gesetz erlaubt uns, zu ernten, wo wir gepflanzt haben."

Pariser Modenbericht.

Damen Mode. Paris wird immer öder und die Bäder füllen sich immer mehr. In den Bädern steht den Damen etwas Excentrisches und Außerordentliches gar nicht übel und man sieht z. B. wohl eine junge Dame in einem Reisstrohhute à la Clarisse Harlow mit einem gleich einer langen Feder eingerichteten Ausputze von grünen Blättern mit einer langen weißen Blume; ist es sehr heiß, und dies ist ja jetzt die Regel, so trägt sie dazu ein offenes Kleid von gesticktem Muslin, das vorn an den offenen Theilen mit einer schmalen Spitze garnirt ist; auch die Mantille wird von Muslin, aber vom glattem und mit Spitzen garnirt oder von weißem oder rosa Taffet mit ausgezackten Volants sein. Die Ueberröcke von weißem Taffet, die mit Perlentroddelchen zugemacht sind, und die Kleider von Seidenmuslin mit kurzen Aermeln und gestickten Canezous mit kleinen Aermeln, sind zu Morgentoiletten noch immer sehr beliebt. Abends an Balltagen — denn es giebt trotz der afrikanischen Hitze Bälle — könnte man sich in einen Wintersalon versetzt halten; denn man sieht nur Guirlanden und Ballkleider, nur daß im Ganzen die Anzüge mehr leicht als reich sind; man sieht deshalb auch viele solcher Kleider von rosa oder weißem Tülle mit drei oder vier Röcken, die durch Blumenagrafen gehalten werden; Kleider mit Tüllebauschen und Bauschberthen oder mit Faltenleibchen und Pagenschleifen auf den Achseln, sowie endlich Taffetkleider mit ausgezackten Kreppvolants. Die jungen Mädchen tragen Tülle oder Tarlatankleider in Tunicaform und einige Tarlatankleider sind mit Fältchen besetzt, die so weit von einander abstehen, als eine Falte breit ist. Der Sommerüberwurf ist unumgänglich nöthig, um gegen die Frische des Abends zu schützen; er ist sehr einfach, von nemoursblauem Taffet oder von hellgrünem und meist mit großen Falten um den Hals herum; er wird mit ausgezackten Volants von gleichem Stoffe, mit glatten Ruchen oder mit schwarzen Spitzen garnirt. Trotzdem daß Paris von den meisten eigentlichen Modedamen verlassen ist, so darf man doch nicht glauben, daß man in den Modemagazinen keine Neuigkeiten fände. Wir sahen in einem mehrere hübsche Anzüge, die für eine fremde Dame bestimmt waren. z. B. ein Morgenkleid mit glattem Faltenrücken und vorn offen von Taffet mit dünnen Linien, vorn herunter mit Revers besetzt, die rundliche Zakken hatten, welche wieder mit Band in der Farbe der Streifen besetzt waren. In gewissen Entfernungen wurden die Revers von Bandschleifen gehalten. Die halblangen Aermel waren an der innern Seite des Armes durch eine Bandschleife auf weiten Unterärmeln von dünnem Muslin aufgenommen, die an der Hand zusammengezogen werden. Ferner ein Kleid von wiesengrüner Grenadine mit breiten Guirlanden in dunkelerem Grün; darauf befanden sich fünf Volants, die allmählig an Breite abnahmen und mit einer ganz kleinen Franse in dem Grün der Guirlanden besetzt waren. Das Leibchen war in Falten gezogen und die ziemlich weiten Aermel waren an der Hand zusammengenommen. Ein Bandgürtel in den beiden grünen Nuancen des Kleides sollte dasselbe zusammenhalten und dann mit langen Enden herunterfallen. Außerdem fiel uns noch auf ein Ueberrock von rebhuhngrauem Taffet, vorn mit Posamentirarbeit stickereiartig besetzt und mit Knöpfen von Perlen und Marcassit zugemacht. Das Leibchen dieses Kleides war glatt, die Aermel oben eng und vorn offen auf einem Unterärmel von Tülle mit Spitzen. Von den Mantillen erwähnen wir eine von glattem weißem Muslin, mit rosa Seide gefüttert und hinten mit zwei Reihen schönen Spitzen besetzt, während vorn herunter nur eine Spitze lief. Die andre war von weißem Taffet, mit einem einzigen ausgezackten Volant von demselben Stoffe und einer glatten Ruche besetzt. Wollen unsere schönen Leserinnen wissen, welche Kleider sie tragen, wenn sie Ausflüge in der Gegend machen, wo sie sich aufhalten? Ein Kleid von Seidennankin mit 5 Volants auf dem Rocke, einem hohen Schneppenleibchen mit zwei Revers, die von der Achsel anfangen, bis zur Schneppe reichen und mit einem kleinen Volant besetzt sind, und langen engen Aermeln mit 5 kleinen Volants, von denen der letzte bis an den Ellbogen reicht. Ferner ein seegrüner seidener Ueberrock mit breiten ombeirten braunen Streifen, vorn herunter mit zwei Reihen großer Posamentirknöpfe zugemacht; glattes hohes zugeknöpftes Leibchen und enge Aermel mit kleinen Knöpfen auf den Näthen. Ein Kleid von Poil de Chevre paille und lilas mit Querstreifen vorn auf dem Rocke, die durch offene Fransen in passenden Farben getrennt sind; hohes Leibchen, ebenso ausgeputzt, und halblange Aermel mit schrägen Streifen und offenen Fransen auf Unterärmeln von gesticktem Muslin. Ein Kleid von gestreifter Seide dreifach mit sehr breiten Fransen volantartig besetzt; Leibchen vorn offen bis an den Gürtel mit einer kleinen hinten rundlichen Pelerine, die vorn Revers bildet und doppelt mit Fransen garnirt ist; Aermel mit breiten Aufschlägen à la Ludwig XIII. Endlich ein sehr weites und hochhinaufgehendes Kleid von lilas Poux de Soie ohne allen Ausputz bis auf sieben Reihen Borte und eine gleiche Mantille. Von leichten Kleidern zu demselben Zwecke trägt man dergleichen von gedrucktem Tarlatan, von einfarbigem Barege mit Unterkleid von weißem Taffet, oder von Seidenmuslin mit Volant, die fast ganz bis an den Gürtel reichen. Diese Kleider haben Faltenleibchen und Gürtel von breitem Bande mit langen Enden. Zu Abendanzügen sind sehr schön die Papyrus und die indischen Musline mit großen Volants und die Grenadinen. Unter allen trägt man natürlich seidene Unterkleider in heller Farbe. Das Leibchen ist tief ausgeschnitten. Ueber diese Kleider wirft man einen Langshawl von gesticktem Muslin, der mit Tülle garnirt ist, oder eine Kreppmantille, mit 4 — 5 Reihen offener Fransen. Zwei schöne Morgenkleider sind: eines von ungebleichtem schottischen Batist mit Bonaparte-Leibchen, das aber auf der Brust offen ist und mit halblangen weiten Aermel mit Page-Aufschlagen. Die Ränder der Oeffnung auf der Brust und die Aufschläge sind mit Soutaschbörtchen in derselben Farbe eingefaßt und eine gleiche Verzierung findet sich schürzenförmig auf dem Rocke. Natürlich vervollständiget dieses Kleid eine hübsche gestickte Guimpe. Das zweite ist von carrirtem Poil de Chevre und hat ein hohes, an den Achseln in Falten gezogenes, an der Taille klein gefälteltes Leibchen mit Revers, die mit schrägen Streifen besetzt sind wie der Rock unten. Die Aermel sind halblang und gerade geschnitten. Auf dem Rocke befinden sich ausgezackte und mit Tom-Pouce-Fransen in den Farben der Carreaux besetzte schräge Streifen. Die Taille ist rund, doch etwas gesteift und mit einem Bandgürtel mit langen Enden umgeben.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Land-Anzug für einen Herrn. 2. Leichter Ueberrock mit offenem Leibchen für das Land. 3. Jäckchen mit langem Schooß zum Aufenthalt auf dem Lande. 4. Stadt-Anzug für einen Herrn. Frack mit runden Schößen, lange Weste und weite Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold

In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. André in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Petersstrasse N 31.



MODEN-JOURNAL

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Clärchen.

Novelette von Friedrich.

Laß zwischen uns vergessen sein den Groll!
Frithjofsage.

(Schluß.)

Die Untersuchung über die Flucht hatte nichts zum Nachtheil für den alten Arzt und seine Frau ergeben, und da der Polizeirath die Herzensangelegenheiten der jungen Leute kannte, auch der Doctor durchaus als ein rechtlicher Mann, dem sogar der Fürst das Leben seines ältesten Sohnes verdankte, bekannt war, so wurde gegen ihn nicht weiter verfahren. Aber die ganze Schwere des fürstlichen Grolls fiel nun auf August, da er ihm entgangen war. Er war ein politischer Verbrecher, wurde also vom Nachbarstaat, geschlossenen Verträgen gemäß, nicht ausgeliefert. Dasselbe galt bei Clärchen, die bei einer Freundin ihrer Mutter gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Gleichwohl waren Beide in G. nicht sicher, denn der Kurfürst, dem zur Erreichung eines festgefaßten Entschlusses jedes Mittel recht war, schickte oft geheime Emissaire nach G., um möglichen Falls die Flüchtlinge mit List und Gewalt wieder in sein Land zu schaffen.

So entschloß er sich, nach vorheriger Besprechung mit Clärchens Vater, nach England zu gehen. Da aber auch das liebe Mädchen mitreisen mußte, so wurde erst noch in G. die Hochzeit gefeiert. Dann nahmen Beide Abschied von ihren Eltern und reisten ab, kamen auch ungefährdet in London an. Hier konnten sie nun sicherer und ruhiger leben: denn England hätte sich einer Verletzung des Völkerrechts und der bestehenden Staatsverträge nicht gefallen lassen, der Kurfürst aber fürchtete diese Großmacht und einen Krieg mit ihr.

Zwei Jahre hatten sie schon im hohen Glück dort verlebt, und ein Knabe, schön wie der Vater und mit den blauen Augen der Mutter, krönte ihr Glück. Eines Abends ging August über eine Brücke. Heran rollte ein leichter Wagen mit einem ältlichen Herrn, der seine feurigen Rosse selbst lenkte. Der Schuß von einem eben ankommenden Dampfschiffe erschreckte die Pferde und sie wurden scheu, so daß der alte Herr sie nicht mehr zu bändigen vermochte. Die Zugbrücke war aufgezogen und es war vorauszusehen, daß Rosse und Wagen in die Tiefe stürzen würden. Da sprang August hinzu und fiel dem Gespann in die Zügel. Ein Augenblick, und

der Alte war vielleicht verloren. Die Pferde stutzten aber und standen still. Der Alte war gerettet; aber August sank um, blutend am Kopfe und schwer am rechten Fuß verletzt, auf den das eine Pferd getreten hatte.

Nach acht Tagen war er wieder hergestellt, nur eine Zehe hatt ihm abgenommen werden müssen.

Da trat eines Morgens derselbe alte Herr ins Zimmer, begleitet von einem General, der ihn Durchlaucht nannte. Es war der Kurfürst, und das Gespräch führte endlich dahin, daß auch August, der zu größerer Sicherheit einen anderen Namen angenommen hatte, da er noch immer nicht ahnte, daß er seinen, ihm persönlich unbekannten früheren Landesfürsten vor sich habe, Blicke in sein früheres Leben thun ließ. Dies konnte um so eher geschehen, da beide als Deutsche in der Fremde, so wie wegen des stattgehabten Ereignisses sich vertraulicher gegen einander benahmen.

Der Kurfürst ahnte, wen er vor sich habe, und verzieh im Herzen seinem Lebensretter alle Schuld, und schon wollte er offen davon reden, als die Geheimräthin von L. eintrat.

Nun war kein Zweifel, daß sich der Flüchtling und der Verfolger einander gegenüber befanden. August aber blieb ruhig, hatte er doch schlimmsten Falls nichts Arges zu befürchten. Aber er pries im Stillen sein Schicksal, daß es ihm vergönnt hatte, wenn auch unbewußt, seinem Fürsten solchen Dienst zu erweisen.

— Lassen Sie uns Alles vergessen, sagte endlich der Fürst, die Untersuchung wird niedergeschlagen und Sie kommen mit mir zurück in mein Land. Eben ist mir angezeigt, das der Director des Kriminal-Collegiums gestorben ist, Sie treten in seine Stelle und kommen nebenbei in meinen geheimen Staatsrath. Dann werden wir auch Gelegenheit haben, Ihre etwas sehr pikanten Besserungsvorschläge zu prüfen.

August nahm das Anerbieten an, denn er sehnte sich recht sehr nach seiner Heimath zurück. Nicht lange und alle reisten ab.

Nach einiger Zeit starb auch der Justizminister. August, in den Adelstand erhoben, erhielt seine Stelle, und er gewann allmählig so die Gunst und das Vertrauen des Fürsten, daß dieser immer mehr auf ihn hörte und auf seine Vorschläge einging.

August wurde der Liebling des Volkes, und als der Fürst starb, weinten alle Unterthanen dem „Vater des Landes“ ungeheuchelte Thränen nach. Und noch jetzt unter dem jungen Fürsten dauert das Verhältniß fort, und das Land zeichnet sich aus vor allen übrigen des deutschen Vaterlandes durch seine Institutionen, namentlich seine Rechtspflege; August aber lebt mit seiner zahlreichen Familie ganz glücklich, und Clärchen ist noch immer sein Engel.

Ein Hochzeitstag.

(Schluß.)

Als ich schon wieder zu Thecla hinaus wollte, brachte mir mein Bedienter, den ich auf Kundschaft gesendet, athemlos die Nachricht, daß Herr von Stein gestern mit Extrapost abgereist sei. Der Postillion, der ihn bis zur nächsten Station gefahren, hatte ihn gekannt. Er war allein, ohne Gepäck fort.

Was sollte nun Thecla sagen? Hier mußte gehandelt werden. Ich eilte in meine Wohnung und schrieb eine Aufforderung an Leopold, zwar ohne ihn zu nennen, aber ihm deutlich und verständlich genug, — eine Aufforderung, sein Benehmen zu erklären und wo möglich zu rechtfertigen; im Unterlassungsfalle erklärte ich ihn für einen Ehrlosen.

Diese Aufforderung ließ ich noch an demselben Tage zur Bekanntmachung an die Expedition einer allgemein verbreiteten Zeitung in der nächsten Handelsstadt abgehen.

Vierzehn Tage verflossen ohne Nachricht. Was war das für eine Zeit für mich! Gewiß die unangenehmste meines Lebens, obgleich ich selbst unbetheiligt bei den mir so schmerzlichen Vorfällen war. Ueberdies wußte ich gar nicht, wo ich bleiben sollte; in der Stadt brachten mich die mitleidigen Fragen aller Bekannten nach Thecla zur Verzweiflung, und bei Thecla selbst konnte ich es noch weniger aushalten.

Sie lag nicht zu Bett, — im Gegentheile, sie stand früh Morgens regelmäßig auf und ließ sich ankleiden. Sie kam zu Tisch, — aber sie berührte beinahe nichts. Sie ging auch mit ihrer Tante und mit mir im Garten spazieren, aber sie hatte eine entsetzliche Angst vor Fremden, und nur unsere oft wiederholte Versicherung, daß kein Besuch zugelassen werden solle, vermochte sie im Zimmer zu halten, wenn draußen ein fremder Fußtritt erscholl.

„Auch ihn nicht,“ sagte sie einmal stockend, „auch ihn nicht, — wenn er kommen sollte! Ich muß erst vorbereitet werden!“

Sie hoffte also noch immer! Sie sprach beinah nicht,

dabei wurde sie täglich blässer und schmäler, verweigerte aber mit ungewöhnlicher Heftigkeit, den Besuch eines Arztes anzunehmen. Ich verwünschte Leopold, ich haßte ihn, wie ich noch nie einen Menschen gehaßt.

Nach vier Wochen erhielt ich von ihm folgendes Schreiben:

„B . . . . bei Pesth, 12. September.

Ihre Aufforderung ist mir erst jetzt zu Gesicht gekommen, und hierbei folgt meine Rechtfertigung, — ja, meine Rechtfertigung, wenn Sie menschlich mit einem Unglücklichen fühlen können.

Es ist wahr, ich habe ein Verbrechen begangen, aber einer andern Art, als Sie mir vorgeworfen. Ich habe meine Hand ohne mein Herz versagt, und das sollte nie ein Mann, nie ein Weib thun! Es ist ein Verbrechen gegen Gott, gegen die Natur und gegen die Menschen. Gegen Gott, denn wir schwören mit Bewußtsein einen Meineid am Altar, indem wir geloben, über Alles zu lieben. Gegen die Natur, denn wie wähten gegen ihre Stimme. Gegen die Menschen, denn wir säen nur Unglück unter sie und täuschen sie absichtlich.

Dieses Verbrechen habe ich begangen, — Gott sei es geklagt! Sie haben nie geahnt, Karl, daß ich liebte und zwar, wie ich es nur kann, glühend, rückhaltslos, rücksichtslos! Meine Geliebte ist eine Ungarin und zwar die Tochter des Fürsten M. Dieser letzte Umstand trennte uns. Ich lag als Lieutenannt vor vier Jahren mit meinem Regimente, in der Nähe des Gutes, das sie mit ihrem Vater und ihren Brüdern bewohnte; ihre Mutter hatte sie früh verloren, eine alte Gesellschaftsdame ersetzte diese in den Augen der Welt. Nie war das alte Gleichniß von zwei Flammen, die in einander schlagen, wahrer, als bei unseren Herzen; es war vom ersten Augenblick an so. Sie ist gerade das Gegentheil Thecla's; Thecla ist so, wie die Mütter ihren Töchtern sagen, daß sie werden müssen: sanft, verständig, zurückhaltend, dabei gebildet und unterrichtet. Maria ist aber, wie die Väter den Söhnen die Frauen als gefährlich schildern, — die Frauen, die sie meiden müssen, wenn nicht Ruhe und Selbstbeherrschung auf ewig verloren gehen soll. Maria ist leidenschaftlich, unbesonnen, hingebend. Dabei ohne alle wissenschaftliche Bildung, aber ein Lächeln von ihrem thörichten Munde überführt mehr, als alle Weisheitsreden, und gelehrten Gründe, die von Therlas feinen Lippen fließen. O Gott, daß ich im Spiegel die beiden Frauen vor Ihnen neben einander stellen könnte, — dann würden Sie mich begreifen! Doch nun zur Sache. Maria's Vater entdeckte unsere Liebe, bewirkte meine Versetzung. Wir gelobten uns, regelmäßig zu schreiben. der Caplan erbot sich zur Besorgung der Briefe. Ich schrieb, aber ich erhielt keine Antwort, endlich in meinem Paket alle meine Briefe zurück. Der Caplan schrieb mir dabei, Maria sei jetzt nach dem Wunsche des Vaters die Braut eines Andern, sei aber noch nicht ruhig und gefaßt genug, mir das selbst zu schreiben, — sie würde jedoch später diese Nachricht mir bestätigen. Er nannte mir als Bräutigam einen sehr angesehenen Grafen, den ich öfters dort getroffen, und zwar als Bewerber. Daß er bei dem Vater vor mir, dem unbemittelten, unbedeutenden Ausländer, den Sieg davon trug, war natürlich. Von Maria erhielt ich aber keine Zeile, nur nach einiger Zeit eine gedruckte Verlobungsanzeige ohne Weiteres.

Nach drei Jahren verlobte ich mich mit Thecla, von deren stiller Neigung mir alle Verwandten vorredeten, ich glaubte selbst, es sei ein Glück, mit einer so hochgebildeten Frau zu leben!

Am Hochzeitstage erhielt ich, wie Sie wissen, einen Brief. Er war vom Bruder Maria's, dem ältesten, hier ist er."

Der Brief lautete:

Mein lieber Herr von Stein!

Vor allen Dingen muß ich Ihnen die traurige Kunde vom Tode meines Vaters mittheilen. Er starb von einem neuen Verluste bedroht. Daß dieses Unglück nicht eintrete, dazu bedarf ich Ihrer und Ihres brüderlichen Beistandes.

Meine Schwester Maria kränkelt seit Ihrer Abreise. Erst jetzt erfuhr ich, was vorgefallen. Mein Vater, in einer strengeren Schule als ich erzogen, handelte nach den Ansichten seines Standes. Er wollte später Maria, wie Sie wissen, auch gegen ihre Neigung verheirathen, ich war damals wie gewöhnlich von Hause abwesend, bei meinem Regimente. Maria weigerte sich trotz aller bereits getroffenen Vermählungsanstalten beharrlich, die Gemahlin des Grafen zu werden. Mit Gewalt kann man heut zu Tage so etwas nicht thun und so konnte auch unser strenger Vater nichts ausrichten und mußte die Vermählung aufschieben. Maria's Gesundheit ist von Gram und heftigen Gemüthsbewegungen ganz zerrüttet; überdies glaubte sie sich von Ihnen vergessen, trotzdem daß der Caplan, dem ich meine Absicht, an Sie zu schreiben, mittheilte, ihr gestand, daß er auf Befehl meines Vaters alle Ihre Briefe unterschlagen. Doch er ist nun todt, und ich gebe auch einem einfachen Edelmanne die Hand meiner Schwester, wenn ihr Glück und ihr Leben davon abhängen. Kommen sie also, wenn Sie

Maria nicht vergessen haben, und zwar sobald als möglich, denn meine Schwester ist in einem sehr besorglichen Zustande, und der Arzt sagt, nur Ihre Gegenwart könne sie retten.

Hochachtungsvoll
Nikolaus Fürst M."

Leopold schrieb nun weiter:

„Auf diesen Ruf bin ich hieher geflogen. Die Gesetze unserer katholischen Kirche erlaubten mir ja jetzt noch einen Rücktritt, und ich war sogleich fest entschlossen, meine Ehe mit Thecla für null und nichtig erklären zu lassen, — ich kann nicht anders, — darum wird mir auch verziehen werden. Meine Seele trauert um das edle Mädchen, — Gott wird und kann sie allein trösten! Die bleiche Maria ist seit meinem Hiersein zwar nicht genesen, aber doch besser, wie ihr Arzt selbst findet. So bald sie hergestellt ist, verlasse ich sie auf einige Zeit, um jenes Band, von dem sie nichts ahnen darf, zu lösen. Schreiben Sie mir bald von Thecla, und wie sie trägt, was nicht zu ändern ist. O Gott, ich darf nicht an sie denken!"

Was sollte ich nun thun? Thecla konnte ich die Wahrheit nicht sagen, ich fürchtete, sie damit zu tödten, und doch mußte sie es erfahren. Seit ein paar Tagen, als sie kränker wurde und das Bett hüten mußte, hatte sie unseren dringenden Bitten nachgegeben und einen Arzt genommen. Mit ihm, der ohnedies ein Freund unserer Familie war, berieth ich mich wegen meines Verhaltens gegen die Kranke und zeigte ihm Leopold's Brief.

Der Arzt antwortete: „Suchen Sie Aufschub von Herrn von Stein zu erlangen, er wird nicht mehr lange warten müssen. Täuschen mich nicht alle Anzeichen, so leidet Ihre Cousine an einem unheilbaren Herzübel, einem Uebel, das sie schon lange haben muß, schon vor ihrem Hochzeitstage, — ihr armes Herz litt ja schon lange um ihn, der es so wenig verdiente!"

Ich schrieb das mit wenigen kalten Worten an Stein. Vierzehn Tage darauf trat er in mein Zimmer. Er war fürchterlich verändert. Wenn ich ihn nicht an seiner Stimme erkannt hätte, so würde ich ihn für einen älteren fremden Mann gehalten haben.

„Ist sie noch zu retten?" fragte er athemlos.

„Gott sei Dank, nein." entgegnete ich eiskalt, „sie wird bald bei ihren Eltern sein, die sie nicht verstoßen werden!"

„So sei Gott mir gnädig! Ich komme eben vom Sterbebette Maria's!

„So können Sie um zwei Frauenherzen trauern, wie sie selten auf Erden sind!"

„Führen sie mich zu Thecla."

„Ich darf nicht, ohne Sie vorher gemeldet zu haben, und was soll ich ihr sagen? denn sie weiß noch nicht, daß Sie Ihre Ehe mit ihr trennen lassen wollten." —

„Jetzt will ich es auch nicht."

„Jetzt ist es zu spät."

„Vielleicht doch noch nicht. Gott wird ja barmherzig sein: sagen Sie ihr, was Sie wollen, und was Sie für gut halten."

Ich ging zu Thecla. Sie rief mir entgegen: „O Gott, bringen Sie ihn her, ich will ihn sehen."

Ich eilte zu Leopold in die Stadt zurück. Wir fuhren so schnell als möglich. In Thecla's Thür hörten wir einen hellen Schrei. Als wir eintraten, fanden wir aber nur noch eine Leiche. Zur Tante hatte sie, als ich fortging, gesagt: „Er liebt mich doch, er kommt ja zurück!" Aber als sie unseren Wagen anfahren hörte, hatte sie beide Hände auf's Herz gepreßt und mit dem Ausrufe: „Das ist er, das ist er," — war sie zurückgesunken. Die Freude hatte sie getödtet, die Freude war zu stark für ihr armes krankes Herz gewesen. Eigentlich war es ein schöner Tod.

Leopold lebte noch zwanzig Jahre danach. Der zu viel und zu sehr geliebte Mann ging liebelos und einsam in sein Grab, — wie ich einst gehen werde; doch habe ich leider nie ein liebendes Herz zu kränken die Macht gehabt, — mich hat Niemand geliebt. O, wäre dem so gewesen, — was würde meiner Dankbarkeit geglichen haben! Aber, — ich bin häßlich! Damit ist Alles gesagt, mein ganzes Leben geschildert.

Ein Schelmenstreich.

Während der bekannte Schauspieler Unzelmann im Spätjahre 1840 in Stuttgart bei Freitag logirte, vergebens hoffend, daß er auf der dortigen Hofbühne zu einem Gastspiel gelangen würde, hatte er eine so bedeutende Zeche contrahirt, daß sein Wirth nicht mehr borgen wollte. Eines Morgens lispelte ihm der Oberkellner auch wirklich zu, daß Herr Freitag nachher zu ihm kommen und sich seiner Schuld auf irgend eine Weise sichern wollte. Unzelmann dankte für die Nachricht und setzte sich augenblicklich heftig weinend vor seinen geöffneten ziemlich

eeren Koffer. Hr. Freitag trat herein: „Warum weinen Sie denn so, Hr. Unzelmann?“ — fragte er ihn. „„Ach,““ seufzte dieser, „„da soll ich mich von einem Kleinod trennen, das mir ans Herz gewachsen ist.““ „Was haben Sie denn für ein Kleinod?“ „Sehen Sie diesen grünen Frack da? — Dieser Frack ist von meinem unvergeßlichen Pathen Göthe. — Sie wissen doch, daß mich Göthe aus der Taufe gehoben hat? — und ihn werde ich nun versetzen müssen, um Sie, würdiger Herr Freitag, befriedigen zu können; denn das erwartete Geld von Berlin bleibt doch ein bischen zu lange aus!“ — Herr Freitag hatte Mitleid und sagt: Nun, nun, wenn der Frack wirklich von Göthe herstammt, so brauchen Sie ihn nirgends anders zu versetzen, als bei mir; so viel ein Anderer darauf gibt, gebe ich auch.“ Heftig weinend nahm Unzelmann den Frack, küßte ihn wohl zehnmal und rief: „Ja, den hat der unsterbliche Göthe getragen und wenn ich ihn hätte verkaufen wollen, hätte ich erst gestern von einem Engländer 1000 Pfd. bekommen können. Aber nein, nein! ich kann mich nicht immer von ihm trennen!“ Nach längerem, weiteren Jammern, verstand sich Herr Freitag nicht nur dazu, die Zeche einstweilen unbeachtet zu lassen, sondern lieh dem leichtsinnigen Künstler auch noch dazu eine namhafte Summe baar. — Abends pflegten sich in dem Gastzimmer des Herrn Freitag mehrere Hofschauspieler einzufinden; ihnen zeigte der Wirth mit selbstgefälligem Lächeln die eroberte Kunstantiquität. Auf einmal sprang Dobritz auf, besah das Kleidungsstück genau und sagte mit seiner bekannten Ungenirtheit: „Esel, der du bist! Kennst du denn meinen grünen Frack nicht mehr? Ich habe ihn vor ein paar Tagen Unzelmann geschenkt, weil der Kerl doch gar zu lumpig herumging!!“ Beschämt und voller Wuth eilte Herr Freitag auf Unzelmanns Zimmer; aber der war auf Nimmerwiedersehen verschwunden. — —

Die versteckte Braut.

„Vor langer Zeit, denn ich war noch sehr jung, hatte ich eine Freundin; Waise fast seit ihrer Geburt, war sie in meinem älterlichen Hause aufgenommen und nie verdiente eine gehorsame Tochter, eine dankbare Mündel mehr die Liebe, welche wir Alle für sie hegten. Nachdem mein ältester Bruder seine Studien beendigt und ein ehrenvolles Amt bekleidete, kam er zu uns nach Luxemburg zurück. Er fand das Mädchen, welches er als liebliches Kind verlassen, als sittsame und schöne Jungfrau wieder und entbrannte für sie in Liebe. Sie gestand mir erröthend, daß es das Glück ihres Lebens ausmachen würde, Carls Gattin zu werden, und meine Eltern freuten sich über eine Vereinigung, wo die Liebe und die Verhältnisse so sehr zu einander paßten. Bald war alles geordnet und mein Bruder führte meine heißgeliebte Louise heiter und stolz zum Altare.“

„Wir bewohnten in der Stadt nur ein kleines nettes Haus, besaßen aber einige Stunden davon auf dem Lande ein großes, altes und prächtiges Schloß, welches seit lange unbewohnt, nur dann und wann als Aufenthaltsort bei einer Jagd- oder Fischpartie benutzt wurde. Mein Vater bestimmte, daß dort die Hochzeit gefeiert werden sollte. Nach der Trauung fuhren wir dorthin. Das herrlichste Wetter begünstigte uns und man hätte sagen können, daß Natur und Menschen unser Fest segneten. Kein ernster Gedanke überfiel uns, alles war lärmende Freude, Lachen, Gesang, Tanz, Freiheit und Glückseligkeit: und in der Mitte dieses die Liebe und der heitere, liebliche Juni-Himmel, der allein dem Leben schon Reiz verleiht.“

„Zur Nachtzeit mußten wir nach Hause zurückkehren. Das alte Schloß war nur alterthümlich, finster und unbequem möblirt, alte verschossene Tapeten bedeckten die Mauern, die Betten waren ungeheuere Bastionen, mit schwerfälligen Vorhängen von Serge behangen, die mit Schnitzwerk beladenen Commoden, die schweren Tische, die wurmstichigen Sessel, nichts glich den eleganten und modernen Möbeln, die wir gewohnt waren.“

„Gegen Abend, als wir uns zur Abreise anschickten, erhob sich ein Ungewitter und heftigfallender Regen nöthigte uns, in das Schloß zurückzukehren. Es wurden Spiele angeordnet und man schlug vor, Verstecken zu spielen. Die Zimmer, die Corridors, die alten Möbeln, die geräumigen Schränke, boten tausend Hülfsmittel zu dieser Unterhaltung. Bald wurde Carl von der jungen Gattin in dem Winkel, in den er sich gedrückt, entdeckt; die Buße, die er erleiden mußte, wurde ihm mit einem Kusse bezahlt und ihm befohlen, nun seinerseits alle Frauen der Gesellschaft zu suchen. Nun gab es ein unaufhörliches Gelächter; wie alle jungen Mädchen den Athem anhielten, wenn Carl sich ihrem Verstecke nahte, welches Händeklatschen, wenn wieder eine entdeckt und mit den übrigen bereits Gefangenen zurückgeführt wurde; endlich waren wir alle vereint, nur Louise fehlte noch allein, und Carl, welcher nur sie suchte, hatte schon alle Zimmer, alle Vorplätze, alle Kabinette, wo nur ein Ver-

steckplatz möglich, durchlaufen. Schwester, sagte er, indem er rasch an mir vorbei eilte, in einem Tone, in dem er seine Ungeduld malte, wo ist Louise? — Ich weiß es nicht, antwortete ich und kann die Unruhe nicht beschreiben, die sich meiner in diesem Augenblicke bemächtigte. Bald wurde die Unruhe allgemein, man rief mit lauter Stimme nach Louisen und durchsuchte mit Fackeln den Park; der Donner überhallte unser Rufen. Man durchwühlte die Höhlen, die Allee'n, man untersuchte die Fruchtböden, doch der Schreck stieg auf seinen höchsten Punkt, als alle Bemühungen sich vergeblich zeigten. Louise war verschwunden, ohne daß es möglich war, sich dieses Geheimniß zu erklären.

„Carl, beinahe närrisch vor Verzweiflung, bat, flehete, drohete, nichts antwortete ihm. O! daß irgend Jemand ihn von dem schrecklichen Schmerze hätte befreien können, der ihn zerriß; aber überall begegnete er nur dem Mitgefühle, in aller Augen sah er nur Thränen! Mich starr ansehend, ließ mein unglücklicher Bruder einen Tropfen des Giftes über seine Lippen gleiten, das in seinem Herzen gohe! War ich geliebt? sagte er zu mir, und ich sah ihn fast unter eifersüchtigen Gedanken erliegen. Ich vertheidigte Louisen mit all' der Wärme einer wahren Freundin, und es gelang mir, sie zu reinigen."

„Noch unglücklicher nun, als bei seinen schmählichen Vermuthungen, die er mit Thränen abschwor, begann Carl vom neuem seine fruchtlosen Nachforschungen. So verging die Nacht, und mit Anbruch des Tages kehrte meine traurige Familie nach Luxemburg zurück. Mein Vater machte den Behörden Anzeige von dem Vorfalle, und sandte Couriere auf allen Straßen aus. Alles war unnütz, ein undurchdringlicher Schleier bedeckte dieses unerklärliche Verschwinden. Carl wurde von einer Hirnentzündung befallen und schwebte Monate lang zwischen Leben und Tod. Dieser neue Schmerz machte, ohne den andern zu heben, denselben minder fühlbar und lehrte uns, daß wir noch Manches vom Schicksale zu erdulden haben würden."

„Endlich wurde uns mein Bruder wiedergegeben, aber in einem solchen entkräfteten Zustande, daß wir für seine Vernunft fürchteten. Tiefsinnig und finster brachte er ganze Tage hin, ohne ein Wort hervorzubringen; er überließ sich unserer Sorgfalt, verlangte sie aber nie; jede Bewegung war ihm unerträglich. Der Arzt empfahl uns, ihm nie etwas zu widersprechen, aber nie äußerte er einen Wunsch.„

„Eines Tages indessen schien er sich zu ermuntern und indem er mich mit einem Anscheine seiner frühern Lebhaftigkeit rief, sagte er zu mir: Schwester, ich will mit Dir, aber mit Dir allein unser Landgut besuchen. Man beeilte sich, ein Cabriolet einzuspannen und mit voller Anstrengung suchte ich den Schmerz zu unterdrücken, den mir der Gedanke an den Ort einflößte, den ich das letztemal so vergnügt betreten und mit so viel Thränen verlassen hatte, ich suchte mich zu vergessen, um mich ganz mit meinem Bruder zu beschäftigen."

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Ein Gaunerstreich.) Einige Stunden vor B**. liegt das Dorf Gänsewitz. Es hat ein großes Einkehrwirthshaus, in welchem gewöhnlich alle Reisende, die nach B** fahren, einzusprechen pflegen. Es traf sich sehr oft, daß die Gaststube von Fremden wimmelte, und Einer oder der Andere derselben ein Gaunerstückchen erzählte, das er entweder gehört, oder das ihm selbst widerfahren war. Wenn nun bei derlei Erzählungen sämmtliche Zuhörer in Verwunderung geriethen, so schüttelte der Wirth immer ungläubig den Kopf und meinte, an ihm würde auch der schlaueste Gauner seine Kunstfertigkeit fruchtlos versuchen. Schon einige Male hatte der Wirth ähnliche Aussaderungen gemacht, als eines Nachmittags ein Fremder auf einem Rollwagen in den Hof fuhr, dem Kutscher zu halten befahl und in's Gastzimmer hereintrat.

„Herr Wirth," rief er, „ich bin ein Viehhändler und will hier einen Transport von sechzig Ochsen und achtzig Schweinen erwarten, haben Sie für das Alles hinlängliches Futter und Platz in Ihren Stallungen?"

Der versicherte, daß der Viehhändler mit Allem zufrieden gestellt werden solle, und nun ließ sich der Fremde Wein und Braten auftischen, und setzte sich nieder, um seinen vierfüßigen Transport zu erwarten. Eine Stunde war schon verstrichen, und noch immer ließen sich weder die angesagten Ochsen, noch die Schweine sehen.

Der Fremde ward ungeduldig, schnallte sich die Geldkatze fester um den Leib und fragte den Wirth, ob er ihm nicht ein Pferd verschaffen könnte, indem er gern seinem Viehtransport entgegen reiten möchte, um zu sehen, was denn geschehen, daß derselbe noch nicht da sei. Mit einem sehnsüchtigen Seitenblick auf die gespickte Geldbörse trug ihm der Wirth sein eigenes Reitpferd an, das er eben heute erst gekauft habe, um damit seinem Sohn ein Geschenk zu machen, den er mit jeder Minute aus B** zurück erwarte, und welcher sich schon längst ein Reitpferd habe kaufen wollen.

Der Viehhändler. So? Hat Ihr Sohn Geschäfte in B**?

Der Wirth. I nu, ich habe dorthin einige Fässer Wein verkauft, und da fährt er jetzt mit dem leeren Wagen heim.

Der Viehhändler. Nun vielleicht begegne ich ihm, und er kann mir sagen, ob meine Leute schon auf dem Marsche

sind; so kehre ich gleich mit ihm um. Indessen, Gott befohlen, bis auf Wiedersehen! — —. A propos! sagen Sie meinem Kutscher, wo hier im Dorfe die Schmiede ist, er soll gleich hin und meinen Wagen ausbessern lassen, denn morgen in aller Frühe fahre ich wieder fort! Adieu!

Der Wirth explicirte dem Kutscher, daß die Schmiede am andern Ende des Dorfes liege, und dieser fuhr langsam dahin, während der Viehhändler auf der entgegengesetzten Straße davon ritt und in Kurzem einem jungen Burschen mit leerem Weinwagen begegnete, welchen er nach der erhaltenen Personsbeschreibung für den Sohn des Wirthes erkannte. Ohne sich lange zu besinnen, trug ihm der Viehhändler das Reitpferd, worauf er saß, zum Kauf an, sagte ihm, daß dessen Vater es schon gesehen, aber für sich allein es nicht habe kaufen wollen, und ihm endlich den Rath gegeben, hier auf der Straße fortzureiten, wo er unfehlbar seinen Sohn treffen müsse und sodann den Handel in's Reine bringen könne. Der Sohn besah das Pferd, und da es ihm gefiel und auch der Preis billig war, so kaufte er es und zahlte den Kaufschilling ohne Bedenken. Voll Freude kam er damit bei seinem Vater an, als aber dieser die nähern Umstände des Pferdkaufes erfuhr und auch der Kutscher mit dem Wagen aus der Schmiede nicht mehr zurückkehrte, da blieb ihm kein Zweifel übrig, daß er recht tüchtig geprellt worden sei, und von diesem Augenblicke an zweifelt er auch nicht daran, daß auch er, trotz seiner Vorsicht, dennoch von einem Gauner hinter das Licht geführt werden könne.

(Ein Sclave für einen Tag.) Als reiche Leute sind kürzlich nach England zwei Brüder aus Jamaika zurückgekehrt, wohin sie vor einer Reihe von Jahren als zwei arme Schmiedegesellen ausgewandert waren. Originell ist die Art und Weise, wie sie den ersten Grund zu ihrem Reichthum legten. — Als sie nämlich auf Jamaika angekommen waren, und sich mit den dortigen Verhältnissen etwas bekannt gemacht hatten, sahen sie sogleich ein, daß sie, ganz ohne Mittel, wie sie waren, ein kümmerliches Leben würden führen müssen, daß sie dagegen alle Aussicht zum Glücke haben würden, sobald sie nur ihr Geschäft, das Schmiedehandwerk, mit einem kleinen Kapital beginnen könnten. Wie aber dieses erlangen? List half aus! Der eine Bruder schor dem andern den Kopf glatt ab, strich ihn über und über schwarz an, kurz, machte ihn zum Neger, führte ihn zu einem Sclavenhändler, und dieser glaubte einen sehr guten Handel gemacht zu haben, daß er den jungen wohlgebauten und kräftigen Sclaven für 80 Pf. St. bekam. Aber schon in der nächsten Nacht verwandelte der Schwarze sich wieder in einen Weißen, kehrte zu seinem Bruder zurück, und alle Nachforschungen nach dem entflohenen Sclaven blieben natürlich erfolglos. — Mit dem auf diese Weise erworbenen Gelde begannen dann beide Brüder ihr Handwerk, und von ihrer Thätigkeit unterstützt, vom Glücke begünstigt, erwarben sie bald ein ansehnliches Vermögen. Gewissenhaft zahlten sie übrigens dem Sclavenhändler, bei dem sie ein gezwungenes Darlehn angelegt hatten, Kapital und Zinsen zurück.

(Eine Wirkung von Sue's Ewigen Juden.) Der Osservatore Triestino meldet Folgendes: Angeregt durch die Lectüre des „Ewigen Juden" hat ein Einwohner von Hermannstadt in der Sparkasse die Summe von 100 fl. niedergelegt und testamentarisch darüber in folgender Weise verfügt: — Wenn die zum Capital geschlagenen Zinsen dieser Summe mit jenem zusammen 12 Mill. fl. betragen werden, (was nach Verlauf von 300 Jahren geschieht), so soll 1 Mill. fl. zur Erbauung einer Kirche für den reformirten Gottesdienst verwendet werden; 1 Mill. zur Gründung einer Normalschule für die Lehrer der Stadt; 1 Mill. zur Errichtung eines Hospitals; 2 Mill. fl. zur Herstellung einer Musterwirthschaft und einer Ackerbauschule. Der Rest soll verwendet werden auf das Pflaster der Straßen und den Bau einer Eisenbahn, die nach den besten Steinbrüchen in der Umgegend Hermannstadts führt, auf die Verbesserung des Lohnes der Arbeiter der Commun und der Meister deutscher Abstammung. 1 Mill. soll auf die Verschönerung der Stadt verwendet werden, 2 Mill. sollen zu wohlthätigen Zwecken vertheilt werden, je nachdem es der Geist der Zeit erfordert, und endlich sollen die Nachkommen des Stifters berechtigt sein, die letzte Mill. unter sich zu theilen, unter der Bedingung, ihre Verwandtschaft durch gesetzliche Beweismittel darzuthun. Das ist denn ein Mann, welcher der Wissenschaft Genealogie Bedeutung verleiht. Es steht zu hoffen, daß das Vermächtniß nicht, wie Eugene Sue's Roman, die Verbrechen und heillosen Machinationen der arglistigen und schlauen Jesuiten hervorrufen werde.

(Ein Wohlthäter.) Der verstorbene Graf W., weithin durch seine eigenthümlichen Manieren bekannt, schenkte einst einem seiner Bedienten, zum Zeichen seiner Zufriedenheit, einen Friedrichsd'or. — Eben wollte dieser das Geschenk unter dankbaren Verbeugungen einstecken, da rief der Graf: Halt, mein Sohn, Du hast neulich eine Terrine zerbrochen, diese kostet 3 Thlr. 8 Gr.; durch Deine Schuld warf der Wind das

Glasfenster entzwei, das Du ordentlich zuzumachen vergessen, macht	1 „	4 „
das niederschlagende Pulver, das ich über den Schreck nehmen mußte, kostet	— „	2 „
der kleine Orangeriestock, den Du hast warten sollen, ist eingegangen, macht	1 „	— „
Summa	5 Thlr.	14 Gr.
Der Friedrichsd'or gilt	5 „	8 „
folglich giebst Du mir heraus	— „	6 „

Und so mußte der Bediente den Friedrichsd'or zurückgeben und seinem Herrn noch weiter 6 Gr. bezahlen.

Pariser Modenbericht.

Damen Mode. In Folge der großen Hitze hat man die Kleider von italienischem Taffet fast ganz aufgegeben und fast alle Anzüge bestehen in Seidenmuslin, in Tarlatan oder dem feinsten und durchsichtigsten Organdi. Zu diesen Kleidern muß ein Unterkleid von weißer Seide getragen werden und das Leibchen ist meist blousenartig mit zwei Bündchen oder à la Jungfrau mit zwei kleinen Achselstücken, oder es bildet eine hohe Guimpe und mehrere geschickt zusammengenommene Falten laufen fächerförmig in den schmalen Gürtel zusammen. Ein

sehr hübsches Kleid, das wir sahen, war von weißem Batist mit einer reichen Stickerei, die um den sehr weiten Rock herum und dann in zierlichen Arabesken schürzenförmig nach dem Gürtel herauflief, um sich unter breiten ganz gestickten Bonaparteschößchen zu verlieren. Auch das Leibchen war vorn ganz gestickt. Die ziemlich engen Aermel hatten ebenfalls gestickte breite Mousquetaireaufschläge. Unter diesem Kleide sollte ein schwefelgelbes von italienischem Taffet getragen werden. Die neuen Schmucksachen passen vollkommen zu diesen leichten duftigen Anzügen, da sie selbst mit bewundernswürdiger Leichtigkeit gearbeitet sind. Sie bestehen meist, wie schon erwähnt, aus einer glücklichen Verbindung von Platina und Gold. Wir sahen in dieser Art kürzlich ein Armband, ein wahres Meisterstück. Es bestand in einem Reifen von geschwärztem Platina und darauf lag ein Ritter, der sich traurig auf seinen Schild stützt, welcher ein großes goldenes Wappen bildet, das natürlich das der Dame ist, welche das Armband trägt. Die ganze Rüstung des Ritters ist von Gold und sticht vortrefflich von der Kleidung ab, die aus Platina nachgeahmt ist. Das kleine goldene Helmvisir kann heruntergelassen und zurückgeschlagen werden. Sehr modisch sind Molière-Schuhe, die ziemlich hoch am Fuße heraufgehen und von grauer, grüner, schwarzer rc. Seide sind, mit einer großen Schleife von rosa oder blauem Atlas. Natürlich trägt man sie nur zu Hause. Zu den Stiefelchen sind die zarten Farben am meisten beliebt und das Schwarz trägt man fast gar nicht mehr, höchstens zum Negligé. Immer entschiedener sucht die Mode ihre Muster unter den Heldinnen der Romane von 1700; alle Damen sind Clarissen, Charlotten, Pamelas und selbst etwas Manon Lescault, versteht sich, nur der Toilette nach. Wir sehen Clarisse-Harlow-Hüte, Pamelas, Marie-Antoinette-Fichus, die auf dem Rücken zusammengebunden sind, Watteau-Fichus, die mit einer Bandschleife vorn zusammengehalten werden; Aermel an Hauskleidern mit Engageanten, gedruckte und broschirte Stoffe in Pompadour-Mustern, kleine Mantillen à la Ludwig XV., Negligé Montespan rc. Das letztere, das neueste, ist eine Art offener Oberrock, so geschnitten, daß die Aermel von dem Ganzen nicht getrennt sind. Eine Stickerei umgiebt dieses Kleid, das unten rundlich geschnitten und auf einem gesticktem Unterkleide offen ist. Ein Bausch mit einer breiten Spitze hält es oben am Halse durch ein Band fest und die weiten Aermel sehen höchst graziös aus. Trotz der Wärme und trotz der sonstigen Beliebtheit des Muslins rc. herrschen doch die seidenen Stoffe vor, namentlich Taffet und zwar weißer, blauer, citronengelber, lilas, vorzugsweise der rosa. Alle diese Kleider waren mit ausgezackten Volants garnirt oder mit sehr breiten Querstreifen ausgeputzt, an denen sich eine schmale Franse befand. Auch sah man viele Mantillen von gleichem Stoffe und noch viel mehr Mantillen von gesticktem Muslin, einige auch von Tarlatan-Muslin mit einer sehr großen hinten runden Pelerine, vorn mit Revers, die mit Spitzen garnirt waren. Auch bemerkte man einige Oberröcke von gesticktem Muslin, die in zarter Farbe gefüttert waren. Die im Ganzen sehr schwach vertretenen Barègen, waren sehr dunkel auf Unterkleidern von weißem Taffet und durch einen Cannezou von Spitzen, so wie durch lange Spitzenärmel herausgehoben; die Barège-Aermel waren ungemein kurz und reichten eigentlich kaum über die Achsel herunter. Fast alle Hüte waren von Tülle oder von Reisstroh, einige von weißen Spitzen und mit Blättern ausgeputzt. Phantasiestrohhüte bemerkte man gar nicht, denn diese trägt man fast ausschließlich des Vormittags und die von chinesischem Krepp nur in Abendgesellschaften. Sie sind dann sehr reich gestickt. Mehrere Ueberröcke waren stickereiartig mit Schnürchen auf dem Rocke benäht und diese Verzierung ging auch an den beiden Seiten des offenen Leibchens hinauf. Die Fichus unter dem Leibchen wurden meist von 4, 5 oder 6 Nadeln gehalten, die durch eine Kette verbunden sind. Armbänder sah man in großer Menge, dagegen weniger Chatelaine-Ketten. Sie sind durch eine doppelte emaillirte Kette verdrängt, die an beiden Seiten an einem Haken hängt und allerlei kleine Phantasieschmucksachen trägt. Sonnenschirme waren meist weiß ohne Fransen, aber mit einer Spitze. Eine neue Art Posamentirarbeit zu Kleiderbesatz und zu Haarputzen ist weiß mit Gold, Silber oder Perlen untermischt und sieht außerordentlich elegant aus. Sehr gut paßt sie zu den breiten goldenen Armbändern und den andern Schmucksachen, welche die Damen ungewöhnlicher Weise dies Mal auch den Sommer über tragen.

Herren-Mode. Die Hitze, welche bisher mit mehr oder weniger Unterbrechungen geherrscht, ist nicht ohne Einfluß auf die Bekleidung geblieben, wenn sie auch die Mode nicht gerade wesentlich verändert hat; sie ist Ursache, daß seither größtentheils nur leichte, bequeme Stoffe verarbeitet worden sind. Bei einem einfachen Anzug für's Freie sind alle Theile, woraus er besteht, von demselben Stoff, und die Stoffe, die man anwendet, sind ungemein verschieden, von schottischen Zeugen bis zum Nankin und ungebleichtem Batist, in gewürfelter und gestreifter Form, alle Veränderungen des Geschmacks erlaubt die Mode, welche von Tag zu Tag nachsichtiger wird und nur leichte Kleider verlangt. Beliebt ist ein runder Frack, mit zwei Reihen Knöpfe, anschließend, aber nicht sich kreuzend. Dieses Genre ist eine angenehme Veränderung des Geschmacks. Ueber den gegenwärtigen Charakter der Mode, was Fracks, Ueberröcke, Paletots und Jacken betrifft, läßt sich Folgendes bemerken. Etwas Leichtigkeit im Leibe und in den Aermeln; kurze Schöße und lange enge Taille; die Kragen etwas weniger breit, als früher, das Vordertheil mit einer Knopfreihe, das Vordertheil der Aermel mit Aufschlägen, die oben ungenäht, unten offen und ohne Knöpfe sind. Die Westen werden fortwährend sehr lang und nach Geschmack und Form sehr verschieden getragen. Man macht sie gerade, mit einer Knopfreihe, oder mit Shawl, auf der Brust sehr offen, für große Toiletten; der Kragen ist gerade, gerundet, und vorn ohne Einschnitt. Für einfache Toiletten behaupten die Shawlwesten den Vorzug. Die Form der Pantalons ist fast immer dieselbe. Sie sind weit, so lang wie möglich, fallen auf die Füße und bedecken dieselbe zu drei Viertel. Man muß sie ohne und mit Sprungriemen tragen können, und diese letztern müssen klein, leicht nur durch einen Knopf an jeder Seite befestigt sein. Wir sagen wenig über die Stoffe, welche man verwendet. Bei den Westen ist es einfacher oder gestickter Piqué; bei großer Hitze zieht man mit Recht Stoffe vor, die sich waschen lassen. Wir erinnern hierbei: daß man die innen gebrauchte Leinwand, und selbst das Futter anfeuchten muß, wenn die Weste länger als einige Stunden oder Tage graziös bleiben soll. Bei Pantalons sind die glatten Stoffe in der Mode, die Casimirs von grauer Perloder Mastixfarbe, Nankin, weißer Zwillich und einige schöne weiche Tuchsorten werden am meisten getragen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit langer Taille und runden Schößen. Weite Beinkleider. 2. Hut mit einfacher Blume. Kleid mit offenen Aermeln und Muslin-Unterärmel, Jäckchen mit Schooßkleidchen, das Ganze mit Soutasch-Stickerei ausgeputzt. 3. Spitzenhäubchen. Hauskleid mit kurzen weiten Aermeln, offenem Leibchen, offenen Rock und geschnürt. 4. Sommer-Twine mit einer Reihe Knöpfe und lange Taille; breitcarrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold

In Commission bei **Julius Helbig** in Altenburg.

Verlag von **R. Büchner.** Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition

III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.



MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

!Große Verbesserung und Erweiterung unseres Journals!

(Ohne Preiserhöhung.)

Um unser Modenjournal so practisch als möglich herzustellen und den Wünschen der Wohllöbl. **Putzhandlungen** nachzukommen, werden wir nicht verfehlen, von künftiger Nummer an den leeren Raum über den Modefiguren mit Modellen von

Kragen, Häubchen, Fichus und dergleichen **Modeartikel**

abwechselnd mit halben Figuren auszufüllen, so wie auch auf **Knaben-** und **Mädchen-Anzüge** Rücksicht zu nehmen.

* * *

Um aber auch den Wünschen der **Herrenschneider** zu genü-

gen, so hat sich der Verleger entschlossen, vom künftigen Quartale ab

monatlich einen Schnitt

zu liefern, statt wie bisher blos vierteljährlich.

Auf diese Weise gestaltet sich unser Modenjournal immer mehr zu dem practischsten und vollständigsten aller bestehenden Modenzeitungen und genügt allen Anforderungen, wie sie nur im Ganzen sowohl, als wie von den einzelnen Zweigen der Moden = Industrie, wie von **Putz**= und **Modehandlungen**, von **Damen**= und **Herrenschneidern** gestellt werden mögen. Es umfaßt vierteljährlich **26 Herrenfiguren** und **26 Damenfiguren**, viele halbe Figuren, eine Menge Putz= und **Mode=Artikel** und 3 Schnitte und ist immer dabei

das Billigste.

Die Expedition.

Die Neujahrsnacht.

(Fortsetzung.)

Er rief mit dem sanftesten Ausdruck der Stimme, der ihm zu Gebote stand, „Na, Alte, komm her und gieb mir einen Kuß." — Sie trocknete schnell die Augen und schritt langsam heran." Gieb die Hand her, Mutter! müssen wir auch das Jahr in Sorge und Kummer beschließen, wollen wir es doch nicht in Unfrieden. Wir sind keinen Abend in Groll gegen einander zur Ruhe gegangen, die Neujahrsnacht, soll meiner Treu, nicht den Anfang machen! Liebevoll wollen wir uns „Gute Nacht" sagen, wie seit vielen, vielen Jahren, und, so Gott will, wird derjenige, welcher früher abgerufen wird zu der langen Nacht auf dem Friedhofe, auch noch sein liebevolles „Lebewohl" dem Nachweinenden zurufen oder zuwinken. Haben wir Unglück, so haben wir doch ein gutes Gewissen, und das ist viel werth nicht wahr, Catharina?"

Die Frau war während dieser Rede bis dicht zu ihm getreten und reichte ihm beide Hände, der Alte zog sie zu sich und ein herzlicher Kuß besiegelte die Versöhnung. „Wollen wir nun auch schlafen gehen, Vater?" fragte die folgsame Hausfrau, „wenn Du nicht schnupfst und nicht rauchst, ist Dir nicht gut zu Sinne." — „Ei bei Leibe," rief der Alte, der noch stets in der Nähe seiner Gattin Laune wiedergefunden hatte, „wir werden wir schlafen, ehe das neue Jahr mit seinem „nun danket alle Gott! einrückt." — Nun griff er nach der Dose und labte sich mit einer nur zu lange entbehrten Prise, dann bat er seine freundlich schmunzelnde Ehehälfte, ihm Pfeife und Taback zu bringen. — „Das ist brav, lieb Väterchen," entgegnete die Matrone und holte flink und behende, wie eine junge Dirne, das Verlangte. Als sie den geliebten Mann so ruhig dasitzen und schmauchen sah verklärte sich das Antlitz der wackern Frau, stets der Spiegel der männlichen Züge, und zufrieden nahm sie ihr Strickzeug zur Hand. Aber nicht lange fielen die Maschen auf die Nadel, sie ließ die Arbeit ruhen und sprach: „Wir haben noch ein wenig Rum, eine Zitrone und Zucker, Vater, heiß Wasser ist schnell gemacht, wir wollen, wie es sich gehört, mit einem Glase Punsch das neue Jahr begrüßen." — „Willst Du unsertwegen allein solche Umstände machen, Catharina?" Freilich will ich das, Väterchen, und Du darfst mir nicht darein reden, denn heute regieren die Weiber, vielleicht wäre es besser, wenn sie immer regierten! was meinst Du dazu, Alter?" — „Dann würde es schön d'runter und d'rüber gehen," lächelte der Papa und bließ eine schwere Tabackswolke vor sich hin, „einmal aber mags darum sein und so sollst Du auch heut, was den Punsch anbelangt, Deinen Willen ungeschmälert behalten."

„Weil Du damit einverstanden bist" meinte die Frau.

„Nun ja Gottlob, Alte, wir sind mit unserm Wollen stets weniger auseinander gewesen, bis auf den — — Sohn," hatte er auf der Zunge, aber er war des Friedens eingedenk und schwieg. „Sein Herz ist doch nicht schlecht," flüsterte die Mutter. — „St, St!" warnte der Greis und drohte mit dem Finger, „jetzt geh Chatarina, und mache deinen Punsch!"

Es geschah und da saß das arme würdige Paar, bis der kleinen Bowle, den Glockenschlag „Zwölf" erwartend, um nach alter Sitte anzustoßen, Eins dem Andern Gesundheit, langes Leben und Glück zu wünschen, und den Kuß der Eintracht zu geben.

(Schluß folgt.)

Landjunker und Landpomeranzen.

Unter den lebendigen Naturgewächsen auf dem Lande heißen die Männchen: „Landjunker," und die Weibchen heißen: Landpomeranzen."

„Kennst Du das Land, wo die Landpomeranzen blühen?"

Eine „Landpomeranze" ist eine üppige Frucht, die bei uns im Freien wächst, früh reif wird, und vom Baume fällt, wie man schüttelt. Von den wirklichen Pomeranzen giebt es 28 Spielarten, von den „Landpomeranzen" giebt es tausend und tausend Spiel-Arten und Unarten! So lang eine „Landpomeranze" unreif ist, ist sie ein bitteres Ding, aber wenn sie schön und reif sind, sind sie besonders in den heißen Monaten ein erfrischender und sehr beliebter Artikel. Die „südeuropäischen Landpomeranzen" sind die bei Weitem vorvorzüglichsten, sie haben zwar eine dicke Haut, aber Geschmack und Saft ist unvergleichlich!

Gewöhnlich unterscheiden sich die „Landpomeranzen" von den „Stadtpomeranzen" bloß durch die Schale: durch die Kleidung; der Inhalt und der Kern ist sich fast immer gleich, ja oft sind in dieser Beziehung die „Landpomeranzen" bei Weitem frischer, saftiger!

Die „Stadtpomeranze" zeichnet sich vor der „Landpomeranze" nur dadurch aus, daß sie eine Treibhausfrucht ist, früh reif wird, aber auch früher trocknet.

Wer ein beliebtes Getränk echt und erquicklich genießen will, der nehme ja keine Stadt-, sondern eine frische „Landpomeranze" in einem Aufguß von „Liebfrauenmilch" u. s. w. Bei den „Landpomeranzen" findet man noch hie und da „Landpomeranzen-Blüthen," die ein wohlthätiges Aroma haben, aber die „Stadtpomeranzen" haben gar keine Blüthezeit mehr, sie werden vom Blatt weg gleich zur Frucht, und die poetische Epoche des Blühens, Duftens und Leuchtens ist bei ihnen ganz ausgestorben.

Viel tiefer in der Schöpfungsgeschichte steht aber der „Landjunker!"

Im Zustande der Natur heißt es: „Es ist nicht gut, daß der Landjunker allein sei; und er gab ihr eine Gehilfin: die „Landpomeranze." Allein bei der Vermischung aller Verhältnisse, durch den Umschwung der Zeit ist auch dieses Naturgesetz überschritten worden, und wir sehen „Landjunker," die „Stadtpomeranzen," und „Stadtjunker," die Landpomeranzen" vom Baume der Erkenntniß pflücken.

Aus dieser Kreuz- und Quer-Mesalliance entsteht die große Orangerie von jenen Gewächsen, die halb „Stadt-" und halb „Landpomeranzen" sind, „fremde Wurzel diesem Boden, fremde Wipfel jener Luft!"

Eben so ist's mit den „Landjunkern," es giebt so selten mehr einen echten, frischen Original-Landjunker! Sie sind schon alle stadtwurmstichig! Dafür aber sind auch alle unsere Stadtjunker „landwurmstichig," und kein Stadt-Löwe tritt in eine Gesellschaft, ohne jenen Pferde-, Hunde-, Stall- und Tabak-Gestank um sich zu verbreiten, den man früher in solcher Blüthe nur in den Bedientenstuben der echten Landjunker fand!

Es haben die wahren, echten Landjunker vor den Stadtjunkern doch wenigstens das voraus, daß, wenn sie in Frauengesellschaft kommen, sie sich früher den Pferde- und Hunde-Geruch abwaschen, und die Peitsche nicht mit in den Salon bringen! Der Fluch unseres Jahrhunderts ist „verfehlter Beruf." Viele, die ganz tüchtige Ladendiener wären, sind ganz talentlose Journalisten; Viele, die ganz ausgezeichnete Dreschknechte wären, sind ganz miserable Schriftsteller; und Viele, welche die unübertrefflichsten Reitknechte wären, sind nichts als die alltäglichsten Stadtjunker.

Der Schleier der Fürstin Radziwill.

Erzählung nach dem Polnischen der Pauline von L. W.

Von J. C. v. Mehoffer.

(Schluß aus Nr. 7.)

Tief sich unter die Fügungen des Himmels beugend, trug die Fürstin Elise die verschiedenen Unfälle mit religiöser Ergebung, doch als sie auch den Vater verlor, — den Vater, den sie über Alles geliebt hatte, ward ihr Herz, ihre Seele, ihr ganzes Sein von dem furchtbarsten Schmerze durchdrungen. Von diesem Augenblicke war ihre Lebenskraft dahin, täglich schwanden ihre Kräfte mehr und mehr, und bald drohte jede Stunde die letzte des Lebens der angebeteten Fürstin zu sein.

Alle Morgen erkundigte sich der junge Wobnicki, der schon die Universität Berlins besuchte, um die Gesundheit seiner Wohlthäterin, und immer erhielt sein, von Schmerz gepreßtes Herz eine ungünstige Nachricht. Mehrere Monate währte Elisens Krankheit, als eines Morgens Kasimir voll traurigen Vorgefühls sich in den Radziwill'schen Palast verfügte. Königliche Equipagen und jene der königlichen Prinzen füllten den Vorhof, die berühmtesten Aerzte Berlins verließen mit traurigen Blicken den Palast, und das Weinen und Schluchzen des Hofstaates ließ ihm keinen Zweifel mehr, daß die Fürstin zu leben aufgehört habe.

Traurig kehrte Wobnicki in seine Wohnung zurück, tiefgebeugt sendete er sein heißestes Flehen für seine Wohlthäterin zum Himmel empor, dann bedeckte er mit einem schwarzen Schleier das lieblich lächelnde Bild der Fürstin, nachdem er dasselbe mit einem kleinen Kranze von Immortellen geziert.

An dem Lager seiner gefährlich kranken Mutter saß Kasimir, von tiefer Betrübniß durchdrungen, denn zur Rettung der Leidenden waren schon alle, seit längerer Zeit zurückgelegten Ersparnisse erschöpft. Mit unermüdetem Fleiße arbeitete der junge Mann bei dem Landgerichte in Posen, doch bezog er noch keinen Gehalt und sein ganzes Einkommen bestand nur in dem, was er durch einige Stunden Unterrichts erwarb, den er den Söhnen der Generalin N. täglich ertheilte. — Ueberzeugt, daß ihm nichts mehr übrig bleibe, als einen Theil seiner Bücher zu verkaufen, um nur die nothwendigsten Auslagen bestreiten zu können, küßte er die Hand der geliebten Mutter, blickte mit einem wehmüthigen Seufzer nach dem im Zimmer hängenden Bilde der verklärten Fürstin Elise, wählte einige ihm in nächsten Augenblicke weniger nöthige Bücher und war eben im Begriffe, auf die Straße zu treten, als ihm im Vorhause die junge Marie, die Tochter seiner Nachbarin, begegnete. —

Wohin so eilig? und mit einem solchen Packe Bücher, Herr Kasimir? fragte mit freundlicher Stimme das liebliche Kind.

Meine Mutter bedarf der Hülfe, liebe Marie.

Nicht wahr — Du liebst mich doch, Kasimir? — Ach sie liebten sich so zärtlich. —

Du zweifelst gewiß nicht daran, theure Marie, antwortete er traurig, indem er die kleine Hand des Mädchens an seine Lippen drückte.

Ich zweifle nicht, darum bin ich auch sicher, daß mein Kasimir von mir das kleine Darlehen von fünf Thalern annehmen wird, die ich so eben für Stickerei-Arbeiten erhielt. Deine Bücher aber darfst Du nicht verkaufen, sie sind Dir nothwendig, und wahrscheinlich würdest Du nur sehr wenig dafür erhalten.

Kasimir wollte zwar in das Verlangen Mariens nicht einwilligen, aber sie nöthigte ihn, in das Zimmer ihrer Mutter zu treten.

Schelte doch, liebe Mutter, Kasimir, weil er das Darlehen von fünf Thalern von mir nicht annehmen, und lieber wichtige wissenschaftliche Bücher um ein Spottgeld hergeben will.

Auch die Mutter vereinte ihre Bitten mit jenen der Tochter, und Kasimir sah sich mit dankerfülltem Herzen bewogen, die Annahme des Darlehens nicht länger zu verweigern.

Aber wie lange wird dieses Geld ausreichen? sprach er zu sich, als am zweiten Tage nur noch sechs Gulden übrig waren, und der Arzt ein theueres Arzneimittel verschrieb, und zugleich der Kranken empfahl, sich mit kräftigen Brühen zu stärken.

Ein kalter Wind sauste an die kleinen Fenster des engen Zimmers der Frau Wobnicka, und die Flamme der auf dem Tischchen stehenden Lampe wehte hin und her: auf der Uhr des Rathhauses schlug es zehn, und Kasimir entfernte die vom Schlafe übermannte Magd mit dem Vorsatze, diese Nacht bei der Mutter zu wachen. — Verschiedene Gedanken durchkreuzten seinen jugendlichen Sinn, sie führten ihm seine frühere Wohlthäterin in das Gedächtniß zurück, Thränen der Rührung traten in seine Augen, er blickte auf seine leidende Mutter, und sendete ein heißes Gebet zum Himmel. Bald trat das Bild seiner geliebten freundlichen Marie vor seine Augen, ein schmerzlicher Seufzer stöhnte aus seinem Innern, denn weit entrückte ihm seine Zukunft jede Aus-

sicht auf dieses Glück. — Ja, lebte noch die — die einst ihm so wohlthätige Hülfe brachte, da würde seine Lage nicht so bitter gewesen sein.

So träumte Kasimir zwischen Wachen und Schlafen begriffen; bald begannen die Gegenstände ihn in fantastischen Bildern zu umgaukeln, doch wieder zerfloß alles in Luftnebel vor seinen Augen; mitten aus den Strahlen entstieg eine Engelsgestalt, mit weißen Lilien bekränzt. Er blickte in die holden Züge und erkannte — den Engel Elisa! Erfreut hob er die Hände zu der geliebte Erscheinung empor, welche ihm freundlich zulächelnd sprach: Du wirst glücklich sein, denn Du bist ein guter Sohn! — Und langsam schwanden die Lichtstrahlen wieder, eine sanfte Musik umsäuselte ihn, das Bild entschwand, Dunkelheit kehrte zurück, und plötzlich erwachte er.

Die Lampe war beinahe verlöscht, und aus dem Stockwerke des gegenüberliegenden Hauses schwebten die Töne des herrlichen Gesanges der schönen Gräfin S. herüber. Kasimir gab dem Lichte neue Nahrung und wie von neuer Hoffnung durchdrungen, setzte er sich an das Lager der Mutter. Er konnte nicht mehr schlafen, sondern betrachtete das freundliche Bild Elisens. Da erinnerte er sich, daß er noch jenen Louisd'or besitze, den er einst als ein kleiner Knabe von der Fürstin zum Geschenk erhielt. —

Wird mich wohl die eiserne Noth jetzt zwingen, ihn zu verwenden? dachte er bei sich selbst; aber wie, wenn ich ein Loos kaufte, vielleicht vermöchte ich durch einen zufälligen Gewinnst meiner Mutter eine ruhige Zukunft zu sichern — und Marien — und ihrer Mutter — doch nein, setzte er nach einer Weile hinzu, dieses Andenken ist mir viel zu werth.

Um 8 Uhr des Morgens ging Kasimir nach seiner Kanzlei, da vertrat ihm Schmul den Weg, ihm Lose der Berliner Lotterie vorzeigend. Versuchen Sie Ihr Glück, mein Herr, in einigen Tagen schon ist die Ziehung. — Nicht länger konnte er der Versuchung widerstehen, und kaufte ein Viertellos. So war eine Woche hingegangen und der junge Wodnicki las in einem ungeheuren Actenfascikel. Während Marie und ihre Mutter gekommen waren, seine der Genesung entgegensehende Mutter zu besuchen, öffnete sich leise die Thüre des Zimmers, und ein rother Bart, und nach ihm ein festlich gekleideter Jude, eine dicke Jüdin in einer ungeheuren Haube und zwei Judenmädchen drängten sich herein. —

Was wollt Ihr, Schmul? fragte Kasimir!

Wir wünschen Glück, Wohlgeborner Herr! — ein großes Glück — Hochwohlgeborner gnädiger Herr! ein gar großes Glück, riefen Herr und Frau Schmul, und die werthe Familie zugleich!

Was für Glück? was ist Euch begegnet? sprecht doch. —

In der Lotterie, in der Lotterie haben Euer Gnaden 25,000 Thaler gewonnen!

Und Kasimir, der das verkaufte Loos schon vergessen hatte, traute seinen Ohren nicht, — erst als nach einigen Augenblicken die bei der Ueberraschung entschwundene Geistesgegenwart zurückkehrte, sagte er seiner Mutter und ihren lieben Gästen, daß er vor einigen Tagen ein Viertellos gekauft habe.

Zuerst danken wir Gott, setzte er hinzu — und dann jenem Engel, indem er auf das Bild Elisens hinwies — dessen wohlthätige Hand auch noch jenseits des Grabes mir dieses Glück verliehen hat.

Drei Monate nach diesem Ereignisse knieten Kasimir und Marie an dem Grabe der Fürstin Radziwill in der Marienkirche in Posen. Aus dem dankbaren Herzen Kasimirs stieg ein heißes Gebet zu dem Throne des Ewigen empor, und die Hand Mariens legte wehmüthig die Blumen ihres Brautschmuckes an dem Sarge Elisens nieder.

Miscellen und Anekdoten.

(Da wundert sich die Welt, daß kein Geld unter den Menschen ist!) Wenn die Rothschilde, wie die Zeitungen gemeldet, binnen Jahr und Tag hundertundsiebzehn Millionen erübrigt, so haben wir Andern binnen derselben Zeit hundertundsiebzehn Millionen weniger, und hundertsiebzehn Millionen sind kein Spaß! Jetzt ist's kein Wunder, warum wir's im vorigen Jahre zu Nichts bringen konnten: die Rothschilde verschlingen Alles!

— Der Müller im Examen. Ehemals war es in Mecklenburg Sitte, daß der Prediger die Leute, wenn sie zum Abendmahl gingen, bevor er ihnen das Sacrament reichte, in Gottes Wort examinirte. Einmal fragte er einen Müller: Glaubst Du auch, selig zu werden? — „Es wird hart genug halten," sagte der Müller. Der Prediger fragte weiter, und als er wieder zu dem Müller kam, that er ihm die Frage: Wie heißt das siebente Gebot? — „Herr Pastor," antwortete er, „damit geb' ich mich nicht mehr ab; denn ich habe die Mühle meinen Kindern überlassen." Darüber ergrimmte der

Prediger und fragte ihn: Was hoffest Du, mit Deinen Sünden bei Gott verdient zu haben? — „Ich will nichts dafür haben," antwortete der Müller.

— In einem kleinen Städtchen sollte zu Gunsten der Gemeinde eine seit langen Jahren bestandene Sparkasse aufgehoben und unter die Contribuenten vertheilt werden. Die Verwalter dieser Anstalt hatten indeß so gehaußhaltet, daß, nach Abzug der Verwaltungskosten, Nichts in der Kasse übrig blieb und Null mit Null aufging. Ein Spottvogel ließ bald darauf in die Zeitungen einrücken: „Unsere Sparkasse, die im Jahr 1831 gegründet wurde, ward gestern unter die sämmtlichen Theilhaber, mir nichts, dir nichts, vertheilt."

— Van Amburgh, der bekannte Thierbändiger, endete kürzlich in Scituate (vereinigte Staaten) auf eine fürchterliche Weise. Ein Mädchen hatte ihn gefragt, ob er sich getrauen würde, in den Käfig der Tiger hineinzugehen, im Momente, als sie ihre Nahrung zu sich nehmen. Er äußerte sich, daß dabei gar keine Gefahr für ihn wäre, und befahl sogleich, man solle den Thieren ein großes Stück Fleisch vorwerfen. Nach einem hartnäckigen Kampfe um das Fleisch waren die Tiger genöthigt, es einer Tigerin von schönster Art zu überlassen, die es in einen Winkel des Käfigs trug, um es dort zu verzehren. Drei Mal hatte es van Amburgh versucht, ihr das Fleisch zu entreißen, aber immer vergeblich. Das Raubthier kam in Wuth, brüllte und schlug sich die Seite mit dem Schweife. Die Umstehenden wurden ängstlich, aber van Amburgh versicherte, er habe gar nichts zu befürchten, und fuhr fort, die Tigerin zu hetzen. Da stürzte die schnaubende Katze auf den Uebermüthigen, warf ihn nieder, und in der Minute darauf war er eine blutige Leiche.

— Aus Flandern erfährt man, daß die Bosheit und Spekulationssucht, um die Meinung zu verbreiten, als seien die Kartoffeln dieses Jahr wieder von der Krankheit befallen, in vielen Kartoffelfeldern Vitriol auf die Kartoffelpflanzungen geschüttet; gegen zwölf Personen sind dabei ergriffen worden und finden ihre Strafe.

(Menschenzeitungen.) Man hat in London eine neue Art Bekanntmachungen erfunden, Männer laufen durch alle Straßen, sie sind in weiße Blousen gekleidet, auf welchen mit ungeheuren großen, schwarzen Buchstaben die Waaren, welche man feilbietet, die Preise derselben, und wo man sie kaufen kann, verzeichnet sind. Das ganze Geschäft der Menschenzeitungen besteht darin, fortwährend herum zu traben.

— Kiau, der bekannte General und Spaßmacher Friedrich August des Starken, hat, wie man weiß, viele gute und schlechte Witze gemacht. Zu den erstern gehört unstreitig folgender. Als ihn einst über Tafel der König aufforderte, den Mundschenk zu machen, und ihm einige Flaschen Ungar-Ausbruch, als etwas sehr Kostbares bringen ließ, stellte Kiau den Pokal des Königs in die Mitte der Tafel, und ringsumher die Gläser der Minister und Geheimräthe nach ihrer Rangordnung, ließ sich dann eine Anzahl kleinerer Gläser bringen, welche er in den äußersten Kreis stellte. Er begann nun bei den kleinsten Gläsern einzuschenken; füllte darauf die größeren so, daß nur noch wenige Tropfen für den Pokal des Königs übrig blieben. Der König fragte, was das bedeuten solle? „Ew. Majestät Verwaltungs-Einkünfte!" antwortete Kiau.

— Am Rhein herrscht allgemein großer Weinjubel. Wir erhalten, heißt es, einen sehr großen und in Hinsicht der Qualität 1811 und 1834 noch überbietenden Weinsegen. Im Rheingau wird man diesmal nicht, wie in den letzten Jahren, 1500 bis 2000 Stück, sondern über 6000 Stück Wein, oder acht Millionen Flaschen gewinnen. In der Pfalz wird man wenigstens 20,000 Stück oder 23 Millionen herbsten. Man verspricht sich überall nicht nur einen köstlichen Wein, sondern auch ein Quantum, das jenes der vollsten Herbste unseres und des vorigen Jahrhunderts zu übertreffen verspricht. Wer soll das Alles trinken.

— Strauß, dessen Tänze die Füße beflügeln im Ballsaale und das Blut im Concert, bedurfte einst zu einem seiner humoristischen Potpouri's einer Drehorgel. Da diese sehr rein musikalisch intoniren mußte, so war die seinige sehr fleißig construirt, und er nahm sie sehr sorgfältig in Acht, indem der Verlust auf einer Reise, besonders weil der Componist die Orte gewöhnlich durchflog, schwer zu ersetzen gewesen sein würde. Auf einer Tour ließ er, weil er es nicht wagte die Drehorgel auf einen Beiwagen packen zu lassen, einen eigenen Platz für dieselbe in der Schnellpost einschreiben, und es wurden statt neun Passagire zehn notirt. Da das Mittagsessen auf der Station, wo die Schellpost eine Stunde anhält, immer vorher bestellt wird, damit der Wirth seine Mahlzeit nach der Zahl der ankommenden Personen einrichten konnte, so war auch jetzt für zehn Personen angerichtet worden, und als die Gäste fragten für wen der leere Stuhl sei, erfuhren sie, er gehöre dem noch fehlenden Passagier. Mit lautem Gelächter sagten sie dem Wirth, der zehnte Passagier sei eine Drehorgel; aber der Mann versicherte ganz ernsthaft er müsse die Person bezahlt bekommen, ob ein Mensch oder eine Drehorgel am Tische sei, das was wäre ihm ganz gleich. Da die Zeche berichtigt werden mußte, holte man die Drehorgel herbei, band ihr eine Serviette um und stellte sie auf den leeren Stuhl, zur großen Belustigung der Speisenden.

— Ein Neger vom Grebostamme, in der Nähe des Cap Palmas, stammte von einem schwarzen Vater und einer ziemlich gelben Mutter. Im 21 Jahre wurde er von einem Fieber befallen, in Folge dessen seine sehr dunkle Hautfarbe gelb wurde. Einen Monat später widerholte sich das Fieber und jetzt wurde er fast weiß. Diese Veränderung war aber von einer sehr großen Empfindlichkeit gegen die Hitze begleitet, und wenn er sich der Sonne aussetzte, erfolgte Aufregung und selbst Entzündung. Nach drei Monaten zeigten sich zahlreiche kastanienbraune Flecken, zuerst an den Handgelenken, dann an den Armen, dem Nacken und Kopfe, so daß er bald wie gesprenkelt aussah. Allmählig bekam das Schwarze die Oberhand, die weißen Flecken wurden kleiner, und während dieser Rückkehr zu natürlichen Farbe war sein Befinden auffallend gut.

(Was ein Wappen nicht machen kann.) Vor einiger Zeit ließ sich ein armer Schuhflicker in Hannover durch einen Flickschneider und ein anderes armes Subjekt verleiten, sein Wappen anfertigen zu lassen; das Wappen erschien, und

siehe da, unser Schuhflicker erfuhr durch eine dem Wappen beigrgebene Erklärung, daß er aus einem alten Patriziergeschlechte aus Schwaben stamme, daß einer seiner Vorfahren sich bei der Belagerung Jerusalems, und ein Andrrer sich im Türkenkriege ausgezeichnet hätten. Noch untrr dem Kaiser Feirdrich Barbarossa wurden einigr der Ahnen des Schuhflikkers zu großen Aemtern bestellt, und besaß die Familir sechs große Güter, die theils in Schwaben, theils in Thüringen, theils in Franken lagen. Spätere Nachrichten über die Familie waren nicht aufzufinden, und es ist also nicht nachzuweisen, wodurch dir edle Familie so weit heruntergekommen ist, daß einer ihrer Sprößlinge genöthigt ward, das Schuhflicker-Handwerk zu treiben. Der Schuhflicker hat nun — durch einige Freunde angefeuert — beschiessen, Nachforschungen nach jenen großen Gütern anzustellen, und auch schon einen Sachwalter angenommen. Sollte es dem Schuhflicker gelingen, von jrnen Gütern einigr zurück zubekommen, so werden dir Advokaten „Freut Euch des Lebens" singen könnrn, da dann gewiß viele Wappenbesitzer mit ähnlichen Klagen hervortreten wreden.

(Ein Prozeß.) Der „New-York Mirror„ erzählt von einem Prozesse zweier Deutschen in Philadelphia, von denen der Eine sich weigerte, fünf Dollars Kommissionsgebühren für Lieferung einer Ehehälfte zu zahlen. Beklagter wandte ein, der Preis sei zu hoch, Kläger aber bewies durch Zeugen, daß Beklagter seinen Wunsch, eine Frau zu bekommen, geäußert, und daß er (Klägrr) ihm darauf eine halbr Stundr nachher einr „deutsche Junfrau" zugeführt habe, mit welcher Beklagter sich drei Tage später vermählte. Der Richter erkannte auf Bezahlung der fünf Dollars. Man sieht, unter wie viel Formen dit Frauen Gelegenheit zum Streit geben.

— Bei einem Pferderennen in * * * fragte ein Fremder, wie lange schon diese Art der Belustigung eingeführt sri? Der Eingeborr antwortete, bei uns rennt man schon seit 25 Jahren, und kommt doch nicht vorwärts.

— Kurz, abrr falsch. In einer Gemeindr waren schnell nach einander so vielr Diebstähle vorgefallen, daß der Dorfrichter sich bewogen fand, dir Gemeindr zu Berathung von Maßregeln zu berufen, wie dem Uebel für die Zukunft zu steuern. Der Schulmeister führte das Protokoll und überschrieb es: „Protokoll über die von der Gemeinde * * * * * beschlossenen Maßregeln zur künfeigen Verhütung der bisher verübten Diebstähle."

(Ein noch nicht brkannter Mordanschlag auf Napolron.) Nachdem Murat und Lannes die österreichische Armee zwei Tage nach einander, am 15. und 16. November 1805, bei Hollabrunn und Guntersdorf geschlagen hatten, verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Znaim, von da nach Pohrlitz, endlich nach Brünn. Da er voraussah, daß in der Nähr dieser Stadt eine Hauptschlacht geliefert werden müsse, so verwendete er virl Sorgfalt auf die damals noch bestandenen Festungswerke und auf die Citadellr Spielberg, um im Falle der Noth hier einen sichern Anhaltspunkt zu gewinnen. Eines Morgens, es war der 29. November, ritt Napoleon, von seinem Stabe umgeben, aus dem sogenannten Landhausr, seiner Wohnung, durch das Brünnerthor, um den Vertheidigungsstand des Spielbergs in Augenschein zu nehmen. Knapp vor dem Brünnerthore, wo die Gasse sich so verengt, daß kaum zwei Wagen sich ausweichen können, steht ein unbedeutendes, nur ein Stockwerk hohes Haus Nr. 261, damals dem bürgerlichen Zirkelschmied Mittermeier gehörig. Um den vorbeireitenden Kaiser besser zu sehen, besteigt dieser den Boden; aber wie entsetzt war er, als er beim Bodenfenster seinen Gesellen, Christel gewöhnlich genannt, mit angeschlagener Windbüchse stehen sieht. „Was machst Du, Unglücklicher?" mit diesen Worten stürzte er auf ihn los. „Ich will den Kaiser erschießen," war dir ruhige Antwort des Gesellen. Wohlweislich hütete sich Mittermeirr etwas von diesem Mordanschlage bekannt zu gebrn. Als aber längst andere Zeiten eingetreten, erzählte dieser achtbare Bürger gar oft seinen Bekannten umständlich diese Begebenheit, wie klug Christel seine Flucht — falls die That gelungen wäre, und daß sie gelungen wärr, bürgt die Enge der Lage, und die ruhigr Haltung des Gesellen — durch die rückwärtige Gassr, welche zum evangelischen Bethause führt, berechnet, und wie er oft dir Verhinderung bedauert hätte. Mittermeier ist zwar seit einigen Jahren todt, aber es leben noch einige geachtete Bürger und Staatsbeamte, die dieses aus Mittermeiers Munde gehört, und dir auch auf jede Aufforderung bereit sind, dieses hier Erzählte durch Angabe ihres Namens zu bekräftigen.

— Die Turnfeste kommen allmählig eben so in Aufnahme wir die Sängerfeste. Am 10 soll in Waldrn in Sachsen ein solches Statt finden, zu welchem die Turnschaaren aus vierzehn vereinigten Staaten mit circa 1000 Turnern eintreffen werden. Auch Turnvater Jahn aus Freiburg hat seine Theilnahme zugesagt. — So macht Deutschland olympische Spiele!

Pariser Modenbericht.

Damen Mode. Im Bade und auf dem Lande wird das Deshabillé Montespan von den elegantesten und jüngsten Damen getragen. Es ist dies eine Art Ueberwurf oder offener Ueberrock, so geschnitten, daß die Aermel nicht abgesondert sind, was für dir Taille von Vortheil ist. Eine reiche Stickerei umgiebt dieses Deshabillé von weißem Batist, dessen Enden abgerundet sind und das auf einem schürzenförmig gesticktem Unterkleide mit einem breiten Saume offen steht. Ein Bausch von einer breiten Spitze, durch welchen ein Taffetband gezogen ist, umgirbt den Hals und läuft spitz nach dem Gürtel zu, indem er eine Pagenschleife mit flatternden Enden bildet. Dir ziemlich kurzen und ziemlich weiten Aermel sind mit einem eben solchen Bausche und einer Pagenschleife besetzt, was ganz allerliebst aussieht. Zu einem solchen Deshabillé gehört ein kleines Marquisenhäubchen von Alençonner Spitzen mit rundem ziemlich hohem Boden und drei Rosetten von Spitzen und drei Reihen Band, die in kleinen Zacken ausgeschnitten sind und ebenfalls Rosetten bilden. Ein Paar kleine Hausschuhe von rosa italienischem Taffet, und mit weißem Taffet gefüttert und rund herum mit einer Ruche von sehr schmaler Spitze umgeben, gehören ebenfalls nothwendig zu diesem Ueberwurfe. Sogar das Taschentuch muß diesem zierlichen Morgenanzuge entsprechen und demnach besonders dazu ausgewählt werden.

Bei dieser Gelegenheit überhaupt einiges über die neuesten Taschentücher: Zueest sehen wir das Erzbischof-Taschentuch zu Trauungen; es ist dies ein Gemisch von Stickereien nnd Spitzen von so großer Pracht, daß wir eine Beschreibung unterlassen. Dann kammen die Isabella-, Victoria- und Joinville-Tücher, die eben so reizend sind wie die jungen Fürstinnen, deren Namen sie tragen. Das Amazonen-Tuch wied beim Reiten gebraucht und ist van ungebleichtem Batist, wie das Dina-Tuch zur Jagd, die in diesen Tagen beginnt. Das Jackey-Club-Tuch, welches die Aristokraten angenommen haben, zeichnet sich durch eine endlose Menge von Streifen und Vignetten aus, aber auch durch die Farbe und die Art, wie alles angeordnet ist. Zu den großen Toiletten bleibt das Mercedes-Tuch das gesuchteste; es paßt zu allen durchscheinenden Toiletten wegen seiner außerordentlichen Leichtigkeit. Der gute Geschmack einer Dame von Welt besteht jetzt darin, wahr und natürlich zu sein. Sie muß im Gange dafür sorgen, den Kopf nicht zu weit zurückzuwerfen, sondern ihn gut auf dem Oberkörper ruhen zu lassen; dies giebt eine zugleich edle und jugendliche Haltung. Dazu ist auch die Kleidung einzurichten. Die voenehmen Damen tragen zur Promenade Ueberröcke von weißem Muslin durchscheinend in zarter Faebe gefüttert und vorn auf dem Rocke mit Taffelbüscheln und Spitzen zugemacht. Die Oberröcke von Taffet werden bald mit Troddeln von ächten Perlen, bald mit Knöpfen von Krystall zugemacht, an denen rund herum Glasperlen stehen, so daß sie wie eine Sonne aussehen. Oder diese Knöpfe sind sogenannte Charlotte-Corday-Knöpfe von feinem rosa oder blauem Email in Gold gefaßt. Andere Röcke sind schürzenförmig mit einem Geflechte von italienischem Taffetband besetzt, das sich im Dreieck heeumschlingt und an jeder Spitze eine Rosette trägt. Der Barége, der im Ganzen wenig getragen wird, ist nur in dunkeln Farben zulässig, und wied dann über einem Unterkleide von weißem Poult de Soie getragen. Das Leibchen daran hat breite Achselstücke und die sehr kurzen Aermel müssen einen kleinen Jockey auf Spitzenäemeln bilden. Ein Spitzencanezou mit Caraco und eingeschlagenen Schößchen ist ebenfalls zu diesen Kleideen zu Halbputz durchaus nothwendig. Man hat bemerkt, daß die Pelerinen, welche hinten ganz rund, vorn viereckig, und bis an den Hals dicht zugemacht sind, wieder modisch zu werden scheinen. Man sieht sie van weißem Batist mit zwei Reihen ganz feiner Batistfältchen und sie machen auf Kleidern von Jaconas, Batist rc. großen Effect. Die Morgenoberröcke sind fast alle von Nankin oder holländischer Leinwand und die Damen gehen in denselben sogar aus. Sie tragen dann nur einen Kragen von gesticktem Muslin und vorn herunter auf dem Kleidrocke einen eben salchen Streifen van gesticktem Muslin. Unter dem Kragen haben die Damen noch immer gern ein Band. Die ausgezeichnetesten Sonnenschirme sind von weißem Taffet, ohne Fransen, mit einfachem Elfenbeingriffe und kleinem Stabe. Einige elegante Damen lieben die Schuhe à la Molière sehr. Sie sind von zartfarbigem Taffet mit großen Rosetten. Man trägt sehr viele Dinge van Seidenfilet, wie Fichus z. B. mit rosa, kirschrothen, blauen Farben, oder mit weißen und faebigen Streifen. Große Sorgfalt verwendet man immer und mit Recht auf den Schleier, der so allgemein getragen wird, und Alle gut kleidet, das junge Mädchen, zu deren züchtiger Bescheidenheit er paßt; die junge Frau, deren Reizen er etwas Pikantes giebt und diejenige endlich, von welcher die schöne Zeit zu weichen beginnt, und an der er wohlwollend die Vorboten des Alters verhüllt. Ein sehr hübscher Hut war von Stroh und Pferdehaar mit rosa Bindebändern und an der Seite mit einem Bouquet von Königsrosen ausgeputzt; um den Kopf herum hing ein breites schwarzes Sammetband, was sehe gut aussieht und für ganz geschmackvoll gilt. Ein anderer Hut zur Promenade war von weißen Tüllestreifen, die mit kohlgrünen abwechselten. Die Bindebänder waren in den entsprechenden Farben gewählt, an der Seite befand sich ein Büschel sehr feiner Grase, aus dessen Mitte eine schöne Theerose hervorragte. Aehnliche Hüte hat man van rosa, blauen und anderen Tüllestreifen in einer zarten Farbe, die mit weißen abwechseln. Die Häubchen sind jetzt eigentlich nur Streifen von Spitzen, Tülle oder dergleichen, leicht, aber zierlich auf den Kopf gelegt und mit Blumen festgehalten. Auch die breiten herumflatternden Bindebänder sind meist von Tülle.

Für den Herbstanfang sahen wir bereits zwei neue Hüte von Epingline, einem Stoffe, der leichter ist als ungerissener Sammet. Der Rand am Schirme war mit Kreppstreifen garnirt und an der linken Seite befand sich ein Blumenbouquet. Sehr schön war ferner ein Hut von weißem Gros de Naples, der mit Tülle belegt war, welcher eine Art Schleier bildete, und an der linken Seite durch eine Blume gehalten wurde.

Herren Mode. Noch kein Sommer hat uns in Erfindung neuer Sommeekleider so viel Mühe und Beschwerden gemacht als der heurige. Täglich zeigen sich neue Anzüge, die sich duech Schnitt sowohl als durch neue Formen und Stoffe auszeichnen, aber eben nicht der elegantesten Mode angehören. Die anhaltende Hitze hat fast alle Anzüge zu Negligees gemacht; alles wird von den leichtesten Zeugen getragen. Röcke, Hosen, lange Westen, Hüte, Handschuhe und sogar die Fußbekleidungen sind von Nankin. Nach nie ist dieser Stoff so in der Mode gewesen, als eben jetzt — nämlich so sehr gemißbraucht. Auf öffentlichen Promenaden begegnet man nicht selten einer ganzen Generatian von Mädchen, Knaben, Vätern, Müttern Großmüttern und Gefalge — alle tragen Nankin nicht nur für Kopfbedeckung; nein — selbst die Chemisetten sind von diesem Stoffe. Der Nankin macht solches Furore, daß Familien ihn Ballenweise kaufen, und so oft wie eine der andern begegnet, ist die eeste Frage: haben Sie Nankin?" Zwar ist nicht zu läugnen, daß die leichten Stoffe gegenwärtig eine Nothwendigkeit sind, allein es zeugt doch von keinem guten Geschmack, sich nur in eine Farbe zu kleiden.

Die Mode des Tages beeuht nicht mehr, wie früher, auf jener gemessenen Genauigkeit, auf jener Form von ehemals, in welche man den Körper zwängen mußte: man ist zu der Meinung gekommen, daß man die Form dem Körper, nicht den den Körper der Form anpassen müsse. Die Trachten des heutigen Tages sind weit, oft sehr weit, bezeichnen die Umrisse des Köepers, jedoch nicht weniger als die früheren. Nur dadurch und mit Hülfe der ausgezeichnet leichten Stoffe, in Harmonie mit Farben und Dessins, hat man in diesem Jahre mehr denn irgend eine frühere Eleganz mit Bequemlichkeit zu verbinden gewußt.

Erkärung der Modenkupfer.

1. Anzug für einen 5 — 6 jährigen Knaben, kleine blaue Blouse mit griechischen Aermeln, mit Borten besetzt. Weiße Höschen, weit in den Beinen und um Leib. 2. Rock mit langer Taille und kuezen Schößchen, oben breite Anglaisen, nach unten schmal, Kragen und Revers von mittler Breite. Enge Aermel. Gerade, unten gespitzte Weste, oben einen ganz kleinen Schal bildend. Gestreifte Beinkleider von mittlere Weite, den Stiefel bedeckend und ohne Stege 3. Anzug für einen 9 — 10 jährigen Knaben, kleine bretonische Jacke mit langen abgerundeten Schößen, schmalen Revers und Patten. Nur eine Reihe Knöpfe. Beinkleider von Nankin, oben Husaren-Form, ohne Sprungriemen. 4. Gesticktes Oberkleid. 5. Glates, Kleid Langshawl mit breiten Fransen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei **Julius Helbig** in Altenburg.

Verlag von N. **Büchner**. Maschinendruck von F. **Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 2

Expedition



III. Quartal.

2) Mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer allein 12½ Ngr.

4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Die Neujahrsnacht.

(Schluß.)

Trübsinnig blickte eine junge bleiche Frau zu ihrem Manne empor, als dieser um zehn Uhr Abends nach dem Hute griff. War es nicht der Sylvesterabend, und pflegt man den nicht im Kreise der Seinen zuzubringen? Aber der junge Rhode hatte längst diese Rücksichten der Häuslichkeit und der Pietät von sich abgeschüttelt. Obgleich Beamter mit einem bessern Einkommen, als sein alter Vater als Kanzlist besaß, war doch sein Hausstand nichts weniger als geregelt. Eine unglückliche Neigung zum Nachtschwärmen und eine noch unglücklichere zu Hazardspielen räumte in der Kasse auf, wenn eine Summe eingegangen war. Auch heut zog es ihn in die Gesellschaft sogenannter guter Freunde, wo der Jahreswechsel gefeiert werden sollte mit Trunk und Spiel. Wohl hatte er gehört, der alte Vater sei pensionirt worden, wohl beunruhigte ihn in etwas der wehmüthige Ausdruck in den Zügen seines Weibes, aber der lockende Teufel in seinem Innern war zu mächtig. Die bessern Regungen seiner Seele schalt er Schwachköpfigkeit, er nannte sich selbst lächerlich, daß er ihnen auf einen Augenblick Gehör gab und wollte mit einem „Guten Abend, Elise!" zur Thür hinaus. Da traten Thränen in Elisens Augen und sie fragte halb leise: „Du willst noch ausgehen — heut — Wilhelm?" — Wilhelm blieb stehen, die Hand am Drücker, und lächelte: „Noch? es ist ja erst zehn Uhr." — „Und ich soll Dich erwarten, wenn Du etwa nach zwölf nach Hause kommst?" — „Nicht doch, mein liebes Weib, das würde mich geniren, Du weißt, ich binde mich nicht gern, lege Dich schlafen wie gewöhnlich." — „Es ist die Sylvesternacht," seufzte die junge Frau. „Närrchen, eine Nacht ist wie die andere," meinte Rohde, ging zu ihr, gab ihr einen kühlen Kuß, griff in die Tasche, um sich zu überzeugen, ob er auch die Louisd'ore zu sich gesteckt hatte, und entfernte sich schnell.

Als sich Elise allein sah, brach der mühsam zurückgehaltene Thränenstrom aus; verzweifelnd warf sie sich mit dem Kopfe auf die Stuhllehne und rief: „Womit habe ich dies Unglück verschuldet? Bin ich nicht fromm und treu? Ueberall in der Nachbarschaft zünden sich gesellige Kerzen an — bei uns herrscht Einsamkeit und Gram! Er schilt mich eine Närrin, — mit meiner

Gottesfurcht und Häuslichkeit — leichtsinnig sollte ich werden, wie Andere sind! Was weiß der Mann eines Weibes unbegrenzte Liebe zu schätzen! Sein Lächeln ist Hohn — sein Kuß ein Almosen, ach, wie unbeschreiblich unglücklich bin ich!" — —

Wilhelm fühlte sich leicht, als er die Wohnung hinter sich sah; er pfiff ein Liedchen und schritt die Straße hinab. Die Polizei war sehr wachsam in Aufhebung heimlicher Spielbanken; der Verein der munteren Gesellen, die Wilhelm erwarteten, befanden sich am andern Ende der großen Stadt, in einer Gegend die ein ordentlicher Mensch nicht nennen mochte. Wilhelm hatte wohl eine halbe Stunde zu gehen, es wahr sehr kalt und sternenhell. Der Wind bließ ihm grade in das Gesicht und wurde immer heftiger, je weiter Wilhelm schritt. Er mußte sich durch den schneidenden Luftstrom hindurchkämpfen und Thränen rannen über seine eiskalten Wangen. Am heftigsten wüthete der Sturm auf dem hochgelegenen Marienkirchhof. Wilhelm mußte ein Weilchen der Windsbraut den Rücken kehren, und ihr Nachlassen abwarten. Als er sich wieder umdrehte, war die Luft plötzlich, wie durch einen Zauber, vollkommen ruhig geworden, schwere Wolkenmassen verbargen die Sterne dem Blicke und auf dem weiten Raume lag eine Dunkelheit, die das Vorwärtsgehen sehr schwierig machte. Wilhelm nahm, statt der dahinter gelegenen Straße die Richtung nach dem großen gothischen Portale der Kirche zu. Da war es ihm als schlügen Orgeltöne an sein Ohr. Er blieb mit verhaltenem Athem stehen und lauschte. Tiefe Männerstimmen sangen deutlich: „Quid sum miser tunc dicturus!" Wilhelm schauderte. Alle Kirchenfenster waren in tiefe Nacht gehüllt, doch hörte er fortwährend Orgel und Gesang. Das Auge auf das Portal gerichtet, stand er bewegungslos da und fühlte seine Glieder wie von eisernen Ketten gebunden. Das Portal öffnete sich langsam und aus dem schwarzen Hintergrunde herauf schritt eine Gestalt, von einer Grabeslampe matt angestrahlt. Das Gesicht war das eines Todten, gelblich weiß erschienen die alten abgemagerten Züge, das Auge war offen, aber erloschen und starr. Die Züge kannte Wilhelm — es waren die seines alten Vaters. Diese auf die Stirn gedrückte Schirmmütze, der bequeme faltige Schlafrock — es war sein Vater, aber durch den Tod entstellt. Wilhelms Haar sträubte sich empor, seine Zähne schlugen aneinander, die Kniee schlotterten ihm. Der gespenstische Greis richtete sich in dem offenen Portale hoch empor, erhob beide Arme und rief mit hohler Stimme: „Gehe hin zu Deinen Gelagen, Du mit dem Cainszeichen, an Deiner Stirn, mit dem Fluche auf dem Haupte!" — Und es rasselten beide Thüren ins Schloß, der Gesang schwieg und die Orgel verstummte. „Mein Vater," stammelte Wilhelm „mein alter Vater! — Es war wohl nur ein schwerer Traum, eine Abirrung meiner Sinne! — Aber es mahnte mich mächtig an ihn — er ist in den Siebzigen, wer weiß wie nahe dem Sarge! Und meine gute Mutter — — mein sanftes liebendes Weib! — — Ach ich bin ein verworfener verlorner Mensch!" — Der Sturm bließ ihm ins Antlitz; seine Seele war gelichtet. —

Er kehrte um und schlug den Weg nach seiner Wohnung ein. Jetzt schien ihn der Wind zu tragen, er befand sich in unglaublich kurzer Zeit an der Thür des Hauses — in seinem Zimmer. Da saß die junge Frau mit rothgeweinten Augen und gefalteten Händen — sie hatte so eben gebetet. „Komm, meine Elise," sprach Wilhelm, die Ueberraschte innig an seine Brust drückend, „nimm einen Mantel um, wir wollen zu den Aeltern hin, ich habe mich unterwegs anders — eines Bessern besonnen. Wir wollen dort das Neujahr feiern."

„Wilhelm!" rief seine Gattin, „wollen wir das wirklich, mein lieber Mann?"

„Ei warum denn nicht, mein Närrchen!"

Schnell war sie gekleidet und beide erreichten die Wohnung der Alten, die Arme fest in einander geschlungen, wie ein Paar Brautleute. — Das flackernde Lämpchen schimmerte ihnen entgegen, also waren die Aeltern noch auf. Eben holte die Mutter die Gläser, die dampfende Bowle harrte — es war dreiviertel auf zwölf Uhr. „Nun werden wir bald mit einander anstoßen," sprach sie, „und doch ohne allen Groll, nicht so?" — „Der soll mit dem alten Jahre begraben werden, Herzensfrau!"

Da öffnete sich rasch die Thür und das junge Paar trat herein; „Herr Du mein Gott!" rief die Mutter freudig überrascht, blickte aber voll Besorgniß auf ihren Alten. Wilhelm aber gönnte diesem keine Zeit zu reden, er eilte auf ihn zu, umarmte den etwas Widerstrebenden mit großer Herzlichkeit und rief: „Der Groll soll mit dem alten Jahre begraben werden, sagten Sie so eben, manches Andre auch, mein Leichtsinn, meine Thorheit! — Mit dem neuen Jahre will auch ich ein andrer Mensch werden, für mein gutes Weib redlich sorgen, für Euch ehrwürdige Aeltern! Sie sind auf Pension gesetzt, lieber Vater — da bringe ich eine kleine Spende zum Neujahr," — bei diesen Worten zog er die für das Spiel bestimmten Goldstücke hervor und

legte sie auf den Tisch — „verschmähen Sie das Schecflein des — verlornen Sohnes nicht!"

Der Greis schaute wie verklärt dem Sohne ins Antlitz, das Thränen der Reue benetzten. „Herzensjunge, mein lieber Sohn," rief er, „Gott segne Dich tausendmal, daß Du Deine Aeltern so unaussprechlich glücklich machst." Wilhelm kniete nieder, die Mutter weinte Thränen der Freude, Elise blickte voll Glückseligkeit auf den geliebten Gatten. „Siehst Du Vater," flüsterte die Matrone, „ich habe es immer gesagt, sein Herz ist gut!" Alle umarmten einander unter Zähren der Freude und Rührung. Da schlug es zwölf. Man füllte die Gläser und sie klangen zusammen auf Friede und Gesundheit. Draußen jubelten die Leute „Neujahr!" Freudenschüsse erschallten aus den Fenstern und von dem Thurm der Marienkirche ertönten die Posaunen: „Nun danket alle Gott." —

Die Erzählung des thüringischen Candidaten. *)

Als ich zum ersten Mal im Jahr 1766 nach Berlin kam, wurden mir bei Visitirung meiner Sachen auf dem Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen weggenommen. Der König, sagte man mir, hätte schon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verschlagen lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hieher, in die königliche Residenz, — auf den — Packhof! — Contrebande! — Contrebande! — Das war ein schöner Willkommen! Ich entschuldigte mich mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wissen können, was Seine Majestät in Dero Ländern verbieten lassen.

Der Packhofs-Inspector: Das ist keine Entschuldigung. Wenn man in eine solche Residenz reisen und daselbst verbleiben will, so muß man sich nach Allem genau erkundigen und wissen, was für Geldsorten im Schwunge gehen, damit man nicht durch Einbringung verrufener Münze Gefahr laufe.

Ich: Was soll ich denn anfangen? Sie nehmen mir ja sogar unschuldig die Gelder weg! Wie und wovon soll ich denn leben?

Packhofs-Inspector: Da muß Er zusehen, und ich will ihm sogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem Packhofe visitirt worden, so müssen solche von der Stelle geschafft werden.

Es wurde ein Schiebkarrner herbeigerufen, meine Effecten fortzufahren; dieser brachte mich in die Judenstraße in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab und forderte vier Groschen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam herbei, und als er sah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da könnte ich wohnen, Essen und Trinken wolle er mir geben; und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angst. In dem weißen Schwan spannen Fuhrleute aus und logiren da, und so kam denn ein gewisser Advocat B. dahin und hatte sein Werk mit den Fuhrleuten; mit diesem wurde ich bekannt und klagte ihm meine unglücklichen Fata. Er verobligirte sich, meine Gelder wieder herbeizuschaffen und ich versprach ihm für seine Bemühung einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm fortgehen, und so kamen wir denn in ein großes Haus; da ließ B. durch einen Bedienten sich anmelden, und wir kamen in Continenti vor den Minister. Der Advocat trug die Sache vor und sagte unter Andern: „Wahr ist es, daß der König die Batzen ganz und gar verschlagen lassen; sie sollen in seinem Lande nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin extendirt sich das Edict nicht so weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll ꝛc." — Hierauf fing der Minister an zu reden: „Monsieur, seid Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Ich höre, Ihr habt Lust auf die Stadtvogtei! Redet weiter, Ihr sollt zu der Ehre gelangen ꝛc." — Was thut mein Advocat? Er submittirte sich und ging zum Tempel hinaus; ich hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so war B. über alle Berge; und so hatte er denn meine Sache abgemacht bis auf die streitigen Punkte.

Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König supplicando anzutreten, das Memorial aber müsse ganz kurz, gleichwohl aber die contenta darinnen sein. Ich concipirte eins, mundirte es und ging damit mit dem Aufschluß des Thors, ohne nur einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben (o der Verwegenheit!), in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich auch so glücklich, sogleich den König zum erstenmale zu sehen. Er war auf dem Schloßplatze beim Exerciren seiner Soldaten. Als dieses vorbei war, ging er in den Garten, und

*) Aus der soeben erschienenen zweiten Auflage von Franz Kugler's Geschichte Friedrichs des Großen. Leipzig bei Lorck.

die Soldaten auseinander; viele Officire aber blieben auf dem Platze und spazierten auf und nieder. Ich wußte vor Angst nicht, was ich machen sollte, und holte die Papiere aus der Tasche. Das war das Memorial, zwei Testimonia und ein gedruckter thüringer Paß. Das sahen die Officiere, kamen gerade auf mich zu und fragten, was ich da für Briefe hätte. Ich communicirte solche willig und gern. Da sie gelesen hatten, so sagten sie: „Wir wollen Ihm einen guten Rath geben. Der König ist heute extragnädig, und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe er ihm auf dem Fuße nach. Er wird glücklich sein.“ Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß; da griffen sie zu. Einer nahm mich beim rechten, der andere beim linken Arm. Fort, fort in den Garten! Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den König auf. Er war bei einem Gewächse mit den Gärtnern, bückte sich und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier mußte ich stehen, und die Officiere fingen an in der Stille zu kommandiren: „Den Hut unter den linken Arm! — Den rechten Fuß vor! — Die Brust heraus! — Den Kopf in die Höhe! — Die Briefe aus der Tasche! — Mit der rechten Hand hochgehalten? — So steht!“ — Sie gingen fort und sahen sich immer um, ob ich auch so würde stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie beliebten, ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie eine Mauer, voller Furcht.

Die Officiere waren kaum aus dem Garten hinaus, so richtete sich der König auf und sah die Maschine in ungewöhnlicher Positur dastehen. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchstrahlte; er schickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er solche in die Hände bekam, ging er in einen andern Gang, wo ich ihn nicht sehen konnte. Kurz darauf kam er wieder zurück zu dem Gewächse, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging gerade auf ihn zu. O wie allerhuldreichst redete mich der große Monarch an: „Lieber Thüringer! Er hat zu Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das Brod gesucht, und sie haben Ihm beim Visitiren der Sachen auf dem Packhofe Sein mitgebrachtes thüringer Brod weggenommen. Wahr ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nichts gelten; aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: „„Ihr seid ein Fremder und wisset das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln; gebt solche wieder zurück nach Thüringen und lasset Euch andere Sorten schicken,““ aber nicht wegnehmen. Gebe er sich zufrieden: Er soll sein Geld cum Interesse zurückerhalten. Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes Pflaster; sie verschenken da nichts; Er ist ein fremder Mensch; ehe er bekannt wird und Information bekömmt, so ist das bischen Geld verzehrt; was dann?“ — Ich verstand die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu groß, daß ich hätte sagen können: Ew. Majestät haben die allerhöchste Gnade und versorgen mich. — Weil ich aber so einfältig war und um nichts bat, so wollte er mir auch nichts anbieten. — Und so ging er denn von mir weg, war aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sah er sich nach mir um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen solle. — Und so ging denn das Examen an:

Der König: Wo hat er studirt?

Ich: Ew. Majestät, in Jena.

Der König: Unter welchem Prorector ist er inscribirt worden?

Ich: Unter dem Professor Theologiae Dr. Föetsch.

Der König: Was waren denn sonst noch für Professoren in der theologischen Facultät?

Ich: Buddäus, Danz, Weissenborn, Walch.

Der König: Hat Er denn auch fleißig Biblica gehört. —

Ich: Beim Buddäo.

Der König: Das ist der, der mit Wolffen so viel Krieg hatte?

Ich: Ja, Ew Majestät. Es war —

Der König: Was hat Er denn sonst noch für nützliche Collegia gehört?

Ich: Ethica et Exegetica beim Dr. Föetsch, Hermenevtica et Polemica beim Dr. Walch. Hebraica beim Dr. Danz. Homiletica beim Dr. Weissenborn, Pastorale et Morale beim Dr. Buddäo.

Der König: Ging es denn zu Seiner Zeit noch so so toll in Jena her, wie ehedem, daß die Studenten sich ohne Unterlaß mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kömmt:

Wer von Jena kömmt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

Ich: Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode gekommen, und man kann dort anjetzt sowohl, als auf andern andern Universitäten, ein stilles und ruhiges Leben, führen wenn man nur das dic cur hic? observiren will. Bei meinem Anzuge schafften die Durchl. Nutritores Academiae (Ernestinischer Linie) die sogenannten Renommisten aus dem Wege und ließen sie zu Eisenach auf die Wartburg in Verwahrung setzen; da haben sie gelernt ruhig sein.

Und da schlug die Glocke Eins. „Nun muß ich fort,“ sagte der König, „sie warten auf die Suppe.“ —

Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Officiere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gingen mit dem Könige in's Schloß hinein und kam Keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze stehen, hatte in 27 Stunden nichts genossen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war's wohl eine Kunst, das Heulen zu verbeißen.

In dieser Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhusar aus dem Schlosse und fragte: „Wo ist der Mann, der mit meinem Könige in dem Garten gewesen?" Ich antwortete: „Hier!" Dieser führte mich in's Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Husaren waren. Der Husar brachte mich an einen kleinen Tisch, der war gedeckt und stand darauf: eine Suppe, ein Gericht Rindfleisch, eine Portion Karpfen mit einem Gartensalat, eine Portion Wildpret mit einem Gurkensalat. Brod, Messer, Gabel, Löffel, Salz war alles da. Der Husar präsentirte mir einen Stuhl und sagte: „Die Essen, die hier auf dem Tische stehen, hat Ihm der König auftragen lassen und befohlen, Er soll sich satt essen, sich an Niemand kehren und ich soll serviren. Nun also frisch daran!" — Ich war sehr betreten und wußte nicht, was zu thun sei, am wenigsten wollte mir's in den Sinn, daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen sollte. Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen; als er sich weigerte, that ich, wie er gesagt hatte, nnd ging frisch daran, nahm den Löffel und fuhr tapfer ein. Der Husar nahm das Fleisch vom Tische und setzte es auf die Kohlpfanne; ebenso continuirte er mit Fisch und Braten und schenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht satt. Den Confect, dito einen Teller voll großer, schwarzer Kirschen und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter in's Papier und senkte mir solche in die Tasche, auf dem Rückwege eine Erfrischung zu haben. Und so stand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige von Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. Der Husar räumte auf. Den Augenblick trat ein Secretarius herein und brachte ein verschlossenes Rescript an den Packhof, nebst meinen Testimoniis und dem Passe zurück, zählte auf den Tisch fünf Schwanzdukaten und einen Friedrichsd'or: „Das schicke mir der König, daß ich wieder nach Berlin kommen könnte. Hatte mich nun der Husar in's Schloß hineingeführt, so brachte mich der Secretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt; zu dem brachte er mich hin und sagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, Ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen." Ich ließ mich durch den Secretarium noch einmal unterthänigst bedanken für alle königliche Gnade, setzte mich auf und fuhr davon.

Als wir nach Berlin kamen, ging ich sogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditionsstube, und überreichte das königliche Rescript. Der Oberste erbrach es; bei Lesung desselben verfärbte er sich, bald bleich, bald roth, schwieg still und gab es dem Zweiten. Dieser nahm eine Prise Schnupftabak, räusperte und schneuzte sich, setzte eine Brille auf, las es, schwieg still und gab es weiter. Der Letzte endlich regte sich, ich sollte näher kommen und eine Quittung schreiben: „daß ich für meine 400 Reichsthaler ganze Batzen so viel an Brandenburger Münzsorten, ohne den mindesten Abzug, erhalten." Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen, mit der Ordre: „Er sollte mit mir auf die Jüdenstraße in den weißen Schwan gehen und bezahlen, was ich schuldig wäre und verzehrt hätte." Dazu gaben sie ihm 24 Thaler, und wenn das nicht zureichte, solle er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König sagte: „Er soll seine Gelder cum Interesse wieder bekommen," daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Thaler 4 Groschen 6 Pfennig, die ich in acht Wochen verzehrt hatte, und so hatte denn die betrübte Historie ihr erwünschtes Ende.

Miscellen und Anekdoten.

Auf der Löwenburg bei Kassel lag vor der westphälischen Zeit eine Invalidencompagnie als Besatzung. Nach Stiftung des Königreichs Westphalen begnügte man sich damit, diese unschuldigen Krieger eine neue Uniform an- und einen neuen Eid ablegen zu lassen; sonst blieben sie in ungestörter Vergessenheit. Als der Kurfürst Wilhelm I. im November 1813 seine Erblande wieder in Besitz genommen hatte, wurden nebst allem Andern auch sofort die herkömmlichen täglichen Spazierfahrten nach Wilhelmshöhe und der Löwenburg, wo man sich beeilt hatte, die alten kurhessischen Uniformen nebst Zöpfen und anderem Zubehör hervorzusuchen, wieder hergestellt. Gleich bei der ersten derselben trat der bejahrte Unteroffizier nach dem frühern Herkommen an den Schlag des kurfürstlichen Wagens und meldete: „Habe Ew. Königl. Hoheit unterthänigst zu vermelden, daß seit Höchstdero letztem Hiersein nichts Neues vorgefallen." Von 1806—1813 nichts Neues! Und soll solche Meldung dem Kurfürsten unter Allem, was er bei seiner Heim-

lehr sehen und hören mußte, so ziemlich am besten gefallen haben.

— Dem alten Dessauer (Leopold von Dessau) brachte ein Adjutant einen schriftlichen Befehl wieder, der ihm von demselben ertheilt worden war und den er trotz aller Mühe nicht entziffern konnt. Der alte Dessauer sah lange sein Geschriebenes an, konnte es aber ebenfalls nicht herausbekommen und gab es endlich dem Adjudanten wieder, indem er sagte: „Aber Schwerenoth, ich hab's auch nicht geschrieben daß ich es lesen soll, sondern Ihr."

!! (Der Grobschmied als Schauspieler.) In St— in Hinterpommern, wurde unlängst von der Schauspielertruppe des Herrn Bröckelmann die Posse „Heymann Levi aus Meseritz" gegeben, und zwar zum Benefice zweier beliebter Schauspieler. Ein dortiger Einwohner, Namens Kniebusch und seines Zeichens ein Grobschmied, wurde unter der Benennung „Theaterfreund" auf dem Theaterzettel als Heymann Levi angekündigt, und veranlaßte einen außerordentlichen Zulauf von Zuschauern. Sein Spiel war für einen Dilettanten gut genug, obwohl es für einen Schauspieler von Fach ein sehr mittelmäßiges gewesen wäre, aber es hatte doch den Erfolg, daß er am Schluß mit wüthendem Applaus hervorgerufen wurde. Der Vorhang geht auf, der Grobschmied macht seine Verbeugung mit der Anrede: hochzuverehrendes Publikum! (Souffleur, helfen Sie mir, was soll ich sagen?) als plötzlich eine kreischende Stimme aus dem Parterre ertönte: „Du sollst Dir wat schämen, geh' nach Haus an Deinen Ambos, Du Ludrian! dat is besser als Schauspielen!" Diese öffentliche Zurechtweisung kam von des Grobschmieds Ehefrau, und hatte zur nächsten Folge, daß dieselbe mit merkwürdiger Hast und dem Kopfe zuerst zur Thüre hinausbalancirt wurde. Kniebusch soll seiner Frau übrigens Folge geleistet, aber in unglücklicher Verwechselung sie selbst für den Ambos gehalten haben.

— In einer türkischen Stadt waren bei der Durchreise des Sultans keine Empfangsfeierlichkeiten, Diners, Dejeuners u. s. w. getroffen. Man empfing den Sultan einfach, aber herzlich, und gab ihm sonst viele Beweise rührender Anhänglichkeit. Ein hoher Hofbeamter wunderte sich indeß, daß alle Festivitäten in einer so großen Stadt unterblieben wären. „Pascha," entgegnete der befragte Oberste der Stadt: „unsere Stadt hat aus alter Zeit Schulden und außerdem laufen Hunderte von Kindern ohne Schulen umher. Die Vertreter der Stadt haben es daher für ihre Pflicht gehalten, jede unnöthige Ausgabe so lange zu vermeiden, als bis die dringendsten Bedürfnisse befriedigt sind." Der Hofmann war so ehrlich, dem Sultan diese Antwort mitzutheilen. Derselbe zog einen kostbaren Ring vom Finger und übersandte ihn dem Stadtobersten mit den eigenhändig geschriebenen Worten: „Ich muß Dir zeigen, daß ich es hochachte, wenn man gewissenhaft seine Pflicht thut, und nicht durch glänzende Feste seinen Landesherrn über den wahren Zustand des Landes zu täuschen sucht."

— Die Schlesische Zeitung erzählt eine artige Geschichte von einem Freiburger Arzt, einem leidenschaftlichen Kartenspieler, der Nachts vom Spieltisch zu einem Fieberkranken gerufen wurde. Er fühlt dem Kranken nach dem Puls und zählt, in Gedanken noch bei der nicht geendeten Partie: Eins; z ei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, Bube, Dame, König.

— Folgende Anekdote erzählt man sich von zwei Brüdern, August und Ludwig R . . . ., die zu Berlin Professoren waren. Der jüngere stack tief in Schulden; der ältere hingegen war als ein solider und trefflicher Mann allgemein bekannt. Letzterer gerieth einst in eine plötzliche Geldverlegenheit. Er ging daher zum nächsten Geldmäkler, um die nöthige Summe zu borgen. Den darüber ausgestellten Schuldschein unterschrieb er: „August R . . . ., ordentlicher Professor der Rechte." Als dieses der Mäkler gelesen, sagte er: I Jott, Herr Professor, dat brauchten Se man jar nicht drunter zu schreiben, det Se der ordentliche sinn. Globen Se, ick kenne Ihnen recht jut, un weeß, det Se Ihr Herr Bruder nicht sinn. Ja, den werden mer kein Geld nich borgen, ne, Jott bewahre."

— Ein Lehrer examinirte seine liebe Schuljugend, besonders in dem Capitel der Uebertretung der Gebote. — Nach einer Weile fragte er auch einmal: „Nun sage mir an, N., was sind verbotene Wege? Ich habe es euch vorhin auseinander gesetzt." Alles schwieg; er fragte noch einmal und hielt eine Weile inne. Da rief endlich einer der weit unten sitzenden Knaben: „Ich weiß es, Herr Cantor!" — „So recht, mein lieber Andreas, du bist doch immer ein aufmerksamer Knabe; also was sind verbotene Wege?" — „Wu de Strohwische stecken!" antwortete Andreschen.

— Als der König Friedrich Wilhelm I. einst durch die Straßen von Berlin ritt, trat ihn ein Buchbinder Namens Reichard an, und klagte, daß er seit mehrern Jahren eine Beschwerde bei dem Magistrat angebracht habe, aber keine Abhülfe erlangen könne, wobei er zugleich Manches über angebliche schlechte Wirthschaft der Behörde mit einfließen ließ. Der König, der ohnehin nicht zum Besten auf den Magistrat zu sprechen war, erwiderte dem Buchbinder: „Ihm soll geholfen werden; ich werde Ordre ergehen lassen. Da Er aber so gute Kenntniß von der Wirthschaft des Magistrats besitzt, so werde ich Ihn zum Rathsherrn machen, damit Er die Kerle observiren und mir Nachricht geben kann." — Auf Königl. Befehl ward der Buchbinder auch wirklich als Rathsherr eingeführt, wohnte den Sitzungen regelmäßig bei, empfing sein Gehalt und änderte danach seinen Sinn, indem er nunmehr keine weiteren Unregelmäßigkeiten wahrnahm. Bald nachher begegnete ihm der König wieder und machte ihm sogleich Vorwürfe, daß er ihm keine Rapports von der schlechten Wirthschaft des Magistrats erstatte. Der Buchbinder entschuldigte sich dadurch, daß er, seitdem er zum Magistrat gehöre, ganz anderer Ansicht geworden sei. Da sagte der Monarch ganz ärgerlich: „Ihr seid Alle Schelme! Wenn Ihr nicht mitregiert, so raisonnirt Ihr, und wenn Ihr denn endlich mitregiert, so macht Ihr's wie die Andern."

— Ein Bettler redete einen Hauptmann an: „Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiger Herr — Sie haben mir einst das Leben gerettet?" — „Ich Dir!" — „Ja wohl, ich war Soldat in Ihrer Compagnie, und als Sie in der Schlacht bei Jena sich aus dem Staube machten, war ich der Erste, der Ihrem Beispiele folgte, und so war ich gerettet.

(Charakteristik.) Während des letzten Krieges in Spanien traten drei Soldaten, ein Deutscher, ein Albaneser und ein Zigeuner, in das Gastzimmer eines Wirthshauses. Ueber dem Kamine lag eine Uhr, die allen Dreien auffiel. Als sie das Wirthshaus verlassen hatten, sagte der Deutsche: „Das war eine schöne Uhr, mir thut es leid, daß ich sie nicht kaufen konnte.“ — „Ich bedauere, daß ich sie nicht genommen habe“, sagte der Albaneser. „Ich habe sie in der Tasche!“ sagte der Zigeuner.

— Sicherstes Mittel, einen Hund vom Tollwerden zu bewahren, soll laut einer amerikanischen Zeitung darin bestehen, ihm den Schwanz knapp hinter den Ohren abzuschneiden.

— In einem geographischen Werke heißt es über Schmalkalden: „Die Hauptnahrung der Einwohner sind Eisenwaren.“ Guten Appetit!

(Ein colossaler Druckfehler.) Als Bethovens Adelaide zuerst mit Text in einer österreichischen Stadt gedruckt erschien, las man darüber statt „Sanft mit Nachdruck“ — Sauft mit Nachdruck.

Entstehung des Sprichworts:

(Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt.)

Ein römischer Senator,
Verlebte lange Zeit,
Mit seiner schönen Gattin
In Lieb und Einigkeit.
Doch plötzlich drang auf Scheidung
Der so beglückte Mann,
Und niemand konnt' es denken,
So viel man rieth und sann.
Und alle seine Freunde —
Und die — der Frau zumal
Versuchten zu verhindern
Den leidigen Scandal.
Sie priesen ihre Reize,
Die Tugend, allbewährt —
Ihr häuslich- stilles Walten,
Von jedermann verehrt.
Doch er blieb unbeweglich,
Und fest bei dem Beschluß:
Entgegen streckt er ihnen
Als Antwort seinen Fuß; —
„Wer, frägt er, wird nicht loben
Den Schuh, so schön gestickt?
Und doch kann niemand wissen,
Wo dieser Schuh mich drückt?“

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Der Herbst macht sich bereits in den Toiletten bemerklich, welche in dieser Woche geliefert wurden, denn obwohl man noch immer den frischen leichten Sommerputz trägt, so wird doch kein neuer mehr gemacht. Die seidenen Kleider werden alle mit Spitzen, mit Posamentirarbeit oder Sammet garnirt. Die Leibchen gehen noch immer sehr hoch hinauf. An einfachen seidenen Kleidern dagegen sind die Leibchen westenartig offen. Die glatten Leibchen bilden noch die Mehrheit, besonders an den Kleidern, die verziert werden. Die Aermel folgen dann, d. h. sie werden eben so verziert, wie das Leibchen und der Rock. Die Oberröcke, welche ein in lockere oder feste Falten gelegtes Leibchen haben, können nur schwach garnirt werden, etwa mit einer Reihe Knöpfe oder mit gefälteltem Bande. Die Aermel, welche fast immer oben eng und unten etwas weiter sind, werden meist an den Bündchen in Falten gezogen. Die vorn gestickten Kleider sind sehr modisch und werden modisch sein. Die meiste Verschiedenartigkeit bemerkt man in den offenen Ueberröcken, die bald anmuthig und einfach sind, bald sich dem Schurz der Indianerinnen nähern, bald durch ihre Weite und die reiche Verzierung an die orientalischen Gewänder erinnern; diese stehen auf einem sehr eleganten Unterkleide offen und heißen Sultaninnen. Die mit weißen Soutaichbörtchen spitzenartig benäheten Nankin-Oberröcke gelten für ein elegantes Negligé; sie haben eine runde Taille und Schößchenleibchen passen sehr gut dazu; die Aermel sind ganz eng und der Rok wird durch kleine hängende Knöpfe zugemacht. Früh zum Spazierengehen trägt man dazu kleine Gärtnerinnenstrohhüte mit einem einzigen Sammetbande und ein Langshawl oder eine Mantille von broschirtem Muslin mit spitzen Zacken vervollständiget den Anzug. Für die Soiréen lieben die eleganten Damen die Kleider von glasirtem Taffet oder gestreiftem Pekin mit ausgeschnittenem Leibchen und Spitzencanezou. Die Aermel daran sind kurz und mit kleinen Volants garnirt, welche an diejenigen erinnern, welche man auf den Rock setzt. An kühlen Abenden trägt man Taffetvisiten mit Halbärmeln und man giebt da dem Remoursblau den Vorzug. Sie werden wie manche Antoinetten in derselben Art mit einer spitzenartigen Posamentirarbeit am Rande verziert. Die Damen, welche keine Volants tragen können oder die vielmehr Mannichfaltigkeit wünschen, lassen auf ihre leichten einfachen Kleider Falten machen, fünf oder sieben, je nach der Länge des Rockes. Die untere ist ziemlich breit und die anderen nehmen allmälig ab. Dennoch sind die Kleider mit Volants zahlreicher und auch die kleinen Damen können sie tragen, weil die Volants sehr leicht in Falten gezogen werden, so daß sie aussehen wie mehrere Röcke übereinander. Man trägt sehr viele kurze Aermel, selbst an den Oberröcken. Als etwas Neues in Taffet für den Herbst kündiget man den Pomona-Taffet an, der außerordentlich zartgrün und bewundernswürdig violett und purpurroth glasirt ist. Auch ein neues Armband ist bereits erdacht worden, das zu diesem Taffet paßt. Auf pfirsichfarbigem Email, das hübsche Dreiecke oder vielmehr durchbrochene Rauten bildet, glänzende Vergißmeinnicht in Brillanten mit goldenen Blättern. — Auf dem Lande gefallen noch immer in sehr hohem Grade die Schmucksachen van Plantina und Gold, so wie das Theegeschirr von Silber mit eingelegtem Golde, denn es ist guter Ton Abends im Freien Thee zu trinken. Nun noch einige vollständige Anzüge: Capote von rosa Tülle, belegt mit Spitzen und mit einem Büschel hängender Rosen ohne Blätter verziert, unter dem Schirme mit rosa Tülle ausgeputzt; Ueberrock von redhuhngrauem Taffet, vorn gestickt (oder mit Schnürchen belegt) oder auch Kleid vorn schürzenförmig mit schwarzen Spitzen garnirt; Shawl oder Langshawl von schwarzen Spitzen, Stiefelchen, in derselben Farbe wie das Kleid. Capote von Krepp und Tülle mit einem Busch von Marabouts; Kleid von seegrünem Taffet mit drei Volants von schwarzen Spitzen, über denen eine Art Stickerei von Posamentirarbeit, halb auf dem Kleide, halb auf der Spitze, hinläuft; Shawl von schwarzen Spitzen, Schuhe von schwarzem Taffet. Capote von Krepp mit einem Büschel von vier Federn; Kleid von silbergrauem italienischem Taffet mit fünf Volants von dem Kleidstoffe, ausgezackt; Shawl von dunkelblauem Crêpe de Chine mit reichen bunten Stickereien; Stiefelchen wie das Kleid. — Morgen-negligé: Häubchen von gesticktem Muslin mit Band garnirt; Hauskleid von broschirtem Seidenzeuge, mit kirschrothem Atlas gefüttert; weite unten offene oben geschlitzte Aermel; die

kirschroth bis an den Elnbogen geschnürt sind, wo sie in drei Troddeln endigen; schürzenförmig gesticktes Unterkleid mit Revers, die ebenfalls gestickt sind.

Herren-Mode. Alle neue Herrenmoden betreffen jetzt ausschließlich die Anzüge zum Reiten und zur Jagd. Zum Reiten trägt man Fracks mit kurzen Schößen, großen Revers und zwei Reihen Knöpfen, damit sie ganz zugeknöpft werden können. Sie gehen gar nicht sehr übereinander und die Revers laufen oben mit dem Kragen zusammen, wie an einem Rocke mit einer Knopfreihe. Die Schößen sind rundlich geschnitten und müssen hinten offen sein. Auch sehr weit müssen sie sein, damit sie sich breit auf den Sattel legen. Die Beinkleider sind halbeng und meist hellgrau. Die Weste ist von weißem Piqué und gerippt. Dazu trägt man endlich eine Mütze von Sammet mit lakirtem Schild oder einen niedrigen Hut. Die Jagdanzüge sieht man namentlich so bequem und zweckmäßig als möglich eingerichtet, so daß der Jäger sich ganz frei bewegen kann. Ein Haupterforderniß bei diesen Anzügen ist ferner ihre Wasserdichtigkeit. Die Röcke, die man trägt, haben meist nur eine Reihe Knöpfe und sie sind ganz so geschnitten, wie die Waffenröcke der Soldaten. Der Schooß ist weit und mit großen und tiefen Taschen versehen. Auch der Kragen ist sehr breit, damit er im Regenwetter emporgeschlagen werden kann.

Erkärung der Modenkupfer.

1. Jagdanzug. 2. Kurzer Rock mit langer Taille. Weste mit breitem Shawl. 3. Kleid mit Stufen. 4. Langshawl. Sommer-Burnuß.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei **Julius Helbig** in Altenburg.

Verlag von **R. Büchner.** Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und vierteljährl. eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patrone 22½ Ngr.

Expedition



III. Quartal.

2) Mit blos mnatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer allein 12½ Ngr.
4) Ohne Modedkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespattene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Die Hochzeit in Emden*).

Die schöne Marie war die Tochter des reichen Herrn Stöveken und in bee ganzen Stadt Emden bekannt durch ihre Anmuth und feine Gestalt. Der reiche Herr Stöveken that sich aber auch etwas zu Gute auf sein holdseliges Töchterlein, und wenn er fein geputzt, in braunem Bürgerwams mit silbernen Knöpfen und schwarz sammtnem Uebeewurf, geziert mit der feinen Halskrause von Mechelner Spitzen, Sonntags zur Kirche ging, und die Leute alle ihm und der züchtig neben ihm herschreitenden Tochter nachsahen, etliche auch wohl stehen blieben und sich über die Schönheit Maciens Bemerkungen zuriefen — that ihm das im Herzen wohl, und mitunter kam er aus seiner Andacht in der Kirche und sah ringsum, sich daean ergötzend, daß mancher junge, schöne Mann nach Macien blickte und das Beten ganz und gar vergaß. Marie aber schaute frommen Sinnes in ihr Gesangbuch und sandte keinen Blick in der Kirche umher, und wenn sie nach Hause schritt an ihres Vaters Seite, senkte sie züchtig die Augen zu Boden, wie es die Sitte in alten Zeiten von jungen Mädchen forderte. Deshalb priesen die Leute von Emden nicht nur ihre Schönheit, sondern lobten auch ihre Zucht und Frömmigkeit. Ob nun Marie niemals ihren Blick verstohlen aufgeschlagen und ihr Auge das Auge eines jungen Mannes getroffen, wie es trotz aller frommen Sitte bei jungen Mädchen in alten und neuen Zeiten vorkommen soll, wußte Niemand zu sagen. Doch war außer ihrem Vater noch einer, den sie dreist und ruhig anblickte und mit dem sie ohne Scheu sprach und verkehrte. Das war Jan Aldekerk. Freilich war der mit ihr aufgewachsen, und sie kannte ihn von Kindesbeinen an. Seine Muttee wae eine entfernte Verwandte des reichen Herrn Stöveken gewesen und war frühzeitig ihrem Manne in das Grab gefolgt, ohne etwas Anderes zu hinterlassen, als ihren kleinen Sohn Jan, den sie ihrem Vetter Stöveken vermachte. Dieser hatte sich auch nicht geweigert, die Erbschaft anzutreten, und den kleinen Jan in sein Haus aufgenommen, wo er fröhlich und munter aufwuchs, mit der kleinen Marie, die drei Jahre jünger als er wae, spielte und, ohne sich viel Gedanken zu machen, nach und nach zu einem jungen Manne ward, dem ein hübsches Bärtchen um Lippen und Mund floß.

---

*) Aus dem später erscheinenden „Niederrheinischen Volkskalender." Herausgegeben von Red. Benedix. Wesel, Bagel, 1847.

Doch mit dem Barte kamen auch die Gedanken. Jan überlegte eines Tages, wie doch so Manches anders geworden sei in der letzten Zeit. Wenn früher Marie mit ihm in Hof und Garten herumgelaufen war, wenn er sie hatte schaukeln dürfen, so hoch seine jugendlichen Kräfte sie zu werfen vermochten, wenn sie ihn auf die Bäume geschickt hatte, um Aepfel zu holen, und dann die Leiter weggenommen, daß er mühsam seinen Rückweg suchen müssen, wenn sie am Ende selbst mit auf die Bäume geklettert war — so geschah von alledem nichts mehr. Marie war selten mehr im Hofe, sondern saß desto mehr in der Stube am Spinnrocken; in den Garten ging sie wohl noch zuweilen, aber sie sprang nicht mehr darin umher, und auf Bäume war sie schon sehr lange nicht mehr gestiegen. Als Jan diese Bemerkungen machte, grübelte er darüber nach, worin wohl der Grund davon liegen möchte, und sah sich deshalb Marien oft und immer öfter an, ob er keine Veränderung an ihr bemerkte. Und von dem vielen Ansehen wurde ihm ganz sonderbar zu Muthe. Jan hatte plötzlich auch nicht mehr viel Freude daran, im Hofe herumzulaufen, sondern saß gerne in der Stube, wenn sein schönes Bäschen spann. Auf die Bäume stieg er wohl zuweilen, doch nur, wenn sein Bäschen Aepfel zu essen verlangte, und wenn er dann einen recht schönen, besonders rothwangigen Apfel hangen sah, so stieg er so hoch in die immer dünner werdenden Aeste hinauf, daß Marie jeden Augenblick fürchten mußte, er falle herunter und breche den Hals, und ihm das verwegene Klettern ernstlich verbot. Jan aber ließ nicht nach, bis er den rothbackigen Apfel erlangte, und hatte überhaupt seine absonderliche Freude daran, Leib und Leben auf das Spiel zu setzen, wenn er dem schönen Mühmchen einen Dienst risten konnte.

Herr Stöveken aber hatte von diesen Veränderungen nichts bemerkt, und ging ganz ehrbar Sonntags in die Kirche, wie oben des Breiteren vermeldet worden.

Endlich eines Tages trat Jan den reichen Herrn Vetter an und sprach folgende Worte: „Ich bin nun einundzwanzig Jahre alt, Herr Vetter, und es ist wohl an der Zeit, daß ich mit Ernst daran denke, was aus mir werden soll."

Herr Stöveken schaute auf und bemerkte zum ersten Male, daß Jan ein stattlicher, hübscher Bursche war. Er konnte gar nicht begreifen, wie das so rasch gegangen, oder daß er es nicht schon früher gesehen. Das ging nun wohl ganz natürlich zu, denn Jan war nach und nach jeden Tag um einen Tag älter geworden, und wenn man nicht besonders Acht giebt, so gewöhnt man sich ganz unversehens an die Veränderungen, welche die Zeit mit sich zu bringen pflegt. Herr Stöveken schaute also den Burschen verwundert, aber nicht ohne Wohlgefallen an und fragte: „Was ist denn Deine Meinung, Jan, was soll denn aus Dir werden?" Dieser erwiderte ganz unbefangen: „Ich meine, Herr Vetter, Ihr gebt mir Marien zur Frau, nehmt mich in Euer Geschäft und pflegt auf Eure alten Tage der Ruhe, wie Ihr es wohl verdient habt nach langer Arbeit und Sorge." Herr Stöveken schaute den Burschen groß an und versetzte ruhig: „Der Meinung bin ich aber nicht, Jan. Ich habe Dich in meinem Hause aufgezogen und für Dich gesorgt, wie es ein Vater thun kann; daraus aber folgt noch nicht, daß ich Dich auch zum Erben einsetze von Allem, was ich habe. Und hast Du das gehofft, so dünkt mich, Du habest Deine Forderungen ein wenig zu hoch gespannt. Marie muß einen reichen Mann heirathen, und der ist bereits gefunden, denn mit dem alten Anders ist die Sache bereits vor langen Jahren abgemacht. Sein Sohn bekommt Marien, und nach Neujahr ist die Hochzeit. Uebrigens wird es gut sein, wenn Du jetzt aus dem Hause kommst, und da Du selbst danach strebst, etwas werden zu wollen, und damit Du siehst, daß ich es gut mit Dir meine, will ich noch ferner für Dich sorgen. Der alte Hafenwächter ist gestorben, und die Herren vom Rathe werden wohl mir zu gefallen Dir den Posten übertragen. Das ist ein hübsches Amt, Du kannst es da noch weiter bringen, kannst einmal Hafenmeister werden und wirst auch Deine Grillen bald vergessen, wenn Du Dich immer in dem bunten Gewimmel der Schiffe umhertreibst."

Solchen Bescheid erhielt Jan Aldekerk von dem reichen Herrn Stöveken.

Jan ward wirklich Hafenwächter. Als er aus dem Hause schied und von Marien Abschied nahm, reichte sie ihm die Hand und sagte betrübt: „Lebe wohl, Jan! Es wird jetzt traurig im Hause werden, wenn Du fort bist, denn Niemand wird mir mehr vorlesen aus den alten Chroniken, und Aepfel wird mir auch Niemand mehr holen." Der Bursche wußte nichts darauf zu erwidern, es kribbelte ihm ganz sonderbar in der Nase und den Augen, er drückte Schönbäschen die Hand und ging niedergeschlagen fort.

Sein neues Amt brachte ihm wohl manche Zerstreuung. Er mußte den einlaufenden Schiffen ihren Platz anweisen, mußte darauf sehen, daß alle Schiffe ordentlich befestigt waren, damit nicht eines gegen das andere durch den Wellenschlag getrieben wurde und Schaden entstand; er mußte Acht haben, daß sich kein loses

Gesindel im Hafen umhertrieb, damit nichts gestohlen würde, und dergleichen Dinge mehr. Da gab es nun ein munteres Treiben Tag und Nacht, und Jan Alderkerk hatte viel zu thun, so daß er immer seltener an sein schönes Bäschen dachte. Das ging den Sommer und den Herbst hindurch, und der Winter kam heran. Nun begann eine langweilige Zeit für den neuen Hafenwächter. Der Frost kam zeitig und war hart. Die Ems brachte erst Eis, dann fror sie und endlich der ganze Dollart zu. Das war faule Zeit für den guten Jan. Wenig Schiffe nur waren noch da, und die lagen geborgen und überwinterten. Der Hafen war öde und leer. Weil nun Jan wenig zu thun hatte, so dachte er den ganzen Tag wieder an sein schönes Bäschen, und je mehr er an sie dachte, desto weher ward ihm zu Sinne. Wenn er nun vollends bedachte, daß zum neuen Jahre die Hochzeit mit dem jungen, reichen Herrn Anders sein sollte, so meinte er schier, er müsse irgend etwas Tolles thun, um das zu verhindern. So viel stand endlich bei ihm fest, in Emden war seines Bleibens nicht mehr. Mochte Hafenwächter sein, wer wollte, er dachte zur See zu gehen. Auf dem wilden Meere meinte er seine traurigen Gedanken am besten vergessen zu können. Und es that ihm leid, daß Alles eingefroren war, daß er nicht gleich hinaus konnte; denn Tag auf Tag verging, immer näher kam Weihnachten, und gleich nach Weihnachten fängt ja das neue Jahr an, und mit dem neuen Jahre kam die Hochzeit, die er nicht erleben wollte.

In das Haus des Herrn Stöveken war er nicht wiedergekommen, war auch nicht eingeladen worden. Nur Marien suchte er zuweilen in der Kirche zu sehen. Aber er wußte nicht, wie es zuging, mit seiner Andacht im Gotteshause war es dann vorbei.

Es war ein Gerede in der ganzen Stadt gegangen, er junge Herr Anders, der lange in Holland gewesen, be dort mit einem Mädchen sich versprochen und habe h lange geweigert, Marien zu heirathen. Niemand rste aber, ob etwas an der Geschichte war. Die reich Herren in den reichen Städten pflegten auch nicht vi danach zu fragen, was ihre Söhne und Töchter für Mungen hatten. Wenn die Geschäfte gut zusammen pan, so ward eine Heirath zwischen ihren Kindern ver bet und wie ein Geschäft abgeschlossen. Ein abgesch enes Geschäft aber war den alten Kaufleuten eine unve chliche Sache, und etwaiger Widerspruch ihrer Kinde wurde für kein Hinderniß angesehen. Kurz, die Sache it dem jungen Anders mochte sein wie sie wollte, die H eit zwischen ihm und Marie Stöveken kam heran.

Eine Hochzeit wurde aber in alten Zeiten nicht so hastig abgemacht, als bei uns. Da gab es Festlichkeiten wohl acht Tage lang. Absonderlich aber, wenn zwei reiche Häuser sich verbanden, wie die ehrbaren Herren Stöveken und Anders, da mußte es hoch hergehen. Es war auch nicht anders möglich, denn da die ganze Verwandtschaft eingeladen werden mußte, und Geschlechter, die jahrelang in einer Stadt blühen, immer mit der ganzen Stadt verwandt sind, so war es keine Kleinigkeit, die ganze Verwandtschaft zu bewirthen.

Also begannen die Schmausereien und Festlichkeiten; die Hauptfestlichkeit aber sollte auf dem Dollart, den Tag vor der Trauung, gefeiert werden. Solch schöne Eisbahn wie dieses Jahr kam nicht allzu häufig und mußte benutzt werden. Liebt man doch in Holland und Friesland das Eisfahren mit großer Leidenschaft.

Weit von der Stadt waren auf dem Eise Zelte erbaut. Fässer mit Bier und Wein waren hingeschafft, Berge von Fleisch und Brod und Kuchen waren aufgethürmt — galt es doch, den Reichthum der beiden Häuser im glänzendsten Lichte zu zeigen. Und so begann die Fahrt, Männer und Frauen mit Schlittschuhen an den Füßen, die älteren auf Eisschlitten. Beinahe die ganze Stadt war eingeladen, und was nicht eingeladen war, lief so mit, um die Herrlichkeiten anzuschauen.

Emden war wie ausgestorben, Niemand war zurückgeblieben, als einige alte Weiber — und Jan Alderkerk, der Hafenwächter. Zwar war er feierlichst zur Hochzeit eingeladen worden, hatte aber sagen lassen, sein Amt erlaube ihm nicht, vom Hafen wegzugehen. Denn sein Bäschen auf der Hochzeit zu sehen, dünkte ihm doch gar zu hart. Da kam es ihm aber gar zu öde vor in seinem Häuschen, und er wanderte hinaus an den Hafen. Wie still, wie todtenstill, wo sonst so reges Leben war! Das paßte so recht zu seiner Stimmung, und er malte sich in Gedanken aus, wie fröhlich Alles draußen auf dem Eise sein müsse, wie freudig sich Alles auf dem blanken Eise wiege in toller Lust — und er war einsam, allein, verlassen. O, daß doch der Südwind käme und Thauwetter brächte, daß die Schiffe flott würden und er hinaus könnte auf das wilde Meer!

Der Südwind wehte aber schon seit achtundvierzig Stunden — er hatte es nur nicht gemerkt, weil ihm die Hochzeit den Kopf ganz verwirrt hatte. Und wie er so dastand am Hafen und schaute auf das helle Eis, siehe, da sickerte das Wasser plötzlich durch am Rande und quoll hervor wie ein helles Brünnlein. Erschrocken wandte er sich um und schaute nach der Wetterfahne — der Wind kam aus Süden, und er bemerkte jetzt, daß

er ihn ganz warm anwehte. Das war Thauwetter! Der Schnee knisterte nicht mehr unter seinem Fußtritt— er faßte eine Hand voll, und sie ballte sich zusammen. Das war Thauwetter! Plötzlich tönte ein furchtbarer Knall in sein Ohr — das Eis hatte einen Sprung bekommen von einem Ufer zum andern, und mächtig quoll das gelbe Wasser aus dem Sprunge hervor! Jan wußte nicht, was er beginnen sollte. In höchstens einer halben Stunde mußte das Eis gebrochen sein und die Ems treiben. Und draußen war die ganze Stadt auf dem Dollart und ahnte keine Gefahr. Wenn sie nicht augenblicklich gewarnt wurden, waren sie verloren. Alle— und seine Marie mit! Doch wie sie warnen? Ehe er hinaus kam, war es zu spät — und wenn es nicht zu spät gewesen wäre, wie die ganze Menschenmasse rasch genug in Kenntniß von der drohenden Gefahr setzen? Horch, ein neuer Knall — dort wieder einer — immer stärker quoll das Wasser hervor — da schießt es ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Er eilt in sein Haus, ergreift einen Feuerbrand und steckt sein Dach an. Er schleppt Stroh herbei, wirft Holz hinein — in wenigen Minuten steht das Haus in Flammen. Das werden sie sehen, dachte er, und eine Feuersbrunst bringt sie gewiß bald zurück!

Und sie sahen es draußen.

Angstvoll stand Jan am Ufer, Knall folgte auf Knall, wie ein fernes Gewitter donnerte die Ems, die Eisdecke bewegte sich, hob sich, höher schwoll die Fluth, überall brach das Wasser hervor — da sah er die ersten Schlittschuhläufer in Hast und Eile daher kommen, und hinter ihnen in buntem Gewimmel, in größtem Rennen die Hochzeitsgäste, die ganze Bevölkerung von Emden. Bald merkten sie auch die Gefahr, denn sie liefen schon bis an die Knöchel im Wasser, und eilig suchten sie ans Ufer zu kommen. Da endlich kam auch Marie — er sprang hinzu, reichte ihr die Hand und zog sie ans Ufer. Und Alle waren gerettet, Keiner war umgekommen. Aber es war die höchste Zeit gewesen, denn kaum war der Letzte am Ufer, da brach der Eisgang los, die Ems sprengte ihre Fesseln, sie wuchs von Minute zu Minute und wälzte die mächtigen Eisblöcke hinab in die See.

Jan Albekerk stand vor den Vätern der Stadt. Sie rühmten ihn ob seines raschen und muthigen Entschlusses. Er hatte die ganze Bevölkerung Emdens vom sichern Tode gerettet, und sie wollten ihn belohnen. Er aber sagte, er wolle keine Belohnung, denn ihn könne nichts erfreuen. Und als sie weiter in ihn drangen, bekannte er offenherzig, wie ihm zu Sinne war. Da lächelten die alten Herren und hießen ihn nach Hause gehen, sie wollten ihm weitere Botschaft senden.

Darauf beriefen sie die Hochzeitsväter und eröffneten ihnen, wie ihre Hochzeit beinahe die ganze Stadt ins Verderben gestürzt und daß sie ganz besonders verpflichtet wären, den Retter der Stadt belohnen zu helfen. Die beiden Hochzeitsväter forderten Bedenkzeit; dann überlegten sie sich die Sache, und da der junge Herr Anders wirklich in Holland eine Liebe hatte, und nur seinem Vater zum Gehorsam in die Ehe mit Marien gewilligt, da Herr Anders nur seines längst gegebenen Wortes wegen auf die Ehe bestanden, gleichwie auch Herr Stöveken, und da endlich ein so außerordentlicher Fall, wo es ein Opfer für die ganze Stadt galt, schon ein zurückgenommenes Wort entschuldigen konnte — so viel die Ueberlegung zum Vortheile für Jan Albekerk aus.

Im nächsten Sommer waren zwei große Hochzeiten. Herr Anders hatte seine Holländerin heimgeführt, und Jan ward der glückliche Gatte Mariens. Jan und Herr Anders waren von da an die besten Freunde, obwohl der Erstere Letzteren Anfangs nicht hatte leiden mögen.

Gutes Recht.

Es sind die Bürger und Insassen der alten Stadt Glurns im Vintschgau von je berühmt gewesen ob ihrer Gerechtigkeitsliebe; davon giebt schon einen schlagenden Beweis jener weltbekannte Prozeß vom Jahre 1510, welchen sie mit ihren Feldmäusen führten, und diesen einen Fürsprecher beigaben, auch den billigsten Abzugs-Kontract mit den Thierlein eingingen.

In dieser selben Stadt lebte in unseren Tagen ein stattlicher, wohlbeschlagener Hausknecht, der in der besten Herberge des Ortes die einträgliche Gewaltherrschaft im Stalle führte, welche diesem Major domus nach gutem Brauche zufällt, und ihnen Zinsen und Ehrengaben und zehnerlei Sporteln einbringt von Fuhrleuten, Lankutschern, Heu- und Strohbauern, Roßhändlern und ähnlichem Volke. Derlei angesehene Dienstmannen befleißen sich daher auch eines ihrer Würde entsprechenden Prunkes in Kleidung und Putz, wozu sie neben sehr blank gewichsten hohen Stiefeln und einem rothseidenen Parapluì, einen dicken silbernen Ring, eine silberbeschlagene Maserpfeife und vor Allem einen ungeheuern, blauen, feintuchenen Mantel mit doppeltem Kragen rechnen, wel-

ches Kleidungsstück eigentlich ihre festliche Amtstracht ausmacht, und daher bei Hitze oder Kälte an allen Feiertagen getragen wird.

Im Vintschgau, wo es, wie die Leute dort selber sagen, acht Monate lang Winter und vier Monate kalt ist, mag ein solches Prachtstück schon weniger als ein Luxusgewand gelten, und der Rößl-Martin konnte für keinen Verschwender ausgeschrieen werden, als er am Michaelis-Markt von einem Juden Tuch zu einem neuen Mantel einhandelte, da er diesem obendrein seinen alten auf Abschlag daran gab.

Mit dem schönen, glänzenden Zeuge ging er zum Schneider Pankraz, welcher als der kundigste Scheer- und Nadelführer gilt im ganzen Umkreis der Glurnser Ringmanern, und betraute diesen mit dem Auftrage, ihm bis Martini einen Mantel anzufertigen, der seines Gleichen nie gehabt hätte, so lange es einen Rößl-Hausknecht und blaue Mäntel gibt. Der geehrte Meister versprach das Angesehene zu leisten und so ging einstweilen Martinus in der kurzen Jacke fröhlich umher trotz der unsanften Oktoberlüfte, es konnte ihn auch gar nicht frieren, da ihm im Geiste der stolze Mantel fix und fertig um die Schultern hing.

Wenn er während der Zeit dem Meister Pankraz begegnete, fragte er immer: „Wird er ein wen'g sauber, mein Mantel?" und der antwortete: „Ich hab' selbst in Augsburg und in Passau nie so ein Stück unter der Hand gehabt."

Sechs Wochen waren um, der Sonntag vor Martini glücklich erwartet, und nach gutem Schneidergebrauch erschien auch ein kurzes Viertelstündchen, ehe es zur Kirche zusammen läutete, der Pankraz mit dem sorgsam eingewickelten Prachtstücke vor dem Hausknechte im Rößl.

Als nun der Schneider mit ausgespannten Armen und einem feinen künstlerstolzen Lächeln das faltenreiche Ehrenkleid vor ihm ausbreitete und die Sonne spielen ließ auf der spiegelglatten Appretur desselben, da lachte der Martin mit dem ganzen Gesichte und wandte sich, um mit beiden Armen zugleich hineinzufahren, in die verklärende Hülle, durch die er sich als die Zierde aller Hausknechte in Glurns und Mals, ja sogar bis Nauders auf- und bis Meran abwärts zu betrachten vollkommen berechtiget war.

Doch siehe da: seine Arme konnten nirgends unterschlüpfen, er fand keine Oeffnung, und sagte endlich: „Habt Ihr mir etwa die Armlöcher zugenäht, daß ich nirgends durchkomme?"

Der Schneider dagegen fragte nicht ohne einige Ueberraschung: „Aermlöcher? — Mit Erlaubniß, ich habe nie gehört, daß man Armlöcher macht, wo keine Aermel sind."

„Ja, — was? — Hat mein Mantel denn keine Aermel?" „Nein er hat keine", entgegnete dem Verblüfften der Meister mit vielem Gleichmuth. Desto ungeberdiger schrie der andere: „O du verwunschener Geisbock, warum hast du keine Aermel gemacht? Da möchte einer doch gleich vor Gall und Aerger aus allen neun Häuten fahren!"

„Das Zeug reichte nicht dazu — und weil Ihr nicht expresse Aermel begehrt habt, machte ich eben keine, was auch die neueste Mode ist."

„Wie, — nicht genug Tuch hättest du gehabt? — Lüg', Schneider, lüg'! Die Hälfte davon hast du in die Hölle fallen lassen, sechs Aermel könnte der Mantel haben, wenn du mich nicht über's Ohr gehaut und sechs Hosen für deine Buben daraus gepfuscht hättest!"

Bei diesen ehrenrühreigen Reden stellte sich das Meisterlein aber auch auf die Beine und schüttelte mit großem Ingrimme solche Zumuthungen von sich ab, und nach langen, erläuternden Herzensergießungen forderte er den ergrimmten Hausknecht heraus, ihm zu beweisen, daß man aus dem eingehändigten Zeug einen Mantel mit Aermeln hätte machen können.

„Recht muß sein, — das Gericht soll entscheiden", schloß er, — „und wir werden sehen wer den Kürzern zieht." —

„Ja das werden wir sehen. Ich will meinen Mantel mit allen zwei Aermeln oder gar keinen", trotzte der Rößl-Martin.

In der That stund am nächsten Gerichtstag der Letztere vor dem Bureaugitter des Herrn Landrichters, legte ihm den Mantel in einem Kissenüberzug mitten hin auf die Akten und sprach dazu: „Gnaden Herr Richter, ich thät halt schön bitten, daß Sie mir sagen, ob mein Mantel nicht zwei Aermel haben muß, wie sich's gehört, und ob der Schneider-Pankraz nicht den Prozeß verspielt?"

Darüber getraute sich aber bei all' seiner Gelehrsamkeit der Beamte dennoch kein Urtheil ex abrupto abzugeben, nahm indessen hergebrachter Maßen den Rößl-Martin und auf dessen ausdrücklichen Wunsch auch seinen Mantel zu Protokoll und versprach die Streitsache zu ihrer gehörigen Entscheidung zu bringen. Sofort ward auch der Meister Pankraz vorgeladen und seine Angaben eines Breiteren zu Papier gebracht, darauf wiederum der Martin verhört und nach ihm noch einmal der Schneider, bis es endlich hieß, man müsse bei dem

in praxi niemals vorgekommenen Falle Sachverständige zu Rathe ziehen.

Vergeblich hatte bisher der Rößl=Martin in allen Winkeln gelauert, ob er nicht an einem der Pankrazischen Sprößlinge die Aermel seines Mantels in Gestalt eines Höslein oder Wämsleins erspähen könne; vergeblich selbst den Lehrbuben mit einer Halben Wein bestochen, bezügliche Andeutungen über die Fehlschnitte seines Meisters zu geben. In dieser Beziehung ging Pankratius im ganzen Wortsinn fleckenlos aus dem Kampfe hervor.

„Recht muß sein", sprach dieser würdige Glurnser Bürger, „aber mit zehn Ellen Tuch macht man keinen Doppelrad=Mantel mit Aermeln." — Die zwei vorgerufenen Schneidermeister nickten ihm stummen Beifall, und meinten, „Gnaden Herr Richter verstehen es vielleicht besser, aber wir müssen erklären, dieses Kunststück ginge über unsere Begriffe."

Somit wäre Pankraz gerechtfertiget gewesen, aber der Hausknecht ließ es dabei nicht bewenden. Er begehrte neue Kommissionen, neue Schiedsmänner. — Sieben Schneider, das ganze Zunftkollegium im Gerichtsbezirk, wurden aufgeboten, mit ihrem Werkzeuge im Richthause zu erscheinen, man versperrte sie in's Archiv, gab ihnen das Corpus delicti, und nun sollten sie judiciren, wie's um die Aermel desselben stehe.

Nach reiflichem Erwägen zertrennten sie den Mantel, und maßen nun Stück um Stück. — Da fehlte — eine ganze Elle von den zehn! Triumph, der Hausknecht und die Justizia siegen, der Schneider und die Welt gehen zu Grunde! — Doch halt; Rekurse, Einwürfe, Revisionen! — Noch zwei Meister von Nauders, ferne her, werden berufen. Sie besehen mit scharfen Brillen den zertrennten Mantel' — die sieben Weisen vor ihnen haben die Näthe=Umschläge auszubügeln vergessen, — es geschieht, man mißt abermals, und es fehlt kaum eine drittel Elle. — Wo ist der Schneider, der aus einem Drittel Tuch ein Paar Aermel mache? — Pankraz ist nun abermals glorios gerechtfertiget.

Unterdessen war der Winter vorüber und Martin immer ohne Mantel umhergegangen. Nun konnte er desto leichter appelliren. Advokaten wurden angenommen, der Mantel nach Innsbruck geschickt, und wir zweifeln nicht, daß er nach Wien reisen wird, um Gungels Urtheilsspruch unterlegt zu werden.

An dreißig Gulden hat das Prachtstück gekostet, die Prozeßkosten haben die Hunderte schon überstiegen, — zwei Vintschgauer Winter hindurch fror der Rößl=Martin ohne Mantel; — doch, sei's drum, — „gutes Recht muß sein", sagen die Glurnser, — und so erwartet er gefrornen Leibes den Ausspruch der höchsten Instanzen bis auf den heutigen Tag.

Miscellen und Anekdoten.

— Ein Geisteskranker veranlaßte am 28. v. M. in Berlin ein seltenes, aber auch ein gräßliches Schauspiel, einmal dadurch, daß er Geld, und zwar in beträchtlicher Menge, unter die Leute warf, und dann, daß er sich von einem 5 Stock hohen Hause auf die Straße herabstürzte. Nachdem der Luftschiffer Hr. Green durch seine zweite Luftfahrt Alles in Bewegung gesetzt hatte, und noch in den Lüften schwebte, füllte sich die Königstraße dergestalt mit Menschen, daß man hätte glauben mögen, Hr. Green wäre mit seinem Ballon in derselben zur Erde niedergekommen. Der Centralisationspunkt war das Hôtel zum Kronprinzen, Königsstraße 47, denn hier trug sich folgende tragische Geschichte zu. Ein Mann stand am äußeren Rande des flachen Daches des Gebäudes in schwindelnder Höhe an der eisernen Gallerie und sprach von hier herab laut zu der unten neugierig und ängstlich harrenden Menge. Sein Erscheinen auf dieser gefährlichen Stelle kündigte er durch Pistolenschüsse an, von denen einer einen Knaben auf der Straße, jedoch nicht erheblich, verletzte. Dies Pistol schien mit Glasscherben geladen zu sein. Indem der Mann seine pathetische Rede fortsetzte, warf er Geld in verschiedenen Münzsorten, namentlich Goldstücke und Cassenanweisungen, viele in Papier eingewickelt, unter andern auch Blumentöpfe, ein Pistol, endlich auch seinen Rock aus der Höhe herab, indessen man unten mit Zulangen nach blinkenden Goldstücken eifrig beschäftigt war. Inmittelst bemühte man sich, den Unglücklichen von dem gefährlichen Posten wegzubringen. Da er mit drei Pistolen bewaffnet war, so nahte man sich ihm nur mit Vorsicht, und zwei Männer, die ihm näher traten, begoß er mit Schwefelsäure. Dies Schauspiel war nun seinem Ende nahe, indem der Mann sich auf das Straßenpflaster herabstürzte, hier fiel er gegen einen Prellstein, zerbrach sich einen Arm und ein Bein und zersplitterte sich den hintern Theil des Kopfes. Nach etwa zehn Minuten endete er sein Leben. — Einige Packete Papier, welche ebenfalls aus der Höhe herabkamen, nahmen hiesige achtbare Einwohner auf und überlieferten sie getreulich der Behörde. Sie geben nähern Aufschluß über den Unglücklichen und seine Erlebnisse. Er war ein einige 40 Jahr alter Mann von kräftigem Aeußern und ward vor Kurzem in einer Provinzialstadt wegen seines Gesundheitszustandes ärztlich untersucht. Seit Mitte dieses Monats logirt er in dem obengedachten Hotel. Sein Name ist Gottlieb Graus. Er wurde durch seine Beschäftigung, Brauereien und Brennereien einzurichten, jüngst in einen Proceß verwickelt, und wähnte sich fortwährend von Personen, welche ihm nach dem Leben trachteten, so wie von Spionen umgeben. Noch in seinen letzten Schreibereien sprach er sich darüber aus. Er hat übrigens früher testamenta=

rische Verfügungen getroffen, auch seiner Geburtsstadt Kitzingen und seinem Wohnort Nürnberg Schenkungen ausgesetzt. Er hatte, wie sich annehmen läßt, schon var längerer Zeit den 28. August zu seinem Todtestage gewählt.

— In Hamburg lassen die reichen Kaufleute gegenwärtig ihre neuerbauten Häuser mit Wappen schmücken. Nun sage wieder Einer, die Geldaristokratie, der Handel kenne keinen Ahnenstolz!

— In dem Athen an der Spree regt sich der deutsche Patriotismus wieder gewaltig. Kürzlich erging von dort aus ein Aufruf an Deutschlands Patrioten, — keinen französischen Champagner mehr zu trinken. Der Aufrufende geht nämlich mit der edlen Absicht um, einen Aktienverein Behufs der Fabrikation deutschen Champagners zu Stande zu bringen, der Deutschland von dem jährlichen Tribut in diesem Artikel an Frankreich im Betrag von 3 bis 4 Millionen Thaler befreien soll.

— Das Ende der Welt naht! Im Brandenburgischen hat man bei dem Bau der Berlin-Magdeburger Eisenbahn ein Loch durch die Erde entdeckt, das kein Ende nehmen will und eine bodenlose Tiefe verrathen soll. Hineingeworfene Baumstämme, Balken, Quader, Faschinen ꝛc. sind spurlos verschwunden, und man hat nun, da keine Hoffnung vorhanden, hier ein haltbares Fundament zu gründen, auf einem bedeutenden Umwege die Stelle vermeiden müssen.

— Prinz Albert wurde kürzlich mit einer seltsamen Adresse von dem Mäßigkeitsverein von Liverpool beglückt. Der Verein ersucht darin den Gemahl der Königin von England dringend, auf Mittel zu denken, die den vielen Fällen von Trunkenheit vorbeugen, welche jedesmal von Toasten auf seine Gesundheit regelmäßig stattfinden.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Toiletten in den besuchtesten Bädern sind in diesem Augenblick besonders schön und zum großen Theile neu. Man sieht sehr hübsche Kleider von Muslin, die gestickt sind und über Unterkleidern von Taffet, mit himmelblauen Mantillen von Taffet getragen werden, so wie seidene Kleider in Rosa, Blau, Apfelgrün und Lachsfarbe. Die beiden letzten Farben sind vorzugsweise beliebt und das Apfelgrün ist, damit es unter einem neuen Namen erscheine, Pomona genannt worden. Der Pomonataffet namentlich wird sehr viel zu Kleidern benutzt. Auch Herbstüberröcke sieht man bereits und sie haben vorn herunter häufig eine Reihe Perlenverzierungen in Glöckchengestalt oder sie sind mit Glasknöpfen in der Farbe des Stoffes zugemacht. Auf manchen Kleidern haben wir eine Berthe von dem Zeugstoffe gesehen, die auf den Achseln geschlitzt war, um die Pagenschleifen mit langen Enden durchzulassen. Diese Berthe wird, entweder mit schwarzer Spitze garnirt oder als Revers aufgesetzt, viel getragen werden, weil sie an fast alle neue Kleider gemacht wird. Die Lachsfarbe ist unter den hellen Farben eine der beliebtesten und wird namentlich von den Brünetten vorgezogen, wie das Pomona von den Blondinen. Die Zughüte sind leichter als je und die schwarzen Spitzen werden fast zu allem Ausputze verwendet. Die durchscheinenden offenen Ueberröcke sind meist mit leichtem und hellem Taffet gefüttert, namentlich die von einfarbigem Barège, die Farbe mag sein, welche sie will. Die Mantillen, die Visiten und alle diese niedlichen Ueberwürfe mit den verschiedenen oft so seltsamen Namen zeigen bereits Veränderungen im Schnitt, bis das große Geheimniß der Winterfaçon ganz enthüllt wird. Sehr beliebt sind noch immer die Mantillen von weißem Taffet, die man mit rosa oder blauem Taffet füttert und mit passender Posamentirarbeit verziert. Einige sind mit einem Volant von gleichem Stoffe umgeben und haben darüber einen andern von Spitzen. Einige Visiten sind 2—3fach mit Zacken besetzt und für den Morgen trägt man vorzugsweise dunkelgrüne oder dunkelblaue. Die Mantillen von gesticktem Muslin werden mit weißer, rosa oder citrongelber glatter Gaze gefüttert. Die Kleider von italienischem Taffet putzt man gern mit mehreren Reihen offener Fransen aus, die rund um den Rock herumlaufen oder mit einer sevillanischen Posamentirarbeit, die schürzenförmig aussieht. Die glatten Leibchen werden mit Draperien versehen und die Aermel, welche auch Fransen haben, müssen einen weißen gestickten Unterärmel sehen lassen. Zu den Soiréen hat man meist Kleider von Krepp mit drei oder vier Röcken von ungleicher Länge, deren jeder mit einer Kreppruche versehen ist, an der sich wieder eine schmale offene Franse befindet. Andere Kleider dieser Art sind von indischem Muslin mit einem Unterkleide ebenfalls von Muslin mit drei Volants von breiten Spitzen, die mit Bandschleifen aufgenommen sind; ferner Kleider von italienischem Taffet in hellen Farben mit zwei Röcken, von denen der zweite in gewissen Entfernungen von Montespan-Bouquetts aufgenommen ist; endlich Kleider von weißem einfarbigem Seidenmuslin mit Volants bis an den Gürtel, die mit sehr schmalen Silberschnürchen benähet sind. Im Haar trugen die Damen zu den Soiréen natürliche Blumen und die Garnitung der Kleider muß dann dieselbe n

Erklärung der Figurentafel.

Patrone I. Die Figuren 1 — 5 sind der Patron eines Fracks. Man wird bemerken, daß die Figuren 1 — 5 Patronen sind, die als Leib- oder Ueberrock dienen können. In Betreff der Formen des Rückens und des Untertheils des Leibchens haben sie beinahe dasselbe Maaß: der Unterschied liegt unten im Revers, was mit dem Vordertheil verbunden und am ersten Knopf verenget, gut für einen Leibrock steht. Was den Ueberrock betrifft, so kehrt die Linie im Gegentheil wieder zurück, weil im angegebenen Punkt, wo die Naht unter der Gürtellinie ist, das Untertheil vom Vordertheil dieselbe Richtung nimmt, wie die Borte des Schooßes. Hinsichtlich eines einreihigen Ueberrockes muß das Vordertheil um 3 Cent. in seinem ganzen Umfang weiter sein. Ein kleiner Ausschnitt kann oben im Revers gemacht und das entgegengesetzte Theil verengt werden. Die Seite wird übergeschlagen und aus den neuesten Erklärungen weiß man, daß das Seitenstück sich an der Seitennaht ein wenig losmacht und erweitert, um nicht oben das Seitenstück zu weit an die große Seitennaht zu setzen. Durch die Verlängerung der Taille entsteht ein Wiederberühren, wodurch der Widerstand stärker wird, wenn der Schooß nicht bei Ermangelung der Herrentaille zunimmt; dieses Wiederberühren erzeugt Falten, die von der Vorderseite des Aermellochs herrühren, und sich in der Mitte der Seiten verlieren, und beweisen, daß dies Theil zu enge ist; Nichts ist leichter abzuhelfen, weil man an den Seiten Nath und an den Falten Rand lassen kann, ohne beim Versuch genirt zu sein. Was den Schooß des Leibchens anbelangt, so ist zu bemerken, daß dessen gerade Richtung beim Seitenstück endigt, die Falte war nur die Verlängerung der Seitennaht, welche dem verlängerten Theil entnommen ist, nämlich daß bei einem ausgeschweiften Schooß, und bei dem, der am Vordertheil schräg ist, der Rand eng sein kann, indessen muß man nicht glauben, daß etwas Entfernung beim Schooß, welcher an der Schenkelseite aufliegt, besser sei, um so mehr, da man bei den meisten Leibröcken die Schöße so läßt, daß sie eher fortgehen als sich öffnen. Das Genre des Ueberrockschooßes ist mit dem eines Leib-

☛ Zur gefälligen Beachtung. ☚

rockes gleich, nämlich daß das Niederschlagen der Vorderseite dasselbe ist, als das der Falte des Leibrockes. Die Weite des Ueberrockschooßes kann veemehrt oder vermindert werden, obschon es für dieses Muster eine Bedingung giebt, die nämlich, daß man das Vordertheil flach gegen den Schooß legt, ihn streitig macht, und 12 — 15 Cent. vem Rande entfernt, sogleich das Vordertheil wiederkreuzt. An der Naht der kleinen Seite und beim Versetzen der Vorderseite, um sie so zu stellen, daß sie die Seite berührt, und vorn wieder zunimmt, muß das Seitenstück einerseits gegen die Unterseite reichen und anderseits gegen die Fortsetzung des Oberschooßes, dann endet bei dem Leibrock die Richtung der Falte durch die Verlängerung der Untertheile. Um die Oberfalten einfach zu machen, und nicht die falsche Breite an den Knöpfen zu bekommen, muß man, wie bekannt, das Seitenstück, den Oberschoß und die Rückseite vereinigen.

Patrone II. Die Fig. 6. 7. 8. sind Patronen eines Leibrockes, welcher unten an den Revers leicht fortgearbeitet ist., Man kann ihn mit einer oder zwei Reihen Knöpfen machen und mit oder ohne Revers. Um die Zeichnung im Großen zu machen, sowie der Constructionsberechnung wegen, muß man bei den Ziffern einer gewissen Ordnung folgen, damit sich der Grundriß des Musters besser ins Gedächtniß einpräge. Man weiß, daß die Ziffern zwei Ausmessungen (Berechnungen) anzeigen; die Längen geben gewöhnlich von Oben nach Unten und haben nur einen Scheidungspunkt; die Breiten sind verkehrt und haben eben so viel Scheidungspunkte als Linien. Was den Rücken betrifft, so gehen die Längenpunkte vom Halse aus; die Punkte 13—16 sind für die Stellung und Höhe der Schulterbreite; 47 ist die Stellung der Taille und Gürtellinie; 54 ist für den Einschnitt die Mitte, was eine Verlängerung von 7 Ct. hervorbringt. Die Breiten sind von 0—6 für den Hals; 13—16 dienen als Scheidungspunkte der Schulterbreite, die mit 20 bezeichnet ist; 4 bei 47 ist die Taillenbreite; 5 bei 54 die zweite Breite der Verlängerung. Das Ganze der Construction kann sich durch Ziffern wiederholen, indem die längeren zuerst gesetzt werden, 0—13—16—47—54 und die Breiten darunter 6—10—20—4—5. Was das Vordertheil betrifft, so gehen die Längepunkte von der Linie aus, welche nach dem Halse führt, desgleichen die Seitenlinie 0—4, für die Halshöhe; 8 für das Schultertheil; 10 für die Höhe des Revers, 21 für die S[illegible]n- und Vordertheile des Armlochs; 26 für das Obertheil des Armlochs und für die Breiten des Vordertheils [illegible]34, damit der Punkt oder die Rundung der Seite, die Linie [illegible]rühre; 50 für das Fallen der Hüfte und für das Untertheil des Revers; 54 ist gewöhnlich der Punkt, welcher bis an die Seite geht, bei den verlängerten Taillen ist nur ein Schlußpunkt, um die Lendenhohlung und die Weite des Gürtels zu bemerken; 57 führt noch zwei Winkel, wovon einer zum Seitenstück und der andere zum Vordertheil gehört. Der Punkt 62 geht zum Seiten- und zum Untervordertheil, und befindet sich deshalb in derselben Lage als die Seiten. Die Punkte der Breiten erklären sich auf folgende Art, und wiederholen sich; 22—0 ist für das Oberschultertheil; der Höhepunkt 23—4 ist für die Höhlung des Halses; dieser Punkt giebt gewöhnlich um 1 Ct. mehr als jener. Der Punkt 4½—8 ist für die Schulterspitze; es versteht sich, daß dieser Theil mit dem Rücken übereinstimmen muß, so daß das Vordertheil über die Besetzung hinweggeht. 37—10 ist die Höhe des Vordertheils; beim Neigen des Halses oder beim Verengen der Brust ändert sich der Punkt und ist folglich eine neue Ziffer zu nehmen: 4—21 die Seitenspitze, welcher Theil hineinleitt, weil die Seite unten erweitert ist. 17—21 das Vordertheil des Armlochs und die Stelle, wo die Naht der kleinen Seite fällt. 41 der Rand der Vorderseite; dieser Punkt hat wieder eine andere Breite, welche von der Seitenlinie herkommt und ist nicht, wie einige glauben, die Ziffer, welche die Brustweite anzeigt. 15—16—50 der Seitenschnitt, welcher eine Erweiterung von 1 Ct. in diesem Theile hervorbringt, wenn die Seite fort ist, und sich ein Keil am Vordertheil befindet. Der Punkt 40 auf der Linie von 50 herkommend, ist fürs Untervordertheil, welcher ein wenig erweitert ist, weil das kleine lange Stück eine Verengung hervorbringt. 13—57 der Winkel des Vordertheils; 18 der Winkel der Seitenfalte; 37—62 das Untervordertheil; die zwei Punkte 4—4 unten die Seitennaht.

Patrone. III. Fig. 9. Eine gerade Weste; wo das Hinter- und Vordertheil zusammen berechnet ist. Die Stellungspunkte sind auf der Zeichnung alle genau angegeben.

Patrone. IV — VII. Die Pantalons Fig. 10—13 sind von ungewöhnlicher Construction und sie haben nur den Zweck, mit neuen Versuchen bekannt zu machen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Hut mit Feder. Mantelet Lamballe mit schwarzen Spitzen besetzt. Kleid mit schmalen Besätzen. 2. Hut mit Feder und Halbschleier. Indischer Cachemirshawl. Glattes Kleid. 3. Frack mit runden Schößen, aber vorn mit Einschnitt. Lange gestreifte Weste. Halbenge Beinkleider. 4. Frack mit breiten Revers, lange gestickte Weste. Halbenge Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei **Julius Helbig** in Altenburg.

Verlag von **N. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden, die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Die fahrenden Schauspieler.

Haben Sie schon einen Leiterwagen mit einer wandernden Schauspielergesellschaft gesehen? Schwerlich! Ja, solchen Aufzug erblickt man nicht alle Tage, deshalb muß ich Ihnen die Sache etwas näher beschreiben. Denken Sie, Sie wären als stiller Beobachter mit auf dem Leiterwagen und sähen sich Ihre Umgebung rechts und links ein wenig an. Vorn beim Kutscher erblicken Sie den Theatermeister, mit dem von Staub, Schminke und theatralischen Rührungen schillernden Gesicht. Er lächelt vergnüglich vor sich hin, qualmt mit dem Kutscher um die Wette den gemeinsten Tabak und kümmert sich um die Welt nicht. Der Heldenspieler, welcher stets durch die Donnertöne seines Kraftorgans die Herzen des schönen Publikums zu erschüttern weiß und auch in dieser Stadt keine unbedeutende Ravage während seiner Anwesenheit unter den Schönen anrichtete, befestigt ein grünes Band, das Angebinde seiner Geliebten, um den weißen Strohhut und ruft dieser, eben an ihrem Hause vorüberfahrend, noch ein kräftiges Lebewohl zu. Die erste Heldin und Anstandsdame, welche ihm gegenüber sitzt, rümpft ein wenig das Näschen, doch tröstet sie sich mit dem Gedanken, daß ihre unwiderstehlichen Reize, ehe eine Viertelstunde vergeht, den Schmetterling wieder in das Garn gelockt haben werden. Der Naturburschenspieler und der Spitzbuben-Darsteller bilden schroffe Gegensätze zu einander: der Erstere mit dem offnen, ehrlichen, milchbärtigen Gesicht — der Andere mit der eckigen, lauernden Physiognomie, welche durch die buschigen Brauen und eine tief in das Gesicht gedrückte schwarze Pelzmütze etwas Widriges erhält.

Auf der Reise herrscht gewöhnlich die größte Harmonie unter dem wandernden Völkchen; gleiches Schicksal kettet aneinander, denn es laboriren die Schauspieler auf der Reise oftmals alle an einer Krankheit: an der Geldbörsen-Schwindsucht — Ich wagte es nicht, diese Einigkeit durch irgend etwas zu stören, obgleich meine corpulente Nachbarin, die komische Mutter, welche sich nach ihrem allerletzten Manne Madame Stengel nennen läßt, mir durch ihren schwarzen Schooßhund eine widerwärtige Nächste ward. Ich hätte lieber all' die Kinder auf dem Wege mir zur Seite gewünscht, als die dicke Personage. Fortwährend sprang der Hund von einer Seite zur anderen, leckte, schnüffelte und zerrte an meinen Kleidern, so daß ich vor Angst nicht wußte wohin. Und anstatt, wie es die andern machten, mit den

Händen die Leiter des Wagens zu umklammern, um einen sichern Platz zu erringen, mußte ich mir beide Ohren zuhalten, und purzelte durch die unbarmherzigen Stöße des schwerfälligen Fuhrwerks alle Augenblicke von den schwerfälligen Gesitze herunter, zu lautem Gelächter Anlaß gebend. — Der Dicken zur Seite sitzt die Souffleuse: Madame Grünspan, mit dem weiß und rothübertünchten, runzlichten Gesicht, der blonden Perrücke, dem weißen Atlashut mit Rosen und Vergißmeinnicht und dem zeisiggrünen Umschlagetuch. Ein kleiner Hund, nicht größer als ein Maulwurf, ruht schlummernd auf dem Schooße der Holden. Der Ausdruck ihres Gesichts hat etwas Melancholisches, Leidendes, und ihre Augen, um die, etwa wie um die Ruinen alter Burgen, ein dunkler Kreis sich zieht, ruhen wohlgefällig auf dem jungen Gefährten. Beide Damen, Madame Stengel und Madame Grünspan, haben ihre Männer durch irgend ein unglückliches Ereigniß verloren, und beide leben der süßen Hoffnung, diesen Verlust recht bald durch einen andern würdigen Gegenstand ersetzt zu sehen. Doch wehe dem, der in ihre Hände geräth!

Das sogenannte Faktotum der Gesellschaft, Herr Silberstoff, hat schon per pedes das Weite gesucht, für ein schmackhaftes Mittagsessen zu sorgen, und dem achtbaren Künstlerverein eine würdige Aufnahme zu verschaffen! eigentlich aber, um seine werthe Person den Luchsaugen des Wirthes zu entziehen, welcher durch das Hinterlassen einiger Theatereffecten seine Forderung gar nicht gedeckt wissen wollte. Die Sache war gerichtlich und also langweilig geworden, und Herr Silberstoff haßt nichts so sehr, als die Langeweile. Das beweist der schnelle Wechsel seiner Liebschaften: allen Theaterdamen, der Reihe nach, macht er den Hof, und mit jeder steht er auf freundlichem Fuße. Sehen Sie, da kommt er uns entgegen. Er dreht sich zierlich und gewandt von einer Seite zu der andern, wirft hier ein Kußhändchen, dort ein Paar verliebte Blicke hin. Dieser Dame nimmt er den Hund, jener das Kanarien-Vogelbauer vom Schooße; für diese bestellt er flugs eine Tasse Bouillon, für jene eine Schaale Thee. Man sollte glauben, Silberstoff habe viele schlaflose Nächte, so hohläugig blicken die matten Augen. Siehe da, wie theilnehmend er sich nach dem Befinden der Souffleuse erkundigt, welche von dem warmen Hauch des Morgens die weiße und rothe Schminke vom Gesicht verloren hat, und aussieht, wie eine Gypsfigur auf dem Kopfe eines hausirenden Italieners. „Du bist blaß, Louise!" ruft der Besorgte in voller Extase. Er ist stolz darauf, solche hochpoetische Floskeln anbringen zu können. Sein ganzes Wesen besteht aus aufgeschnappten Floskeln und aus dem, was er im täglichen Umgang mit Schauspielern gewann. Schulkenntniß fehlte ihm gänzlich, seine Schule war das Theater. Daß diese Schule keinen Gelehrten, sondern einen auf alle möglichen Ränke und Kniffe sich verstehenden Komödianten aus ihm machte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Derlei Menschen sind bei der Bühne die gefährlichsten.

Die Caravane bewegte sich, nachdem sich Alles gehörig restaurirt hatte, wieder langsam und ruhig fort. Der Bagagewagen mit Kisten, Kasten und Decorationen vorauf, der Leiterwagen mit Menschen, Hunden und Kanarienvögeln hinterher. Wenn nicht eine kleine Verdrießlichkeit zwischen dem Spitzbuben-Darsteller und dem Naturburschen-Spieler vorgefallen wäre, welcher Ersterer den Letzteren vom Wagen werfen wollte, könnte ich stolz sagen, die Fahrt sei ohne Scandal von Statten gegangen.

Der Abend brachte uns endlich dahin, wo man Thaliens Priestern einen bescheidenen Tempel erbaut hatte. Im Viehhof sollten wir, auf Geheiß des Principals, einstweilen absteigen; aber der Wirth schnitt beim Anblick der bestaubten Gäste, Kanarienvögel und Hunde bedenkliche Gesichter und schien keine besondere Lust zu haben, uns aufzunehmen.

Bei aller Inconsequenz des Schauspielers behauptet derselbe in gewissen Stellungen eine Willensfähigkeit die zu bewundern ist. Mit Stolz, mit Verachtung wurde die kleinliche, engherzige Philisterseele behandelt, und ehe 10 Minuten vergingen, stand der Viehhof wieder in seinem alten Glanze da. Sie können leicht denken, mit welcher Zudringlichkeit die neuen Ankömmlinge die Gasthöfe bestürmten; diese aber waren von den vielen Badegästen so überfüllt, daß man an kein baldiges Unterkommen denken durfte. Am andern Morgen erfuhr ich von dem Kellner in einem Gasthofe, daß noch um Mitternacht einige Damen, in Begleitung von Hunden und Kanarienvögeln, Quartier gesucht hätten.

Am nächsten Sonntag sollte „die Schule des Lebens" von Raupach aufgeführt werden, aber den Schülern fehlte es an Garderobe, um in der Schule anständig erscheinen zu können. Der Bagagewagen war natürlich mit Arrest belegt worden; endlich, nach langem Hoffen und Harren, als die Sonne schon hoch am Firmamente brannte und die hochlöbliche Direction in ihrer Herzensangst schon manche Tasse Kaffee zu sich genommen hatte, bewegte sich der ersehnte Wagen dem Theatergebäude zu.

Die Maske.

Erzählung von Max Schmidt.

Der Abend war hereingebrochen, die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Thürme des Städtchens B., des Zieles meiner Reise. Wer so wie ich daselbst die ihm bestimmte Braut finden sollte, und dabei noch immer die Gefühle einer ersten Jugendliebe im Herzen nicht verwischen konnte, dem wird es keineswegs befremdend scheinen, wenn mir beim Anblicke des freundlichen Städtchens sonderbar zu Muthe wurde.

B. war meine Vaterstadt; bereits im zehnten Jahre hatte ich dieselbe verlassen und sollte sie nun nach einem Zeitraume von fünfzehn Jahren wieder sehen, und nachdem ich durch volle acht Jahre als lustiger Bruder Studiosus das bunte Treiben der Residenz, und durch sieben Jahre das nicht minder bewegte Leben eines Zöglings im Dienste des Mars kennen gelernt, die Gesellschaft eines alten, vom Podagra geplagten Onkels und einer grämlichen Tante belustigend finden. Mein Postillon, ein junger, rüstiger Bursche, trieb zwar seine Pferde, in der Hoffnung auf ein reichliches Trinkgeld mit Wort und That, rüstig vorwärts, doch hatten wir noch immer eine gute halbe Stunde bis B. zu fahren. Ich nahm daher meine Cigarrenbüchse zur Hand, meinen treuen Reisegefährten, und schmiegte mich gemächlich rauchend in die Wagenecke, indem ich die bunten Bilder der verlebten Tage noch ein Mal die Revue passiren ließ. Ich hatte kaum das zehnte Jahr erreicht, als mich mein Onkel, ein reicher Gutsbesitzer, mit heilsamen Lehren und Ermahnungen zu seinem Freunde, dem Advocaten Sternfeld, in die Residenz schickte, unter dessen Aufsicht ich daselbst das Gymnasium und die philosophischen Studien absolviren sollte. Sternfeld war ein freundlicher Vierziger, er wußte mir den Aufenthalt in seinem Hause, das eigentlich unter der Leitung seiner Gemalin stand, recht angenehm zu machen. Ich war ein muthwilliger, aber dabei gutherziger Bursche, der sich bei seinen leichtsinnigen Streichen bald zurecht weisen ließ, und ich bin überzeugt, daß meine Eltern, wenn sie mir nicht durch den Tod, ehe ich sie recht kennen lernte, entrissen worden wären, an ihrem Söhnchen Karl manche Freude erlebt hätten.

Sternfelds Töchterlein, die kleine Fanni, welcher die Eltern mit aller Liebe anhingen, wurde meine Jugendgespielin; so lebhaft ich war, so sanft zeigte sie sich, und ich muthwilliger Junge gerieth oft mit ihr in Streitigkeiten, die dann, wenn ich ein Stündchen gelacht und sie einige Augenblicke geweint hatte, gewöhnlich mit einer höchst tragi-komischen Versöhnungsscene endeten.

So verflossen meine Knabenjahre mitunter recht angenehm, und als ich mich dem Ende meiner Studien nahte und mir mein Onkel schrieb, ich möchte mich nun entscheiden, welchem Stande ich für meine Lebenszeit angehören wolle, beschloß ich das Soldatenleben zu versuchen, welches meinem lebhaften Temperamente am meisten zusagte, wiewol es Onkel und Tante und auch Sternfeld lieber gesehen hätten, wenn ich mich der juridischen Laufbahn zugewendet und mit der Zeit ein tüchtiger Gerichtsactuar geworden wäre. Es wurde also im Rathe der Alten beschlossen, mich zum Cavallerie-Regimente Prinz C* abzugeben, sobald ich nach vollendeter Philosophie das achtzehnte Jahr erreicht hätte. Mit Ungeduld sah ich dem Momente entgegen, der mich von der leidigen Schulfuchserei erlösen und meine Wünsche realisiren sollte. Besser Pulverdampf, als Actenstaub! besser Säbel und Czako, als Gänsekiel und Schlafmütze!

Doch nicht ich allein war von Jahr zu Jahr größer und älter geworden, auch die liebe kleine Fanni hatte sich zu einem schönen, anziehenden Mädchen herangebildet, und als ich dem achtzehnten Jahre als kräftiger und — ich darf es wol sagen — auch als hübscher Jüngling entgegen trat, war sie zu einer, in voller Jugendblüthe strahlenden Jungfrau herangereift. Schon als Kinder hatten wir uns lieb gewonnen, doch wie theuer wir uns wechselseitig waren, erfuhren wir erst, als die Stunde unserer Trennung immer näher rückte. Ich schwur der Holden, ohne sie nicht leben zu können, und das schüchterne Mädchen ließ sich erröthend meine Liebesbetheuerungen gefallen. Nun schienen wir uns mit einem Male viel fremder geworden, da wir uns gerade mehr zu nähern wünschten, und mit dem Geständnisse der gegenseitigen Liebe war jene kindliche Unbefangenheit, mit der wir uns früher entgegen kamen, verschwunden. Am Vorabende meiner Abreise zum Regimente, welches in Italien lag, gelobten wir uns ewige Treue und der Bund wurde mit einem innigen Kusse besiegelt. Mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit verließ ich Sternfelds Haus, der mich mit Segnungen und Glückwünschen in die Welt schickte. Auch mein Onkel war von B. aus zu meiner Abreise gekommen, versah mich mit Geld und guten Lehren, und nach einem fröhlichen Abschiedsschmause, der mich und meine gute Fanni sehr wehmüthig stimmte, trennte ich mich unter Umarmungen, Händedrücken und mit nassen Augen von meinen Ver-

wandten, Freunden und von meiner lieben Herzenskönigin.

Die bunte Reihe der neuen Begebenheiten und Verhältnisse, in welche ich nun verflochten wurde, verscheuchte gar bald meine düstere Stimmung. Ich begann in Verona, unter Italiens heiterem Himmel meine selbstgewählte Laufbahn, auf der ich einen solchen Eifer entwickelte, daß ich nicht nur die Gunst meiner Oberen bald gewonnen, sondern nach sechs Jahren bereits den Rang eines Capitänlieutenants erlangt hatte. Ein Brief meines Onkels rief mich im siebenten Jahre meiner Dienstzeit nach B. zurück. Ich sollte nun meinen Abschied fordern, und die mir bestimmte Braut, die mir als ein schönes geistreiches Mädchen geschildert wurde, zur Frau nehmen. Der Onkel wollte mir eines seiner bedeutenden Landgüter, zur Aussteuer geben, und hier sollte ich die übrigen Tage meines Lebens dem häuslichen Glücke und ländlichen Stillleben widmen. So sehr mich die Güte meines Oheims rührte, so konnte ich doch in dem Punkte der Verheirathung nicht ganz mit ihm einverstanden sein. Obwol ich als lustiger Vogel in Italien manches Liebesabenteuer hatte, so war die Liebe zu Fanni noch nicht aus meinem Herzen verschwunden. Sie erwachte gerade jetzt mit um so stärkeren Flammen.

Ich hatte Urlaub genommen, und verfügte mich nach B., dem ich bereits, wie am Eingange der Erzälung bemerkt wurde, schon ganz nahe gekommen war. Ich schwur eben, die mir bestimmte Braut durchaus nicht schön finden zu wollen, und wenn Fanni mir nicht treu geblieben, wieder zu meinem Regimente zurückzukehren, dann als alter Junggeselle zu sterben, — da knallte der Postillon mit der Peitsche, und wir fuhren in B. ein.

2.

Der Wagen hielt vor dem Hause meines Onkels, der eben seine Pfeife schmauchend, zum Fenster hinaus sah. Als er mich erblickte, kam er mir auf der Treppe entgegen, und schloß mich mit dem freudigen Ausrufe: Sei herzlich willkommen, mein lieber Karl! unter herzlichen Küssen und Umarmungen an seine Brust. Im Wohnzimmer trat mir auch die Tante entgegen, und breitete ihre Arme zum Empfange aus. Plötzlich blieben meine Augen fest auf eine Seitenthüre geheftet, durch welche gerade bei meinem Eintritte ein Mädchen entschlüpfte, dessen Gesicht ich zwar in diesem Augenblicke nicht sehen konnte, das mich aber in Gestalt, Gang und Haltung ganz an meine Jugendgespielin erinnerte. Diese freudige Ueberraschung ließ mich die Liebkosungen der guten Tante kaum fühlen, und nur kalt erwiedern.

Was ist dem Jungen widerfahren? fragte meine Tante, der meine Verwirrung nicht entgangen war, und die ich mit meiner Kälte beinahe beleidigt hatte. — Sie verzeihen, beste Tante, stammelte ich, noch nicht fähig, mich zu fassen und den Blick von der Thüre abzuwenden, durch welche die Gestalt meiner Fanni verschwunden war, die Strapazen der Reise — auch bin ich seit einigen Tagen etwas unpäßlich — und daher angegriffen von der schnellen Fahrt.

Willst Du vielleicht Thee, Karl, oder Hofmannsche Tropfen aus meiner Hausapotheke? fragte die besorgte Tante. Ich versichere Dich, sie leisten vortreffliche Dienste, und erst vor wenigen Tagen haben sie der Pathin Hilmer — Du wirst Dich doch noch an die Hilmerschen erinnern, lieber Karl? — ja, der Hilmer haben sie prächtig geholfen. Sie hatte sich verkühlt, und daß ich Dir nur die ganze Sache erzähle —

Laß das, liebes Weibchen! fiel ihr mein Onkel in die Rede — Karl wird ohne Deine Tropfen gesund werden, laß ihn nur ein wenig ausruhen. Und sich zu mir wendend, fuhr er fort: Uebrigens hättest Du gar keinen bessern Tag zu Deiner Ankunft wählen können, denn wir haben gerade heute großen Maskenball beim Landrathe Strahlen, dem Du nun auch beiwohnen mußt.

Sie verzeihen, bester Onkel, aber ich bedarf in der That der Ruhe, entgegnete ich, mit Wärme seine Rechte ergreifend.

Das wird sich geben, erwiederte der Onkel, und rieb sich vergnügt die Hände, nun trinkst Du mit uns eine Schale Caffee, echten Mokka, lieber Karl, den Du nicht verschmähen darfst — dann machen wir zusammen Toilette. Du, Weibchen, wirst so gut sein, den Caffee zu bestellen, und die Bagage des jungen Herrn in das blaue Zimmer, das wir für ihn herrichten ließen, schaffen zu lassen. Karl wird mir indessen Einiges aus seinem Soldatenleben erzählen.

Die Tante verließ kopfschüttelnd das Zimmer, und murmelte bei sich: Es wäre doch besser, wenn er ein paar Tropfen aus meiner Hausapotheke nehmen wollte. Sie haben der Hilmer vortreffliche Dienste gethan.

Nun laß Dich noch ein Mal umarmen, Herzensjunge! rief mein Onkel, als die Tante uns allein gelassen hatte: Erzähle mir, wie ist es Dir immer ergangen? Warum hat der lüderliche Patron so selten geschrieben? Nun wollen wir Dich ins Examen nehmen. Du bleibst doch nun bei mir? Hast Du Deinen Abschied bereits erhalten?

Noch nicht, bester Onkel, entgegnete ich; doch hab' ich Urlaub auf einige Wochen, denn ich bin gar nicht

Willens, das Soldatenleben, das mir bereits Ehre und Verdienst erworben, schon jetzt aufzugeben.

Aber Du mußt, Herzensjunge — ich sage, Du mußt! Denn Du sollst heirathen, und Deine Frau würde sich bedanken, wenn ihr Mann immer im Felde campiren wollte. Auch brauchen meine Güter einen tüchtigen Verweser; ich bin schon zu alt, kann nicht überall hinter drein sein, Du bist jung und rüstig, und wirst das Ding besser versehen.

Sie sind zu gütig, lieber Onkel; wir wollen die Sache später besprechen. Für jetzt erlauben Sie mir nur eine Frage — und hierbei wurde ich roth bis über die Ohren — wer war denn das Mädchen, welches eben aus dem Zimmer ging, als ich eintrat?

Nun ja, da sieht man den Soldaten, schrie mein Onkel, laut auflachend. Kaum bemerkt so ein Herr Lieutenant ein junges Wesen, so muß er gleich wissen, wer es sei, wie es heiße, ob es Geld habe u. s. w.

Ich muß es schon eingestehen, es ist auch meine Gewohnheit, erwiederte ich lächelnd, mit verstellter Gleichgültigkeit. Ich bitte Sie, bester Onkel, mir zu sagen, wer jenes himmlische Mädchen sei?

Also himmlisch ist sie? Himmlisch, und hat sie noch gar nicht gesehen! Ein ganzer Soldat, mit Leib und Seele! Hat kaum herein geguckt in unser liebes B., so denkt er schon an Liebeleien. Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen. Sagen Sie mir einmal, Herr Lieutenant, wie viele betrogene Geliebten weinen Ihnen in Italien nach?

Sie irren sich, bester Onkel, so arg hab' ich es nicht getrieben. Doch Sie sind mir noch immer Antwort auf meine Frage schuldig.

Nun, wenn Du es denn durchaus wissen mußt, es ist die Tochter meines Verwalters. Doch Respect, Herr Lieutenant! Die Jungfer ist Braut und der Bräutigam ein hitziger junger Mensch, der keinen Spaß versteht.

Als ich mich in meinen Vermuthungen getäuscht sah, wurde ich wieder ruhiger. Inzwischen war auch meine Tante wieder ins Zimmer gekommen; der Caffe wurde servirt und wir setzten uns zu Tische. Unter mancherlei Gesprächen brachte ich die Rede auch auf Sternfeld und seine Familie, wiewol mit fühlbarem Herzklopfen, denn die Doppelgängerin meiner Fanni hatte mir meine Jugendfreundin wieder ganz ins Gedächtniß zurückgerufen, und nun herrschte sie in meinem Herzen, wie der Commandant in einer mit Sturm genommenen Festung.

Das freut mich, Karl, sagte mein Oheim, daß Du Dich meines Freundes Sternfeld erinnerst; Du hast viel Gutes in seinem Hause genossen, und bist ihm dankverpflichtet. Er lebt jetzt recht froh und zufrieden. Vor zwei Jahren ist ihm seine Frau gestorben, die ihm stets nur Galle und Verdruß machte, und nun genießt er seine Freiheit doppelt. Ach ja, er ist zu beneiden! setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Ich will nicht hoffen, daß Du sticheln willst, Du alter Graukopf, fiel meine Tante schnell ein. Ich glaube, Du darfst Dich nicht beklagen, und kannst mit mir zufrieden sein.

Das denke ich auch, bester Onkel, sagte ich. Wissen Sie nicht, es steht geschrieben: Ehret die Frauen, sie flechten und weben —

Disteln und Dornen in's irdische Leben! fiel er ein.

Um nicht Anlaß zu einem häuslichen Gewitter zu geben, wobei ein Dritter immer eine unangenehme Rolle spielt, suchte ich dem Gespräche eine andere Wendung zu verschaffen, erkundigte mich nach mehreren meiner früheren Bekannten, nach den verschiedenen Veränderungen, welche während meiner Abwesenheit in B. vorgefallen waren, und hörte mit Geduld die weitläufigen Erzählungen aus dem Munde des Onkels und der Tante. Mehremals schwebte mir die Frage auf der Zunge, was denn aus Fanni geworden sei, doch drängte sie immer eine gewisse Scheu und Bangigkeit wieder zurück. Als mir aber die Tante ein ganzes Register von Mädchen herzählte, die während meiner Abwesenheit in den heiligen Ehestand getreten waren, hielt ich nicht länger an mich, und fuhr mit der Frage: Nun, und Fanni Sternfeld? beinahe ängstlich heraus.

Ist nun zweiundzwanzig Jahre alt — versetzte mein Onkel — und hat noch keinen Mann bekommen, fiel die Tante ein. Karl, fuhr sie fort, das Mädchen hast Du auf Deinem Gewissen; sie hätte schon manche Partie machen können, doch hat sie nie einwilligen wollen und der Vater will behaupten, blos Deinetwegen, weil Du ihr, als Du vor sieben Jahren mit ihr in einem höchst romantischen Liebesverhältniß standest, versprachst, sie zu heirathen.

Und bei Gott! was der Jüngling versprach, wird der Mann halten! rief ich freudig, nicht mehr Herr meiner Gefühle.

Oho! nur nicht so hitzig, junger Herr! sagte mein Onkel mit freundlichem Lächeln, früher siehst Du Dir die Braut an, die ich für Dich ausgesucht.

Ich versichere Sie, bester Oheim, entgegnete ich, sie wird mir gewiß nicht gefallen, und ich schwöre Ihnen —

Halt! nur keinen Schwur! Doch nun macht, daß Ihr fertig werdet, denn wir müssen zu Strahlen, sagte

mein Onkel, von seinem Sitze aufstehend. Ich folgte seinem Beispiele, und wollte mich entschuldigen, am heutigen Maskenballe nicht Theil nehmen zu können. Da bat er mich mit gutherziger Miene: Lieber Junge, verdieb mir die Freude nicht, und gehe mit; Du wirst Dich köstlich amüsiren, auch kommt Deine künftige Gemahlin hin.

Desto besser! sagte ich, so werde ich ihr gleich sagen, daß aus der projectirten Heirat nichts werden kann, indem ich —

Das wird der Herr Lieutenant wohl bleiben lassen, wenn er sich von meinem guten Geschmacke ein Mal überzeugt haben wird, fiel mein Onkel lächelnd ein, und verließ das Zimmer, um sich zum Balle anzukleiden. Ihm folgte die Tante in gleicher Absicht, und da ich dem gutherzigen Alten nicht gleich in den ersten Stunden meiner Anwesenheit Aergerniß geben wollte, beschloß ich, auch mein Ballcostüme hervorzusuchen, und trotz meiner Ermüdung dem Feste beizuwohnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Schreckliche Folgen eines Laterirfehlers.) Der Cassier eines der ersten Handlungshäuser in Liverpool — so melden französische Blätter — war in den letzten Tagen des März d. J. so sehr mit Zahlungen beschäftigt, daß er immer sehr spät dazu kam, sein Journal zu schließen und die Bücher mit der vorhandenen Cassabarschaft in Einklang zu bringen. Eines Abends kam er noch später als sonst zu diesem Geschäfte, und da er sich beeilte, so fehlte er im Summiren, was bei seiner sonst anerkannten Gewandtheit gar nicht vorkam. Er fand nach seiner Rechnung ein Deficit von 10,000 Pfd. St. und erschrack nicht wenig darüber; denn daß er sich geirrt haben könne, daran dachte er gar nicht. Er summirte ein zweites, drittes und viertes Mal und kam immer auf dieselbe Summe. Die Angst machte ihn nur noch verwirrter; er wollte übrigens wahrscheinlich im Comptoir kein Aufsehen erregen, und das Journal von einem Zweiten summiren lassen, was jedenfalls zweckmäßig gewesen wäre. Seine Angst steigerte sich um so höher, als ihn plötzlich der Gedanke beschlich, irgend einer Partei um 10,000 Pfd. zu viel ausbezahlt zu haben. In seiner Verzweiflung rannte er fort und endete sein Leben durch einen Pistolenschuß. Auf seinem Pulte lag ein Schreiben an seinen Principal, worin er denselben von dem Cassendefecte unterrichtete. Man staunte über dieses Bekenntniß, da der Cassier dem Hause schon viele Jahre redlich gedient hatte, und schritt endlich zur Scontrirung der Cassa und zur Revision der Bücher. Hier wurde entdeckt, daß sich der Unglückliche im Lateriren geirrt habe, und das Opfer eines schrecklichen Wahns geworden sein.

(Ein spielendes Spinnrad.) Ein Bewohner des vorderen Schwarzwaldes, ein gewöhnlicher Bauer und Drechsler, Namens Wagener, aus Oppenau, der nebenbei auch noch die Geige handhabt, und bei Kirchweihen und Bauernhochzeiten tapfer aufspielt, hat den praktischen Gedanken gehabt, ein spielendes Spinnrad zu verfertigen. Ich habe jüngst ein solches gesehen, schreibt der Redacteur der Bade-Zeitung, welches für die Frau Waldhornwirthin in Oberbeuern (Lichtenthal), bestimmt war. Wenn nun die Frau Waldhornwirthin oder ihr schmuckes Töchterlein an langen Winterabenden die schnurrende Spindel dreht, da kann sie sich nebenbei und ohne daß es weitere Mühe kostet, zur Kurzweil die neuesten Walzer, Galopaden und Polkas aufspielen lassen. Sie stecken allesammt in ihrem Spinnrad. Die neue Erfindung wird in den niederdeutschen Spinnstuben Glück machen, wenn ein solches Rad nicht zu theuer zu stehen kommt.

— Dem „Wandelstern" zu Folge werden die beiden größten Städte Sachsens von zwei bösen Geistern beherrscht, in Dresden soll der Kastengeist, in Leipzig aber der Kistengeist regieren. —

— Zu den mannichfachen wunderlichen Eigenthümlichkeiten unserer Zeit gehört auch das Uebersetzen unserer Gasthofsnamen ins Französische. — Die gute alte Zeit, wo man in Löwen, Bären, Adlern, Ochsen und andern reißenden oder wiederkäuenden Thieren trefflich und billig aß und viel und gut trank, scheint ganz vorüber zu sein, überall floriren vornehmthuige Hôtels mit hungerleiderigen Diners à la carte, mit getauften Weinen und Dutzenden von Kellnern, die uns viel schlechter bedienen, als weiland die Mägde des Hauses. Wie lächerlich mögen die deutschen choucrout-Esser dem Franzosen erscheinen, mit den französischen Wirthshausüberschriften, die noch überdem zuweilen fehlerhaft sind, wie z. B. in Wittenberg der königliche Hoftraiteur (sic!) daselbst seinen Gasthof ganz naiv Hôtel de London genannt hat.

(Die Engelmacherin.) Die „Staffete" erzählt nach den Erfahrungen des „Vereins der Haltekinder" daß es in Berlin Frauen gäbe, welche von der Aufnahme kleiner Kinder ein Gewerbe machen, und daß sich unter diesen eine befindet, welche die „Engelmacherin" genannt wird. Bei ihr wurden nämlich die Kinder bald zu Engeln gemacht, nämlich durch Wasser, Schmutz und Kartoffeln zu Tode gebracht.

— Auf eine originelle Manier behandelte sich ein vordem in D . . . . lebender Mann nach homöopatischen Grundsätzen selbst. Sein Princip war, daß man einem leidenden Theile immer mit Gleichem zu Hülfe kommen müsse. Demgemäß aß er, wenn ihm sein Blut zu schaffen machte, Blutwurst, und wenn er an der Leber litt, Leberklöße.

(Abdication Napoleons.) Achille de Vaulabelle schildert in seinem jüngst in drei Bänden erschienenen Werke: „Chute de l'Empire" die Scene, welche der Abdication Napoleons zu Fontainebleau vorangegangen ist, in folgender Weise: „Ohne von dem Entsetzungsdekrete, das der Senat gegen ihn erlassen hatte, große Notiz zu nehmen, wandte sich der Kaiser, entschlossen, auf Paris zu marschiren, an seine

Marschälle und sagte: „Meine Herren, ich rechne auf Sie!" Da antworteten ihm Oudinot, Ney und Lefebvre, daß sie ihm allerdings noch immer treu anhingen, daß aber an einen Marsch auf Paris nicht zu denken sei, und auch nicht ein Degen für ein so verzweifeltes Unternehmen die Scheide verlassen würde. „Nun, dann wird mir mindestens die Armee folgen," sagte der Kaiser, an den jubelnden Zuruf denkend, mit dem er von den Soldaten, die noch jetzt auf dem Hofe aufmarschirt standen, begrüßt worden war. „Die Armee wird ihren Generalen gehorchen," erwiederten Oudinot und Ney mit Härte. Verwundert sah Napoleon die beiden Marschälle und ihre Collegen an; er konnte auf ihrem Gesichte den festen Entschluß, nicht zu gehorchen, lesen. Sein Wille, so kräftig und so stark, wie er noch in dem vollen Umfange einer allmächtigen Gewalt geübt wurde, beugte sich vor diesem unerwarteten Widerstande. Er schwieg einen Augenblick und sagte dann in einem langsamen, aber doch ruhigen Tone: Was meinen Sie denn, daß ich thun muß?" — „Abdanken," antworteten Oudinot und Ney, „nur die Abdankung kann uns aus dieser Lage ziehen." Der Marschall Lefebvre setzte noch hinzu: „Da sehen Sie, was Sie davon haben, daß Sie dem Rathe Ihrer Freunde nicht gefolgt sind, als diese Ihnen riethen, daß Sie Frieden machen sollten."

(Heirathet!) Dr. Casper in Berlin hat nämlich nachgewiesen, daß Hagestolze und alte Jungfern im Durchschnitt nicht so alt werden als Verheirathete. — Uebrigens haben auch die Reichen immer 18 Jahre vor den Armen voraus! Lieber Gott, auch das noch? ruft ihr! Seht ihr denn nicht ein, daß es das größte Glück für die Armen ist, wenigstens 18 Jahre Sorgen und Elend zu ersparen?

— Ein Engländer gerieth mit einem Franzosen in Streit und es kam zu einem wüthenden Duell auf Leben und Tod; der Engländer nahm die Sache ernsthaft und nahm sich alle die Muße beim Zielen, fehlte aber dennoch; als die Reihe an den Franzosen kam, schoß dieser in die Luft. Der Engländer sagte kalt: „Mein Herr, ich scherze nicht, und werde auf Sie schießen, der mich beleidigt hat, und nicht in die Luft, die mir nichts gethan hat." Er that wie er gesagt, aber die Kugel pfiff abermals an ihrem Ziele vorbei. Er verschränkte nun kaltblütig die Arme und erwartete sein Schicksal, der Franzose aber richtete sein Pistol wieder nach den Wolken und schoß ab; darauf warf er die Waffe weg, indem er auf den Engländer zuging und ihm sagte: „es ist genug!" Dieser aber erwiederte stolz: „ich nehme mein Leben von keinem Gecken geschenkt," spannte sein Pistol und schoß sich durch das Gehirn.

(Eckensteher Gutachten.) Ein Gutsbesitzer, der in Berlin eine kranke Schwägerin hatte, welcher die Aerzte zur Herstellung ihrer Gesundheit den Genuß der Eselsmilch angerathen hatten, schickte derselben mit dem Dampfwagen einen Meister Langohr zu. Als er den Transport bezahlen wollte, meldete man ihm, daß für einen Esel noch keine Taxe da sei, er solle dieß bis nach vollendeter Fahrt anstehen lassen, indem man sich in Berlin darnach erkundigen wolle. Als dieß in Berlin ein Eckensteher hörte, welcher dicht neben dem Beamten stand, sagte selbiger: Der Esel bezahlt so viel, wie eine Person in der ersten Wagenklasse, denn jeder, der in der ersten Classe fährt, ist stets ein Esel.

(Menschenverluste in allen Kriegen der Welt.) In einem englischen Blatte, dem „Family Herald," steht eine Notiz, die recht deutlich zeigt, mit welchen Sonderbarkeiten sich die Engländer auch bei ihren wissenschaftlichen Berechnungen abgeben. In dieser Notiz steht nichts Geringeres, als eine statistische Angabe des Menschenverlustes, den die Kriege von den ältesten Zeiten bis auf Napoleon dem menschlichen Geschlechte überhaupt zugefügt haben. Der Statistiker hat immer runde Zahlen angenommen und der Sonderbarkeit wegen lassen wir sie hier der Reihe nach folgen. Es haben demnach Menschen gekostet:

Die jüdischen Kriege	25,000,000
Die Kriege in der Zeit des Sesostris . .	15,000,000
Die Kriege der Semiramis, des Cyrus und Alexanders	30.000,000
Die Kriege unter den Nachfolgern Alexanders	20,000,000
Die griechischen Kriege	15,000,000
Die Kriege der zwölf Cäsaren	30,000,000
Die römischen Kriege vor Julius Cäsar . .	60,000,000
Die Kriege des römischen Reichs, so wie der Türken und Sarazenen.	180,000,000
Die Kriege der Reformation.	30,000,000
Die Kriege des Mittelalters, neun Jahrhunderte hindurch	80,000,000
Die tartarischen und afrikanischen Kriege .	180,000,000
Durch die Spanier wurden amerikanische Indianer vernichtet	12,000,000
In den Kriegen Napoleons blieben	6,000,000
also	683,000,000

Menschen sind in den Hauptkämpfen untergegangen. Der Gelehrte, der diese in der That blutige Statistik zusammengestellt hat, ist der Dr. Dick, und es wäre höchst interessant, wenn er nur ungefähr angedeutet hätte, aus welchen Quellen er diese fürchterlichen Zahlen geschöpft. Da er dies nicht gethan, so könnte es sich wohl ereignen, daß ein anderer Gelehrter seine Angaben bestritte, woraus sich leicht ein heftiger Zahlenkrieg entspinnen dürfte.

(Allgemein ist der Wahn verbreitet, das Brot sei um so besser, je weißer es aussähe.) Ein englischer Arzt hat sich jetzt die Mühe gegeben, dies zu widerlegen. Abgesehen davon, daß die Weiße des Brotes nicht selten durch Alaun bewirkt wird, ist gröberes Mehl nahrhaft, ganz feines aber nicht. Giebt man einem Menschen halbweißes Brod und Wasser, so wird er gesund bleiben und sich wohlbefinden, während er bei Weißbrodt und Wasser allmälig hinsiechen und sterben wird. Das gröbere Mehl, aus welchem das halbweiße Brot gebacken wird, enthält alle Stoffe, die zur Ernährung des Menschen erforderlich sind; um feines recht weißes Mehl zu erhalten, müssen einige dieser Stoffe entfernt werden, und so ergiebt sich, daß das feine Mehl, statt besser als das gröbere zu sein, am mindesten nahrhaft, ja, was noch schlimmer ist, am schwersten zu verdauen ist. Es ist zu wünschen, daß die Armen dies erfahren, damit sie die Reichen nicht ferner um das Weißbrot beneiden, und die Reichen, damit sie sogenanntes Schwarzbrot nicht verachten.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Mode beschäftiget sich jetzt weniger mit dem, was ist, als mit dem was sein wird, wenig mit dem was man trägt, als mit dem was man tragen will. Ueberall liegen die neuen Stoffe bereit, Sammet, Atlas ꝛc. mit gedruckten, broschirten oder gestickten Blumen, mit Gold und Silber, das Schönste was man sehen kann, aber noch dürfen es nicht alle sehen. Vor der Hand hat man noch erst die schönen Herbststoffe. Die glasirten Moires, die in neuer Weise broschirten Foulards, die carrirten Taffete ꝛc. Dann kommen die Caschmirkleider, die eben so leicht als warm sind und deren Einfachheit man durch Verzierungen heben will, die jetzt noch ein Geheimniß sind. Die Kopfputze namentlich werden diesen Winter reich und mannigfaltig sein; man hat z. B. den Artagnan, der von grünem Sammet ist, zwei Federn hat und an der Seite aufgenommen ist; ferner den Hut à la Caroline v. Braunschweig von ungerissenem Sammet, vorn umgeschlagen, mit einer Feder; Zaïde, einen griechischen Tauban von der größten Kostbarkeit: den ächt neapolitanischen von Sammet mit reichen Blondenbarben und einer Blumenguirlande.

Der Kleiderschnitt bleibt so ziemlich wie er gewesen ist, abgesehen von den Neuerungen, welche der gute Geschmack aber die Laune an dem Ausputze anbringen. Nur herrscht, wie immer um diese Zeit, die Oberrockform vor.

Unter den Neuigkeiten ist das Maintenon-Taschentuch zu erwähnen, das in einem viereckigen Stücke sehr feinen Batistes besteht, das von einem glatt angesetzten gestickten Streifen umgeben ist, welcher an den Ecken röhrenförmig gefalten wird. Die Stickerei ist meist bunt, z. B. blau und der angesetzte gestickte Streifen in derselben Farbe eingefaßt, was sehr schön aussieht. Man hat sogar solche Maintenon-Taschentücher zur Trauer. Diese sind von weißem Batist, schwarz gestickt und schwarz eingefaßt. — Ein anderes Taschentuch ist das Arachnée-Tuch von Linon in ganz luftiger Durchsichtigkeit und über und über gestickt, namentlich mit Blumen. In einer Modenhandlung haben wir mehrere Neuigkeiten gesehen, z. B. eine Capote von nemauerblauem Taffet mit abwechselnden Puffen von blauem Taffet und weißem Krepp; an jeder Seite der Capote befanden sich zwei solcher Puffen und unter dem Schirme, gleichsam zum Einfassen des Gesichts liefen ebenfalls zwei solche Puffen hin; ferner eine Capote von smaragdgrünem Krepp mit einem Zweig weißer Blumen in Verbindung mit sehr zartgrünen Blättern. Auch sehr hübsche Häubchen giebt es, z. B. Pomona-Häubchen mit rundem Boden und dreifacher Blondenbesetzung rund herum, zwischen welcher man leichte Weinranken und ganz zarte Rosenknospen sieht; dann das Aurora-Häubchen von duftigem Tülle mit drei Bauschen an den Seiten, unter denen zarte grüne Büschel hervorkommen, an welchen durchsichtige Thautropfen hängen. Diese grünen Büschel fallen sodann, Sevignées bildend, an der Seite herunter und das Ganze sieht namentlich Abends bei Lichte außerordentlich reizend aus. Als etwas Neues für den Winter ist zu erwähnen ein Kleid von nemaurblauem Taffet, orange-violett glasiet mit sieben satinirten Streifen unten auf dem Rocke, die ungefähr drei Finger breit waren; das Leibchen ging sehr hoch hinauf, war ohne allen Ausputz und hinten zugemacht; die unten über einen weißen Tüllearmel offenen Aermel waren mit offenen Fransen eingefaßt. Zu diesem Kleide sollte eine spanische Mantille von schwarzem Sammet getragen werden, die vorn sehr kurz und viereckig, hinten ebenfalls kurz aber rund geschnitten und mit einer breiten Spitze in der Armgegend besetzt war. Zwei andere Spitzenstreifen liefen um die Mantille herum, vorn ausgenommen, wo sich ein einziger Streifen befand, über welchem eine Posamentirarbeit angesetzt war, die wie eine Stickerei aussah. Man sieht, daß sich selbst die Farben etwas geändert haben; doch die Stiefelchen in zarten Farben haben bereits den Herbststiefelchen von brauner oder blauer Seide weichen müssen. Die Spitzen von englischem Leder in derselben Farbe wie der Stoff, gelten zwar noch immer für modisch, aber die Stiefelchen von Seidentuch mit Spitzen vorn von demselben Stoffe bleiben doch die vorzugsweise beliebten.

Herren-Mode. Die Straßen-Anzüge sind einfach und wirklich bequem; die kleinen Redingotes sind mehr als je in Gunst; für den Morgen und selbst für Geschäftsgänge sind es der Sommer-Paletot und der Twine der Saison, gefüttert mit passendem Seidenzeuge. Die Fracks beharren bei den offenen Säumen, ebenso die kleinen Redingotes, deren Rock kurz, die Taille lang und breit ist; es ist von allen Bekleidungsarten diejenige, welche sich am meisten über alle Altersstufen verbreitet hat; sobald ein Kind sein Kinderkleid ausgezogen hat, und man es in die Tracht des Mannes kleidet, bekommt es die kleine Redingote, und nachdem die Jahre sich auf ihm gehäuft, trägt der Greis noch die Redingote, die ihn einhüllt und mit sanfter Wärme umgiebt; ist der Herr noch jung und begütert, so ist kein Tuch zu schön, kein Gewebe zu weich, kein Futter zu reich für die Redingote, mit der er sich in eine Brizka setzen oder den schönsten Araber besteigen kann. Wir sagten eben, der Rock sei jetzt sehr verkürzt, wir können hinzusetzen, er ist an den Seiten glatt und die Falten sind mehr nach hinten angebracht. Der Kragen ist niedrig und abfallend; die Revers haben gehörige, doch nicht übertriebene Breite; die Taille geht stets 2—3 Ct. über die natürliche hinaus; Aermel nicht lang, fast eng auf dem Vorderarm anschließend, haben einen kleinen Aufschlag; schnürlochartige ausgeschlagene Knopflöcher, übersponnene Knöpfe. In Betreff des Futters sind die Meinungen getheilt: die einen stimmen für solches von ähnlicher, die andere für eine abstechende Farbe, wie z. B. schwarz unter grünem oder blauem Oberzeuge.

Die Gilets zeigen, nach Gewebe und Anwendung, verschiedene Muster; die Shawlkragen kleiden sehr gut, der Leib ist immer mit Schnürung und wird nicht hoch geknöpft; Valencias, englische Rayés, Piqués, Ziegenhaar sind die beliebten Gewebe. Die Straßen-Pantalons sind im Allgemeinen oben weit, auf dem Fuße gerundet, mit Sprungriemen. Die Satins von Sédan, Louviers, Elbeuf sind, wegen ihrer Weiche und Solidität, immer die gesuchtesten: die großen Carreaux, mit schmalen Stäbchen, die Streifen auf hellem oder halbdunkelm Grunde, zweifarbig, werden gern getragen.

Der Morgen-Twine hat einen breiten Kragen, breite und lange Taille, kurzen Rock, die Taschen desselben mit Deckpatten, und eine kleinere Brusttasche; breite Revers, jederseits fünf ausgeschlagene Knopflöcher. Die Aermel sind von berechneter Länge, und weit genug, um ein anderes Kleid darunter tragen zu können. Aermel und Aufschlag aus einem Stück; letzterer und der Kragen von gleichfarbigem Seitenzeuge, wie das Futter. Die Knöpfe groß und vom Stoffe des Twine oder des Paletot. Cachemiriennes, wollene Köper, Kasimirtuche, Tricots, kurz alle elastischen Gewebe werden zu diesen beiden Kleidungsstücken verwendet; dasselbe gilt vom tissu-twine und gekrippten Wollenzeug in franz. Blau, Schwarz, Kupferoxyd, Myrtengrün, Kastanienbraun und russisch Grün. Die Morgengilets trägt man gern mit breiten Revers und in großer Länge. Zu Gesellschafts- oder zu Negligé-Pantalons verwendet man Knöpfe mit oeillets metalliques, wie sie auf der Ausstellung von 1844 waren, und die seitdem große Verbesserungen erhalten haben. Die Negligée-Pantalons sind oben breit, ohne Sprungriemen und abgerundet.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Chatelaine, mit Sammetstreifchen besetzt. 2. Hut mit Feder. Geschnürtes Kleid, mit geschnürten Aermeln. Türkischer Shawl mit Fransen. 3. Frack m nicht zu breiten Schößen. Lange Weste, halbenge Beinkleider. 4. Kurzer Rock mit einer Reihe Knöpfen. Lange Weste, halbenge Beinkleider. Darüber eine Peterine, Hut und Häubchen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition



IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Der Sohn des Pascha.

Erzählung von Arthur Guazzo.

Es ist beinahe ein Jahrhundert her, als ein Tartar, nachdem er mehrere enge und finstere Straßen von Adana durchwandelt hatte, in ein Caffehaus des Bazars eintrat, um dort einiger Ruhe zu pflegen. Er kam von Aleppo, und hatte sich auf dieser Strecke nur die nöthige Zeit, um Pferde zu wechseln, aufgehalten. Er ging nach Constantinopel, und seine Sendung war ein Geheimniß für alle Neugierigen gewesen, die er auf der Reise begegnet, und deren Fragen er nie beantwortet hatte. Nur wenn man ihm auf den Poststationen half, seine Ladung auf das neue Pferd zu bringen, so konnte man einen plötzlichen Ausdruck des Schreckens auf den Gesichtern Derjenigen, welche ihm diesen Dienst erwiesen, lesen, denn die bemerkenswerthe Leichtigkeit dieser Sendung hatte sie überzeugt, daß es kein Gold war, um den Schatz des Sultans zu vermehren, sondern ein Kopf, bestimmt den Eingang ins Serail zu zieren.

Der Tartar hatte schon stillschweigend seinen Teppich in einem Winkel des Caffeehauses ausgebreitet, und war Willens, sich auf demselben hinzulegen, nachdem er sein Packet zu seinem Kopfkissen gemacht hatte, als ein Mann, wie ein Albanese gekleidet, ihn beim Namen rief. Er wendete sich hastig um, und erkannte bald einen alten Kameraden, den er seit langer Zeit aus dem Gesicht verloren hatte. Dieses Zusammentreffen ließ ihn das bisher beobachtete Stillschweigen brechen, und die beiden Freunde überließen sich einer lebhaften Unterhaltung.

Du siehst, Osmann Aga, sagte der Tatar zu seinem Freund, indem er sich zu ihm hinsetzte, das Sprüchwort sagt wahr: die Berge begegnen sich nicht, aber wohl die Menschen. Aber mein Sohn, seit wir uns nicht gesehen haben, scheint es nicht, als wenn das Glück einen von uns besonders begünstigt hätte.

Was willst Du! erwiederte Osman Aga, das Leben gleicht einer Pfeife, die sich einen Tag gut raucht, während man den andern Tag nicht einen Zug daraus thun kann. Ich habe, seit wir uns nicht gesehen haben, viel erlebt. Du wirst Dich ohne Zweifel noch der 1000 Zechinen erinnern, die ich in dem Gürtel jenes persischen Fürsten fand, dessen Kopf ich zu Daoud Pascha brachte, der die Armee befehligte, in welcher wir beide dienten. Mit diesem Schatz ging ich nach Constantinopel, entschlossen, ein ruhiges Leben zu führen. Ich eröffnete ein Cafferhaus neben der Moschee des Sultan Soleiman',

an welchem Orte mich viele alte Freunde, Waffengefährte, besuchten. Zu dieser Zeit brach eine Empörung unter den Janitscharen aus, und als sie gedämpft wurde, behauptete man, daß mein Caffeehaus zum Sammelplatz der Unzufriedenen diente. In Folge dieser Anzeige wurde es zerstört, und ich wäre gehangen worden, wenn ich nicht die Flucht genommen hätte. Ich kam nach Damas, stellte mich dem Pascha vor; er nahm mich in seinen Dienst, ich gewann seine Gunst, und eines Tages schickte er mich als Gouverneur nach Hamma. Ach, mein Freund, welche schöne Stadt! Welche reizende Gärten an den Ufern des Oronto! und welche reiche Rajas und Juden. Ich herrschte wie ein wirklicher Vezier; die Gefängnisse waren stets voll, und mein Schatz mehrete sich mit jedem Tage. Ich verstand mich mit dem Kadi, denn mit diesen Füchsen muß man immer theilen. Endlich war ich reich genug geworden, um mit der Pforte selbst direct handeln zu können, als der Pascha, eifersüchtig auf meinen Wohlstand, plötzlich mich in meinem Serail überraschte. Er kam, sagte er, um meinen Bedrückungen ein Ziel zu setzen, und den Armen das wieder zurückzugeben, was ich ihnen genommen. Ich wurde ins Gefängniß geworfen, auf die Tortur gespannt, und gezwungen, meine Reichthümer herauszugeben. Die Güter sind das Lösegeld des Lebens, doch hätte ich noch bald mein Leben durch das Volk eingebüßt, als ich die Stadt verließ. Der Pascha reiste mit meinen Schätzen ab, nachdem er meine Stelle einem weit gierigern Hund, als ich war, übergeben. So bin ich denn hieher gekommen, und in die Dienste des Gouverneurs dieser Stadt getreten, in welcher ich ohne Bedauern und Stolz den Stock eines bloßen Kawas wieder trage, in der Hoffnung, daß die Vorsehung mir bessere Tage sende.

Möge Gott es geschehen lassen, erwiederte der Tartar, der während dieser langen Erzälung ganz Ohr war, und volle Züge aus seiner Pfeife that. Es thut mir leid, daß das Schicksal mich nicht nach Hamma geführt hat, als Du auf dem Gipfel des Glückes standest, Du würdest mich zum Chef Deiner Tartaren ernannt, und vielleicht würde ich Dir als Erwiederung einige gute Rathschläge gegeben haben. Der Malah kann deren von einem Zigeuner erhalten. Was mich betrifft, so bin ich nach unserer Trennung Tatar geworden, und es auch geblieben. Ich habe mein Haus in Aleppo, und ich bringe drei Viertel meines Lebens auf dem Wege nach Constantinopel zu.

Ah! Du bist einer der Tataren von Aleppo, sagte Osman Aga; Du bist sonach im Dienste von Ismael Pascha, des tapfern und edelmüthigen Veziers.

Ja, sagte der Tatar, es war ein braver und edelmüthiger Vezier; es sind nicht zehn Tage, daß ich ihn verkleidet in der Stadt antraf; er hielt bei mir an, und gab mir eine Handvoll Rupien. Ja! Ja! es war ein tapferer und edelmüthiger Vezier, wiederholte er, indem er mit melancholischer Miene den Rauch von sich blies.

Was, fragte Osman Aga, Du sagst, er war es? Ist er es nicht mehr? Hat er seinem Posten entsagt?

Nein, er ist desselben entsetzt worden, antwortete der Tartar. Daß Dich Gott erhalte, mein Kind! was Ismael Pascha betrifft, so hat er nichts mehr von dieser Welt zu verlangen, hier, indem er ihm sein Kopfkissen zeigte, welches er sich beim Eintritt ins Caffeehaus zurechtgelegt hatte, ist sein Kopf, den ich nach Constantinopel bringe. Es wird ein schöner Moment für den Großvezier sein, wenn ich ihm denselben überreiche, denn Ismael Pascha und er waren unversöhnliche Feinde.

Wirklich! erwiederte der berechnende Osman Aga, das ist eine gute Gelegenheit für Dich, dann kannst Du auf eine reichliche Belohnung rechnen; dieser Kopf hat dann denselben Werth, als wenn Du die Roßschweife einem in Ungnade gefallenen Pascha brächtest. Aber, sag' mir doch Freund, auf welche Weise hat der berühmte Vezier Ismael Pascha geendet. Hat der Löwe in einem gelegten Hinterhalt unterlegen, oder ist er im offenen Kampfe gefallen?

Ich habe dies noch keinem lebenden Wesen erzält, antwortete der Tartar, indem er die Blicke unruhig um sich warf; ich fürchtete, daß meine Worte nicht in Aleppo wiederhallten: aber jetzt, da ich weit von der edlen Stadt entfernt bin, kann ich wol meiner Zunge freien Lauf lassen. Indeß rücke mir näher, und laß uns leise sprechen, denn ich wünschte nur von Freundes Ohren gehört zu werden. Und so fuhr er dann mit leiser Stimme fort: Es sind länger als zwei Monate, an einem Feritage vor dem Gebet, daß ein Derwisch bei dem Kiahia eintrat, sich auf seinen Divan setzte, und einige persische Gesänge sang. Er wollte sich zurückziehen, als der Kiahia ihm eine Goldmünze gab. Ich nehme dies Almosen an, sagte der Derwisch, aber nehmt dagegen dies Papier an, es wird für Euch ein Talisman sein, welcher Euch zu den höchsten Würden befördern kann, wenn Ihr Euch derselben würdig zu machen wißt; hierauf entfernte er sich ernsthaft, indem er auf dem Divan ein in grobe Leinwand genähtes, aber sorgsam versiegeltes Packet zurückließ. Der Kiahia glaubte, daß es ein Amulett sei, wie deren die Derwische gewöhnlich haben, gab weiter nicht darauf Achtung, und begab sich nach der Moschee. Des Abends jedoch öffnete er, von Neugierde getrieben, das Packet des

Derwisches, und wie groß war sein Erstaunen, als er darin zwei Firmans des Großherrn fand. Der erste befahl ihm, Ismael Pascha, seinen Herrn zu tödten, der zweite übertrug ihm das Gouvernement von Aleppo. Ich glaube, daß er in diesem Augenblicke lieber gewünscht hätte, seinen Harem beschimpft und alle seine Frauen ohne Schleier im Bazar ausgestellt zu sehen, als so einen Auftrag zu erhalten. Da er jedoch ein Mann von großer Klugheit war, so dachte er, nach tausend Ueberlegungen, daß der Derwisch leicht nur der Teufel selbst gewesen sein dürfte, und die zwei Firmans Fallen, um ihn zu verderben; er zweifelte bald nicht mehr daran, nachdem alle Erkundigungen und Forschungen, um den Derwisch in der Stadt wieder aufzufinden, vergeblich waren. Aus diesem Grunde verbarg der Kiahia sorgfältig die beiden Firmans, und theilte weinend das ihm begegnete Ereigniß mit. Aber zu was hilft die Weisheit des Menschen gegen die Bestimmungen. Die zwei Firmans waren echt, und der Derwisch ein Abgesandter der Pforte, die, da sie sah, daß ihre Befehle nicht vollzogen wurden, einen neuen Firman nach Aleppo sandte, diesmal jedoch an den Pascha gerichtet, mit dem Auftrag, den Kiahia hinrichten zu lassen. Ismael, erstaunt über so einen Befehl, ließ seinen Kiahia kommen, und theilte ihm die Gefahr mit, in der er schwebe. Bei dieser Nachricht wirft sich dieser wüthend, belebt durch einen schnellen Entschluß, ohne den Pascha endigen zu lassen, auf diesen, durchsticht ihn, vernichtet den Firman, der seinen Tod befahl, und indem er die, welche der Derwisch ihm übergeben, vorzeigt, läßt er sich zum Gouverneur von Aleppo ausrufen, und beauftragte mich, den Kopf seines Schlachtopfers nach Constantinopel zu bringen.

Der Tartar schwieg nach dieser Erzählung, und die beiden Freunde sahen sich stillschweigend an. Hierauf rief Osman-Aga voller Enthusiasmus:

Man muß gestehen, daß die hohe Pforte sehr schlau ist, sie weis stets ihren Zweck zu erreichen; die sieben Könige von Frankistan besitzen zusammen nicht die Hälfte ihrer Weisheit.

Während unsere beiden Freunde sich gegenseitige Bekenntnisse machten, hatten sie nicht bemerkt, daß eine Art Soldat auf einem Teppich hinter ihnen lag. Es war noch ein junger, unbärtiger Mensch, der eine Stunde vor dem Tatar in das Caffeehaus getreten war, das Gesicht bleich und anscheinend ermattet. Er hatte sich, ohne ein Wort zu sprechen, niedergelegt, und war eingeschlafen, als er durch die Erscheinung des Tataren aufgeweckt wurde, dessen Unterhaltung er erst mit Gleichgültigkeit angehört hatte, bis die Namen Aleppo und Ismael seine Aufmerksamkeit geweckt hatten. Bei der Mittheilung des Todes des Veziers hatten seine Züge den Ausdruck des tiefsten Schmerzes angenommen. Er war auf seinen Teppich wie vernichtet hingesunken. Bald schien jedoch eine finstere Energie an die Stelle des Schmerzes zu treten, der einen Augenblick ihn ganz beherrschte. Wenigstens schritt der junge Mann, als der Tartar seine Erzählung beendigt hatte, auf ihn zu, und fragte mit ruhiger Miene;

Tartar-Aga, Ihr geht nach Constantinopel?

Wenn es Gott will! erwiederte der Tartar.

Und seid Ihr es zufrieden, erwiederte der junge Mensch, Euch mit einem Reisegefährten zu versehen, der Euch mehr Zechinen geben, als Beschwerde machen würde?

Kind! rief der Tatar mit einem verächtlichen Lächeln, solltest Du es vielleicht sein, der die Kräfte zu haben glaubt, Khalil Aga, Tatarn von Aleppo, folgen zu können. Eben so gut könntest Du den Lauf der Gazelle überholen wollen. Ich würde genöthigt sein, Dich schon den ersten Tag auf der Landstraße lassen zu müssen.

Alter Pilger, erwiederte der junge Mensch, haltet nicht so lange Reden, ja oder nein, ist die Antwort eines Mannes. Hör zu. Hier sind fünfhundert Piaster, die ich Dir geben will. Dagegen übernimmst Du alle Kosten der Reise, so lange ich Dir folgen kann; so bald ich es nicht mehr vermag, kannst Du Deinen Weg fortsetzen, ohne Dich und mich zu beunruhigen, und die fünfhundert Piaster sind Dir.

Gelobt sei Gott, antwortete der Tartar, indem er die empfangenen Goldstücke zählte und prüfte, Du sprichst besser als der Iman des Großherrn. Ich bin Deiner Meinung, in Geschäften wie auf der Reise muß man den kürzesten Weg wählen. Gib mir Deine Hand, unser Handel ist geschlossen. Die Sonne geht unter, und der Mond wird sich erst eine Stunde vor Mitternacht erheben; laßt uns die Zeit benützen, in der die Wege finsterer als der Bart eines Arabers sind, denn wir werden uns nur ein Mal auf dem Wege nach Constantinopel ausruhen

Dies gesagt, näherte er sich seinem Freunde Osman nahm Abschied von ihm, indem er ihn auf der Rückreise zu besuchen versprach, beauftragte den Caffeewirth, auf der Post die Pferde zur verabredeten Zeit zu bestellen, dann legte er sich auf seinen Teppich und schlief bald fest ein.

Der junge Mensch legte sich gleichfalls auf seinen Teppich nieder, aber, ob er gleich unbeweglich da lag, so war er doch mehr mit seinen Gedanken als mit dem Schlaf beschäftigt.

Nach und nach verloren sich die Gäste, und bald befanden sich nur der Herr, der Tatar und sein neuer Reisegesellschafter noch da.

Der Herr des Caffeehauses, nachdem er seine Pfeifen und seine Narghilehs in Ordnung gebracht hatte, bereitete seinen Teppich auf den Boden aus, hielt sein Gebet und ging hierauf fort, um die Befehle des Tatarn auszuführen.

Sobald sich der junge Mensch allein sah, stand er mit Vorsicht auf, zündete ein Wachslicht an, näherte sich dem Tatarn, der fest schlief, und zog leise aus seinem Ledergurte zwei darin steckende Pistolen heraus. Er untersuchte sie genau, und da er sie geladen fand, schüttete er das Pulver von der Pfanne, nahm ein Stück Wachs von der Kerze, und verstopfte damit die Zündlöcher; dann that er von neuem das Pulver auf die Pfanne, und steckte die Pistolen wieder vorsichtig in den Gurt, um den Tartarn nicht aufzuwecken und legte sich hierauf auf seinen Teppich nieder.

Eine Stunde darauf ließ sich ein ferner Lärm hören, es waren die Tritte mehrerer Pferde, die auf dem Pflaster wiederhallten. Die Thüre öffnete sich, der Caffeewirth trat ein und näherte sich dem Tataren:

Tatar-Aga, rief er, ermuntert Euch, der Mond erhebt sich wie ein junges georgisches Mädchen. Die Pferde sind bereit, Eure Pfeife ist gestopft und der Caffee auf dem Feuer.

Es ist gut, antwortete der Tatar noch halb im Schlaf, aber nichts destoweniger die Pfeife nehmend, welche ihm sein Wirth darreichte; so wahr es ist, daß ich wegen meiner Schnelligkeit im Zurücklegen meiner Reisen schon zwanzig Ehrenpelze erhalten, so würde ich einwilligen, daß es dieses Jahr zwei Ramadans gäbe, unter der Bedingung, daß ich diese Nacht ruhig schlafen dürfte. Dies sagend näherte er sich dem Teppich des jungen Menschen, um ihn aufzuwecken, doch dieser war bereits zum Aufbruch fertig. Allah, mein Sohn, rief er mit Verwunderung, Du bist wachsamer, als ein Muezzim. Laßt uns eine Pfeife rauchen, eine Tasse Caffee trinken, und dann zu Pferde steigen.

Eine halbe Stunde darauf waren sie außer den Mauern von Adana, von einem Führer begleitet, den die Post mitgegeben.

Der Tag begann anzubrechen, und schon waren unsere Reisenden in den Hohlpässen des Taurus; sie folgten einem reißenden Strom, der in einem Abgrunde neben ihrem Weg dahin brauste, während zur Rechten sich ungeheuere Felsen erhoben. Oefters sperrten große Steinblöcke den Weg, oder auch durch den Sturm entwurzelte Bäume, und hinderten die Reisenden ihren Pfad mit der gewohnten Eile fortzusetzen.

Hier war es, wo der junge Reisegefährte des Tataren aus der tiefen Schwermuth, in der er seit dem Beginne der Reise gefallen schien, sich erhob, und als wenn er plötzlich ein geheimnißvolles Zeichen gehört hätte, näherte er sich dem Führer, und streckte ihn mit einem Pistolenschuß nieder; sein Schlachtopfer würde in den Strom gestürzt sein, wenn ein Baumstamm ihn nicht auf dem Rand des Abgrundes aufgehalten hätte.

Bei diesem Anblick blieb der Tatar einen Augenblick wie gelähmt; da er aber sah, daß der junge Mensch auf ihn loskam, nahm er seine Waffen, und war bereit, einen Feind zu bekämpfen, dessen Haß er sich noch nicht erklären konnte. Er drückte aber vergebens seine beiden Pistolen auf ihn los.

Höllische List, rief er, seinen Säbel ziehend.

Wenn Du eine Bewegung machst, bist Du des Todes, rief ihm der junge Mensch zu, indem er auf ihn anschlug; aber ich ziehe eine Unterhandlung mit Dir vor, so höre denn:

Der Tartar, durch seine Waffen verrathen, nur noch Rettung in dem Mitleid seines Feindes erblickend, hatte sich an den Felsen gelehnt, und erwartete in dieser friedlichen und ergebenen Stellung, was ihm aus dem Gespräche mit dem jungen Menschen noch für Hoffnung blieb.

Du sollst vorher wissen, wer ich bin, fuhr der junge Mann mit kalter Entschlossenheit fort. Ich bin der Sohn von Ismael Pascha. Ich erfuhr in Bruchsa, wo ich unbekannt bei meinem Onkel lebte, das Ungewitter, das meinen Vater bedrohte, ich reiste sogleich nach Aleppo, um ihn davon zu unterrichten, aber, es war zu spät. Ich treffe Dich in Adana, und Deine Gespräche vernichten alle meine Hoffnung. Aber, der Kopf, den Du mit Dir führest, ist der Kopf meines Vaters. Er ist bestimmt, vor dem Thore des Serails zu Constantinopel zu prangen, mit einem Schreiben, welches dem Volke anzeigt, daß Ismael Pascha ein Verräther war. Denkst Du, daß ich ihn nach Constantinopel bringen lassen werde?

Bei Effendi, antwortete der Tatar mit der Angst eines Mannes, der sich an den Rand eines Abgrundes gezogen sah, ich werde Euch diesen Kopf zurückgeben, auf die Gefahr, meinen Kopf zu verlieren; ich leiste Verzicht auf meine Sendung; ich werde vorgeben, daß Räuber mich geplündert haben, so wahr, als es nur zwei Tempel in der Welt gibt, daß nur ein Gott im Himmel und ein Kalif auf Erden ist, soll mein Name nie über meine Lippen geh'n, ... und der Kopf Eures Vaters wird nicht den Eingang des kaiserlichen Palastes zieren.

Ich glaube es wohl, antwortete Ismael Bei. Gib mir denn diesen Kopf, der dem edlen Sadr=Azim als Spielzeug dienen sollte. Und er empfing vom Tatar den Sack, in welchem er eingewickelt war. Jetzt, fuhr er fort, wirst Du mir die Depeschen geben, in welchen man der erhabenen Pforte erzählt, durch welchen Verrath es gelungen, den Löwen wie ein elendes Lamm zu erwürgen.

Der Tartar zog aus einer der Taschen seines Pelzes mehrere Briefe, die in ein Stück rothes Seidenzeuch eingeschlagen waren, und überreichte sie dem Sohne des Veziers, indem er ehrerbietig seine Hand an seine Lippen und Stirn führte.

Das ist nicht Alles, fuhr Ismael Bei fort, Du mußt mir Deine lange Mütze und Deinen Pelz geben. Und da der Tatar zögerte: Du weißt wol nicht, daß ich auch geächtet bin. Derselbe Firman, der den Kopf meines Vaters verlangte, begehrt auch den meinigen. Und doch muß ich leben, um meinen Vater zu rächen; ich muß nach Constantinopel, um den Großvezier, den Henker meines Vaters zu sehen. Ich bedarf einer Verkleidung, ich bedarf Deines Namens, Deiner Kleider; denn ich will bei der erhabenen Pforte unter Deinem Costume, und als Ueberbringer der Depeschen erscheinen.

Und der Tartar entledigte sich eines Kleidungsstückes nach dem andern, nur in der völligen Ergebung in den Willen des Ismael Bei eine Rettung sehend.

Gut, sagte der junge Bei, indem er die Kleider des Tataren über sein Pferd hing; aber es fehlt mir noch eine Sache, fügte er hinzu, indem er einen Tigerblick auf ihn warf; diese Briefe sprechen von einem Kopfe; an der Stelle desjenigen meines Vaters bedarf ich eines andern, was meinst Du?

Ihr habt recht, antwortete der Tatar stotternd, denn er sah den unvermeidlichen Tod sich ihm mehr und mehr nähern; unser Führer ist dort auf dem Wege ausgestreckt, ich werde ihm den Kopf abschneiden und ihn Euch bringen.

Ich glaube, daß Du spaßest, erwiederte Ismael Bei dem unglücklichen Tatar, der kaum noch athmete; hast Du nicht bemerkt, daß unser Führer keinen Bart hat? Wann hast Du je den Kof eines Veziers der hohen Pforte ohne Bart gesehen? Aber Du, Du hast einen schönen Bart, einen Bart, eines Paschas würdig.

Edler Sohn eines Veziers, rief der Tatar außer sich, tödtet keine erbärmliche Kreatur des wahren Gottes; schonet eines armen Menschen, der Muselmann ist, wie Ihr, der Euer Bruder ist. Ich habe nicht über den Tod Eures Vaters frohlockt, welcher jetzt unter der Zahl der Auserwählten ist. Man hat mir befohlen, seinen Kopf nach Constantinopel zu bringen, und ich habe ihn so unschuldig wie dieses Pferd hingebracht; ich würde eben so gut den seines Mörders hingebracht haben. Wir Tataren sind beauftragt, die Firmans der hohen Pforte zu überreichen, mögen sie nun Segen oder Unglück bringen; aber man kann uns nicht zur Rechenschaft über ihren Inhalt ziehen, eben so wenig wie den Schreiber, der sie copirt hat.

Ich bedarf Deines Kopfes, unterbrach ihn Ismael Bei, dann fügte er noch mit grausamer Ironie hinzu: Solltest Du bei dem Gedanken nicht stolz sein, daß Dein Kopf, der Kopf eines erbärmlichen Tatars, die Pforte des Palastes in Constantinopel, wie der eines Veziers schmücken wird.

Indem er dieses sagte, hob er langsam die Hand, in der er die Pistole hielt, indem er Tropfen für Tropfen den Genuß seiner ersten und elenden Rache sog.

Da warf sich der Tartar mit der Kraft der Verzweiflung zu seinen Füßen.

Oh Du! rief er, der Du unter Deinen Nebenbuhlern edel bist, tödte mich nicht wie einen Wolf mitten unter diesen fürchterlichen Felsen, fern von meiner Familie, fern von dem weißen Aleppo. Denke, daß mein Körper wie der eines erbärmlichen Thieres ohne Begräbniß, verfaulen muß; daß kein Freund ihn reinigen würde, wie es unsere heilige Religion befiehlt, er würde unrein wie der eines Christen bleiben, und würde nur dazu dienen, den Hunger eines Schakals zu stillen.

Aber der junge Bei blieb unbeweglich.

Unterwirf Dich, sagte er, den Bestimmungen des Schicksals; es stand geschrieben, daß Du hier sterben solltest; denn ich bedarf Deines Kopfes, Deines Stillschweigens.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

Lord Byron hatte einen Bären, nicht im bildlichen Sinne, sondern in Fleisch und Bein, dessen Freundschaft er cultivirt hatte; sie waren unzertrennlich. Der Bär hieß Petz. Eine von Lord Byrons Lieblingsunterhaltungen war, die Vorhandschuhe anzuziehen und mit dem Bären zu boxen, bis dieser böse war. Allerdings trug bei solchen Gelegenheiten der Freund des Dichters stets einen Maulkorb.

Eines schönen Tages beschloß Byron eine Reise zu machen und bestellte in der Postkutsche zwei Plätze für zwei Herren, Byron und Petz.

Um neun Uhr Abends kamen die beiden Freunde im Fiaker an. Der Schlag des Wagens wurde auf Lord Byrons Wunsch geöffnet; er setzte Petz seine Reisemütze auf, schob ihn aus dem Fiaker in die Postkutsche, stieg dann selbst ein, und ließ ihn sogleich Platz nehmen. Beide nahmen den Fond der Kutsche ein; zufällig waren sie die beiden einzigen Passagiere auf dieser Station.

Auf der nächsten kam ein dritter dazu: ein Schneider, der sich zur Ruh gesetzt hatte. Die paar Worte, die er mit dem Postillon sprach, genügten Byron, um über den Mann klar zu werden.

Man sprach im Wagen kein Wort, bis man den Hügel von Highgate erreichte.

Meister Nadel benutzte das langsame Fahren des Wagens und brach das Schweigen mit den Worten: „Nun, mein Herr, was sagen Sie zu den guten Nachrichten, die uns die Zeitung bringt?

Ein Schnarchen war die einzige Antwort seiner Herrlichkeit Aergerlich über das Schnarchen kehrte Meister Nadel verachtungsvoll seinem schlafsüchtigen Reisegefährten den Rücken und wendete sich an den ruhigen Herrn im Pelz in der andern Ecke.

Hm! sagte er. Guter Weg, Herr!

Keine Antwort von Petz.

Er muß etwas taub sein, dachte der Schneider und sagte lauter: 'S ist sehr finster und kalt heut Abend!

Meister Nadel hielt inne, um die Antwort zu erwarten, während der Dichter, um sein Lachen zu verstecken, wieder schnarchen mußte.

Der entrüstete Schneider drehte dem Schnarcher den Rükken und wollte mit dem tauben Herrn plaudern. Er suchte im Finstern an seinem Nachbar einen Knopf, um diesen festzuhalten, fühlte aber nichts als Pelz.

Ah! sagte der Schneider, wie warm Sie sich angezogen haben!

Keine Antwort. Der Schneider schlief endlich ein.

Der erste Strahl der Morgensonne glänzte durch die Scheiben der Wagenfenster, als der arme Schneider zu unerwartetem Schrecken erwachte, denn der erste Gegenstand, auf den seine Augen fielen, war der Kopf Petzens, der zwar einen Maulkorb vor hatte, aber seinem vis-à-vis ganz freundschaftlich beide Tatzen auf die Schultern gelegt hatte, und ihn mit glühenden Augen sehnsüchtig ansah. Mörder! zu Hilfe! Kutscher, halt! ich will hinaus! schrie der Schneider aus Leibeskräften.

Er wäre fast vor Schreck durch das geschlossene Glasfenster gesprungen, wenn der Postillon nicht schnell gekommen wäre.

Der Schneider setzt sich auf den Bock des Postwagens.

Im Passagierbuch liest man immer noch als Passagiere eingeschrieben die beiden Namen Byron und Petz.

(Ein Paar romantische Kaufleute.) In einer kleinen Stadt des nördlichen Schleswig wohnen zwei Kaufleute, welche durch vieles Romanlesen in ihrem ganzen Wesen und Reden einen so romantischen Anstrich bekommen haben, daß man herzlich lachen muß, wenn man die Antworten hört, die sie bisweilen geben. So kommt im vergangenen Spät-Herbst ein Hosenzeug-Fabrikant nach besagter Stadt und wendet sich an einen derselben mit der Frage, ob er vielleicht Hosenstoffe brauchen könne. „Hosenstoffe?" ruft der Gefragte erstaunt. „Nein, mein Liebster, wenn die Sonne den Bäumen die ersten Blätter entlockt und die Lerche in den blauen Lüften ihr erstes Lied singt, dann sprechen Sie wieder vor." Kopfschüttelnd geht der Hosenzeugfabrikant weiter und begiebt sich zu dem Andern, an diesen dieselbe Frage richtend. Zu seinem nicht geringen Erstaunen entgegnet ihm dieser: „Wenn die Sonne die ersten Knospen aufküßt und die Nachtigall im Hain ihre ersten Liebesseufzer flötet, dann lassen Sie uns von Hosenzeugen sprechen."

Der Kutscher-Galopp.

(Scene aus einem „lustigen Tage" zu Schwachhausen.)

(Den „Adlern" gewidmet.)

Beflügelten Schrittes mit keuchender Brust
Zu rasen, zu toben, welch' himmlische Lust,
Gesprungen wie wüthend im schnellen Galopp,
Das Herzchen springt hinterdrein, schlagend: hopp, hopp.

Gewirbelt hinab in den glänzenden Saal,
Geschleudert zu Boden das Halstuch, den Shwal,
Geschwitzt und geröthet im schnellen Galopp,
Der Anstand springt hinterdrein, rufend: hopp, hopp!

Die Locken zerrissen, zerzaust und zerzupft,
Den Herrn gleich, fliegend in Wind und in Luft,
Die Augen bachantisch im wilden Galopp,
Die Schönheit springt hinterdrein, rufend: hopp, hopp!

Der Busen hoch fliegend in wahrhafter Gluth,
Die Adern geschwollen vom kochenden Blut,
Die Blicke entzündet vom tollen Galopp.
Die Tugend springt hinterdrein, rufend: hopp, hopp!

Den Nacken gebadet im kochenden Schweiß,
Die Zunge getrocknet, die Stirne so heiß,
Die Mandelmilch schlürfend im heißen Galopp,
Das Leben springt hinderdrein, rufend: hopp, hopp!

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Einige kühle Abende haben angedeutet, daß es Zeit sei, die leichten Kleider, die Muslin-Mantillen und die Spitzenshawls gegen seidene Kleider, Sammet-Mantillen, Cashemir-Shawls und Sammet- oder Atlashüte auszutauschen. Auch sind die Modenhandlungen im Stande den Anforderungen zu genügen. Wir sahen schon viele Gegenstände für den Winter z. B. einen Sammethut in Vanillefarbe oder zwei Nüancen; er war klein, wie ein Zughut geformt, aber sehr kurz an den Ohren geschnitten. An dem Schirmrande

befand sich eine schwarze Spitze und bildete hinten eine Art Nackenschleier. An der Seite war er mit einer großen Blume, einer Seerose, von Sammet und mit gleichen Blättern in der Hutfarbe ausgeputzt; ferner ein Zughut von joinvilleblauem Atlas, mit weißem Tülle belegt, der Streifen bildete, und mit einem Zweige schöner, leichter, blauer Blumen ausgeputzt. Ein anderer Hut von Königssammet war mit Palmen von gleichem Sammet besetzt, die mit Federfransen eingefaßt waren. Da die Palmen übereinander lagen, so sahen die Fransen wie eine hängende Feder aus. Ein Hut von geripptem Sammet hatte eine neue Feder, die sich gebeeht über den ganzen Schirm legte und an der entgegengesetzten Seite herabfiel. Ein anderer Kopfputz war ein kleinschirmiges Hütchen von braunem Sammet mit einer Goldspitze, die leicht bis fast um den ganzen Schirm herumfiel; eine weiße Feder, die darunter hervorkam, legte sich geschlängelt nach der linken Seite hinüber. Die Häubchen sind meist sehr klein, an den Seiten aber entweder mit Spitzen oder mit Blumen reichlich garnirt. In allen Ateliers beschäftigte man sich bereits mit den Mänteln. Man macht noch Visiten, aber sie sind größer als die vorjährigen und werden mit Posamentirarbeit, mit matten Borten und Fransen verziert. Sehr beliebt werden jedenfalls die Palletots. Die Umhänge, die man umwirft, wenn man den Ball oder das Theater verläßt, sind alle meist in Falten gelegt, wie die alten Ueberwürfe; nur die Kapute ist anders. Sie haben sehr kleine verzierte Aermel und sind immer hellfarbig, blau, rosa, weiß oder zartgrün und von Reps, Atlas, afrikanischem Sammet oder Königsatlas. Eine sehr hübsche neue Besetzung ist eine weiße Posamentirarbeit, welche sich ihrer Leichtigkeit wegen mit den Spitzen vergleichen läßt.

Ein sehr schöner Mantel zum Ausgehen, den wir sahen, war, von dunkelblauem Sammet mit einem großen Pelerinenkragen dessen Vordertheil einen kleinen Aermel bildete. Mantel und Pelerine waren am Rande mit Seide in derselben Farbe, aber einer andern Nüance bestickt. Für den Herbst, ehe man zu den schweren und warmen Mänteln greift, hat man kleine Ueberwürfe von italienischem Taffet. Einige derselben sind gerade, d. h. ohne Falten oben und sehen ziemlich aus wie persische Gewänder. Sie sind gefüttert, bisweilen leicht wattirt und werden mit ausgezackten Ruchen oder mit Volant mit Fransen oder schwarzen Spitzen ausgeputzt; andere sind oben in Falten gelegt, haben aber fast denselben Ausputz wie die ersteren. In der Kleiderfaçon giebt es noch nichts besonderes Elegantes. Man trägt fast nur Ueberröcke, die vorn herunter garnirt sind. Häufig trägt man Kleider von italienischem Taffet und ächtem Nankin. Viele der letztern sind von weißen Soutaschbörtchen benähet und vorn auf dem Leibchen und dem Rocke mit Knöpfen von Elfenbein besetzt, die nach unten zu allmählig größer werden. Zu bemerken ist, daß man an den Herbstüberröcken, sie mögen von Taffet, Nankin und Caschmirienne sein, keine Schößchen sieht, daß die Leibchen viel mehr rund und leicht gestreift sind. Jedenfalls herrscht der Sammet wie der Atlas sehr vor und der Moire bleibt wahrscheinlich, wie schon im vorigen Winter, unbeobachtet. Noch vor einigen Jahren war der Regenschirm aus dem Bereiche der Mode verbannt und sein Name schon reizte die Damen zu einem mehr spöttischen als wohlmeinenden Lächeln. Man verstand freilich unter einem Regenschirme eine Art patriarchalischen Zeltes, welches eine ganze Familie bedeckte. Jetzt gehört der Regenschirm nothwendig zu den Toilettengegenständen einer Dame. Sie sind aber auch so leicht geworden, daß sie in der Hand nicht schwerer wiegen als ein Sonnenschirm. Die beliebtesten Farben sind das Russischgrün, das Chinesischschwarz und das Byron Violet. Die schönsten Griffe sind von künstlich durchbrochen gearbeitetem, grünem Elfenbein, Der Stab, welcher sich an diesen langen Griffen befindet, ist immer von Inselholz, oder von Oleander oder von ächtem Bambus. Auch für die Ballkleider ist zu sorgen und wir erwähnen einige der schönsten, die wir in der letzten Zeit gesehen haben, z. B. ein Kleid von blauem Tülle mit drei Röcken, deren jeder durch ein Bouquet von Vergißmeinnicht und weißem Jasmin aufgenommen war. Das Leibchen war mit Zug und hatte als Gürtel ein sehr breites Band mit langen, umherflatternden Enden. Der Kopfputz dazu bestand in Blumen gleich denen auf dem Kleide. Ferner ein Kleid von rosa Tarlatan mit zwei Röcken und auf jedem dieser Röcke fünf Reihen Pompadourrüchen von rosa Tülle. Das glatte Schneppenleibchen mit Revers war ebenfalls mit Ruchen bedeckt wie die Aermel. Eine Pomonaguirlande von Weinblättern und Rosenknospen, wie ein Leibchenbouquet von eben solchen Blumen vervollständigten diesen frischen Schmuck.

Auch sahen wir ein goldgelbes Kleid, das allerdings ungewöhnlich aussah, aber doch sehr gefiel. Auf einem Unterkleide von goldgelbem Atlas befand sich ein Kleid von goldgelbem Tülle, dann ein Kleid von silberweißem Illusionstülle und auf diesen zweiten weißen Rocke ein dritter in Goldgelb. Die drei Röcke öffneten sich tunicaartig und jeder wurde in gleicher Entfernung durch ein schönes Maßliebchen von ächten Perlen gehalten, in dessen Kelch sich ein strahlender gelber Topas befand. Diese Blumen waren von Goldblättern umgeben. Die langen schwarzen Haarflechten der Dame, die so gekleidet erschien, eine sehr schöne Spanierin, wurden durch eine ebensolche Blume gehalten die, eine Nadel bildete und am rechten Arme trug sie ein Armband von rothen Email mit durbrochenen Rauten u. Penseés von Brillanten. Man hat nicht blos Hüte à la Clarisse Harlowe; wir sahen auch ein eben sogenanntes Häubchen mit einem Ausputze von Spitzen, das sich platt auf die Stirn legte an der Seite und unter den Haarbüscheln befanden sich drei dicke Rosen ohne Blätter und oben auf dem Häubchen eine Guirlande von kleinen Rosenknospen untermischt mit blühenden Johannisbeerträubchen.

Die Bänder sind dieses Jahr so schön, wie man sie noch nie gesehen hat; deshalb kann man auch behaupten, daß kein Kleid ohne lange breite Gürtel, die man Schärpen nennt, sein wird, und daß man überhaupt die Bänder überall so reichlich als möglich benutzt. Man sieht sehr reich broschirte, mit einem Spitzchen besetzte, durchbrochen carrirte, glasirte, nuancirte, von Taffet, von Atlas, kurz Bänder in allen Arten und eines ist immer schöner als das andere. Das Band wird den bevorstehenden Winter eine große Rolle spielen. Nur etwas könnte ihm die Herrschaft einigermaßen streitig machen, nämlich eine neue Art Posamentirarbeit, die ganz wie ein reizendes Band aussieht und Floribiana heißt. Andere Posamentirarbeiten, mit denen man die Kleider besetzen wird, sind mit Perlen untermischt oder mit Chenille und man nennt sie dann Mazurka, Burnaza u. s. w. In gleicher Mannichfaltigkeit und Schönheit sind die neuesten Knöpfe und Fransen.

Herren-Mode. Seit dem vergangenen Monat hat die Mode nichts Neues gebracht, und man darf sich um so weniger darüber wundern, wenn man bedenkt, daß die hohe Fashion sich lieber mit Jagd und Reisen als mit der Mode beschäftigt. Man spricht schon diesen Augenblick von Herbstmoden, die allen und jeden Anforderungen unserer „Löwen" entsprechen sollen — welch Wunder, wenn wir endlich einmal es diesen, meistens nicht zufrieden zu stellenden Herren recht machen könnten! Ihr guten deutschen Kleidermacher kennt die Qualen nicht, die uns Franzosen so oft bereitet werden und kommt nicht so oft in Versuchung, wie wir, diese „Löwen des Tages" zur Ehre unserer Kunst zum Fenster hinauszuwerfen. Doch genug davon. Als Anzug für das Land behält noch immer der Paletot den Vorzug, die Taillen an demselben sind außerordentlich lang und die Schöße sehr kurz, die Aermel daran sind gleichmäßig weit, ohne Aufschläge und an der Handwurzel verschlossen. Die Farben, die man zu diesem Anzug wählt, sind meist dunkel, blau oder grün melirt oder bronzebraun; auch wird viel Zephyrtuch zu diesen Kleidungsstücken verwendet. Noch trägt man auch eine Art kurze Kleider, die man „Jaquetten" nennt, wie unser Modenkupfer vergangenen Monat eine gebracht. Man benutzt dazu Nankin, englischen Zwillich mit kleinen Streifen und das schon genannte Zephyrtuch — meist sind jedoch diese Stoffe von dunkler Farbe. Zu einem solchen Anzug für das Land trägt man allgemein eine Schalweste, die sich ziemlich weit herauf zuknöpfen läßt. Der Stoff ist Ba-

leneia mit kleinen Streifen und Würfeln; eben so trägt man aber auch Westen von dunkelfarbenen Piques mit kleinen Blümchen; die Knöpfe sind von gleichem Stoff. Die Hosen werden noch immer weit in den Beinen getragen, nach unten wenig ausgeschnitten und bedecken nichts desto weniger ohne festgenähte Stege den Stiefel. Die Stoffe zu denselben sind weißer englischer Zwillich mit kleinen Streifen, ostindischer Nankin oder leichte hellfarbige Satins. Von den Anzügen für das Land kommen wir nun auf die für die Stadt zurück. Es ist der Ueberrock, den Jeder nach seinem Belieben und feinem Geschmack trägt, in Erwartung dessen, was die Mode Besseres bringen wird. Es ist daher ganz gleich, ob man dieselbe mit einer Reihe oder mit zweien trägt, die Kragen daran sind ziemlich hoch und breit im Umschlag und die Taille geht 5—6 Centimeter unter die Hälfte und schließt doch so gut, daß der Rock am ganzen Körper fast gar keine Falte wirft. Die Aermel sind oben wie unten weit, mit und ohne Aufschläge, unten am Handgelenk abgestochen und durch zwei Knöpfe geschlossen. Die Knöpfe, ob einreihig oder zweireihig, sind meist klein, etwas gewölbt, von façonnirten Cordonnet und von passenden Farben. Man trägt vorzüglich russisch- und myrtengrünes Tuch, mitunter auch blaues und bronzenes. Die zu diesem Anzug passenden Westen haben Stehkragen, sind auf der Brust weit offen, gehen bis unter die Hüften hinab und lassen sich nur wenig zuknöpfen. Der Schnitt derselben hat wie bisher keine weitere Veränderung erlitten. Die Farben der Stoffe dazu sind hell, mit oder ohne Streifen. Die Pantalons sind sehr weit in den Beinen, fallen gerade herab und bedecken durch festangenähte Stege beinahe den ganzen Fuß; an den Seiten sind sie noch mit Bändern eingefaßt. Nankin und englische Zwilliche mit kleinen Streifen und von heller Farbe haben vor allen andern Stoffen den Vorzug. Das wäre das Hauptsächlichste für die gegenwärtigen Männermoden. Außerdem trägt man noch Phantasiekleider, (à la francaise) mit langer Taille und kurzen gewölbten Schößen, oben und unten weiten Aermeln und kleinen etwas gerundeten goldenen oder seidenen Knöpfen. Die Farben, die man dazu wählt, sind caffeebraun, kaiserblau, goldbronze und andere, je nach dem Geschmack des Einzelnen, eben so werden die Westen theils mit Stehkragen theils à châle getragen, die Hosen sind sehr weit und gleichen denen der Matrosen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit runden Schößen und langer Taille. Carrirte Beinkleider. 2. Sommertwine mit langer Taille. Lange Weste, halbweite carrirte Beinkleider. 3. Kleid mit 5 ausgebogten Volants. Offene Aermel mit Unterärmel von Muslin. 4. Oberrock mit Schoßleibchen und Garnirung. Den Rock herab Schleifen mit Garnirung.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition



IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 3. N. Büchner, Redacteur. 1846.

Die Maske.

Erzählung von Max Schmidt.

(Fortsetzung.)

3.

Als wir in den festlich erleuchteten Saal traten, war bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Das bunte Treiben der Masken und tanzlustigen Jugend von B., das lärmende Orchester, das zum Tanze aufforderend die lieblichsten Dreivierteltact-Melodien ertönen ließ, verbreiteten allgemeine Fröhlichkeit. Der Besitzer des Festes, Herr Landrath von Strahlen, kam uns beim Eintritte freundlich entgegen. Ich ward ihm von meinem Oheim vorgestellt, worauf er mich am Arme faßte und durch die bunten Reihen der Tänzer, Tänzerinnen und Masken, zu seiner Gemahlin führte, die im glänzendsten Schmucke neben einer ältlichen Dame auf ihrem Divan saß, von welchem aus sie das Treiben der Gäste überblickte, und wie ein General in der Feldschlacht ihre Befehle ertheilte.

Hier, liebe Sophie, habe ich die Ehre, Dir Herrn Capitainlieutenant, Karl von Rollendorf, den Neffen unsers alten Freundes Haller, vorzustellen, denselben, der vor 15 Jahren zu Sternfelds in die Residenz geschickt wurde, und der uns einst als muthwilliger Junge viele Sorgen machte, wenn er im Garten von einem Baume zum andern kletterte. Mit diesen Worten stellte mich Herr von Strahlen seiner Frau vor, einer schönen Dame in den besten Jahren. Ich machte eine höfliche Verbeugung und küßte ihr mit Ehrfurcht die Hand.

Es freut mich sehr, Herr von Rollendorf, redete mich die Landräthin an, Sie nach so vielen Jahren wieder zu sehen; doch hätte ich Sie kaum wieder erkannt, Sie haben sich sehr verändert, sind groß und stark geworden, und ich darf es wohl sagen — von dem lustigen Knaben sind noch die schönen, schelmischen, schwarzen Augen zurückgeblieben. Es soll mir viel Vergnügen machen, wenn Sie jetzt, da Sie, wie ich von Ihrem Onkel erfahren, wieder in unserer Nähe bleiben, uns öfter mit Ihrem Besuche beehren werden.

Ich werde es stets für eine Ehre ansehen, bei einer so geachteten Familie so wohl aufgenommen zu sein, erwiederte ich mit Artigkeit, und nach mehreren Fragen von Seite der Frau von Strahlen, über meine bisherige Lebensweise und meine bekannt gewordene Vermählung, die ich den Umständen gemäß zu beant

worten wußte, mischte auch ich mich in die Reihe der Tänzer.

Treibt heute die Fantasie ihr Spiel mit mir, und läßt mich überall meine Fanni sehen? Ich wollte doch wetten, sie ist es, die in der Maske der Türkin so eben an mir vorüber ging. So sprach ich zu mir selbst, und folgte eiligst zweien Masken, die meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Da sie sich öfter nach mir umsahen, und mich zu kennen schienen, so wagte ich es, an ihre Seite zu treten, und diejenige, die dem Aeußern nach so sehr meiner Fanni glich, mit folgenden Worten anzusprechen: Irre ich mich nicht, schöne Sultanin, so habe ich die Ehre, von Dir gekannt zu sein?

Du bist Lieutenant Rollendorf, entgegnete die Maske, bist so eben in B. angekommen, das Du seit fünfzehn Jahren nicht gesehen. Du bist recht männlich geworden, und der schwarze Schnurrbart kleidet Dich echt martialisch.

Bei Gott, es war Fannis Stimme! Wir sahen uns wol schon früher? fragte ich freudig bewegt.

Sehr oft, mein Herr. In der Residenz war ich auf Bällen beinahe ausschließend Ihre Tänzerin. Doch Sie werden wol in Italien Ihre früheren Freundinnen vergessen haben?

Wie könnte ich Dich vergessen, meine theure Fanni! Oft — immer waren meine Gedanken bei Dir, Dein liebes Bild stand stets vor meinen Blicken, es war mein Gefährte im Wachen so wie im Traume!

Fanni?! sagte sie — wer sagt Ihnen, daß ich Fanni heiße?

Deine Stimme, die Du nur mit Mühe zu verstellen suchst; Dein feuriges Auge, das ich durch die neidische Larve erblicke, und der untrüglichste Prophet: mein Herz! rief ich begeistert.

Während dieses Gespräches waren wir bei meinem Onkel vorüber gekommen, der mich nun mit einem Winke zu sich rief: Nun Karl, wie gefällt Dir die türkische Schönheit?

Wie sollte sie mir nicht gefallen, bester Oheim? Es ist ja eine alte Bekannte, meine Jugendgeliebte, es ist meine —

Es ist Deine bestimmte Braut, fiel mir der Onkel in die Rede.

Oheim, Sie machen mich zum glücklichsten der Sterblichen, wie soll ich Ihnen danken? rief ich entzückt. Thränen der Freude rollten mir über die Wangen, und mit ungestümer Heftigkeit fiel ich dem alten Manne um den Hals.

Nun, bleibt es noch bei den zwei Monaten Urlaub, Herr Lieutenant? fragte er mit gutmüthigem Lächeln.

Nein! Abschied auf immer und Güterverweser auf ewig, da ich nun auch das kostbarste Gut, meine theure Jugendgeliebte, zu verwalten bekomme!

Und die Verwalterstochter dazu, lieber Karl; es freut mich, daß Du mit meiner Wahl zufrieden bist; doch laß Dich nicht stören, und mache nun der künftigen Frau Gutsbesitzerin, wie sich's geziemt, den Hof. — Mit diesen Worten drückte er mir herzlich die Hand, und verließ mit seiner Gemahlin den Ballsaal, denn den Beiden galt die Ruhe mehr, als alle Maskenfeste der Welt. Ich begleitete sie bis zum Wagen, rief ihnen noch ein herzliches: gute Nacht! nach, und kehrte dann mit ungestümmer Freude in den Saal zurück.

4.

Daß meine Blicke nur die zwei Masken suchten, die mich einzig und allein unter der bunten Menge von Gästen interessirten, wird der Leser sehr begreiflich finden, und ich bin überzeugt, daß auch meine schönen Leserinnen, wenn sie dem Balle zu B. beigewohnt, es dem Lieutenant Rollendorf sicherlich verziehen hätten, daß er nur Augen für seine Fanni hatte, und Alles um sich her vergaß und übersah. Wer schon mit achtzehn Jahren den beseligenden Bund der Liebe schloß, der kennt die Gewalt, welche diese Leidenschaft auf den Jüngling übt, und die nach langer Trennung von der Geliebten zu einer noch weit heftigern Gluth aufflammt. Die Treue ist es, die den Liebesbund zum Heiligthum erhebt, und nur wo wahre Treue herrscht, ist wahre Liebe zu finden, von welcher Schiller sagt:

„Selig durch die Liebe
Götter durch die Liebe
Menschen Göttern gleich;
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Dann zum Himmelreich.

Während ich mich nach meiner Türkin im Saale umsah, trat ein Armenier an meine Seite, und faßte mich mit den Worten: Auf ein Wort, Herr Lieutenant! beim Arme. Wiewol mir diese Unterbrechung keineswegs angenehm war, da sie die selige Minute, in welcher ich mit meiner Fanni wieder zusammentreffen sollte, nur weiter hinaus schob: folgte ich doch dem Unbekannten in eines der Nebengemächer. Hier nahm derselbe seine Larve ab, und ich erkannte meinen Busenfreund Ludwig von Stollen, mit welchem ich in Italien viele süße Stunden verlebt hatte. Stollen diente mit mir in demselben

Regimente, doch später wurden wir getrennt, indem die Schwadron, welcher er zugetheilt war, nach der Militärgrenze verlegt wurde. Zwei Jahre hatte ich ihn nicht gesehen, unser Freundschaftsbund konnte nur durch Briefwechsel unterhalten werden; wer vermag daher meine Freude zu schildern, als ich den lange Vermißten vor mir sah. Er hatte oft eine wahrhaft eiserne Geduld bewährt, wenn ich ihm von meiner Jugendzeit, von meinen Studienjahren erzählte, und ihm mit der Weitläufigkeit eines Verliebten von meiner Fanni vorschwärmte.

Du hier, lieber Ludwig? rief ich erstaunt, und fiel dem lange entbehrten Freunde um den Hals. So wird der heutige Tag für mich zum wahren Freudentage, da er mich mit Allen wieder zusammenführt, die mir lieb und werth sind.

Du magst wohl staunen, lieber Karl, entgegnete der Freund, mich hier in B. zu treffen, während Du mich an der Militärgrenze in Gesellschaft von Griechen, Türken, Serbiern und Bulgaren wähnst. Durch den Tod meines Vaters bin ich in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangt; ich habe nun meinen Abschied genommen, und denke mich in dieser Gegend in Deiner Nähe anzusiedeln.

Nun darfst Du auch nicht mehr von meiner Seite und mußt Zeuge meines Glückes sein, das mir seine glänzenden Thore aufschließt, rief ich freudig, und drückte den theuren Freund zu wiederholten Malen an die Brust. Doch Du bist ernst geworden, Ludwig? Bist nicht mehr der lustige Kamerad von Vicenza — drückt Dich etwa ein Kummer, so theile ihn mir mit; Du weist, ich nehme an allen Deinen Schicksalen innigen Antheil, Mittheilung und Theilnahme gewähren Linderung und Trost.

Du irrst, lieber Karl, sagte Ludwig mit sanftem Lächeln, das über das schöne blasse Gesicht hinflog, in dem sich deutlich ein geheimer Kummer aussprach: Nur eine kleine Unpäßlichkeit läßt mich heute nicht so fröhlich, wie gewöhnlich, erscheinen. Bald aber sollst Du in mir wieder den lustigen Kumpan von Vicenza erkennen. Noch ist nicht Alles verloren!

Wie, nicht Alles verloren? fragte ich bestürzt. Du suchst es mir umsonst zu verhehlen, daß ein Kummer auf Deinem Herzen liegt, und ich müßte Deine Freundschaft für verloren ansehen, wenn Du mir nicht mit Deinem frühern Vertrauen entgegen kämest.

Laß das für jetzt, lieber Freund, erwiederte er ernst und kalt, und nach einer Pause fragte er: Sage mir, Karl, kennst Du jene Maske, mit welcher Du vor wenigen Minuten vertraulich durch den Saal schrittest?

Du meinst wol jene Türkin? Er bejahte, und ich fuhr fort: Wohl kenne ich sie, es ist die mir bestimmte Braut, meine Jugendgeliebte Fanni Sternfeld, von der ich Dir so oft erzählte.

Hat sie sich Dir selbst zu erkennen gegeben? fragte er.

Nein, aber der himmlische Ton ihrer Stimme ließ mich bald die lang entbehrte Geliebte errathen.

Und sie hat sich als Fanni Sternfeld Dir aufgeführt?

Das wol nicht, aber — was soll das heißen, fragte ich stutzig.

Karl, Du bist schändlich betrogen, sprach Ludwig mit einem Ernste und einem Blicke, der mich erschreckte, wenn Du glaubst, in jener Türkin Deine Jugendgeliebte gefunden zu haben.

Wie? Hätte ich mich getäuscht? Wäre jenes Mädchen nicht meine Fanni? fragte ich hastig, und nun fiel mir bei, daß mir die Türkin, als ich sie Fanni nannte, verwundernd entgegnete: Fanni? Wer sagt Ihnen, daß ich Fanni heiße?

So ist's, lieber Freund, sprach Ludwig, und drückte mir herzlich die Hand; ich kann Dich nur bedauern, denn jene vermeinte Fanni ist Baronesse Stiller, die Du wohl von der Residenz aus kennen wirst, und die Dir Dein Oheim zur Frau bestimmte.

Baronesse Stiller? rief ich entrüstet, Ludwig, sprichst Du wahr? Unmöglich! Jene Kokette, die schon damals in der Residenz ihre Netze nach mir unerfahrenem Jungen auswarf, und die, wie ich gehört, durch ihre eitle Putzsucht ihre Eltern in's Unglück stürzte? Nein, Ludwig, Du treibst Scherz mit mir, aber Freund, es ist ein grausamer Scherz.

Ich wollte, es wäre nicht so, lieber Karl, versetzte Ludwig; gerne wollte ich mich mit Dir freuen, Dich am Ziele Deiner Wünsche sehen; doch leider ist es Wahrheit, Dein Onkel will durch diese Verbindung die verarmte Familie wieder empor bringen.

Schändlich! rief ich aufgebracht. So will ich sogleich —

Keine Uebereilung, Freund! sagte Stollen mich beim Arme fassend. Du wirst die Sache noch schlimmer machen; für jetzt rathe ich Dir, nichts zu verlauten, und vor Allem niemanden zu sagen, von wem Du den wahren Zusammenhang der Geschichte erfahren.

Hier empfange mein Ehrenwort, lieber Stollen, Du sollst in diese schändliche Geschichte nicht verwickelt werden.

Er ergriff nun meinen Arm, und führte mich, indem er mich nochmals ermahnte, von dem, was er gesagt, vor der Hand gegen jedermann zu schweigen, in den

Saal zurück, woselbst er sich unter der Menge der Masken und Tänzer von mir trennte.

Eben erscholl wieder rauschende Musik vom Orchester herab, und die Paare reiheten sich zum Tanze. Für mich aber war jede Freude verschwunden, die allgemeine Lustbarkeit contrastirte seltsam mit dem Sturme in meinem Innern; mein Onkel, den ich noch vor Kurzem für meinen besten Freund hielt, erschien mir nun als ein grausamer Planmacher, der mich nur als Werkzeug seines Willens, und seiner Wünsche betrachtete. Ich zog mich in eine Ecke des Saales zurück, lehnte mich in die Fensterbrüstung, und blickte hinauf zum freundlichen Sternenhimmel, um mir von dort Ruhe für mein bewegtes Gemüth zu holen. Also betrogen war ich, mit einer eitlen Kokette will man mich verbinden, ich soll ihr Rettungsanker sein, damit sie, statt am Betteistabe das Mitleid Anderer anzuflehen, wieder ihrer Putzsucht fröhnen kann! Ich soll einer Person mein ganzes Lebensglück opfern, die nichts für mich fühlt, und nur die Hoffnung nährt, durch mich unterstützt, ihre Kokettrie auch fernerhin fortzusetzen. Einem solchen Geschöpfe sollte ich meine Fanni, diese engelsgleiche Unschuld aufopfern, ein solches Geschöpf sollte mich zur Untreue verleiten? Das war also die Ueberraschung, die mir mein Onkel bereitet hatte? Er hat seinen Zweck erreicht, ich bin überrascht; aber er hat sich verrechnet. Meinen inneren Frieden tausche ich gegen alle seine Güter nicht aus. Welche Verbindungen mag er nur mit der Familie der Baronesse haben? Darüber wird mir Stollen die beste Auskunft geben, den ein glücklicher Zufall wieder in meine Arme geführet! Verwünscht sei die Stunde, welche mich aus Italien hieher brachte! Darum hat man mich so freundlich empfangen, darum mir Liebe geheuchelt, damit ich kirre werdend eingehen soll in euere Plane. Mit dem frühesten Morgen verlasse ich B., benütze die Zeit meines Urlaubes zu einer Reise nach der Residenz, und will sie aufsuchen, die himmlische Fanni! Sollte sie mich vergessen haben, dann will ich zurück zu meinem Dienste und mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen sehen, der ein Leben endet, das mir nur zur Qual geworden.

Während ich diesen Betrachtungen nachhing, ward ich leise auf die Schulter geklopft, und eine weibliche Stimme fragte: Sie tanzen nicht, Capitän? Als ich mich umwandte, stand die Türkin vor mir. Ich erblaßte vor stiller Wuth, und schämte mich der Thränen, die der Schmerz mir erpreßt hatte; bald aber faßte ich mich und erwiederte kalt, jedoch mit zitternder Stimme: Nein, schöne Sultanin, ich tanze nicht.

Ihnen ist nicht wohl, lieber Rollendorf, sagte die Maske mit theilnehmender Stimme, und strich mir die Haare, die in wilde Unordnung gerathen waren, aus dem Gesichte.

Schlange, dachte ich bei mir, und biß mit erstickter Wuth in die Lippen; doch bezauberte mich der liebliche Ton ihrer Stimme, da ich Fanni zu vernehmen glaubte. Als ich bei meinem Schweigen verharrte, faßte sie mich beim Arme, und sprach: Kommen Sie mit mir, lieber Rollendorf, Sie sind traurig, ich will es versuchen, die Wolken des Trübsinns von ihrer Stirne zu scheuchen.

Und sie zog mich mit sich fort. Ja du sollst Alles erfahren — dachte ich — ich will es dir sagen, wie sehr du dich in mir getäuscht.

Nun will ich ein strenges Examen mit Ihnen anstellen — sagte die Türkin — erzählen Sie, aber aufrichtig, was ist Ihnen begegnet, was stimmte Sie mit einem Male so düster?

Eine Verdrießlichkeit mit meinem Oheim — erwiederte ich gleichgültig — er will mich verheirathen.

So? Nun, das ist ja recht artig, und Sie werden wol nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Sie anders mit der Wahl der Braut einverstanden sind.

Das ist es eben — erwiederte ich hastig — ich lasse mir keine Frau aufdringen.

Da haben Sie vollkommen Recht: Liebe läßt sich nicht erzwingen, und sie bleibt doch die Grundbedingniß einer glücklichen Ehe.

Sie sprechen ein wahres Wort, mein Fräulein — gab ich zur Antwort — eben darum kann ich das Mädchen, das mir mein Oheim bestimmt, nicht als meine Braut anerkennen.

Sie lieben sie also nicht? fragte sie mit zitternder Stimme.

So ist es, und deshalb kann sie nie meine Frau werden. Erstens: liebe ich bereits, und werde den Schwur der Treue halten, und zweitens —

Wie? Sie haben bereits gewählt? fragte sie erschrocken, und ich fühlte, daß Ihre Hand, die Sie mir nun zu entziehen suchte, heftig zitterte — und wer ist die Glückliche?

Ein zwar armes, aber braves Mädchen, das ich in Verona kennen lernte, und dem ich Herz und Hand verpfändet, entgegnete ich mit angenommener Gleichgültigkeit.

Ein armes Mädchen in Verona? wiederholte sie mit zitternder Stimme, und mit erzwungener Fassung setzte sie hinzu: Ich gratulire, Herr Lieutenant. Doch Sie hatten noch einen zweiten Grund, warum Sie die

Ihnen von Ihrem Oheim bestimmte Braut verschmähen; darf ich ihn wissen?

Man rechne es meiner aufgeregten Stimmung, und nicht etwa einer angebornen Böswilligkeit zu, wenn ich hier bemerke, daß mir die sichtbare Kränkung, die ich aus den getäuschten Hoffnungen der Baronesse hervorgegangen wähnte, als süße Rache einige Erleichterung gewährte. Mein Fräulein, sagte ich, ersparen Sie mir den zweiten Grund, ich könnte leicht zu aufrichtig werden.

Herr von Rollendorf, entgegnete sie, ich kann nun nicht länger zweifeln, Sie haben in mir die Ihnen bestimmte Braut erkannt, ich bin Ihnen dankbar für Ihre Aufrichtigkeit, und will Ihnen auch keineswegs meine Aufgeregtheit verbergen. Sie lieben mich nicht, gut — ich will Ihrem Glücke nicht hinderlich sein; doch um Eines ersuche ich Sie: enthüllen Sie mir auch den zweiten Grund, warum Sie mich verschmähen.

Dringen Sie nicht in mich, mein Fräulein, versetzte ich, ich werde Ihnen die Antwort auf diese Frage stets schuldig bleiben und zwar um Ihrer selbst willen.

So gebe ich Ihnen dann mein Wort, ich werde nie von Ihnen lassen, Sie überall verfolgen, und als eine verhaßte Gestalt Ihnen stets hemmend in den Weg treten — sprach sie, und eine wilde Aufregung gab sich in allen ihren Geberden kund.

Wenn Sie ihn denn durchaus wissen wollen, sprach ich hierauf mit Bitterkeit, so erfahren Sie ihn: Ich bin ein Mann von Ehre, und heirathe keine — Kokette!

Ich hatte dieses Wort kaum ausgesprochen, als sie mit den Worten: Das ist zu viel! Karl, Du brichst ein treues Herz! bewußtlos zusammensank. Ich bereuete meine Unvorsichtigkeit, denn diese Worte der Maske hatten mich heftig erschüttert, und hätte ich nicht von Stollen gewußt, daß Baronesse Stiller hinter dem Costüme der Türkin verborgen sei, ich hätte geschworen, jener Ausruf wäre von den Lippen meiner Fanni gekommen.

Alsbald versammelten sich mehrere Anwesende, um der Ohnmächtigen beizustehen. Man brachte sie in eines der Nebenzimmer. Ich aber griff nach meinem Hute, und eilte hinweg von dem Orte, der mir des Vergnügens so wenig gebracht hatte.

Als ich auf die Treppe kam, trat mir ein schwarzer Domino in den Weg. Mein Herr! sprach er, Sie haben ein Mädchen beleidigt, das mir lieb und theuer ist, Sie werden mir Genugthuung geben.

Das werde ich nicht, versetzte ich barsch, für dieses Mädchen schlage ich mich nicht.

So erkläre ich Sie für eine elende Memme! schrie der Unbekannte.

Mein Herr, nun haben Sie mich beleidigt, und die Reihe, Genugthuung zu fordern, ist an mir! rief ich aufgebracht.

In einer Stunde, hinter dem Kirchhofe der St. Georgskirche! erwiederte der Fremde und wandte mir den Rücken.

Ich werde kommen, lautete meine Antwort; ich stürmte hinaus, meiner beengten Brust Luft zu machen.

6.

Die Kühle der Nachtluft wirkte wohlthätig auf mein aufwallendes Blut; ich eilte nach Hause, um mir die Waffen zu dem bevorstehenden Duelle zu holen, das mir im gegenwärtigen Augenblicke, in welchem ich mich nach einem Wechsel der Begebenheiten sehnte, beinahe erwünscht kam. In meiner Stimmung dachte ich nicht an die Gefahr, welcher ich mein Leben durch diesen tollen Streich aussetzte, der den vielen manigfaltigen Abenteuern dieser verhängnißvollen Nacht die Krone aufsetzen sollte. Der Onkel und die Tanten schliefen bereits, ich weckte meinen Diener und befahl ihm, Alles zur Abreise bereit zu halten, jedoch jedes Geräusch zu vermeiden, damit die Hausleute nicht im Schlafe gestört würden, weil für diese vor der Hand meine Abreise ein Geheimniß bleiben sollte. Der Bursche sah mich mit großen Augen an, er wußte nicht, ob er träume oder wache; endlich, als ich ihm meinen Auftrag wiederholte, ging er kopfschüttelnd fort, meine Befehle zu vollziehen. Meinem Onkel wollte ich einige Zeilen zurücklassen, doch mein aufgebrachtes Innere ließ mich die Feder nicht mit der erforderlichen Ruhe und Gelassenheit führen. Zehn Mal hatte ich den Brief angefangen und zehn Mal das Geschriebene wieder zerrissen; ich beschloß daher, dieses Geschäft bis zu meiner Ankunft in der Residenz zu verschieben. Auch meinem Freunde Stollen hätte ich gern ein Lebewohl gesagt, doch wußte ich ihn nicht zu finden, und die ersten Stunden nach Mitternacht sind wahrlich nicht geeignet, um die Wohnung eines Bekannten aufzusuchen. Zu Strahlen, bei welchem ich ihn vielleicht noch getroffen hätte, wollte ich durchaus nicht mehr zurück. Ich überließ daher Alles einem günstigen Zufalle, und machte mich bereit, meinem unbekannten Gegner beim Friedhofe der St. Georgskirche als Mann von Ehre entgegen zu treten.

Ich hatte mich auf dem bestimmten Platze eingefunden. Die Nacht war kalt, der Wind pfiff schneidend durch die menschenleeren Straßen. Der Mond erleuch-

tete die Gegend mit seinem fahlen Lichte, welches auf den Gräbern des Friedhofes schauerlich wiederstrahlte.

Vom Thurme der alten majestätischen St. Georgskirche tonte die zweite Stunde nach Mitternacht. Da sah ich von Ferne drei dunkle Gestalten herankommen, unter denen ich, als sie sich mir genähert hatten, meinen Domino wieder erkannte, der mit entblößtem Degen und der Larve vor dem Gesichte an mich heranschritt.

Herr Lieutenannt, sprach er, ich habe für Secundanten gesorgt, damit unser Geschäft nach hergebrachter Weise abgethan werde.

Ich bin mit Ihren Anstalten vollkommen einverstanden, entgegnete ich; doch werden Sie, wie ich nicht zweifle, Ihre Maske abnehmen, damit ich sehe, mit wem ich mich eigentlich schlagen soll, denn Sie können mir nicht zumuthen, daß ich mich mit einem mir völlig Unbekannten duellire.

(Schluß folgt.)

Michaelis-Messe 1846.

Wer nennt die Tausend verschiedene Handels-Artikel, die hier zur Messe aufgestapelt werden, und doch haben fast alle nur den Zweck, blos den materiellen Bedürfnissen der Menschen abzuhelfen und wenn auch viele unter ihnen den feineren Comfort und Luxus im Leben zu befriedigen bestimmt sind, so ist doch die höhere Kunst auf dieser unserer Völkermesse, was bei dem allgemeinen verbreiteten Kunstsinn der so vielfach der Jetztzeit nachgerühmt wird, billig Wunder nimmt, sehr spärlich, ja fast gar nicht vertreten. Herr Leuchte von Dresden ist der Einzige, durch dessen äußerst prachtvolle in Peter Richters Hof, in der Chatarinenstraße bei uns zu Meßzeiten zum Verkauf ausgestellte Sammlung von Oelgemälden, die fast sämmtlich den höheren Kunstansprüchen entsprechen, die Kunst auch in ihren höhern Anforderungen, als Handelszweig, repräsentirt wird.

Wir dürfen daher nicht verabsäumen, dieser eben so reichhaltigen als meisterhaften Ausstellung unsern Besuch abzustatten und neben den materiellen Genüssen, die uns von allen Seiten umringen und geboten werden, uns auch einen höhern Genuß, unserm Geiste eine Befriedigung zu gewähren. Die hervorstechendsten Pracht-Effect, und Meisterwerke, die diesmal ausgestellt sind, und die allgemeine Bewunderung der Kenner und Kunstfreunde erregen, sind: „Dresden als Winterlandschaft," „das Schloß Thum in der Schweiz," „Salzburg" und einige Genrebilder, wie „die Bettelkinder am Weihnachtsabend," ein vielgerühmtes ausgezeichnetes Meisterstück (bereits verkauft), „die Prophezeihung," der „Ritt auf den Jahrmarkt" und einige humoristische Genrestücke, wie die „Rückkehr von der Reise," und der „Thorschreiber," der mit von den Landleuten gespickten Taschen einem nieblichen Bauermädchen bei Einhändigung des Thorzettels verliebt in die Wange kneipt, während das naive Kind mit freundlichem, aber doch unnachahmlich spöttischem Lächeln den alten lüsternen Graukopf betrachtet.

Dem Vernehmen nach wird sich Herr Leuchte von hier nach Berlin begeben, um dort in irgend einem passenden Locale seine meisterhafte Gemäldegallerie aufzustellen.

Unsere Schaubudenmesse ist diesmal sehr einförmig und sehr nothdürftig ausgestattet. Unter den 9 anwesenden Panoramas hebe ich als vorzüglich hervor das von Hrn. Sattler, von Lexa und Straßberger; sehr instructiv ist ein anatomisches Kabinet; dann haben wir 2 Menagerien, die von Hrn. Präuscher und Hrn. Kreuzberger, beide, namentlich die erstere ausgezeichnete Exemplare aus dem Thierreiche enthaltend, wohin namentlich ein riesenhafter majestätischer Löwe, ein Panthertiger, einige Leoparden und das so selten gezeigte gehörnte Pferd oder das Gnu gehören; ferner haben wir die sehenswerthen Automaten von Druez, und das Zaubertheater von Prof. Töpfer, der mit dem ausgezeichneten Athleten Pasquale Ferralli sich verbunden und an ihm, als angenehme Diversion und Abwechslung von seinen eignen Productionen, eine gute Acquisition gemacht hat, deren besuchte Vorstellungen bereits in meiner „Eisenbahn" die wohlverdiente Würdigung fanden.

Zu Anfang der mittelsten Meßwoche traf aber noch Hr. Prof. Becker mit seinem Zaubertheater hier ein und gebührt ihm wohl das Verdienst und der Ruhm, die hervorragendste Erscheinung unserer Schaubudenmesse zu sein. Zwar sind wir von dem befangenen Vorurtheil eingenommen, daß mit Philipps und Boscos Anwesenheit, diesen beiden Heroen der Zauberkunst, alles erschöpft worden sei, was in dieser Kunst zu leisten im Bereiche der Möglichkeit liege und haben auch jene beiden Künstler auf lange Zeit hin allen den Weihrauch für sich in Anspruch genommen, den nur die Kritik dem Verdienst zu streuen vermag. Nichtsdestoweniger aber haben wir hier einen Künstler vor uns, der jenen beiden Coryphäen nicht nur rühmlich zur Seite zu setzen ist, sondern in manchen Einzelheiten sie noch übertreffen mag. Die Ausstattung und Decorirung ist eben so glänzend, als die des Boscoschen Schauplatzes. Die Apparate, mit denen der Künstler arbeitet und seine unglaublichen Künste producirt, eben so zahlreich und kunstvoll, wie die des großen pariser Magiers, und sein Vortrag ist eben so ansprechend und anmuthig wie der Boscos und Philipps, wenn er auch der fremden Sprachfloskeln entbehrt, die für den Deutschen so anziehend sind.

Unter den vielen und mannigfach abwechselnden Productionen hebe ich nur das chinesische Ringspiel, die wiener Dampfmühle, die wir jetzt sehr gut gebrauchen könnten, ferner den Weinwirth oder alle Sorten aus einem Faß hervor, der vielen andern Effectstücke zu geschweigen, die stets das Publikum zur allgemeinen Ueberraschung und Bewunderung, ja zu einem Beifallssturme hinreißen, wie er kaum in dem Bosco'schen Schauplatze gehört worden ist.

Ausgezeichnet in den Zwischenacten sind die Equilibres des Rudolph Becker auf einer Glasflasche oder das Spiel der Chinesen, die stets die vollste Anerkennung finden, und zum

Schluß überascht uns noch Herr Becker mit seinen trefflichen Nebelbildern, die würdig wären, für sich allein einen Schauplatz auszumachen.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Besuch dieses Schauplatzes stets zahlreich besucht ist, daß er stets von einem lauten Beifallssturm wiederhallt, der noch dazu von der Elite des fremden und einheimischen Publikums gespendet wird, welche Herr Becker gleich Besko und Philipp in seinen Räumen versammelt.

Miscellen und Anekdoten.

(Eine Hundenärrin.) Pariser Gerichtsscene. Elisabeth Bonnemain, 19 Jahre alt, dienstloses Stubenmädchen, verklagte unlängst ihre vormalige Herrin, Madame Poitgris, 63 Jahre alt, bei dem Zuchtpolizeigericht puncto gröblicher Injurien, Ohrfeigen und Zerreißung einer Haube und anderer Kleidungsstücke. Sie verlangte 1200 Franken Schmerzensgeld und Entschädigung, sowie nicht minder ein Moralitätszeugniß, welches man ihr bisher verweigert hatte. Von den Richtern aufgefordert, den Thatbestand zu erzählen, ließ sich Elisabeth folgender Maßen vernehmen: „Meine Herren, vor drei Monaten war ich wie heut ohne Dienst; der Glockenläuter zu St. Thomas d'Aquin empfahl mich dem Küster, welcher mich dem Herrn Vicar vorstellte, und dieser gab mir ein sehr gutes Empfehlungsschreiben an Madam. Ich ging zu ihr und schien ihr zu gefallen. Sie zog gleichwohl durch eine ganze Woche die genauesten Erkundigungen ein über meine Familie, meinen Character und meine Moralität. Ich glaubte, sie wollte mir eines ihrer Kinder oder Kindeskinder anvertrauen, aber mit nichten — ich sollte ihren Hund warten und pflegen. Ich trat meinen Dienst an. Madam übergab mir ein kleines geschriebenes Heft und empfahl mir, dasselbe sorgfältig zu lesen und mich genau darnach zu halten. Das Manuscript enthielt nicht weniger als 144 Artikel über die physische und moralische Ausbildung und das Temperament ihres Hundes Toddy, so hieß das garstige Thier, dessen Erzieherin oder vielmehr Sclavin ich werden sollte. Ich will nur einige Artikel dieser „Instruction" nennen: Artikel 1. Jeden Morgen, im Sommer um 6, im Winter um 8 Uhr, holt Elisabeth den Hund aus meinem Schlafzimmer ab und trägt ihn in den Hof. Art. 9. So oft sie ihm seine Mahlzeit servirt, soll sie thun, als ob sie selbst davon essen wollte, um ihm Appetit zu machen. Art. 18. Wenn ich Abends nicht zu Hause bin, so wird Toddy im Winter um 8, im Sommer um 10 ins Bette gebracht, und Elisabeth muß sich so lange zu ihm legen, bis er eingeschlafen ist. Art. 31. Zu den Spatziergängen sind immer die einsamsten Orte zu wählen; wenn Soldaten, Schulknaben, Lehrlinge oder andere verdächtige Personen sich nähern, soll sie ihn auf den Arm nehmen. — Ich fand das Alles höchst abgeschmackt, aber ich nahm den Platz an, weil mir 400 Franken Lohn und andere Neben-Accidentien zugesichert wurden. Wenn ich den Hund mit Madam spatzieren führen mußte, so war es eine wahre Höllenpein; ich mußte ihn aufnehmen, wenn nur ein Wassertropfen im Wege lag, und wenn die Sonne zu warm schien, mußte ich ihn auch tragen. Ich schäme mich noch jetzt, wenn ich an den Faschingsdienstag denke; als der Faschingsochs vorüberzog, rief sie mir ganz laut zu: Aber so halte ihn doch höher, der arme Kleine sieht ja nichts! Am 1. Mai hatte ich den Hund nicht recht besorgt, ich gestehe es. Toddy führte winselnd seine Beschwerde bei Madam. Elisabeth, sagte sie zu mir, Du hast ihn geschlagen? — Nein, Madame, auf mein Wort! — Nun, so hast Du ihn **Du** genannt! — Ich gestehe, daß mir der Geduldsfaden riß, und ich rief: Altes Thier! — Madam bezog die Injurie, welche doch nur dem Hunde galt, auf sich und gab mir zwei Ohrfeigen. — Madam Poilgris wurde zu 16. Fr. Strafe und 150 Fr. Entschädigung verurtheilt.

— Es ist dies in seiner Art wieder ein merkwürdiger und ereignißvoller Sommer: diese endlose Hitze, daß selbst die Gletscher schmelzen, und der Montblanc sein Haupt von ewigem Schnee entkleidet, Erdbeben am Rhein, das gräßliche Unglück auf der Nordbahn, Attentat auf Louis Philipp, gewitterschwere Ereignisse in den dänischen Herzogthümern, blutige Scenen in Mannheim und Cöln rc. Wie viele Parallelen zum Jahre 1842! Nur die fürchterlichen Brände fehlen zur Zeit, vor denen uns der Himmel auch gnädig bewahre!

(Ein Krähwinkler-Stücklein.) Zwei ausgediente Gäule, deren Eigenthümer sie zu angehenden Lastwagen einfahren wollte, blieb in einer substanziösen Pfütze in der Marmorosch stecken. Der Peitschenmonarch haut immer auf, schlägt erbost mit dem Style seines Zepters auf sie los, versucht es mit einer dicken Stange, er flucht und lästert — nichts hilft; immer tiefer und tiefer versinkt Roß und Wagen in den dunkeln Tokany, der immer größer und größer und größer wird, wie die Unmöglichkeit herauszukommen, und die Möglichkeit, daß seine Pferde hier d'raufgehen. Er läuft in die nahe Stadt um Rath und Hilfe, kommt auch bald mit beiden zurück, nämlich mit zwei starken Ochsen und einem noch stärkeren Strick, er wird um ihren Hals gebunden, weil sonst jeder andere Anhaltspunkt im Sumpfe liegt; nun werden die Ochsen an den Strick gespannt, und kräftig angetrieben. Bald gelingt es auch, die Märtyrer der Thierquälerei auf das Trockene zu ziehen, und beruhigt ist unser Thiertyrann; aber auch die Tyrannisirten sind ruhig, ganz und gar ruhig, denn der Strick hat sie horizontaliter und totaliter erwürgt.

— Als Fürst Blücher nach beendigtem Feldzug Hamburg besuchte, veranstaltete man auf der Sternschanze eine große

Revue der Hamburger Bürgergarde. In einem in Mitte dieses großen Raumes erbauten Zelte, wurde dem gefeierten Helden ein solennes Frühstück servirt, zu welchem sich alle Notabilitäten Hamburgs einstellten. Unter den Anwesenden befand sich auch eine Madame Schröder, die mit einer prächtigen Stimme begabt, vorzüglich durch einen meisterhaften Vortrag des God save the king bekannt und berühmt war, was dem Helden von Waterloo mitgetheilt wurde und bei ihm den Wunsch rege machte, von der Dame genanntes Lied vortragen zu hören, wozu sich dieselbe auch sogleich bereit erklärte. Nachdem sie geendet, drückte der Feldherr in herzlichen Worten für die Bereitwilligkeit, mit der sie seinem Wunsche nachgekommen sei, seinen Dank aus und fügte in scherzendem Tone bei, daß er., um ihr seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, bei ihrem nächstgebornen Kinde Pathenstelle vertreten wollte. Madame Schröder, für diese Ehre herzlichst dankend, äußerte: so ehrenvoll auch des Herrn Grafen Anerbieten für sie sei, doch den Wunsch, augenblicklich ein wenn auch noch so kleines Zeichen seines Wohlwollens zu empfangen. Auf einen Wink Blüchers, gab man ihm seinen Hut, auf dem ein weißer Federbusch wehte. „Madame," sagte er, sich freundlich verbeugend, „ziehen Sie aus diesem Federbusch eine Feder. Er hat in allen Schlachten meinen Kopf bedeckt und wenn seine Weiße etwas geschwärzt ist, so bedenken Sie, daß der Dampf der Kanonen es war, der ihm seine natürliche Farbe raubte. Dieser Büschel war der Schrecken meiner Feinde, der Leitstern meiner Soldaten und er war mehr als einmal die Standarte, um die der wildeste Kampf tobte. Nehmen Sie daraus eine Feder und erhalten Sie mir ein freundliches Andenken!"

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Moden nehmen endlich eine entschieden herbstliche d. h. dunkele Färbung an. Die Stoffe für den Abend herrschen unbedingt vor, wenigstens in den Ateliers, wo Kleider verfertiget werden, denn in den Lagern sieht man auch Stoffe von Wolle wie Caschemir, Merino und Pekin. Sogenannte Halbtoilette-Kleider zu kleinen Diners und zu Theater sahen wir bereits viele. Eines war von lilasgrauem Taffet mit knapp anliegendem vorn offenem Leibchen und einer abgetrennten Draparie, die von der Achselnaht anfing und schmal zulaufend unten am Leibchen sich endigte, so daß sie eine Art Fächer bildete. Um das Leibchen und um den Rock herum lief eine stickereiartige kleine Posamentirbesetzung mit Knöpfen. Ein anderes Kleid von blauem Damast mit breiten leichten satinirten Streifen war ebenfalls mit einer sehr leichten stickereiartigen Posamentirbesetzung in Schwarz und zwar schürzenartig versehen; das bis an den Gürtel offene Leibchen war an den Rändern gestickt; die oben engen, unten offenen Aermel waren an der Außenseite geschlitzt, mit ähnlicher Posamentirarbeit geschnürt und hatten Unterärmel von Seidentülle.

Ein drittes Kleid von silbergrauem Moire hatte bauschigen Tüllebesatz in den Seiten und die Aermel waren ganz eben so ausgeputzt. Diese Kleidart scheint sehr zu gefallen, wenn man sie auch einigermaßen modifizirt, so macht man zum B. die Leibchen offen mit Revers, die mit Tüllebänschchen besetzt werden. In diesem Falle fällt namentlich die Besetzung oben auf dem Aermel weg. Sehr gern trägt man zu diesem Leibchen eine Guimpe, die hinten zugemacht, vorn reich gestickt und oben mit einer schmalen Spitze garnirt ist und Unterärmel in derselben Art.

Zum Promenadenanzuge zieht man meist Kleider mit langen geschlossenen Aermeln vor, die entweder von oben bis unten eng, oder oben eng und unten etwas weiter, so wie am Handgelenke etwas in Falten gezogen sind. Die Mode ist indeß nicht ausschließlich; sie erlaubt auch unten offene Aermel, aber in diesem Falle sind sie nicht weit und lassen nur sehr wenig von den Unterärmeln sehen. Wir sahen diese Woche eine junge Dame, welche ein Kleid von Pomonataffet trug, das an den Seiten mit schrägen Streifen im Zickzack besetzt war; an jeder Spitze befand sich eine kleine in Falten gezogene Stelle, die einen Knopf umgab. Ein großer weißgrundiger Shawl mit einer Bordüre von Arabesken in allen Farben, eine rosa Capote mit Spitzen belegt und mit rosa Blumenbüscheln an der Seite ausgeputzt, vollendeten den Anzug, der für ein Muster der Herbstmoden gelten kann. Zwei und drei Röcke wird man weniger tragen, dagegen gehen die Besetzungen selbst an den Soiréekleidern bis in die Höhe der Knie hinauf. Reichlicher Ausputz mit Gaze, Tülle und Bändern giebt dem Rocke ein etwas bauschiges Aussehen. Aehnlicher Ausputz findet sich am Leibchen und an den Aermeln wieder.

Herren-Mode. Ueber die neuen Herrenmoden läßt sich noch nicht viel sagen, obwohl sie wohl bereits feststehen für den Winter. Die Taille an den Röcken ist nicht übertrieben lang, weil dieses Kleidungsstück doch nur zum Halbputz getragen wird. An dem Ueberziehrocke ist die Taille länger, weil er über einem andern Rocke getragen wird und in allen seinen Theilen demnach größer aussehen muß. An dem Palletot kann die Taille sehr lang sein, denn er erträgt alle Neuerungen und steht, wie es scheint, in der Mode unerschütterlich fest. Zwar sieht es nichts weniger als graziös aus, aber es läßt sich nichts Gemächlicheres und Bequemeres denken und dies ist die Ursache seiner langen Beliebtheit. Die Fracks behalten kurze breite abgerundete Schößen und breite platt auf der Brust liegende Revers. Auch die Beinkleider behalten ihren bisherigen Schnitt, doch sind sie unten etwas weiter und fallen auf den Stiefel. Die Westen sind noch immer sehr lang und meist mit Shawlkragen. Die Hutform für den Winter wird eine etwas andere sein als die jetzt beliebte. Der Kopf steht nicht mehr cylinderisch gerade empor, sondern bauscht sich etwas aus, was weit eleganter aussieht.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Twine mit langer Taille, halbweite Beinkleider. 2. Hut mit Feder. Kleid mit offenem Leibchen, und doppelte Volants. Shawl mit Fransen. 3. Hut mit Bandausputz. Pelerine mit Garnituren. 4. Ueberziehrock mit überschlagenden Revers. Zweireihiger kurzer Rock. Halbweite carrirte Beinkleider. Darüber drei verschiedene Modells von Häubchen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Ptronen 22½ Ngr.

IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner,** Redacteur. **1846.**

Die Probe der Treue.

Novellette, von Friedrich Pfeil, nach einer italienischen Anecdote.

„Lebe wohl, Marietta," sprach der bereits reisefertige Francesco zu seiner jungen, reizenden Gattin, die erst seit einem Monat durch Hymens Band mit ihm verbunden, und drückte einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen. Marittea aber lächelte schelmisch, und schob dem Gemal, als sie ihn umarmte, unbemerkt ein Briefchen in die Tasche. „Ich sollte Dich eigentlich schelten," schmollte sie, mühsam das Lachen bezwingend, „daß Du, schon jetzt, so kurze Zeit nach der Hochzeit, an meiner Seite von Langeweile geplagt bist, und mich, eine Reise vorgebend, verläßt; doch wenn Du bald zurückkehrst, so will ich Gnade für Recht ergehen lassen, und Dir verzeihen."

„Mit welch' wonniger Lust erfüllt mich nicht Dein Zürnen, das mir ein Beweis Deiner innigen Liebe ist, Theure," erwiederte Francesco. „Aber sei überzeugt, daß die kleine Reise, die ich unternehme, zu unserm fernern Glücke bringend nöthig ist, sonst wäre keine Macht der Erde im Stande, mich einen Augenblick von Dir zu entfernen. Uebrigens bin ich morgen Abends wieder in Mantua, bei Dir, in Deinen Armen," mit diesen Worten eilte er zur Thüre hinaus in den schon bereit stehenden Wagen.

Kaum hatte er sich entfernt, als auch Marietta in einen förmlichen Lachkrampf verfiel. „Warte, das sollst Du mir büßen, Du Eifersüchtiger! Meine Treue auf eine Probe stellen zu wollen, an mir, die Dich mehr als ihr Leben liebt, zu zweifeln, mich durch so niedrigen Argwohn, als könnt' ich mein Gelübde brechen, zu kränken. Zum Glücke hat mich Pietro, den er mit dem saubern Auftrage beehrt, meine Treue auf die Probe zu stellen, mit dem schönen Plane bekannt gemacht, und mir so die Waffen in die Hände gegeben, mich an den eifersüchtigen Herrn Gemahl etwas zu rächen. O! er soll mir's büßen! Zum Lohne will ich ihn quälen, nun soll er auch die Marter der Eifersucht kennen lernen, das schadet nicht und wird ihm heilsam sein. Indessen will ich Luisa besuchen, damit Francesco desto bequemer in seinen Schlupfwinkel zurückkehren kann." Sie klingelte der Kammerfrau, mit deren Hilfe sie sich entkleidete, und dann in Begleitung derselben fortging, ihre Jugendfrundin zu besuchen.

Es war bereits Abend geworden, und Francesco in der Dämmerung durch das Hinterpförtchen des Gartens wieder in's Haus geschlüpft, wo er sich in seinem Kabinette versteckte, als Marietta von ihrer Visite nach Hause kam, und bald darauf sich verabredeter Weise Pietro melden ließ. Francesco erwartete mit banger Ungeduld, wie seine Frau das Geständniß von Pietros Liebe, den er ersucht, die Rolle des Verliebten zu spielen, aufnehmen werde, und bereute beinahe, dies Mittel gewählt zu haben, der Gattin Herz zu prüfen.

Pietro wurde von Marietta freundlich empfangen, und die von vielen Seufzern unterbrochene Erklärung seiner Liebe nicht mit der entschiedenen Verachtung, wie Francesco gehofft, aufgenommen, und als endlich Pietro versicherte, wie er lange fruchtlos gegen diese unselige Leidenschaft angekämpft, sie aber nie bezwingen konnte, nun aber fest entschlossen sei, wenn er nicht Gegenliebe fände, sein elendes Leben zu enden, Marietta ihn aber mit süßen Worten tröstete, ihm gestehend, daß sie auch eine innige Neigung für ihn empfinde, und seine glühende Liebe zu erwiedern, ihr höchstes Glück sei; ja, wie sehr sie bedaure, so verschnell Francesco ihre Hand gereicht zu haben, da sie sich selbst dadurch der namenlosen Seligkeit beraubt, die sie in seinen Armen gefunden hätte, auf die sie aber an der Seite ihres Gatten auf immer verzichten müsse; da wurde es dem armen Francesco im Kabinette dunkel vor den Augen. Doch fuhr Marietta fort: „Da uns das Schicksal das Glück nicht gegönnt, einander anzugehören, so wollen wir uns wenigstens durch die innigste und feurigste Liebe entschädigen, hat mich gleich mein Geschick an einen Andern gekettet, so soll doch nur Dir mein Herz angehören, nimm diesen Kuß, Geliebter, als Pfand meiner Liebe zu Dir, die nie erlöschen wird, so lange Leben durch diese Adern pulset."

Schon lange erwarteten die beiden Verschworenen, daß Francesco aus seinem Kabinette wüthend in's Zimmer stürzen und den Ergießungen der Gefühle seiner Gattin ein Ziel setzen werde, und Marietta, die sich schon im Vornhinein innig darauf gefreut, den angeführten Francesco recht verspotten zu können, indem sie ihn auf den Brief aufmerksam machen wollte, den sie ihm bei der vorgeblichen Abreise in die Tasche gesteckt, und der das Geständniß enthielt, daß sie schon früher durch Pietro von seinem Plane, ihre Treue zu prüfen und selbst Zeuge dieser Prüfung zu sein, unterrichtet war, und ihm nun zur Strafe ein wenig habe die Qualen der Eifersucht erdulden lassen, wurde schon etwas ungeduldig, als Francesco wider ihre Erwartung noch immer nicht aus dem Kabinette kommen wollte, endlich rief sie ihn, und da sie keine Antwort erhielt, trat sie und Pietro hinein, um zu sehen, wie ihm die Arznei bekommen. Doch das Kabinett war leer und Francesco durch eine Seitenthür wieder davon geschlichen.

„Ach, prächtig," sagte Marietta lächelnd, „er will seine Rolle zu Ende spielen, und wird also wahrscheinlich erst morgen Abend von der Reise ankommen. So lebt für heute wohl, Signor Pietro, und nehmt einstweilen meinen Dank für die Gefälligkeit, mit der Ihr eine Rolle in meiner Komödie übernommen, und verfehlt morgen ja nicht zu kommen, um mir Francesco recht auslachen zu helfen!" Mit diesen Worten zog sie sich fröhlich und unbefangen auf ihr Zimmer zurück, und Pietro verabschiedet sich, glaubend, einen köstlichen Spaß ausgeführt zu haben. Richtig erschien auch Francesco nicht früher, als des andern Tages Abends. Kaum vermochte Marietta in seinem Betragen die geringste Veränderung wahrzunehmen. Er bewies sich vielmehr zärtlicher und zuvorkommender, als je, so daß die schelmische Gattin dachte, er habe bereits zufällig das Billet entdeckt, und wolle sich nun seinerseits einen kleinen Scherz mit ihr erlauben.

„Marietta," sprach, nachdem er sie geküßt und umarmt hatte, Francesco zu ihr, „laß uns durch den Wald zum Seegestade wallen."

Marietta willigte mit Freuden ein. Da sie in den Zeiten ihrer jungen Liebe oft dort gewandelt, so dachte sie, er hat diesen Ort gewählt, Dich dort für sein Mißtrauen um Verzeihung anzuflehen. Sie eilten aus der Stadt, und wandelten an den Ufern des Mincio, dort, wo er einen See bildet und sich seine Wogen brausend am Gesteine brechen. Als sie sich einem mit Gesträuchen und Bäumen dicht bewachsenen Platze näherten, sprang Francesco jubelnd in einen Nachen, den sein spähendes Auge hinter denselben entdeckt hatte, und lud Marietta ein, ihm zu folgen. „Komm'," Marietta, nichts gleicht einer Lustfahrt auf dem Wasser." Sie folgte ihm freudig, und unbefangen hüpfte sie in den Kahn, schnell löste Francesco den Strick vom Baume, und ruderte, daß er in kurzer Zeit die Höhe gewonnen hatte. Jetzt, als sie abgeschnitten von der ganzen menschlichen Gesellschaft waren, fragte er: „Weißt Du, was uns hier erwartet, Marietta?"

„Das erhabene Schauspiel der untergehenden Sonne! Nicht so, mein Francesco?" erwiederte sie.

„Nein, der Tod!"

Noch konnte Marietta nicht begreifen, was ihr Furchtbares bevorstand, aber kalter Frost schüttelte ihre Glieder.

„Der Tod,“ rief sie aus, im Tone des höchsten Entsetzens, „willst Du mich tödten, Francesco?“

„Nein! aber wir sterben zusammen!“

„Sterben? Und warum?“

„Weil Du nach Deiner Treulosigkeit nicht mehr leben darfst, und ich ohne Dich nicht mehr leben will.“

„O, Freund!“ rief sie jubelnd aus, „verzeih', daß ich Dich für Deine boshafte Prüfung so hart strafte, doch nun bin ich entzückt von Deiner grenzenlosen Liebe, da sie Dir nicht einmal erlaubt, ohne mich fortzuleben, Pietro hat mir den ganzen Plan voraus entdeckt, und so beschloß ich, Dich für Deine eifersüchtigen Grillen ein wenig zu quälen.“

„Diese Ausflucht kommt mir nicht unerwartet, doch unser Loos ist gefallen, unwiderruflich, entschieden. Siehst Du im Hintergrunde des Nachens die Fallthüre, nur sie liegt zwischen uns und der Ewigkeit. Erinnere Dich Deines Schwures, der noch in meinem Herzen nachhallt, ich will Dir den Meineid ersparen.“

„Ich schwöre Dir bei Gott und der heiligen Jungfrau, ich bin schuldlos, lies den Brief, den ich Dir bei Deiner Abreise heimlich in die Tasche gesteckt, er wird meine Unschuld beweisen.“

„Dir bangt vor dem Tode,“ sprach Francesco lächelnd, schnell die Fallthüre öffnend.

„Bei allen Heiligen des Himmels,“ rief nochmals Marietta verzweiflungsvoll, „lies den Brief, er wird Dir beweisen, daß ich rein und schuldlos bin,“ und sank ohnmächtig zu Boden. Als ihre Besinnungskraft wiederkehrte, war der Kahn schon beinahe mit Wasser gefüllt. Francesco hielt mit irrsinnigem Lächeln den offenen Brief in der Hand. „Marietta,“ sprach er, „Du hast ein hohes Spiel gespielt, Du hast es Dir und mir verloren.

„Um Gotteswillen, Unglückseliger, was hast Du gethan,“ rief sie, von Todesangst gefoltert, und rettete sich auf die andere Seite des Nachens, die noch über'm Wasser schwankte. Francesco drang durch das aufschwellende Wasser ihr nach, warf sich auf sie, und rief mit dem Ausdrucke der fürchterlichsten Verzweiflung: „Marietta, Dich zu retten steht nicht mehr in meiner Macht. Verzeihe mir meinen Frevel, wie Dir Gott den Deinigen verzeihen möge. Den letzten Kuß, Marietta, und laß mich an Deinem Halse sterben.“ Stumm öffnet Marietta die Arme, ihn zu umschlingen. Jetzt sank der Nachen — ein Scherz hatte zwei glücklichen Menschen das Leben gekostet. In ein paar Tagen zogen Fischer ein paar sich umschlungene haltende Leichen aus der See.

Folgen der Verläumdung.

Neid und Verläumdung sind Geschwister-Kinder! Ein böses neidisches Herz kann die Vorzüge Anderer nicht ruhig hinnehmen! Sie sind aber einmal da, werden von freundlichen Gemüthern anerkannt, zu vertilgen sind sie nicht — da muß ein anderes Mittel aufgefunden werden. — In der Hexenküche werden die Geschirre hervorgeholt, ein schwarzes Tränkchen wird bereitet, es soll dem Ruf des Mädchens, das durch seine Schönheit und Anmuth die Zierde der Gesellschaft ist, seine dunkle Farbe mittheilen, also ihn anschwärzen. Dem redlichen, anspruchslosen Manne, dem das Geschick nichts gab als Freunde, die er sich erwarb, er muß die Wirkung des bösen Trankes empfinden — die ihm Wohlwollenden, sie sollen ihm entzogen werden, sein Charakter wird verläumdet — seinen unscheinbarsten, doch tadellosen Handlungen die schwarze Farbe untergelegt. — Da hebt sich denn manches Auge voll Zähren zu den Sternen, manches Herz möchte die Wolken durchdringen und fragen; „Warum mir das, mein lieber Vater?“

Die Wolken aber, sie sind dem Trauernden nicht geschlossen, und wie von Geistern zu ihnen hergetragen, vernehmen sie die Worte; „Kurzsichtige! fühlt Ihr denn nicht, daß der schwarze Trank, in den Augen der Guten und Redlichen, Euer Thun erst recht weiß erscheinen läßt, daß der Böse, der Euch schaden wollte, Euch nützt, Euch mehr Freunde erwirbt und sich selbst die Grube gräbt? Seine Motive treten an das Tageslicht, die Folgen — man verachtet ihn!“

In einem Landstädtchen in der Umgegend von Mainz lebte ein junges, braves, sittsames Mädchen bei einer Muhme, sie ernährte sich mit Handarbeiten, kleidete sich einfach, doch geschmackvoll, ging Sonntags zur Kirche und gewann durch ihren Liebreiz, ihre anspruchslose Bescheidenheit, ihren Fleiß sich die Freundschaft und Theilnahme ihrer Nachbaren. Auch das Herz eines Jünglings neigte sich ihr zu; des Schulmeisters Sohn blickte ihr manches Mal herzinnig in das schöne Auge, und wenn sie dann auch das ihre senkte, so erröthete sie doch nur und war keineswegs unwillig.

— Kennst Du, Vater, wohl die Jungfrau, die jeden Sonntag bei uns im Kirchenstuhle sitzt, ich meine die Rosa Holborn, die Nichte der Frau Günther? fragte Ludwig den Schulmeister.

— Ei was wollt' ich denn nicht? Sie ist so schmuck und ehrbar, daß ich meine Freude daran habe.

— Ach! ich auch, mein lieber Vater, rief Ludwig

lebhaft, ja — ich muß Dir nur gestehen — wenn es dazu kommt, wie Du schon immer gesprochen, daß Du Dich wolltest zur Ruhe setzen und ich die Schule allein übernehmen sollte — da möchte ich die hübsche Rosa wohl zur Frau Schulmeisterin machen.

— Sacht an, mein Sohn! Das ist zu rasch gehandelt, dazu kennst Du das Mädchen viel zu wenig! Eine gute Ehe ist des Lebens höchstes Glück! Ich kannte sie, so lange Deine brave selige Mutter mir zur Seite war. — Aber lerne das Mädchen kennen, erfindest Du sie brav und gut, wenn auch arm, so soll sie mir herzlich lieb als Schwiegertochter sein. Forsche aber im Stillen, Du gehst um so sicherer; auch ich will das Meine thun.

— So bin ich meines Glückes gewiß, sprach der Sohn, indem er den Vater lächelnd umarmte, glaube es mir, Rosa sieht mich auch mit freundlichen Blicken an.

Da gab es denn auch im Landstädtchen eine Frau Wittwe Liebrecht, die wohlhabend war und sich dreier erwachsener Töchter rühmte, welche schon lange ihren Geburtstag nicht mehr feierten, bloß um sich keine Umstände zu machen. Diese hatten des Schulmeisters Sohn stets mit günstigen Blicken betrachtet und sich nicht wenig darüber erboßt, daß er Sonntags in der Kirche selten gerade hinauf zur Kanzel schaute, sondern lieber etwas seitwärts schielte nach der dummen, einfältigen Rosa; sie haßten diese daher so recht von Herzens Grunde.

Wie wurde die Familie Liebrecht also eines Tages überrascht, als der wackere Schulmeister zu ihnen eintrat nach manchen Reverenzen und dem Befragen nach dem allseitigen Befinden endlich Platz nahm. Sollte er eine Freiwerbung beabsichtigen? Dieser Gedanke durchzuckte plötzlich die drei mannbaren Mädchen.

— Verzeihen Sie, werthe Frau Nachbarin, wenn ein Vater, der so gern das Glück des einzigen Sohnes befestigen will, zu Ihnen kommt —

— Werthester Herr Nachbar, sehr willkommen, entgegnete freundlich die Wittwe, der Besuch eines so achtbaren Mannes kann uns nur zur Ehre gereichen. Wir schätzen Sie und Ihren Herrn Sohn.

Das freut mich, dann will ich auch nicht länger hinter dem Berge halten. Ich denke zu Ostern künftigen Jahres mein Lehrinstitut meinem Sohne abzutreten — er hat denselben schon jetzt zum Theile vorgestanden, und ich denke, er soll mir ein tüchtiger Nachfolger sein.

— Ist gar keinem Zweifel unterworfen, erscholl es wie aus einem Munde.

— Nun, da werden Sie mir Recht geben, wenn ich hinzufüge, dann braucht er dazu eine redliche brave Hausfrau.

— Kann gar nicht da ohne sein, meinte die Mutter.

— Da hat denn mein Junge sein Auge geworfen — auf die Jungfrau Rosa Holborn, die Nichte der Frau Günther (ein Schreck durchzuckte sein Auditorium) und da komme ich denn, werthe Frau Nachbarin, und will fragen, was Sie von dem Character des Mädchens halten, ich weiß, Sie arbeiten schon viele Jahre für Sie und Ihre lieben Töchter.

— Herr Magister, entgegnete Frau Liebrecht in ganz verändertem Tone, das ist eine sehr delikate Sache — will man Wahrheit sagen —

— So kommen Dinge an's Licht, meinte die älteste Tochter.

— Die man gern verschwiege, sprach die Zweite.

— Ich bitte dringend um Wahrheit, bat der betroffene Schulmeister, es handelt sich um das Glück des einzigen Sohnes.

— Sie wollen es durchaus, so geschieht es, wenn auch ungern. Rosa Holborn ist ein durchaus leichtfertiges Mädchen, die Sittsamkeit Verstellung — die Frömmigkeit Heuchelei. Meinen Sie denn, daß sie sich mit der Nähnadel den Staat anschaffen könnte? Geschenke von Herrn sind's, bei ihr ist Alles eitel Lug und Trug. Lassen Sie, Herr Magister, Ihren Sohn davon bleiben, er rennt in sein Elend. Bei ihr ist die Außenseite gleißnerisch und glatt, das Herz aber kohlrabenschwarz.

Man merkt, die Hexenküche ist geschäftig gewesen.

— Das thut mir leid, recht in der Seele leid, das wird meinen armen Jungen recht betrüben. Ei wie doch der Schein trügt, das hätte ich nimmermehr gedacht!

— Mit diesen Worten empfahl sich der Schulmeister und schritt recht verstimmt seiner Behausung zu. —

Die geschäftige Frau Liebrecht wußte noch einige Gevatterinnen zu gewinnen, die den Schulmeister unter dem Vorwande, sich nach dem Fleiße ihrer Kinder zu erkundigen, besuchten und gesprächsweise etwas Nachtheiliges von Rosa mit einfließen ließen. Am nächsten Sonntag gingen Vater und Sohn nicht zur Kirche, es war ihnen zu traurig, sich unter dem anmuthigen Aeußern der lieblichen Rosa eine so arge Heuchlerin zu denken. —

In der darauf folgenden Woche erschien eines Tages die Frau Günther, Rosa's Muhme, bei dem Schulmeister; sie trug einen versiegelten Brief in der Hand, und selbst des Lesens unkundig, wollte sie die Hülfe des

Schulmeisters in Anspruch nehmen, denn ihr Pflegekind, ihre Rosa, dürfe das nicht lesen, der Bote, der das Schreiben überbracht, habe gesagt, es betreffe das Glück derselben, die Muhme könne sie vor einer Gefahr bewahren.

— Auf meine Verschwiegenheit können Sie bauen, versicherte der Schulmeister, indem er mit besonderem Interesse das Schreiben ergriff, es erbrach und las: Werthe Jungfrau Rosa! Eine um Ihr Wohl recht besorgte Familie hält es für ihre Pflicht, Sie vor einem Abgrund zu warnen; des Schulmeisters Walter Sohn wird sich wahrscheinlich um Ihre Hand bewerben, er hat sich diesen Spaß schon bei anderen achtbaren Mädchen erlaubt, die ihn mit einer langen Nase abziehen ließen. Ernst ist es diesem leichtfertigen Menschen nimmermehr, darum machen Sie es eben so und weisen Sie ihn mit Strenge zurück. Von dem geringsten freundlichen Wort rühmt sich der Arge gleich der Gunstbeweise der Mädchen. Da Sie so hübsch als tugendhaft und sittsam sind, hielt ich es für meine Schuldigkeit, Sie zu warnen 2c.

Dem Schulmeister sank das Blatt aus der Hand.

— Wer in aller Welt kann meinen armen Jungen so verläumden?! rief er und blickte zum Himmel.

— Ich will's Ihnen gestehen, Herr Walter, die Rosa hat mir erzählt, daß Ihr Sohn Ludwig stets sogar freundlich zu ihr sei — und ihm gar wohl gefalle. In meines Herzens Einfalt denke ich, der Brief komme von ihm, ich frage also den Boten, wer ihm denselben gegeben; er dürfe das nicht sagen, antwortete er mir, da biete ich ihm ein Trinkgeld und da sagt er mir, die Wittwe Liebreich, aus der breiten Gasse habe ihn gesandt.

— Gehen Sie heim, Frau Günther, sprach der Magister nach einer Pause, die Sache wird sich bald zu unserer Aller Zufriedenheit gestalten.

Noch an demselben Tage theilte er dem Prediger den ganzen Hergang der Sache mit.

— Hätten Sie mich gefragt, erwiederte dieser, ich hätte Ihnen gleich gesagt, daß unsere Stadt kein braveres Mädchen aufzuweisen hat.

— Vater im Himmel! rief Walter, die da uns verderben wollen, die führen uns in Dein Himmelreich!

Eine förmliche Freiwerbung fand statt und am nächsten Sonntag ertönte von der Kanzel herab: „In den Stand der heiligen Ehe wollen sich begeben: Friedrich Ludwig Walter mit Jungfrau Emilie Rosa Holdorn."

Der seltsame Zweikampf.

Eine arabische Erzählung von Friedenthal.

Zur Zeit, als die Mauren noch um den Besitz von Granada stritten, war Ismael einer der vorzüglichsten Anführer dieses Volkes. Die schöne Zora, seine Gattin, begleitete ihn in alle Schlachten und focht an seiner Seite, fest entschlossen, mit ihm zu leben oder zu sterben. Aber ihr Körper unterlag der allzugroßen Anstrengung, und der verzweifelnde Ismael sah sich genöthigt, die heißgeliebte Gattin seinem Freunde Osman, Statthalter von Carthama, zur Pflege zu überlassen. Osman begegnete ihr mit ausgezeichneter Achtung, und lud Ismael ein, öfter den Gegenstand seiner Liebe zu besuchen. Ismael verließ demnach, so oft es thunlich war, auf seinem muntern Pferde das Lager, und brachte einige Augenblicke bei der Gattin zu, um ihr Versicherungen einer unwandelbaren Liebe zu geben und von ihr zu empfangen. Da erfuhr er plötzlich, Osman habe eine strafbare Liebe zu seiner Gemahlin gefaßt und es gewagt, ihr seine Leidenschaft zu erklären.

Eifersucht ist die feurigste und heftigste Leidenschaft, die man in Arabiens brennendem Klima kennt. Keine Schandthat, kein Verbrechen ist in den Augen des Arabers so groß, als ein unreiner Blick auf seine Gattin, seine Geliebte. Um diese schreckliche Beschimpfung zu strafen, ist jede Rache erlaubt. Er legt dann seinen mildthätigen, sanften, friedfertigen und gastfreien Sinn ab, und wird barbarischer, wilder und blutgieriger, als die Löwen in ihren Einöden es sind, wenn man sich an dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit vergreift.

Kaum war daher Ismael von Osmans Absichten unterrichtet, so begab er sich auf den Weg nach Carthama, um das Herz des Verräthers mit tausend Dolchstichen zu durchbohren. Allein das Schicksal war wider ihn im Bunde. Ein spanisches Streifcorps umzingelte ihn, und nahm ihn trotz seiner tapfern Gegenwehr gefangen. Mit Wunden bedeckt wird er zu Lara, dem spanischen Heerführer gebracht, der, Ismaels Tapferkeit bewundernd, ihm seine Freiheit zu erwirken verspricht.

Aber das Pferd des Arabers, dem Kampfplatze entronnen, nimmt von selbst den Weg, den es so oft zurückgelegt hat. Von Schrecken ergriffen, eilt es unaufhaltsam nach Carthama zu, wo Zora mit steigender Angst ihren geliebten Gatten erwartet. Sie sieht, wie eine Stunde nach der andern dahin geht, sie zählt jeden traurigen Augenblick. Alle Gefahren, die den Geliebten be-

drohen können, drängen sich ihrer Seele auf, ihre erhitzte Einbildungskraft vergrößert sie, eine Menge der traurigsten Vorstellungen bestürmen sie. Ein tödtlicher Schrecken ergreift ihre Seele, eine fürchterliche Ahnung durchzuckt sie, und preßt ihr Thränen aus. Sie kann ihre Qualen nicht länger ertragen, sie entschließt sich, ihrem Ismael entgegen zu gehen; sie hofft weniger zu leiden, wenn sie den Gegenstand sucht, nach dem ihre Seele schmachtet; sie glaubt, ihre Besorgnisse für sein Leben werden sich mindern, wenn sie eben der Gefahr ausgesetzt ist, die ihm droht.

Um die Wache an den Thoren zu hintergehen, zieht Zora ein Kriegskleid an, eilt zu Pferde durch die Stadt, gibt sich für Osmans Botschafter aus, wird aus dem Thore gelassen, und flieht Granada zu. Bald hört sie ein Pferd, sie horcht und hält an, sie lauscht und wagt kaum zu athmen. Das Geräusch hallt wieder, das Pferd nähert sich mit gleichem Tritte, das Echo wiederholt die dumpfen und schnellen Töne seines Hufes. Unbeweglich mit klopfendem Herzen wird Zora seiner ansichtig, sie bebt bei dem Anblicke seiner weißen Farbe, seiner langen Mähne, sie eilt hinzu, ruft: Ismael. Bei diesem Namen, bei dieser Stimme hebt das Roß den Kopf empor, wiehert, und eilt auf Zora zu. Zora mustert das Roß, es ist der treue Gefährte ihres Gemals, es ist allein und mit Blut bespritzt; gewiß ist sein Gebieter umgekommen, gewiß ist er unter den Streichen eines barbarischen Spaniers gefallen.

Von Schmerz, Furcht und Liebe bestürmt, setzt sich Zora auf das blutende Pferd und überläßt sich seiner Leitung. Sie zürnt auf den Himmel, sie fleht ihn an, sie schwört, ihren Ismael zu rächen. Das kluge Thier kehrt auf dem vorigen Wege zurück; es verdoppelt seine Geschwindigkeit und bringt Zora an eben den Ort, wo ihr Geliebter zu Boden geworfen ward. Hier hält es an. Zora schaut umher und erblickt die vier Spanier, welche Ismael niedergemacht hatte. Ueber ihr Unglück gewiß, sucht sie seinen Leichnam, entdeckt seinen zerbrochenen Schild und sieht die Erde mit Blut getränkt. Sie erhebt ein klägliches Geschrei, sinkt zu Boden und wälzt sich — von Verzweiflung ergriffen — im Staube.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Der frechste Diebstahl, der seit langer Zeit in Deutschland vorgekommen sein dürfte, ist wohl der, welcher kürzlich in Schlesien geschah, wo man Seiner Majestät dem Könige von Preußen die goldene Uhr aus dem Wagen stahl. Es ist eine hohe Belohnung auf die Entdeckung des Thäters gesetzt.

— Dr. Otto in Braunschweig hat nun auch explodirende Baumwolle dargestellt, den beiden ersten Erfindern, Schönbein und Böttcher, aber den Streich gespielt, seine Entdeckung sogleich vollständig bekannt zu machen. Die Bereitung der Schießbaumwolle ist nach seiner Angabe höchst einfach. Gewöhnliche Baumwolle wird blos eine halbe Minute lang in höchst concentrirte Salpetersäure getaucht, dann scharf getrocknet und es kann nun damit geschossen werden.

(Die Martersäule in Moskau.) Diese Säule wurde ehemals dazu gebraucht, Staatsverbrecher, Hochverräther, Demagogen und Revolutionäre ꝛc. zum Geständniß zu bringen. Die Procedur, welche man dabei vornahm, war folgende: Bei der grimmigsten, bittersten Kälte wurde der unglückliche Angeklagte in einer ganz dünnen, luftig leichten Sommerkleidung halb entblößt an die Säule angekettet. Hatte er dort eine Weile gestanden, ohne sein Verbrechen zu bekennen, so wurde von einer auf der Spitze der Säule angebrachten Galerie aus auf ein Zeichen des verhörenden Richters ein großer Eimer voll eiskalten Wassers dem Armen über Kopf und Leib gegossen; das Wasser wurde sogleich zu Eis und beraubte den Inquisiten der Besinnung und Empfindung. Sogleich wurde dieser durch Wärme und andere Mittel ins Leben zurückgerufen und bei wiedergekehrter Vernunft noch einmal befragt. Hatte er noch die Kraft und den Muth das Geständniß zu verweigern, so wurde die erste Procedur wiederholt, und dieß so oft, bis er bekannt hatte oder unter den Qualen gestorben war, was in der Regel schon bei der ersten oder höchstens zweiten Wiederholung erfolgte. Der Leichnam wurde dann noch so lange begossen, bis eine dicke Eisrinde sich um denselben gebildet hatte, und in diesem Zustande blieb er bis Sonnenuntergang aufgestellt als eine Scheuche und Warnung.

— Eine geistreiche und dabei nicht geldarme Kölnerin, welche seit Jahren in Italien reiset, und auf Kunst- und Alterthumsschätze ihr Auge geworfen, erinnert sich in der Gegend von Turin, einen Landwein kostend, daß derselbe mit dem Wein in der Champagne gleichen Geschmack, gleichen Geist hat. Die Bestätigung des Versuches ruft in dem Geist der früher blos poetisirenden Dame plötzlich einen practischen Plan hervor. Sie schreibt an das Haus Tesche in Koblenz, das durch seine Moselgischtweine dem französischen Champagner vielfach den Rang abgelaufen, und läßt sich einen Werkmeister dieses Hauses nach Turin kommen. Alsbald beginnen nun die Versuche, und nach wenigen Monden kann die Kölnerin Audienz bei der sardinischen Majestät erbitten, derselben einige Flaschen piemontesischen Champagners zu Füßen stellen. Der König, der Hof kostet den heimischen Gischtwein und ist entzückt von diesem Geiste, von dessen Lieblichkeit, und in Folge dieser Entzückung enthält die Kölner Dame das Privilegium der Champagner-Fabrikation in dem Königreiche, erhält sie vom Staate die förderndsten Unterstützungen, so daß sie sich rasch an die Spitze eines glänzenden Geschäfts gehoben sieht. In diesem

Augenblicke befindet sie sich in Koblenz, um mehrere Arbeiter für ihre Fabrik zu werben, sich mit allen Geräthschaften zu versehen, und sich dann für immer in das Piemontesische zu übersiedeln.

(Schneiderschwindel.) Der Schwindel, welcher in Berlin alle Geschäftsbahnen ergriffen, tritt besonders in der Kleiderfabrikation offen vor das Publikum. Riesengroße Zettel bedecken die Straßenecken der Berliner Residenz. Mit den lächerlichsten Annoncen: „Meine Herren, können Sie Geld gebrauchen?" „Eine Sparkasse auf die richtigste Manier." „Nichts ähnliches, so weit die Civilisation sich erstreckt," werden fertige Kleider zu den spottbilligsten Preisen ausgeboten. Man muß bedenken, daß Berlin nahe an 4000 Schneider zählt, von denen eine große Zahl den Kleiderhändlern vollkommen preisgegeben ist und deren Lohn letztere so weit herabdrücken, daß sie ihnen z. B. die Anfertigung von einem paar Hosen mit 3 Sgr. bezahlen.

(Ein Pfand.) Unlängst will ein braver Gewürzkrämer in Paris seine junge hübsche Frau ins Theater gehen lassen, weil sie sich zu Hause gar zu sehr langweilt. Er gibt ihr einen jungen netten Herrn mit, der schon öfter Cigarren bei ihm gekauft hat. Dieser aber führt die junge Dame nach Versailles, wo sie vergnügt ein souper dinatoire einnehmen. Nach kurzem Aufenthalte in Versaille reist der junge Mann ab und verpfändet die junge Dame in dem Hotel, wo der brave Gewürzkrämer, der schon eine Anzeige wegen der abhanden gekommenen Frau in die Zeitungen einrücken lassen wollte, sie nun auslösen muß.

(In Rauch aufgegangen.) Ein Weinhändler, der sich in Paris einiges Vermögen erworben hatte, wollte ungeachtet des Widerstrebens seiner Frau, den Rest sei-er Tage auf dem Lande in Burgund beschließen. Am 5. Februar erklärte der Mann seine Absicht zum letzten Male und ganz entschieden. Das Weib ward darüber wüthend, öffnete den Sekretär und nahm ein Packet Banknoten, einige Staatspapiere und zwei Wechsel heraus, die sie sammt und sonders in Feuer warf, so daß der Mann sein Vermögen in einem Augenblick von den Flammen verzehrt und seine Landlebensprojecte in einem Momente vereitelt sah. Die Frau entfloh, ward aber durch die Polizei alsbald aufgefunden.

— Eine vornehme englische Dame (Lady Londonderry) hat vor etwa einem Jahre stolz in ihrem Reiseberichte erzählt, daß sie dem Sultan vorgestellt worden sei und dies für einen Beweis erklärt, daß die Civilisation in der Türkei wirklich immer heller sich verbreite. Jetzt klärt sich die Sache auf. Die Dame und ihr Gemahl gaben dem ersten türkischen Minister allerdings den Wunsch zu erkennen, daß die Dame dem Sultan vorgestellt sein möchte. Der Minister wollte die vornehme Engländerin durch eine abschlägige Antwort nicht verletzen, ob er gleich wußte, das es unmöglich sei, seinem Gebieter eine Dame vorzustellen! er erdachte also eine List. Er begab sich also zu dem Sultan und sagte zu ihm, Es sei eine Engländerin in Constantinopel, die sehr kostbare Juwelen zu verkaufen habe und sie Sr. Hohheit zu zeigen wünsche. „Der Schatten Gottes auf Erden" befahl die Frau in den Pallast zu senden. Das wollte der schlaue Minister, der dann noch zusetzte, da die Juwelen sämmtlich in Damenschmuck beständen, so würde Se. Hoheit sie am besten beurtheilen können, wenn die Christin sie anlege. Auch damit war der Sultan zufrieden und befahl die Frau in ein Vorzimmer zu führen, und ihm zu melden, wenn sie da sei. Der Lady sagte der Minister, der Sultan liebte Juwelen außerordentlich und sie würde wohlthun, wenn sie ihren ganzen Schmuck anlege. Die Engländerin behing sich mit allen Juwelen und begab sich in den Pallast. Da stand sie lange allein unbeachtet. Endlich kam der Sultan, schritt auf sie zu, besah die Juwelen flüchtig an ihr, ohne sie selbst zu beachten und schritt dann weiter. Wenn es die stolze Tochter Englands gewußt hätte, daß der Sultan sie für eine Schmuckhändlerin hielt!

— Ein Handelsmann in Philadelphia, der mit allem Möglichen und noch mehr handelte, erinnerte sich eines Abends, am Tage auf Credit auch einen Sattel verkauft zu haben, konnte sich aber durchaus nicht besinnen an wen, da er vergessen hatte, die Sache zu notiren. Wie sehr er auch seinen Kopf anstrengt, er fand den Namen des Käufers nicht. Endlich, als er einsah, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren, sagte er zu seinem Gehülfen: Schreiben Sie auf jede Rechnung einen Sattel; die', welche keinen erhalten haben, werden sich schon melden." Gesagt, gethan. Zur gewöhnlichen Zeit wurden dann die Rechnungen ausgeschrieben und herumgesandt und o Wunder 32 Personen bezahlten den fehlenden Sattel, weil sie die Rechnung nicht im Einzelnen prüften, sondern nur den Betrag im Ganzen ansahen. Als der Kaufmann das wunderbare Resultat seiner glücklichen Idee sah, wußte er nicht sogleich, was er thun sollte, endlich aber entschloß er sich, das Geld zu behalten, denn, sagte er, es gebührte mir eine Entschädigung für meine Mühe."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Von Kleidstoffen ist bereits ein sehr schöner erschienen in abgepaßten Kleidern, die von Mustern bedeckt sind, welche eine Stickerei mit Soutaschbörtchen täuschend nachahmen. Diese Stickerei ist in den Stoff gewebt und bildet Streifen in zwei Nuancen. Das Leibchen, die Aermel unten und die Achselstücke haben eine gleiche Verzierung. Gewöhnlich hat diese Stickerei die Farbe des Kleides und nur bei den schwarzen Kleidern findet man eine Ausnahme; auf diesen sind die Muster kirschroth, was vortrefflich aussieht. Zum Negligee hat man bereits Kleider von graumelirtem leichtem Tuche, die mit Soutaschstickereien ausgeputzt, oder, was noch besser ist, mit seidenen Borten in der Farbe des Kleides besetzt sind. Die Leibchen daran sind glatt, in Amazonenform und unten westenartig offen. An den seidenen Kleidern ist diese Form nicht mehr modisch; diese haben alle eine Schneppe. Die Oberröcke mit gefaltetem Leibchen haben wie bisher einen schmalen Bandgürtel. Die Mäntelchen zum Umnehmen, wenn man den Ball oder das Theater verläßt, sind fast alle ziemlich einfach und nur die Stoffe, die man dazu verwendet, machen sie elegant, denn diese Stoffe sind Atlas, Reps und Sammet. Sie haben nicht in Falten gezogene Kapüchons und kleine Aermel; Stickereien von weißer Posamentirarbeit, offene Fransen oder Bandrüchen erhöhen noch ihre Eleganz. Man spricht viel von den Polletots als Promenade-Mänteln, die theils sehr einfach sind, theils große Kragen haben. Die letzteren erinnern

an die ehemaligen Carricks mit Ausnahme der Weite, denn der Paletot liegt immer an der Taille an. Ein anderer Mantel, der sehr gefiel, war eine Art große Visite, hinten nicht ganz rund geschnitten, aber mit einem großen Pelerinekragen. Die beliebtesten Farben in seidenen Stoffen sind: Vanille- oder Kastanienbraun, roth oder schwarz glasirt; dunkelblau mit matten und satinirten Streifen; dunkelgrüner, schwarzbauner und schwarzgrauer Reps; schottischer Pekin in Damast mit schwarzen satinirten Blumen oder Bouquets.

Herren-Mode. Zu Phantasiekleidungsstücken sind sehr viele neue schottische Zeuge in den mannichfaltigsten Farbennüancen erschienen; doch auch im Einfarbigen zeigt sich große Verschiedenheit; man hat namentlich Nußbraun, Grünlich, Bläulich, Gräulich, Weißlich, Röthlich rc. Zu den Fracks aber und Röcken ist das Schwarz und Blau am beliebtesten. Die Phantasieanzüge bestehen in einer Art Palletot, den man jetzt den englischen Twin nennt, in reichen Ueberziehröcken, in vorn gerade geschnittenen Fracks, in Frackjacken, in Jacken à la Ludwig XV., Cabans rc. Die meisten dieser Kleidungsstücke sind entweder mit einer dicken Schnur oder mit einer mehr oder minder breiten Borte besetzt. Die Knöpfe darauf sind in verschiedener Form und von verschiedener Größe. Die neuesten sind von vergoldetem Horne. Die Westenzeuge für den Winter sind meist carrirt; dagegen giebt man denen von Sammet und Atlas den Vorzug, welche sehr schmale Streifen haben. Auch scheinen die beiden zuletzt erwähnten Stoffe wieder beliebter zu werden, als sie in den letzten Jahren gewesen sind. Auch die Caschemirzeuge mit ihren Palmenmustern kommen wieder zum Vorschein, ohne daß man ihnen viel Geschmack abzugewinnen weiß. Die Form der Westen scheint diesen Sommer keine große Veränderung zu erleiden, wenigstens haben wir noch von keinem derartigen Versuche gehört. Auch in der Form der Pantalons haben wir noch nichts Neues bemerkt. Auch sehr viele neue Hausröcke sind zum Vorschein gekommen, und wir haben daran gesehen, daß die arabischen und griechischen Formen mehr und mehr verschwinden und daß man den langen weiten bequemen Schlafröcken allgemeinen Beifall schenkt. Die Zeuge, die man meist dazu wählt, sind die Tarlatans mit breiten ombrirten Streifen, welche originell aussehen und dabei sehr wohlfeil sind. Die reichsten sind indeß noch immer wie sonst von Caschemir, Atlas oder Sammet. Alle werden mit einem grell abstechenden Stoffe gefüttert, die eleganteren mit Seide, die gewöhnlichen mit Wollenserge, die man Blicours nennt. Meist werden sie durchaus wattirt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Rock mit langer Taille. Halbweite Beinkleider. 2. Hut mit Feder. Mantille mit breiten Spitzen. 3. Hut mit schmalem Spitzenschleier. Langshawl mit Fransen. 4. Ueberzieher. Frack mit breiten Schößen. Darüber Hauben-Modells.

Der Heimathsschein.

In dem neuen Volkskalender auf 1847, welcher zu Stettin bei Ferdinand Müller und Comp. erschienen und von dem in Leipzig lebenden Schriftsteller Theodor Drobisch redigirt worden ist, befindet sich unter obigem Titel folgendes Gedicht:

Das Heimweh, das im fernen Land
So mancher Schweizer tief empfand,
Dies kennt der wackre Deutsche nicht.
Doch, eine Plage von Gewicht
Macht ihm oft noch weit größ're Pein
Und dieses ist: sein Heimathschein.

Das A-B-C- und Bibelbuch,
Zu Hosen, Rock und Weste Tuch,
Cigarren, Tabak, Sauerkraut,
Ja selbst das Hemde auf der Haut
Entbehrt der Deutsche, Groß und Klein,
Weit eher als den Heimathschein.

Fehlt ihm dieß kleine Document,
Des Deutschen fünftes Element,
Irrt er herum der Kreuz und Quer
Weit schlimmer noch als Ahasver;
Denn tritt die Polizei herein, –
Ist's erste Wort: den Heimathschein.

D'rum, Deutscher, denk auf Erden hier
Nur immer an dies Staatspapier;
Und ist sein Dasein Dir bewußt,
So kleb' es vorn Dir auf die Brust,
Denn man geht eh'r zum Himmel ein,
Als unten ohne Heimathschein.

Theodor Drobisch.

Wem daran liegt, sich Erheiterung zu verschaffen, der kaufe sich diesen Kalender. Drobisch, der gewandte Journalist, der Mann mit dem Stachel der Satyre und doch immer rosiger Laune, aus dessen nie versiegender Feder auch die „Faxen aus Sachsen" stammen, bringt hier Sachen, die selbst in voriger Woche der „Dorfbarbier" rühmlichst anerkannte und gewiß nicht blos dem alten barschen General, sondern auch den Lesern ein Lächeln abgezwungen haben. Der Kalender enthält außerdem auch Beiträge von Th. Apel, Adolf Böttger, Edg. Em-Tor, Carl Herloßsohn, Th. Oelckers, E. M. Oettinger, Ludwig Wihl und Andere, ist dabei mit mehreren vorzüglichen Stahlstichen und Holzschnitten ausgestattet und kostet nur **10 Neugroschen.**

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.
In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Ptronen 22½ Ngr.

Expedition

IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr

4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.



MODEN-JOURNAL.

No. 5. N. Büchner, Redacteur. 1846.

Der seltsame Zweikampf.

Eine arabische Erzählung von Friedenthal.

(Schluß.)

Indem die Unglückliche so jammert, vernimmt sie das Stöhnen eines der vier Spanier, der mit dem Tode ringt. Sie richtet sich auf, und eilt zu ihm hin, der Verwundete athmet noch. Zora steht ihm bei und bemüht sich sein fliehendes Leben zurückzuhalten. Kaum ist er wieder seiner mächtig geworden, so eilt sie, ihn über das Gefecht, seine Wunde, über den zerbrochenen und liegen gebliebenen Schild, und das Blut, womit die Erde bedeckt ist, zu befragen. Zora bittet und beschwört ihn, ihr nichts zu verhehlen, und ihre schreckliche Qual zu mehren oder zu enden.

Durch die ihm gereichte Hülfe gerührt, stammelt der Soldat einige arabische Worte, um sich der Fremden verständlich zu machen. Er zeigt ihr seine Gefährten und meldet ihr, daß es ein Araber war, der sie zu Boden schlug, daß er allein seine Straße zog, als sie ihn anfielen. Er spricht den Namen Lara aus, und setzt hinzu, daß dieser sie gerochen, den Schild zertrümmert, und das Blut des Arabers verspritzt habe. —

Kaum hat er diese Worte ausgesprochen, als Zora, ohne ihm zu antworten, mit verwilderten Blicken sich besinnt, ob sie nicht sogleich an dem Orte ihr Leben beschließen solle, an welchem Ismael umkam. Doch nein, sie will ihn rächen; dieses Verlangen hält ihren Arm zurück. Sie ergreift und drückt mit Stärke die Hand des spanischen Soldaten und spricht: Freund! zeige, beschreibe mir den Weg zum Lager, zu dem Lager, in welchem Lara athmet, dieser Lara — fürchte nichts, Freund! ich will Deine Gefährten zu Dir schicken, ich selbst will Dir wieder zu Hülfe kommen, wenn der Himmel mich am Leben läßt.

Verwundert zeigt ihr der Soldat von ferne den Weg, den sie nehmen muß. Zora setzt sich wieder auf ihr Roß, überläßt es seiner ganzen Schnelligkeit, verstärkt sie noch durch den Sporn, und gelangt im Fluge bei der Verschanzungen an.

Die Wache will sie anhalten, aber Zora hört ihr Rufen nicht. Eilt, spricht sie, und meldet dem unbarmherzigen Lara, daß der Statthalter von Carthama ihn herausfordere, und hier erwarte, er fürchte keinen Hinter-

halt, und wenn er es verlangt, so will ich unter Euren Augen mit ihm kämpfen. Ist er nicht der feigste Mann, so wird er keinen Augenblick zögern.

Ueber die Kühnheit erstaunt, läßt sich die Wache ihre Worte wiederholen. Sie weiß nicht, ob sie gehorchen soll; aber die Achtung der Spanier gegen jeden Krieger, der den Kampf anträgt, macht es ihr zur heiligen Pflicht. Einer von ihnen begiebt sich zu Lara. Indeß erinnnert sich die junge Maurin, die auch in ihrer Wuth die Pflichten der mitleidigen Menschenliebe nicht vergessen kann, des sterbenden Spaniers, und sendet zwei Soldaten zu ihrem verwundeten Gefährten.

Lara war von dem Könige, wohin er gegangen, Ismaels Befreiung zu bewirken, noch nicht zurück. Als der abgesandte Soldat hört, der Held sei in der königlichen Versammlung, wagt er es nicht, ihn daselbst zu stören. Er unterhält sich mit dem Mauren, und erzählt ihm, der Statthalter von Carthama sei eben jetzt angekommen, Lara zum Zweikampfe zu fordern.

Bei diesem Namen steht Ismael auf, die Wuth funkelt aus seinen Augen. Der Statthalter von Carthama! ruft er ganz außer sich. — Gerechter Gott, du führest ihn mir hieher! Ich bin es, den der Treulose verfolgt, meinen Kopf verlangt er von meinem großmüthigen Sieger. Christ! wandte er sich an den Spanier — würdest Du es zugeben, daß Dein tapferer Anführer, vom Gefecht und den Strapatzen dieser unglücklichen Nacht ermüdet, sein Leben gegen diesen Verräther aussetze? Nein, wenn Du Lara liebst, wenn Du den Rath eines Gefangenen nicht verschmähst, den er mit seiner Achtung beehrt, wenn Du Wohlthaten von mir verdienen willst, die alle Deine Erwartungen übersteigen sollen — o so leihe mir Deine Waffen, führe mich zu dem Krieger, den nur unredliche Absichten hieher trieben: dann hab' ich Dir das unschätzbare, das hohe Glück zu verdanken, mein Leben für einen Helden wagen zu können, der meinem Herzen lieb und dem ganzen Heere theuer ist.

So spricht er. Der Soldat zögert. Ismael bittet und beschwört ihn, er reißt die goldenen Bänder, welche er nach Landessitte trug, von Füßen und Armen und giebt sie dem Spanier. Er schwört bei dem allmächtigen Gott, daß er, falls er siegen sollte, zurückkommen, und ihn bei Lara entschuldigen wolle, alles nimmt er auf sich, alles will er verantworten. Endlich giebt der Soldat nach, legt seine Waffen ab, und Ismael rüstet sich in größter Eile damit. Empfindlich schmerzt ihn seine Wunde unter dem schweren Harnische; aber sein Haß gegen Osman, seine wüthende Eifersucht, seine schreckliche Rachgier lassen ihn seiner Wunde vergessen. Er schwingt sich auf Laras Pferd, zieht das Visier am Helme nieder, und eilt, von dem Soldaten geführt, mit dem Schwert in der Hand, voll Wuth nach dem Orte hin, wo seine Gemahlin, über das lange Ausbleiben aufgebracht, zürnt, droht, und nichts sehnlicher wünscht, als sich bald im Blute zu baden.

Getäuscht von der Nacht, geblendet von einem wüthenden und unversöhnlichen Hasse, der, ach! ihre gegenseitige Liebe zur Quelle hat, stürzen sie gegen einander, sobald sie sich sehen. Beide hüten sich, auch nur ein Wort zu reden, denn jeder befürchtet, sich zu verrathen, jedem liegt gleich viel daran, unerkannt zu bleiben. Ihre blutgierigen Schwerter achten es nicht, die Hiebe des Gegners abzuhalten, sie suchen blos einen Weg zum Herzen des Feindes. Den Tod achten sie nicht, wenn der Gegner nur fällt. Vergessen ist in diesem Augenblicke alle Geschicklichkeit, ihre Tapferkeit ist nichts, als rasende Wuth. Sie werfen die Harnische weg, um besser zu treffen; sie gehen einander näher zu Leibe, damit die Wunden desto tiefer werden. Endlich ergreifen sie einander, reißen sich vom Pferde, stürzen zu Boden, springen auf, und fassen einander von neuem; damit ihr Schwert das Herz nicht verfehle.

O unglücklicher Ismael! o bedauernswürdige Zora! welch schrecklicher Irrthum verblendet euch! Wie? eure wüthenden Hände berühren einander, euer Hauch vermischt sich; ihr drückt euch beide in den Armen und nichts kann Euch ahnden lassen, daß es der Gegenstand ist, den ihr anbetet! Eure Herzen schlagen dicht bei einander, und diese zärtlichen Herzen erkennen sich nicht! Ihr verstandet sonst jeden Blick des Andern, nie war für Euch ein Seufzer verloren, nie konntet ihr getrennt von einander leben; jetzt seid ihr vereinigt, ihr schließt euch in die Arme, um einander zu erwürgen. Haltet ein! beherrscht eure schreckliche Wuth! unterlaßt die strafbaren Schläge! sprecht ein, nur ein einziges Wort, und ihr werdet auf die Knie niedersinken, ihr werdet mit euren Thränen die Wunden auswaschen, die ihr geschlagen, ihr werdet eure erblassenden Lippen an eben den Busen drücken, den ihr jetzt durch Eure Hiebe zerfleischt.

Vergebliche Wünsche! unnütze Klagen! Ihre Wuth steigert sich aufs Höchste, und raubt ihnen Gesicht und Gehör. Blutdürstend vor Rache, unsinnig vor Eifersucht und Schmerz, verwundet Ismael seine Zora zwei Mal und will sie noch öfter verwunden; zwei Mal dringt auch Zora mit ihrem Schwerte auf Ismaels Brust ein, und zielt nach der Stelle, wo sie es tiefer hinein stoßen könnte. Durch den Blutverlust erschöpft,

und durch sein voriges Gefecht geschwächt, wankt endlich Ismael und Zora macht einen Ausfall, mit verdoppelter Kraft dringt sie auf ihn ein, faßt ihn, wirft ihn zu Boden und stößt ihm ihr schon vom Blute geröthetes Schwert bis an das Heft in den Leib. Stirb! — spricht sie — stirb, Barbar! aber wisse zuvor, daß Du durch die Hand eines Weibes fällst; ja, Zora bringt Dich ihrer Rache zum Opfer, Ismaels Gattin straft Dich für den Mord ihres angebeteten Gemals!

Auf diese Worte, auf diesen Ton der wohlbekannten Stimme hebt Ismael sein Haupt empor; ruft seine fliehende Seele zurück, sammelt seine schwindenden Kräfte und stammelt: Zora, Zora — Du bist es, die das Leben mir raubt! gegen Dich hat meine Hand —

Mehr vermag er nicht; Zora hat sich niedergestürzt, sie löst seinen Helm und betrachtet ihn; die Strahlen des Tages zeigen ihr Ismaels bleiches Gesicht.

Erblaßt, so wie er, stumm, unbeweglich, dem wüthenden Schmerz zum Raube, betrachtet sie ihn mit Sorgfalt; gern möchte sie an ihrem Verbrechen noch zweifeln, aber sie kann nicht. Ohne ein Wort zu sprechen, steht sie betäubt und erstarrt da, ihre Haare erheben sich über ihre Stirne, ihre erblaßten Lippen bleiben geöffnet, ihre verwilderten Augen sind an Ismaels erloschenen Augen gefesselt, der mit sterbender Hand Zoras Rechte sucht und erreicht.

O meine theuerste Gattin! spricht er zu ihr, beherrsche Deine fürchterliche Verzweiflung! Verzeihe Gott Dir Deinen grausamen Irrthum, wie Dir ihn Ismael verzeiht! Du wolltest meinen Tod rächen, ich glaubte den treulosen Osman zu bestrafen. Deine blutigen Hände sind rein. Auch der tödtliche Streich, den Du mir versetztest, beweist mir noch Deine Liebe. Ich sterbe, indem ich Dich ansehe, indem ich Deine Hand drücke und sie auf mein Herz lege; mein Tod ist sonder Schmerzen, versprich mir, meine zärtliche Zora, bei unserer Liebe, bei dem Barte unseres würdigen Vaters, der außer Dir keine Kinder mehr hat, beschwöre ich Dich, daß Du zu seinem Troste leben willst; o eile, mir dies zu versprechen. Der unbarmherzige Tod nähert sich mir, er ergreift mich, ich empfinde ihn — — Lebe wohl, Zora, theure Zora! — Lebe wohl, über alles Geliebte — Ismael hat seinen Tod Dir verziehen; schenke ihm wenigstens Dein Leben dafür.

Seine Stimme erlischt, seine Augen schließen sich, sein Haupt sinkt, und seine kalte Hand hält Zoras Rechte nicht mehr. Noch immer ohne Bewegung betrachtet ihn Zora einige Augenblicke. Plötzlich befällt Zittern ihre Knie, ihre Arme erstarren, ihre Zähne schlagen zusammen, sie bückt sich, nähert sich Ismaels Gesichte, sucht seine Lippen, küßt sie mit einer krampfhaften Bewegung, schmiegt sich an seinen erstarrten Leib, schließt ihn mit Macht in ihre Arme, und haucht den letzten Seufzer aus.

Die Maske.

(Fortsetzung.)

Mein Herr, ich bin gesonnen, mein Incognito zu bewahren, versetzte er mit trotzigem Tone, es genüge Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie in mir einen ebenbürtigen Gegner finden, was Ihnen auch diese beiden Herren bezeugen können. Hierbei wies er auf die beiden Secundanten, die mir aber eben so fremd waren, wie mein sonderbarer Gegner.

Das Ehrenwort eines Unbekannten hat für mich keine Gültigkeit; unter solchen Umständen schlage ich mich nicht, versetzte ich barsch, und wollte mich entfernen. Doch der Domino drang heftig mit den Worten: So wehre Dich, Elender! auf mich ein. Bin ich unter Banditen gerathen? rief ich, und zog zur Gegenwehr meinen Degen. Das Gefecht war hitzig, die Kräfte auf beiden Seiten ziemlich gleich; endlich nach langem, fruchtlosem Degenspiele gelang es mir, ihm, als er eben zu einem Stoße gegen mich ausholte, den Degen in die Seite zu rennen. Er stürzte zusammen, ich lief auf ihn zu, und riß ihm trotz seines heftigen Widerstrebens die Larve vom Gesichte. Ich erkannte nun mit Entsetzen und Erstaunen im blassen Licht des Mondes — meinen Freund Stollen!

Ich konnte vor Verwunderung keine Worte finden. Er nahm meine Hand, drückte sie innig an seine Brust, und sprach mit matter Stimme; Karl, ich habe schändlich an Dir gehandelt, doch ich will Alles gut machen; fliehe nun, so schnell Du kannst; schweige von diesem Vorfalle gegen Jederman, in der Residenz sehen wir uns wieder, denn meine Wunde ist, wie ich hoffe, nicht gefährlich. Dann sollst Du Aufklärung über Alles haben.

Ich wußte nicht, wie mir geschah, doch bot ich ihm meine Rechte; Blutverlust hatte ihn erschöpft, und er sank bewußtlos zurück in die Arme der beiden Secundanten, die besorgt und geschäftig waren, die Wunde zu verbinden. Ich aber eilte hinweg von dem Orte des Grauens, verstörten Sinnes, unfähig die Räthsel zu lösen, die sich mir hier darboten. Nach einer Stunde saß ich bereits im Wagen, und verließ B., das ich erst vor wenigen Stunden mit ganz anderen Gefühlen begrüßt hatte.

7.

Acht Tage waren seit jener mir ewig unvergeßlichen Nacht verflossen. Ich lag in einem elenden Dorfe auf dem Krankenbette. Die Menge der seltsamsten Begebenheiten, die auf mich eindrangen, hatte mich so sehr ergriffen, daß ich auf der Reise von einem hitzigen Fieber befallen wurde. Zu meinem Glücke hatte ich in meinen Wirthsleuten gefühlvolle Menschen gefunden, die es an sorgfältiger Pflege nicht fehlen ließen, so wie auch der Wundarzt des Ortes alle seine medicinischen Kenntnisse aufbot, mich aus meiner bedenklichen Krankheit herauszureißen, was ihm bei meiner übrigens kräftigen Natur auch gelang. Nun, da ich bereits dem Ende meiner Krankheit entgegen sah, erzählte man mir, daß ich mehrere Tage in einem bewußtlosen Zustande dahin gelegen und viel von einer Fanni, Baronesse Stiller und Freund Stollen fantasirt hatte. Noch fühlte ich mich etwas schwach; der Arzt gab mir aber die Hoffnung, daß ich in wenigen Tagen im Stande sein würde, meine Reise fortzusetzen. Als ich so viel Kraft erlangt hatte, als zur Fortsetzung derselben nöthig war, nahm ich von meinen freundlichen Wirthsleuten Abschied, indem ich sie für ihre gütige Pflege nach Kräften belohnte. Vor meiner Weiterreise, hatte ich meinem Onkel einen langen Brief geschrieben, in welchem ich ihn nochmals versicherte, daß ich nie von meiner Fanni lassen werde. Ich fuhr mit sehnsuchtsvoller Erwartung der Residenz zu.

Mein erstes Geschäft war, meinen Pflegvater Sternfeld aufzusuchen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich erfuhr, er sei bereits vor vierzehn Tagen nach B. abgereist, um seine todtkranke Tochter Fanni vor ihrem Ende noch ein Mal zu sehen, welche sich bei meinem Onkel schon seit länger als einem Jahre aufhielt, und die von einem Maskenballe krank nach Hause gebracht, in einen bedenklichen Zustand verfiel, so daß alle Aerzte bereits an ihrem Aufkommen zweifeln. Es begann in meinem Innern furchtbar zu tagen. Ich hatte mich also nicht getäuscht, als ich in jener verhängnißvollen Maske meine Fanni zu erkennen glaubte. Von meinem besten Freunde war ich betrogen worden! Was konnte Stollen verleiten, so schändlich an mir zu handeln, und einen Namen mir ins Gedächtniß zurückzurufen, der mich stets mit Widerwillen erfüllte? Oft hatte ich ihm in einsamen Stunden erzählt, wie lästig mir in der Residenz eine Baronesse Stiller geworden sei, die unablässige die Netze der Kokettrie nach mir auswarf, und der ich mich anfangs mit freundschaftlicher Zuneigung hingegeben hatte, da mich ihre Stimme, ihre Gestalt so — ganz an meine angebetete Fanni erinnerten. Nun wußte Stollen alle diese Umstände zu benützen, um mich von meiner Geliebten zu trennen, die ich wider Willen so arg kränken und beleidigen mußte! Wie sollte ich mir aber das Duell erklären? Was konnte ihn bewogen haben, sich mit mir für Fanni zu schlagen, und zwar auf eine Art und Weise, die offenbar meinen Untergang bezweckte? War er vielleicht selbst in das Mädchen verliebt, und wollte daher mich, als Hinderniß seines Glückes, aus dem Wege räumen?

Alle diese Räthsel sollten bald gelöset werden. Als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief meines Oheims, welchem ein zweiter wohl versiegelt, beigeschlossen war. Der Brief des Oheims, den ich mit Hast erbrach, lautete:

„Lieber Karl! Deinen Brief, in welchem Du mir von Deiner Krankheit Kunde gibst, habe ich so eben erhalten; er erfüllte mich mit Schmerz und Bitterkeit. Ich hätte nie gedacht, daß Du mir, der ich stets nur für Dein Wohl besorgt war, zumuthen könntest, ich wollte Dich mit einem Mädchen verbinden, das Du nicht achten kannst. Du schreibst mir von einer Baronesse Stiller, die ich in meinem Leben nicht gesehen, nicht gekannt habe. Welch ein unglücklicher Zufall hier im Spiele war, weis ich mir nicht zu erklären. Deine Verbindung mit der Tochter meines Jugendfreundes Sternfeld war stets meine Lieblingsidee, und ich sah mit kindischer Freude dem Augenblicke entgegen, in welchem ich Dir Deine Jugendgeliebte als Braut zuführen könnte. Schon vor sieben Jahren, als ich bei Deiner Abreise nach Italien Deine Liebe zu dem Mädchen bemerkte, sah ich mich bereits als Großonkel im Kreise lieber Verwandten meine Lebenstage vergnügt beschließen. Ihr waret damals Beide noch zu jung, auch wollte ich, daß Du früher die Welt kennen lernen solltest. Ich gab Deiner Neigung zum Soldatenstande nach, ich sah Dich die Bahn mit Ehren durchlaufen, und da ich Dich reif für meine Plane hielt, beschloß ich, Dir meine Güter zu übergeben, und Dich mit Fanni, die ich schon ein Jahr vorher zu mir genommen hatte, zu vermählen. Daß ich Dir von diesem Plane nichts zu wissen machte, hatte seinen Grund darin, weil ich erst ersehen wollte, ob Deine Herzensneigung dieselbe geblieben sei. Nun da ich das Ziel meiner Wünsche schon erreicht wähnte, mußte das Schicksal dem Ganzen eine so traurige Wendung geben! Du verschwandest aus meinem Hause, niemand wußte, warum und wohin? So lange ließest Du mich ohne Nachricht, was Dich bewogen, B. so schnell wieder zu verlassen. Fanni liegt seit jenem Balle bei Strahlen, von welchem man sie bewußtlos nach Hause brachte, todtkrank darnieder. In ihren Fie-

berfantasien ruft sie oft mit rührender Zärtlichkeit: Karl! Mein Karl! Dann schreit sie, wie in wildem Wahnsinne. Hütet Euch vor einer schändlichen Kokette! — Ihr Vater sitzt weinend an ihrem Lager, da die Aerzte bereits jede Hoffnung zur Wiederherstellung aufgegeben. Der arme Sternfeld! Gleich mir träumte er die schönsten Tage der Zukunft, er wollte die Residenz für immer verlassen, seine Geschäfte aufgeben, und sich unserem häuslichen Kreise anschließen. Die wenigen Tage haben seine Haare vollends gebleicht, Gram spricht aus allen seinen Zügen, er wird den Tod seiner Fanni nicht lange überleben! Auch auf mich und meine gute Alte haben diese traurigen Ereignisse einen heftigen Eindruck gemacht. Wir haben nur einen Wunsch im Herzen: Dich vor unserm Ende noch einmal zu sehen. Darum, lieber Karl, wenn es Deine Gesundheit erlaubt, komme bald nach B. zurück, und tröste Deinen unglücklichen Onkel, dessen einzige Freude und einstiger Erbe Du bist. Fanni wirst Du wohl nicht mehr treffen, der Himmel hat sie zu seiner Braut bestimmt, sie sieht geduldig dem Ende ihrer Leiden entgegen. Sie ist ein edles Geschöpf, und hätte Dich gewiß glücklich gemacht! Komme bald zurück in die Arme Deines Dich ewig liebenden Oheims

Haller."

„N. S. In der vorigen Woche verschwand hier ein Lieutenant Ludwig von Stollen, der mit Dir, wie ich hörte, in demselben Regimente diente. Er kam in früherer Zeit öfter in mein Haus, denn Fanni schien ihm zu gefallen, doch sie hatte nur Dich im Herzen, und gab seinen Bewerbungen kein Gehör."

Wer vermag die Gefühle zu schildern, die mich beim Durchlesen dieses Briefes bestürmten? Schluchzend warf ich mich auf das Sopha, und konnte den Sturm, der in meinem Innern tobte, nicht beschwichtigen. Alles war mir nun klar geworden, und ich klagte mich als den Mörder meiner Fanni, meines eigenen Lebensglückes an. Alles hatte ich zerstört, was mir lieb und theuer war, die zartesten Bande der aufrichtigsten Liebe zerrissen, und ein treues Herz gebrochen! Nur mit Mühe raffte ich mich auf, befahl sogleich Postpferde zu bestellen, um mit möglichster Eile wieder nach B. zurückzukehren. Als ich Fassung gewonnen hatte, fiel mir der zweite Brief in die Augen, ich öffnete ihn — er war von Stollen.

„Theurer Freund! Ich weis nicht, ob ich Dich noch so nennen darf, da ich das Band der Freundschaft so schändlich entweihte. Ich habe Dir die Ruhe Deines Herzens geraubt, und glaubte so den Sturm in meinem eigenen zu beschwichtigen. Auch ich habe Fanni geliebt, ich habe sie angebetet! Ich wußte, daß sie Deine Braut sei, und — ich liebte sie doch! Ich liebte ohne Gegenliebe. Ich habe einen fürchterlichen Kampf gekämpft doch ich war schwach, und bin unterlegen! Fest hatte ich beschlossen, der Geliebten zu entsagen, die doch nie die Meine werden konnte; doch, als ich auf jenem Balle unerwartet Dich mit ihr im vertraulichsten Gespräche erblickte, da erwachte jene unglückliche Leidenschaft mit Riesenkraft. Eifersucht war es, die mich das Mährchen mit der Baronesse Stiller erfinden ließ; Eifersucht, die mich Dir im Kampfe auf Leben und Tod entgegenstellte, in welchem ich — zu siegen hoffte, um Dich, meinen lästigen Nebenbuhler, zu verderben. Die Nemesis leitete unsere Waffen, und ich ward verwundet! Warum drang damals Dein Degen nicht tiefer ein? Mich schmerzte nicht die Wunde von Dir, aber die Wunden, die ich Dir und Deiner Fanni geschlagen. Ich hatte das Glück zweier Familien zertrümmert, und Dich, meinen besten Freund, betrogen; Dein zerstörtes Lebensglück, Fannis zu frühes Hinscheiden lasten auf meinem Gewissen! Mein Entschluß steht fest, wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich auf dem Wege nach Amerika. Wenn Du auch dem treulosen Freunde nicht vergeben kannst, so fluche doch nicht Deinem reumüthigen

Ludwig."

Daß er seinen Entschluß ausgeführt, bestätigte der Brief meines Oheims. In jeder andern Stimmung hätte mich Stollens Schreiben tief ergriffen, nun aber betrachtete ich ihn nur als den Urheber meines Unglückes.

Mit Ungeduld sah ich dem Augenblicke entgegen, der mich wieder nach B. zurück bringen sollte.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Zu der Zeit, als aus der Citadelle von Neisse in Schlesien vier Baugefangene entwichen, befand sich in einem Dorfe des Grottkauer Kreises ein herumreisender Mann mit Affen, die ihm und sich durch Kunststücke das Brod verdienen mußten. Eines dieser geplagten Thiere reißt, mit einem rothen Frack auf dem Leibe, aus und verbirgt sich vorläufig und bis auf bessere Zeiten in dem damals noch ungemähten Getreide. Da wird die Flucht der Neisser Baugefangenen im Dorfe bekannt und männiglich zur Wachsamkeit aufgefordert; zu gleicher Zeit erzählt man sich, daß ein Kerl im Getreide versteckt und dies wahrscheinlich ein Neisser Züchtling sei. Sie ziehen nun hinaus mit Spießen und Stangen, um den Bösewicht einzufangen. Der Affe, dem der entstehende Tumult außer allem Spaße ist, und der vermöge der hohen Halme nicht herausbekommen kann, was draußen passirt, macht von Zeit zu

Zeit gewaltige Sätze nach Oben, um über die Aehren hinwegsehen zu können. Kaum aber erblicken ihn seine Verfolger, so schreien sie jubelnd: „dort ist er! dort ist er!" Nach langer vergeblicher Mühe, und nachdem man endlich in dem geschickten Gymnastiker einen Affen erkannt, bringt ein Bauer seinen Kettenhund herbei und hetzt ihn hinein in das Getreide. Das Feld umstellt, der Hund rasend und der Affe scheinbar verloren. Da wird er zum Aeußersten getrieben, ersieht plötzlich seinen Vortheil, springt dem erschrockenen Hunde auf den Rücken und reißt dem Heulenden dicht über den Augen die Stirnhaut so gefährlich auf, daß der Arme bereits an dieser Wunde verstorben ist. Der Affe aber soll sich noch in dem benachbarten Walde aufhalten. Sein Herr hat ihn bis jetzt noch nicht reclamirt — wahrscheinlich um Ansprüchen auf Schadenersatz zu entgehen.

— Charles George Green's 158. Luftfahrt. Am 5. Oktober Nachmittags gegen halb 4 Uhr trat derselbe von der Leipziger Gasbereitungsanstalt aus seine 158. Luftfahrt an. Der große, birnförmige Ballon, welcher ihn emportrug, hat 40 Fuß im Querdurchmesser und war mit Kohlenwasserstoffgas gefüllt. In der leichten daran aufgehängten schön geschmückten Gondel hatte der verdienstvolle Leipziger Bezirks-Arzt Dr. Güntz, dem wir eine eben so anschauliche als anziehende Schilderung dieser Wanderung durch die Lüfte verdanken, Platz genommen. Der Ballon erhob sich unter Musikschall und dem lauten Beifallsjauchzen einer zahlreichen Zuschauermenge bald zu einer Höhe von 2000 Fuß. Durch wiederholtes Auswerfen des Ballastes, bestehend in 140 Pfund feuchten Sandes, der in offenen Säcken unter den Sitzen der Gondel vertheilt war, wurde die Steigkraft des Ballons vermehrt. Zu ihren in den höhern Luftschichten anzustellenden Beobachtungen hatten die Wanderer einen Barometer, einen Thermometer, einen Compaß und eine Karte der Umgegend mitgenommen. Die Vogelperspective vom Ballon aus war höchst interessant. Letzterer, von leichtem Ostwinde nach Westen getrieben, folgte dem eben auf der Eisenbahn von Leipzig nach Halle hinbrausenden Dampfwagenzuge und hielt mit ihm ziemlich gleichen Schritt. Die beiden Herren konnten die Pfeife der Locomotive und das Rollen der Wagen an den Eisenbahnzügen deutlich vernehmen. Zwischen den Dörfern Gohlis und Möckern, eine halbe Stunde von Leipzig, in einer Höhe von mehr als 200 Fuß, ließen sie eine junge Katze, die bis dahin geschlafen hatte, an einem von Green construirten Fallschirme herabschweben, und sie langte wohlbehalten auf der Erde an. Die Aussicht wurde mit der wachsenden Höhe umfassender und großartiger: man überblickte das Saalthal, Merseburg, Lützen und viele hundert dazwischen liegende Orte. Als das Barometer 4000 Fuß Höhe zeigte, etwa in der Gegend von Radefeld, ließ Dr. Güntz ein Brieschen niederflattern. Blutandrang nach dem Kopfe spürte derselbe erst in einer Höhe von ziemlich 7000 Fuß, als der Ballon zwischen die Wolkenschichten eingedrungen war; auch wurde jetzt die Kälte fühlbar, obgleich das Thermometer noch 4 Grad über 0 zeigte. Merkwürdig war in dieser nebelreichen Region die Wirkung der Luftspiegelung. Der Ballon, die ausgeworfene Fangleine, das Ankertau u. s. w. erschienen weit größer, als sie wirklich waren. Ein nochmaliges Auswerfen von Sand näherte die Luftschiffer einer Dunstschicht, wo Streiflichter durch die Nebel drangen, vielleicht die äußerste Höhe der Dunstwelt. Der Ballon glich einer matt erhellten Laterne von buntem Glase und der Blick nach dem Ventile durch eine 40 Fuß hohe Säule von Leuchtgas bot unter den Wolken ein prächtiges Schauspiel dar. Die hereinbrechende Dämmerung bestimmte endlich Herrn Green zur Rückkehr nach der Erde. Zuerst allmählig, dann eine Zeit lang pfeilschnell sank das Luftschiff nach unten, bis man Auen und Felder, Häuser und Bäume wieder unterscheiden konnte. Der erste lebende Gegenstand, den die Reisenden unter sich gewahrten, war ein durch das über ihm schwebende Ungeheuer aufgescheuchter, durch die possirlichsten Sprünge und Kreistouren seine Angst beurkundender Hase; der zweite ein Mensch, den sie vergebens aufforderten, die herabhängende Fangleine zu erfassen. Endlich lockte das seltene Schauspiel mehrere Menschen herbei, die den Ballon an der Leine herabzogen, bis der ausgeworfene 40 Pfund schwere eiserne Anker ihn völlig fixirte. Die Luftschiffer landeten in der Nähe des Rittergutes Glesine, 4 Stunden von Leipzig. Herr von Wuthenau, der Besitzer von Glesine, führte dieselben, nachdem er ihnen beim Landen wesentliche Dienste geleistet, nach seiner Wohnung, wo sie mit Musik empfangen wurden und in einem gewählten gesellschaftlichen Cirkel am gastlichen Theetische die erste Kunde von ihrer luftigen Wanderung gaben.

(Ein englischer Gouverneur.) Als Napoleon auf der Insel Helena gefangen gehalten wurde, glaubte das englische Ministerium, es könne von der Insel Tristan d'Acunha aus (einem Felsen mit einigen grünen Grasflecken) eine gefährliche Verbindung mit dem Gefangenen angeknüpft werden und schickte deshalb einen Corporal Glaß mit einigen Soldaten dahin. Die meisten der letzteren kehrten später zurück und Glaß blieb mit einigen Männern und Frauen, 50 Stück Hornvieh und 32 Kindern auf der Insel, legte sich aber den Titel Gouverneur bei und seine kleine Colonie gedieh. Noch lebt er und Mrs. Merdith, die ihn auf der Fahrt nach Ostindien besuchte, erzählte er: „Es fehlt uns hier an gar nichts als an Nägeln. Der Wind nimmt bisweilen die Dächer unserer Häuser mit, da wir sie nicht gehörig befestigen können. Uebrigens sind wir sehr glücklich; meine Unterthanen zanken sich nie unter einander, nur bei den Frauen kommt es mitunter vor und wir Männer sind dann genöthigt, Frieden zu stiften. Auch bin ich nicht blos Gouverneur, sondern auch Pfarrer und Schulmeister; ich begrabe und taufe; jeden Sonntag halte ich Gottesdienst und meine Schüler können recht hübsch in der Bibel buchstabiren. Kleider verfertigen wir uns aus der Leinwand, welche uns die Wallfischjäger bringen; nur der Anzug unserer Weiber macht uns einige Schwierigkeiten und sie sind selten damit zufrieden. Unsere Schuhe vollends sind sehr geschwind gemacht; wir umwickeln nämlich die Füße mit der noch warmen weichen Haut des Pottfisches, die dann in der Form des Fußes eintrocknet und unsere Schuhe sind fertig."

— In Marseille ist in diesen Tagen eine höchst komische Scene vorgekommen. Sidi Ben Ayet, der tunesische Gesandte hatte in Paris 12 junge Mädchen zur Begründung einer französischen Putz- und Modehandlung in Tunis angeworben. Die jungen Damen wurden auf 10 Jahre engagirt, erhielten Reise-

geld, Pensionszusage, und reisten sehr brillant ab. In Marseille lag eine tunesische Fregatte, welche die pariser Grazien an Bord nehmen sollte. Sei es nun, daß die beiden Araber, welche die jungen Damen von Paris nach Marseille begleiteten, etwas versehen haben, oder daß ihnen sonst Bedenklichkeiten aufgestoßen sind, genug, in dem Augenblick der Einschiffung brach eine Rebellion unter ihnen aus, und sie stieben nach allen Seiten auseinander, wobei sie nicht vergaßen, Reisegeld und die ganze Ausstattung, welche sie erhalten hatten, mitzunehmen. Zwei Tage drauf war Ball im Prado und man behauptet, daß man dort die Heldinnen fast sämmtlich in der heitersten Laune gesehen habe.

(Impromptu.) Bekanntlich beantragten die Leipziger vor'm Jahre, daß die Schützen wegen des Feuerns die Stadt verlassen sollten. Heuer wieder wegen des Feuers holten sie dieselben per Dampf zurück. Daher entstand folgende:

Homöopathische Cur.

Hört es, Ihr ungläubigen Thoren,
Durch Homöopathie mußte Leipzig gesunden,
Es hatte bei'm Feuern sich verloren
Und hat sich beim Feuer wiedergefunden.

(Ein neues Mittel gegen das Podagra.) Bei der neulichen Luftfahrt Greens in Berlin befand sich auch der alte *** Gesandte, der am Podagra litt, aber sich doch hatte bereden lassen, die Sache mit anzusehen, unter den Zuschauern. Auf einmal fiel's ihm ein, die Luftreise mitzumachen, — es müsse recht sanft gehen, sagte er zu seiner Gattin; — vergeblich protestirte diese dagegen, der Herr Gesandte stieg ein, fuhr mit ab und kam fünf Meilen davon mit Herrn Green wieder zur Erde. Als seine Gemahlin mit dem Wagen ankam, um ihn zurückzuholen, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, daß das Podagra in der Luft verschwunden war. Für die Wahrheit wird nicht gebürgt, da Alles in der Luft vorging.

(Die unglückliche Köchin.) Nie ist wohl eine gefährlichere Erfindung gemacht worden, als die Schießbaumwolle des Prof. Schönbein in Basel, 8 Loth derselben entwickeln beim Entzünden eine Kraft, die der von 64 Loth Schießpulver gleich ist, wenn damit Kanonen geladen werden. Aber auch beim Entzünden an freier Luft ist ihre Wirkung eine gewaltige, und kann wegen ihrer anderen Eigenschaften sehr gefährlich werden, denn sie läßt sich spinnen und weben, färben, drucken und zu Kleidern verarbeiten. Und was ist nun ein damit bekleidetes weibliches Wesen? Eine lebendige Pulvertonne! die aber das Pulver nicht in sich verbirgt, sondern um und auf sich hat, also tausendmal leichter Feuer fängt, und wenn dies geschieht, fliegt das Frauenzimmer wie eine minirte Festung in die Luft. — Eine Gesellschaft ist zu einem Gastmahle versammelt und wartet mit Sehnsucht der Dinge, die da kommen sollen; aber die Schießbaumwolle bringt sie um allen Genuß. Die Sache geht so zu. Der Köchin ist von ihrem Liebhaber, dem sie untreu geworden, ein schöner, starkwattirter Unterrock zu wohlfeilem Preise in die Hände gespielt worden. Sie zieht ihn an und geht an die Arbeit. Aber wehe! die Watte ist von Schießbaumwolle und es geschieht Folgendes: Als sie sich dem Heerde nähert, um anzurichten, sprüht ein feuchtes Stück Holz Funken, und einer derselben fällt auf den Saum des unseligen Unterrocks. Man hört einen furchtbaren Knall, Köchin, Heerd, Speisen, Küche, Alles ist verschwunden, und die Gäste stehen erstaunt und hungrig da!

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Das Neueste ist, daß man zum Negligé Kleider von leichtem Tuche trägt; die beliebtesten sind die von melirt-grauem Casimirtuche, die mit schmalen seidenen Borten besetzt werden. Das Camäleontuch ist noch leichter und trägt sich deshalb noch besser. Auch der Merino kommt wieder in Gunst, doch trägt man die Kleider davon nur zum Negligé, zu einem schnellen Ausgange früh oder auf kleinen Reisen. Die Modefarbe des Merino ist die der Kapuziner, der Armen. Um ihnen ein etwas weniger bescheidenes Aussehen zu geben, benähet man sie vorn mit kleinen Soutaschbörtchen in derselben Farbe wie auch das Leibchen. Auch Knöpfe kann man noch hinzufügen, was indeß nicht nöthig ist. Alle Kleider zum Halbputze sind mehr oder minder ausgeputzt mit Revers oder schrägen Streifen oder kleinen Soutaschstickereien, Knöpfen, Posamentirarbeiten und selbst mit glatt aufgesetzten schwarzen Spitzen. Ohne alle Garnitur sieht man kaum ein Kleid. Ueber die Mäntel läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen, weil man sie jetzt in allen Arten versucht und nicht weiß, ob aus diesen die beliebteste Form hervorgehen wird. Gern getragen werden vor der Hand die Palletots mit und ohne Kragen und die Sultaninnen, eine Art großer Visiten, die unten nicht abgerundet sind und halb lange Aermel haben. Die Posamentirarbeiten sind beliebter als je und man besetzt damit die Kleider, die Mantillen, die Visiten und Mäntel. Die neuesten Kopfputze und Häubchen sind alle, wie wir bei der Eröffnung des italienischen Theaters gesehen haben, oben auf dem Wirbel des Kopfes sehr reich garnirt; die Spitzen fallen rund herum und umschließen das Gesicht sehr gut. Die Armbänder sind in diesem Jahre um vieles breiter als im vorigen. Obgleich die Zeit für das Pelzwerk noch nicht gekommen ist, so bereitet man es doch bereits vor und es scheint beliebt zu werden. Bis diese Zeit kommt, besetzt man die Oberröcke mit Posamentirarbeit, reichen Fransen und Spitzen. Sehr ausgezeichnet ist eine neue Garnitur von Seide, welche so kunstvoll verbunden ist, daß sie ganz wie Chinchilla aussieht. Wir sahen sie zuerst auf einem Sammetmantel. Die Marquisen von Atlas bilden eine vorn kurze Mantille und die Aermel sind gleich in das Zeug geschnitten. Die Visiten werden noch immer sehr zahlreich getragen und meist mit weißem Atlas gefüttert. Früh sind sie von Tuch, mit Seide gestickt, oder von grauem Casimir, ebenso gestickt; sind sie von Atlas, so werden sie mit Posamentirarbeit ausgeputzt, aber in abstechender Farbe. In Schwarz werden sie nur von Sammet getragen. Die sans-gêne sind weite Ueberwürfe mit einem Zuge hinten und festgenäheten Falten vorn; sie sollen mit Pelz gefüttert werden. Unter den übrigen Neuigkeiten sind besonders die Sammetspenzer auf seidenen Kleidern zu erwähnen, welche den frühern indeß gar nicht gleichen, sondern vielmehr den Jäckchen, welche Mademoiselle von Orleans und die Herzogin von Chevreuse zur Zeit der Fronde trugen. Die meisten sind glatt auf dem Rücken oder unten an der Taille durch geschickt angebrachte Falten gezogen; alle aber haben Caracos und Schößchen, welche die Hüften umfassen und vortrefflich von dem Kleide in sanfter Farbe abstechen. Bald sind sie oben am Halse zugemacht und am Gürtel glatt anliegend, so daß sie auf der Brust leicht offen stehen und einen Busenstreifen von Spitzen sehen lassen; bald erweitern sie sich in breiten Revers und ein Amazonenhemdchen von feinem Batist läßt seine kleinen regelmäßigen Falten und seine zierliche Stickerei sehen; in diesem Falle gehen sie unten wie eine Herrnweste auseinander und fünf Knöpfe von Rubinen, Diamanten oder Marcassit hal-

ten diesen reizenden Spenzer an der Taille fest. — Die Caméen sind so sehr modisch, daß mehrere der erwähnten Spenzer durch Caméenknöpfe von ächten Steinen werden zugemacht werden. Die Aermel haben Mousquetaire-Aufschläge oder sie sind à la Ludwig XIII., d. h. unten am Arme bis an den Einbogen geschlitzt, so daß man leichte Spitzen darunter sehen kann. Die Röcke zu diesen Jäckchen oder Spenzern sind rosa, roth, himmelblau, silbergrau, grün oder nemoursblau, welche letztere Farbe jetzt vorzugsweise modisch ist. Zu bemerken ist, daß sie sehr wenig Falten auf den Hüften haben, wie dies bei allen Kleidern überhaupt im Herbst und Winter der Fall sein wird. Die Hüften müssen, wie es die Mode verlangt, deutlich heraustreten und dürfen nicht mehr unter Faltenmassen versteckt werden, obgleich das Kleid auch nicht glatt auf den Hüften liegen darf. Die zweite Neuigkeit ist das Prächtige der neuen Stoffe, in denen das chinesische Genre vorherrscht. Wir sahen z. B. kostbare rosa Taffete mit chinesischen Mustern in schwarzem Sammet, was einen höchst originellen Effect machte; auf blauem Taffet bemerkten wir zierliche kleine Mandarinen, die durch einen einfachen Goldfaden gezeichnet waren, so wie auf schwarzem fast sammetartigem Atlas prächtige Vögel und Früchte in hellen grellen Farben. Fast alle Kleider waren übrigens oberrockartig offen mit Ausnahme der tief ausgeschnittenen mit kurzen Aermeln. Einige junge Damen trugen namentlich Kleider mit sehr tief ausgeschnittenem Rücken. Die Bänder werden, wie es scheint, eine große Rolle im Ausputze spielen, da sie allen Zeugen angepaßt werden, wie leicht und duftig sie auch sein mögen; man hat z. B. Bänder, welche Spitzen täuschend ähnlich nachahmen.

Herren-Mode. Sedan, Elbeuf und Louviers haben für die Winter-Saison eine herrliche Auswahl von Stoffen für Pantalons geschaffen, die sich nicht allein durch die schönsten Dessins, sondern auch durch ihre Solidität auszeichnen. Ganz bestimmt wird man für den Winter zu Stadtanzügen, ja sogar für Feierkleider hellfarbige Satins tragen, für Negligées jedoch wird man dunklere, theils mit kleinern, theils mit größern Würfeln und Streifen wählen. Ebenso haben Sedan, Elbeuf die herrlichsten Stoffe für Westen erzeugt, und ohne Zweifel wird der Sammt die Oberhand behalten, vor allen der brochirte, mit kleinen Blümchen und Linien durchwirkte. Zugleich wird man auch Valencias von dunkeln, aschgrauen und blauen Farben und Caschemir mit schönen Dessins tragen; der weiße Pique wird jedoch immer noch an der Tagesordnung bleiben. Die Stoffe zu Fracks und Ueberröcken werden dunkel, die zu Ueberziehern jedoch hell sein. Als Morgentoilette trägt man noch immer den Paletot-Twine mit hohem, weit umschlagenden, ringsum gewölbten Kragen, mit Knöpfen, ganz nach dem Geschmack des Einzelnen, rund oder carriet. Die Taillen werden noch immer lang und bis 10 Centimeter unter die Hüften herabgehend getragen; die Schöße daran sind lang und weit, gehen jedoch nicht bis über das Knie. Auf der Brust befindet sich eine, mit einer breiten Patte bedeckte Tasche. Die Anglaisen sind nicht sehr breit und fallen nur bis zum dritten Knopfloch, die Aermel sind oben und unten gleichmäßig weit und ohne Aufschläge. Der Kragen, die Vordertheile und der Rock sind an den Kanten abgestochen und mit einer Schnur von passender Farbe eingefaßt. Obgleich man im Allgemeinen nur kleine Knöpfe trägt, wählt man für den Paletot-Twine doch größere theils platt, theils gewölbt, je nach dem Geschmack des Einzelnen. Die beliebtesten Farben für diese Kleidung sind grün und dunkelgrau. Die Westen zur Morgentoilette sind von geköperten Stoffen mit breiten Revers, weit hinabgehend und auf dem Bauche eine Spitze bildend. Man trägt sich auch eingekerbt, mit und ohne Basquinen. Im Schnitt derselben ist weder eine Veränderung, noch eine Verbesserung eingetreten. Die Knöpfe sind von gleichem Stoffe, letztere sind Caschemirs von verschiedenen Farben und Streifen und Valencias mit kleinen Würfeln. Die Pantalons zur Morgentoilette sind noch sehr weit in den Beinen, doch nicht mehr so weit wie früher, und nicht zu weit auf den Stiefel vorfallend, jedoch sind sie ohne Stege. Die vorzüglichen Stoffe sind dunkelfarbene Satins, gestreift oder gewürfelt. Als Stadtanzug behält noch immer der Ueberrock den Vorzug; der Kragen daran ist hoch, weit umschlagend und ringsum gewölbt, die Taille geht noch immer 2 bis 3 Centimeter unter die Hüfte, der Rock ist nicht sehr lang, aber ziemlich weit. Die Anglaisen sind 8 Centimeter breit und fallen bis zum dritten Knopfloch. Die Aermel sind noch immer ohne Aufschläge. Im Schnitt des Rocks ist keine Veränderung vorgegangen, alles daran ist leicht und ohne Garnitur. Die Kragen, die Vordertheile der Röcke sind theils mit offener Kante, theils sind sie mit kleinen Schnüren von passender Farbe eingefaßt. Die Knöpfe sind im Allgemeinen klein, platt, von Satin oder Cardonet und von passender Farbe. Die beliebtesten Farben zu diesem Anzuge sind schwarz, grün, blau, bronzebraun und melirt. Die Pantalons zum Stadtanzug sind noch immer ziemlich weit und gehen ohne Stege weit auf den Stiefel; an einigen findet man noch Borden. Der Stoff zu diesen Pantalons ist meist hellfarbener Satin. Die Westen trägt man theils mit Schal, theils gerade, die gewähltesten Stoffe dazu sind Sammt, Valencia und weiße Piqués. Die Phantasiekleider haben keine Veränderung erlitten.

Leipziger Michaelismesse. In ordinären Tuchen hatten wir Gelegenheit, bis zum Preise von 26 Groschen sehr preiswürdige Waaren zu sehen und wir sind überzeugt, daß sich unsere Fabriken in Sachsen und in Schlesien in diesem Zweige dreist mit ihren Conkurrenten des Auslandes messen könnten, wenn sich denselben auf dem Weltmarkte irgend Gelegenheit zur Conkurrenz böte. In Tuchen sowohl als in Draps russies zu Winterröcken, Ueberziehern und Paletots war das melirte vorzugsweise gesucht. Die Beinkleiderstoffe waren größtentheils noch breitgestreift und es waren wenig Dessins, von denen man eigentlich sagen konnte, daß sie neu seien, wenn sie es nicht etwa in der Zusammenstellung der Farben waren. In den billigern Qualitäten hatte Crimmitschau recht Preiswürdiges gebracht und es wurden Elastique's zu 20 Groschen gekauft, die im Bezug der Arbeit den Niederländern an die Seite gesetzt werden konnten. Auch in Westen waren die Dessins meist breitgestreift und zwar sehr breit, mit einem Muster — vielfach eine Ranke — zwischen den Streifen. Carrirt wurde weniger gesehen, und auch nur in den ordinären halbwollenen Stoffen gekauft. Camelot, (Orleans) à 10 Thaler das Stück, war sehr preiswürdig, so wie die baumwollenen Futterzeuge überhaupt seit der letzten Messe herabgegangen sind.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Mantille mit schwarzen Spitzen besetzt. 2. Hut mit Feder. Mantelet mit schmalen schwarzen Spitzen besetzt. 3. Ueberzieher mit langer Taille, lange Weste, halbweite gestreifte Beinkleider. 4. Ueberzieher mit zurückschlagenden Revers.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold.

In Commission bei Julius Helbig in Altenburg.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Ptronen 22½ Ngr.

Expedition

IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Nge.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.



MODEN-JOURNAL.

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Die Maske.

(Schluß.)

Mit welch' ganz anderen Gefühlen fuhr ich nun meinem Geburtsstädtchen entgegen! Die Jahreszeit war weiter vorgeschritten, der Herbst bereits zum Winter geworden, die kalten Stürme von außen, und die Ruhe der erschlaffenden Natur contrastirten seltsam mit meinem aufgeregten Innern, und doch war es auch in meinem Busen Winter geworden! Als ich das erste Mal gegen B. fuhr, ängstigte mich die Besorgniß, eine Braut zu finden, die ich nicht lieben könne, nun peinigte mich die Furcht, die Einzige zu verlieren, die mich an's Leben fesselte. Die Pferde, im rasenden Galopp dahineilend, schienen mir doch nur zu schleichen, jede Secunde ward zur martervollen Stunde. Es wollte mir fast die Brust vor Angst und Freude, Hoffnung, und Furcht zerspringen, als am vierten Tage der Reise die Thürme von B. vor meinen Augen auftauchten, und der Wagen endlich vor dem Hause meines Oheims stille hielt.

Hier kamen mir Alle mit verweinten Augen entgegen. Wo ist Fanni? schrie ich mit bebender Stimme. Bald wird sie vollendet haben! sagte mein Onkel, mit Thränen in den Augen, und in Schmerz aufgelöst, warf er sich an meine Brust. Man gebot mir Stille, doch ich rief in tiefster Wehmuth: Nein sie darf nicht sterben! Ich bin gekommen, sie zu retten! Wo ist meine Fanni? Ich will ihr die Schwüre meiner Liebe, meiner Treue bringen! Als ich mich in das Gemach begeben wollte, in welchem die Kranke lag, trat mir Sternfeld entgegen. Was willst Du, Mörder meines Kindes! rief er, mich zurückdrängend; zurück, Meineidiger! Bringe ihr im letzten Todeskampfe nicht Dein verhaßtes Bild vor die Augen! Doch ich achtete der Worte des alten Mannes, des tief gebeugten Vaters nicht, drängte ihn wie betäubt bei Seite, und stand in dem Krankenzimmer, vor dem Sterbebette meiner Braut!

Bleich und abgehärmt lag sie da, die Augen geschlossen, die Hände wie zum Gebete gefaltet, ein sanftes Lächeln spielte um ihre Lippen, und lagerte sich auf den eingefallenen Wangen. — Ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte auf sie zu, ihre Hände und Lippen mit den feurigsten Küssen bedeckend. Theure Fanni! rief ich mit dem Ausdrucke der Verzweiflung, bist Du mir denn für immer entrissen? Kann Dich mein Flehen, meine Liebe nicht mehr in's Leben zurückrufen? Haßt

Du keinen Blick mehr, keine Worte für mich Unglücklichen? Thränen erstickten meine Stimme. Da schlug sie die Augen auf, eine flüchtige Röthe färbte die blassen Wangen: Mein Karl! lispelte sie matt, und ein schwaches Lächeln überflog ihr Antlitz, dann sank sie auf ihr Lager zurück, ihre Augen schlossen sich wie zum ewigen Schlummer.

Todt! schrie ich voll Verzweiflung und sank bewußtlos am Bette nieder.

Mehrere Stunden mochte ich in dem Zustande der Geistesabwesenheit gelegen sein; als ich erwachte, fand ich mich in dem Zimmer meines Oheims auf dem Ruhebette. Die Morgensonne sandte ihre Strahlen durch das halb geöffnete Fenster. An meiner Seite stand der Arzt, und zählte die Schläge meines Pulses. Mein Kopf war schwer, wie nach einem schrecklichen Traume; meine Nerven waren abgespannt, sinnend fuhr ich mit der Hand über die Stirne und konnte lange nicht zu klarem Bewußtsein gelangen. Als ich mich des Vorgefallenen erinnerte, war Fanni der Gegenstand meiner ersten Frage.

Beruhigen Sie sich, sprach der Arzt, das Fräulein lebt; eine wohlthätige Krisis, herbeigeführt durch den Eindruck, den Ihr plötzliches Erscheinen auf sie hervorbrachte, gibt mir Hoffnung, die bereits Aufgegebene dem Kreise ihrer liebenden Verwandten wieder zu schenken.

Sie lebt? rief ich freudig, und fiel dem Manne um den Hals, aber er empfahl mir Ruhe, meiner eigenen Gesundheit wegen.

Fannis Zustand verbesserte sich mit jedem Tage; auch meine Unpäßlichkeit wurde bald gehoben, und im nächsten Frühjahre standen wir Beide vor dem Altare, um den Segen des Priesters zu unserer Verbindung zu empfangen. Frieden und Eintracht sind die Stützen unsers häuslichen Glückes.

Nanette Ruthardt*).

(Nach den vom Rechtsconsulenten Beiel in Marbach veröffentlichten Akten von Dr. Ryno Quehl.)

> Das eben ist der Fluch der bösen That,
> Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.
> Schiller.

Selten hat dieses Wort des Dichters eine augenscheinlichere Bestätigung erhalten, als in der Geschichte einer unglücklichen Giftmörderin, die im Juni des vergangenen Jahres zu Stuttgart hingerichtet wurde.

Wenn uns auch die von ihr verübte Unthat mit Entsetzen erfüllen muß, so ist sie doch nur als die Folge und das Ende einer Reihe von bösen Thaten anzusehen, deren Urheber nie der Arm der Gerechtigkeit erreichte. Die interessanten Lebensverhältnisse der Angeschuldigten und die ruhmvolle, uneigennützige Beharrlichkeit, mit der ihr Vertheidiger, der Rechtsconsulant Beiel in Marbach, ungeachtet der bittersten Feindschaften, die er sich dadurch zuzog, selbst nach ihrer Hinrichtung das Wort für sie führte, haben diesen Prozeß schon früher oft zum Gegenstand öffentlicher Besprechungen gemacht. Aber da sich in jenen Aufsätzen oft die nicht zu verkennende Absicht geltend machte, das Urtheil des Publikums vor dessen Augen das Drama spielte, für diese oder jene Ansicht zu gewinnen und den Ruf allbekannter Persönlichkeiten vor jedem möglichen Makel zu sichern, so dürfte selbst Denen, die mit dem wesentlichen Inhalt der nachfolgenden Blätter bekannt sein sollten, eine mindestens unparteiische Darstellung nicht unwillkommen sein.

Für den 20. December 1844 war zu Eßlingen von dem Gerichtshof für den Neckarkreis eine Tagfahrt anberaumt worden. Die Verhandlung war öffentlich und die Neugierde oder die Theilnahme des Publikums hatte die ihm geöffneten Räume gefüllt. Vor der durch acht Rechtsgelehrte besetzten Gerichtsbande steht Christiane Nanette Ruthardt, des Mordes ihres Gatten angeklagt. Nach einer langwierigen Untersuchung, denn ihre Verhaftung war schon im Mai erfolgt, sollte jetzt ein mündliches Schlußverfahren dem Spruche der Richter vorhergehen. Der Staatsanwalt verlas die Anklageacte, in der er darauf anträgt, daß die Angeschuldigte wegen Mordes zur Strafe der Enthauptung verurtheilt werden solle; der Vertheidiger die Schutzschrift, in der er darzuthun sucht, daß kein Mord, sondern nur der Mordversuch an der Angeschuldigten zu strafen sei und viele Umstände sie auf die Milde der Richter Anspruch machen ließen. Aller Blicke wenden sich aber auf die Angeschuldigte, als der Vorsitzende ihr hierauf einige Fragen vorlegt und sie auffordert, zu ihrer Vertheidigung noch zu sagen, was ihr dienlich scheine. Die Angeschuldigte ist eine Frau in dem Anfang der vierziger Jahre, von sehr angenehmem Aeußeren. Die scheinbare Kälte und Gleichgültigkeit, die in ihrem ganzen Benehmen ausgeprägt ist, nimmt einen großen Theil der Zuschauer gegen sie ein. Man vermißte, wie sich die Blätter da-

*) Vollständig sind die betreffenden Akten in dem Junihefte 1846 der Annalen von Hitzig mitgetheilt.

mals auszudrücken beliebten, jene Zeichen der innern Reue, die das Mitleid der Menge dem Gefallenen zuwenden, die aber freilich oft nur zu diesen Zwecken angelernt und angenommen sind. Sie beantwortet kurz und fest die ihr vorgelegten Fragen, verzichtet auf eine weitere Vertheidigung und wird dann in ihre Haft wieder abgeführt. Das Gericht zieht sich zu einer geheimen Berathung zurück und läßt in Folge derselben dem Publikum eröffnen, daß heute kein Urtheil zu verkünden sei.

Aber, ehe wir das später erfolgte Urtheil weiter besprechen, müssen wir einen prüfenden Blick auf das Leben der ngeschuldigten Awerfen.

Im Jahre 1804 hatte sich der Vater der Angeschuldigten, der ein sehr angesehener und berühmter Arzt in Stuttgart war, mit einer Dame aus den höheren Ständen, die noch lebt, verlobt. Braut und Bräutigam waren schon einmal verheirathet gewesen, aber früh verwittwet, und wie es mit ihrer gegenseitigen Liebe beschaffen war, werden wir bald sehen. Von Seiten der Familie des Bräutigams bemühte man sich gleich anfänglich, die Verbindung mit einer Dame zu verhindern, deren spätere Handlungsweise leider jene Bemühungen vollkommen gerechtfertigt hat. Aber der Arzt hatte ein Eheversprechen gegeben und in Folge desselben war das Verhältniß zu seiner Braut ein so vertrautes geworden, daß sie ihrer Entbindung entgegensah. Jetzt wollte er, um die Zukunft des zu erwartenden Kindes zu sichern, nicht länger mit der Hochzeit zögern, und schon war Tag und Stunde dazu angesetzt, als es seiner Schwester, der Gattin eines kinderlosen und sehr wohlhabenden höheren Beamten, gelang, ihn seinem Entschlusse untreu zu machen. Die Trauung unterblieb, der Arzt brach sein Wort, verließ Stuttgart auf einige Wochen und sah, nachdem er sein Kind aus dem Schooße der Mutter in Empfang genommen, dieselbe nicht wieder. Mit Treu- und Wortbruch ihres Vaters beginnt hier das Unglück der Angeschuldigten, denn — sie ist eben das neugeborene Kind.

Mochte auch der Beweggrund, der die Schwester des Vaters, die wir Tante nennen wollen, veranlaßte, allen ihren Einfluß aufzubieten, um die Heirath zu verhindern, an und für sich nicht verwerflich sein, mochte auch wirklich das Ehebündniß voraussichtlich beiden Theilen wenig Freude bringen, da nach dem Geständnisse des Vaters selbst, er aufgehört hatte, seine Verlobte zu achten — so läßt sich doch weder das Verfahren der Tante noch des Vaters irgend wie rechtfertigen. Wie sich die Mutter des Kindes bei diesen Vorgängen benommen hat, darüber fehlen bestimmte Nachrichten, aber daß sie eine Frau ist, deren verderbtes Herz keiner mütterlichen Regung fähig war, wird leider aus dem Fortgange unserer Erzählung zur traurigen Gewißheit. Gerade auf den Character dieser Dame selbst, stützte die Tante den Bekehrungsversuch ihres Bruders. Sie machte sich anheischig, bei dem zu erwartenden Kinde ihr ganzes Leben hindurch treue Mutterstelle zu vertreten — leider klingt dieses Versprechen, wenn wir das Leben des Kindes überschauen, wie eiue bittere Irouie.

Nanette, so heißt die Kleine, blieb achtzehn Monate bei einer tüchtigen Wärterin, und wurde dann zur weiteren Pflege und Erziehung vom Vater einem Landpfarrer übergeben. Sie galt als Kind des letzteren, und die ersten acht bei ihm verlebten Jahre sind die glücklichsten ihres Lebens, in denen sich Körper und Geist fröhlich entwickelte. Damals lernte sie auch Vater und Mutter kennen, die zuweilen Besuche bei dem Pfarrer machten und ihre Pathen genannt wurden. Wäre sie doch in dem Pfarrhause geblieben! der Pfarrer, ein lieber redlicher Mann, bot hierzu die Hand, indem er das ihm so liebgewordene Mädchen an Kindesstatt annehmen wollte. Aber die Tante wollte nichts hiervon wissen und das kleine achtjährige Mädchen mußte mit ihr nach der Stadt reisen.

Hier beginnt ein neuer Abschnitt in dem Leben Nanettens. Ihre Umgebungen waren prächtiger geworden, und man scheute keine Kosten, ihr eine standesgemäße Erziehung zu Theil werden zu lassen. Aber alle verständige Erziehung kann nicht viel zur harmonischen Ausbildung des Verstandes und Gemüthes beitragen, wenn sie nicht mit reiner und inniger Liebe gepaart ist. Solcher Liebe hatte sich Nanette im Hause des Pfarrers zu erfreuen gehabt, im Hause der Tante mußte sie dieselbe bald vermissen. Die Tante hatte nie ein eigenes Kind an ihr Herz gedrückt, und außerdem scheint ihr heftiges Temperament wenig zu einer wirklich segensvollen Erziehung geeignet gewesen zu sein. Sie mag sich vielleicht oft selbst mit dem Sprichwort getröstet haben: „Je lieber das Kind, desto schärfer die Ruthe," aber wo das Kind nicht selbst in der Strafe die Liebe merken kann, wird sie nur da verschlechtern, wo sie verbessern soll. So wurde Nanette wegen der kleinsten Vergehungen auf die barbarischste Weise von der Tante gezüchtigt, die mit einer von Salzwasser erweichten Ruthe den entblößten

Körper des Mädchens schlug, bis sie von ihren Kräften verlassen wurde. Als eine so grausame Behandlung zum dritten Male erfolgt war, oder wie ein hochgestellter Mann, der die Tante öffentlich zu vertheidigen und als ein Tugendmuster darzustellen versucht hat, erzählt, als der vielleicht zehnjährigen Nanette eine öffentliche Beschämung von der Tante gedroht war, entfloh das Mädchen und begab sich zu dem Pfarrer, der sie früher erzogen hatte. Es ist wirklich kein Grund abzusehen, der die Tante, die Nanetten nicht liebte, was ihr auch gar nicht zum besonderen Vorwurfe zu machen ist, mit Recht hätte bewegen können, Nanetten wieder abzuholen. Trotzdem geschah es, und nachdem sie ihre Flucht mit einem vierwöchentlichen Zimmerarrest gebüßt hatte, wurde sie nach einer Erziehungsanstalt gebracht, wo man sie bis zu ihrer Confirmation ließ.

Weibliche Erziehungsanstalten sind in den meisten Fällen eben so nachtheilig als der ausschließliche Unterricht durch Privatlehrer auf der andern Seite. Es ist hier nicht der Ort, auf die weitere Erörterung dieses so ungemein wichtigen Themas einzugehen. Aber man fasse nur die Bestimmung des Mädchens in das Auge und man wird unserer Meinung sein müssen. Das Mädchen soll Hausfrau werden.' Nun ist es wohl wahr, daß viele Kinder bis zu ihrer Confirmation wenig im Hauswesen beschäftigt werden, aber es ist nicht zu übersehen, daß sie gerade durch ihren Aufenthalt im elterlichen Hause gewissermaßen unwillkürlich ein Menge von Kenntnissen und Eindrücken empfangen, die es dem späteren Berufe geschickt machen*). Dazu kommt noch, daß in vielen, namentlich größeren Instituten die Zöglinge zu häufigen religiösen Uebungen, Andachten, Betstunden, Kirchenbesuchen angehalten werden, die gewöhnlich gerade das Entgegengesetzte von dem bewirken, was sie bewirken sollen. Sie werden nicht allein gleichgültig, sondern sie kommen leider dazu, auch dann einen frommen Schein und eine fromme Miene anzunehmen, wenn ihr Herz mit nichts weniger als frommen Gedanken beschäftigt ist. Die Heuchelei und Verstellungskunst wird in ihnen wirklich systematisch ausgebildet.

So wird auch das Institut, in das Nanette geschickt wurde, von Seiten der Tante als ein vorzugsweise für religiöse und moralische Ausbildung geeignetes bezeichnet, und ein Brief, den sie in ihrem vierzehnten Jahre an die Tante schreibt, giebt leider ein Zeugniß, wie sie über frommen Redensarten alle kindliche Freudigkeit verloren hat. Freilich gab sie dort dadurch einen Anlaß zu großer Unzufriedenheit, daß sie nach anfänglich musterhafter Führung ihren Mitzöglingen einmal Aepfel, Papier und etwas Geld entwendet hatte. Der Vertheidiger der Tante, der an dem Tage der Hinrichtung Nanettens seine Vertheidigung veröffentlichte und der unglücklichen Frau, die ihm nicht mehr antworten konnte, alle möglichen Sünden zur Last legte, hebt auch die Nachsicht der Tante hervor, die sie dadurch bewiesen habe, daß sie der vierzehnjährigen Nanette jene Unredlichkeit verziehen und sie nicht schon damals verstoßen habe!! Aber wie viele Eltern müßten ihre Kinder verstoßen, wenn sie nicht einen Fehltritt in diesem Alter zwar mit Strenge rügen, aber dann doch verzeihen und mit Liebe zur Besserung wirken wollten?! Auch scheint man in jenem Institut einen unseligen Grundsatz befolgt, die Vergehungen der Kinder in dem schrecklichsten Lichte dargestellt, und das fehlende Kind, um es vor künftigen Fehltritten abzuschrecken, als groben Verbrecher behandelt zu haben.

In ihrem funfzehnten Jahre kam Nanette, die sich in der letzten Zeit im Institute musterhaft betragen hatte, in das Haus ihrer Tante zurück und lebte dort als Tochter des Hauses in allen Genüssen und Freuden, die Kindern wohlhabender Familien zu Gebote stehen.

Nanette war neunzehn Jahr alt geworden und hatte ebenso durch ihre Schönheit wie durch ihren Verstand eine Masse von Verehrern um sich versammelt, als sie eine so bittere Wendung ihres Schicksals erleben mußte, daß gewiß viele Mädchen ihres Alters ihm unterlegen, und zu den verzweiflungsvollsten Schritten ihre Zuflucht genommen hätten. Sie hatte ihren Vater täglich im Hause der Tante, ihrer angeblichen Mutter, gesehen und war von ihm, den sie Oheim nannte, auf das zärtlichste behandelt worden. Der Vater war, wie wir bereits gesehen, ein sehr schwacher aber keineswegs herzloser Mensch. Ihn mochte längst die Sehnsucht erfüllt haben, Nanette als Tochter in seine Arme zu schließen, aber die Furcht vor seiner viel entschiedeneren Schwester hielt ihn zurück. Da trifft er eines Tages die Tochter allein, sein Herz reißt ihn hin, er setzt sich zu ihr auf den Sopha, umarmt sie zärtlich und bricht auf die Frage des Mädchens, was ihm fehle, mit den Worten: „O wenn Du wüßtest!" in einen Strom von Thränen aus. Er war nahe daran, sich seiner Tochter zu entdecken und somit allem spätern Unheil vorzubeugen, aber die Furcht siegte über

*) So würde man namentlich auch besser thun, arme Waisen nicht in besondern Häusern, sondern in rechtlichen Familien unterzubringen, wo sie frühzeitig auf ihre wahrscheinliche Bestimmung, Dienstboten zu sein, vorbereitet werden.

die Liebe, er faßte sich wieder, nahm gerührt Abschied, und ging von dannen. Natürlich war durch diesen Vorfall Nanette auf das Tiefste erschüttert worden und nicht ahnend, daß sie einen wunden Fleck des Gewissens berühre, theilte sie ihn der Tante mit. Zwar verbarg die vornehme Dame die Bewegungen geschickt, die in ihr jene Mittheilung hervorbringen mußten, aber sie traf sofort Vorkehrungen, um ein zweites Alleinsein des Vaters und der Tochter in Zukunft zu verhindern. Der Vater erkrankte und sehnte sich sehr, seine Tochter zu sehen und zu sprechen, aber die Tante verbot ihr ausdrücklich, den Oheim zu besuchen. Voll Sehnsucht ließ er sich krank in das Haus der Tante bringen, und als Nanette den Grund ihres Ausbleibens offen und in Gegenwart ihrer Tante entdeckte, so erwiederte er: „habe ich mir doch vorgestellt, es sei wieder etwas von meiner Schwester."

Diese Worte entschieden das Schicksal der armen Nanette. Die gerechten Vorwürfe des Bruders sollte die Tochter büßen, und um auf immer des verhaßten Mädchen los zu sein, beschloß sie dieselbe in das Elend zu stoßen. Leider erhielt sie bald hiezu einen Schein des Rechtes.

Unter den vielen jungen Leuten, die, wie Fliegen einen Honigkuchen, das schöne Mädchen umschwärmten, befand sich auch ein wohlgebauter und wohlerzogener Sohn des Mars — in der Sprache der Prosa Herr Lieutenant genannt. Der schnurbärtige Krieger war als Sieger in das Herz Nanettens eingezogen, aber seine Liebe war doch hoffnungslos, denn er theilte die trostlose Lage so vieler seiner Standesgenossen, die im Frieden wahrlich keine beneidenswerthe ist. Sein Einkommen war die kleine Monatsgage, die kaum zur Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse ausreichte, und sein ganzes Vermögen bestand in seinem Portépée und der Hoffnung nach zwanzig Jahren vielleicht Hauptmann zu werden. Er hätte gern, um Nanette heirathen und einen Hausstand begründen zu können, zu einem andern Erwerbszweig gegriffen und dem Stande Lebewohl gesagt, der von so Vielen als ein glänzendes Elend bezeichnet wird. Aber hierbei hatte er das Schicksal vieler seiner Kameraden — theils fehlte es ihm an Vermögen, um ein Geschäft begründen zu können, theils auch an den nothwendigen Kenntnissen, deren Aneignung in späteren Jahren so schwer fällt. In einem Cadettenhause erzogen, hatte er eben nur gelernt, was das Examen von ihm verlangte, aber es hatten alle die Vorurtheile bei ihm Eingang gefunden, die es dem Offizier später erschweren, zu einem Berufe zu greifen, der ihm minder ehrenvoll erscheint — als ob der Werth eines Menschen von dem Kleide bedingt würde, das er trägt, und der Arbeit, durch die er sich sein tägliches Brod verdient! Nur wenige Offiziere sind so glücklich, Mädchen zu finden, die sie lieben und die zugleich so reich sind, daß die Zukunft ihrer Liebe und Ehe einigermaßen gesichert ist, und das größte Glück, was anderen jungen Männern zu Theil werden kann, durch die Liebe eines Mädchens glücklich zu werden, und durch ihre Liebe ein Mädchen glücklich zu machen, das die höchsten Vorzüge des Geistes und Herzens, nur aber kein Vermögen besitzt, ist den meisten Offizieren versagt. Im Gegentheil bringen sie sich und der Geliebten Unglück, wenn ihre Neigung auf ein Mädchen fällt und von einem Mädchen erwidert wird, das in der Freude der Gegenwart die Trostlosigkeit der Zukunft übersieht. So erging es auch dem Würtemberger Lieutenant. Nanette, die vor der Hand kein Vermögen hatte und deren Tante von der Heirath mit einem unbegüterten Offizier nichts wissen wollte, war gleichwohl schwach genug, kleine Aufmerksamkeiten von ihm anzunehmen, sich zu freuen, wenn er einige Male des Tages auf seinem muthigen Pferde ihr Fensterparade machte oder wenn er sie an Sommerabenden oder bei hellem Tage nach Hause begleitete.

Leider bemerkte das die rechtgläubige und strengreligiöse Tante, und als es trotz ihres Verbotes wieder geschah, nahm sie Veranlassung, einen längst gehegten Plan gegen die arme Nanette auszuführen, die wahrlich ihr Schicksal nicht verdient hatte, wenn wir es auch keineswegs rechtfertigen wollen, daß sie einer hoffnungslosen Neigung nachhing und den Verboten einer Frau zuwider handelte, die als ihre Mutter galt. Am Morgen nach dem verhängnißvollen Abend, an dem der Offizier zum letzten Male das Fräulein aus dem Theater nach ihrer Wohnung begleitet hatte, ließ die Tante Nanetten durch ein Dienstmädchen sagen, sie möge sich zu einer Reise anschicken. Nanette gehorchte dem Befehle, zu dessen Zurücknahme sich die Tante, die ihr in der heftigsten und unmütterlichsten Weise Vorwürfe machte, nicht verstehen wollte. Ein Wagen fuhr vor, Nanette setzte sich hinein und wurde nach einer kleinen Stadt zu einer Pfarrerswittwe gebracht, bei der sie ein Vierteljahr unter der strengsten Aufsicht und den bittersten Entbehrungen verlebte. Die Wittwe gab ihr später vor Gericht das beste Zeugniß, lobte ihren Fleiß eben so sehr als ihr musterhaftes Betragen und erklärte ausdrücklich, daß sie während der ganzen Zeit außer aller Berührung mit jenem Offizier gewesen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Eine militairische Execution im Jahre 1794.) Am 1. November 1794 traten die hessischen Oberofficiere der Festung Rheinfels am Rhein zu einem Kriegsrath zusammen, in welchem der Beschluß gefaßt wurde, die Festung den Franzosen zu übergeben.

Sämmtliche Officiere, die jenen Kriegsrathsbeschluß unterzeichnet hatten, wurden hierauf auf Befehl des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel alsbald verhaftet, und bereits am 18. Decbr. durch ein zu Ziegenhain niedergesetztes Kriegsgericht General von Resius zur Enthauptung, Oberst Lenz zum Arquebusiren, Oberstlieutenant von Berna zur schimpflichen Cassation, Oberstlieutenant von der Malsburg und Major Klingender zur Dienstentsetzung, die übrigen Theilnehmer aber zu 12- bis 13monatlicher Festungshaft verurtheilt, welches Urtheil indessen bezüglich des Resius auf den Tod durch die Kugel, bezüglich des Oberst Lenz aber auf 15jährige Festungshaft gemildert wurde. Seine Vollziehung fand am 6. Januar 1795 in folgender, wohl die letzte Uebung der alten deutschen Kriegsgerichtsgebräuche in sich fassender Weise statt, welchen näher kennen zu lernen unseren Lesern vielleicht nicht uninteressant sein möchte. Nachdem nemlich in dem großen Saale des Schlosses zu Ziegenhain den Verurtheilten (sämmtlich in großer Uniform, aber ohne Degen) das Urtheil bekannt gemacht worden war, ward General Resius unter Bedeckung auf den davor belegenen Paradeplatz geführt. Hier hatten, von einer zahlreichen Volksmenge umgeben, Abtheilungen des Regiments Garde, der Depotbataillone, des Landregiments Ziegenhain und das dortige Bürgerschützencorps ein Viereck gebildet, dessen eine Seite offen gelassen war, und wo man einen Sandhaufen, ein zu einer Execution bereitfertiges Detaschement und den Henker und seinen Gehülfen erblickte. General Resius ward jenem Executionscommando gegenüber aufgestellt, worauf der Oberauditeur Lenep in die Mitte des Vierecks trat und, nachdem die Tamboure einen Wirbel geschlagen und die Truppen das Gewehr, jedoch verkehrt (den Kolben nach oben) präsentirt hatten, das Urtheil über ihn nochmals laut verkündete, aber hinzufügend: „daß Se. Hochfürstlich Durchlaucht der Landgraf sich bewogen gefunden habe, dasselbe noch weiter zu mildern und in schimpfliche Cassation, Ehrlosmachung und lebenslängliche strenge Kerkerhaft auf der Bergfeste Spangenberg zu verwandeln. Dort möge er sein Verbrechen büßen und seine Schande verbergen, die in der hessischen Kriegergeschichte bisher ohne Beispiel gewesen und gewiß auch ohne Nachfolge bleiben werde, denn sicherlich werde niemals wieder einer von Hessens Kriegern sich so weit vergessen, feigherzig und treulos wie dieser da zu handeln."

Nachdem hierauf die Truppen das Gewehr, jedoch immer noch verkehrt, wieder auf die Schulter genommen (auch die Fahne des Landregiments ward verkehrt, die Spitze nach unten getragen,) und die Tamboure einen kurzen Wirbel geschlagen hatten, nahm der Generalprofoß dem General Resius Orden, Schärpe und Ringkragen ab und übergab seinen Degen dem Henker, worauf der Oberauditeur sich zu diesem wandte und ihm befahl, zu thun, was seines Amtes sei. Während nun die Tamboure und Pfeifer den sogenannten Spießruthenmarsch aufspielten, zerbrach der Henker den Degen, warf Resius die Stücke vor die Füße, riß ihm die Aufschläge von der Uniform, schlug ihm mehrmals in's Antlitz und gab ihm zuletzt einen Fußtritt, worauf die Truppen des Grenadiermarschs Gewehr und Fahne wieder zur gewöhnlichen Tragweise nahmen, Resius aber von Steckenknechten nach dem bereitstehenden Wagen geleitet und nach Spangenberg abgeführt wurde.

(Communistische Anecdote.) Die neue Gutsherrschaft hielt ihren Einzug — der Schulmeister an der Spitze der Schuljugend, empfing sie mit Gesang und Rede.

Der Gutsherr wollte sich erkenntlich zeigen — die Kinder sollten feierlich gespeist werden. Der Schullehrer erhielt zwei große Kalbsbraten, viel Kartoffeln und Butter, um die Mahlzeit auszurichten.

Die Kinder saßen in der in einen Speisesaal verwandelten Schulstube bei Tische, der Schulmeister, welcher die Kalbsbraten gern für sich allein behalten hätte, präsidirte.

Er ließ zuerst die Kartoffeln auftragen. „Kinder," sagte er nach dem Gebete, „wer von Euch am meisten Kartoffeln — diese wahre Gottesgabe — ißt, der soll auch am meisten Kalbsbraten bekommen."

Die Kinder stürzten sich mit Todesverachtung auf die Kartoffeln, sie aßen mit glühendem Wetteifer — immer neue Schüsseln wurden aufgetragen.

„Jetzt kann der Braten kommen," sagte endlich der Lehrer, — wer von Euch will Braten haben?

„Ich kann nicht mehr — ich bin satt — ich habe 20 Kartoffeln gegessen," ächzte Eins nach dem Andern.

„Thut mir leid," sagte der Lehrer, — Ihr könnt jetzt gehn.

Und so blieb er in dem ungeschmälerten Besitz seiner Kalbsbraten.

— Ein Berliner Statistiker soll ausgerechnet haben, daß in Berlin jährlich 50,000 Thaler für's Barbieren ausgegeben werden. Nun, das mag der Ertrag einer der letzten Ernten gewesen sein. Der Bart des 19. Jahrhunderts fängt nunmehr an, niet- und nagelfest zu werden.

(Die Frauen der Beduinen.) Der Beduine hat, laut Lampieg's Mittheilungen, in der Regel eine, zwei bis drei Frauen, die er aber nicht auf einmal heirathet, sondern nach und nach; sobald die erste Frau verblüht ist, muß sie ihre Herrschaft einer jüngern und schöneren überlassen. Die Häuptlinge (Scheiks) haben indeß einen zahlreicheren Harem, denn es gehört zur Aufrechthaltung ihres Ansehens und ist von Würde, viele Weiber zu unterhalten. Bemerkenswerth ist ferner, daß bei den Beduinen die Weiber nur als Mütter sich einer gewissen Auszeichnung und Verehrung erfreuen. Der Grund hiervon scheint Herrn Lampieg darin zu liegen, daß jeder mehrere Frauen aber nur eine Mutter hat. Uebrigens wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei allen mahomedanischen Völkern.

Der allgemeinen mahomedanischen Sitte zuwider tragen die beduinischen Frauen keine Schleier, ihr Gesicht ist stets unverhüllt und ihre Ehrherrn haben jedenfalls deswegen wenig zu besorgen, denn in der Regel sind sie zu häßlich, um zur Verführung zu reitzen. Nur unter den jungen Mädchen von 10—14 Jahren kommen einzelne vor, die sich durch eine gewisse Anmuth und Frische auszeichnen. Die Kinder gehen bis zum fünften oder sechsten Jahre völlig unbekleidet. Die innern Angelegenheiten des Zeltes fallen durchaus der Sorge der Weiber anheim; die Männer bekümmern sich gar nicht darum. Das Herbeischaffen von Holz und Wasser, das Mahlen des Getreides, das Backen des Brodes, die Besorgung der Küche ist ausschließlich Sache der erstern.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Bei dem Beginne jeder neuen Saison sind die Damen in großer Verlegenheit über die Wahl der Kleidungsstücke und Putzgegenstände. Welche ist die Form der Visiten und Mäntel? Was trägt man zum Negligee? Was giebt es überhaupt Neues? Wir wollen diese Fragen so gut als möglich zu beantworten suchen. Es giebt dieses Jahr eine Katharina II.; das ist ein Ueberziehrock, der vor der Kälte schützt und doch die Taille nicht verdiebt; wir sahen ihn namentlich in blauem und braunem Atlas mit Spitzen in der Farbe des Stoffes garnirt und mit weißem Atlas gefüttert. Eine Pelerine geht vorn auf der Brust übereinander und fällt in langen Blättern herunter, die ebenfalls mit Spitzen garnirt sind. Dann kommt der Burgfrau-Ueberziehrock (pardessus châtelaine), etwas ganz Neues. Er ist von Sammet, mit der schönsten Posamentirarbeit ausgeputzt, ziemlich kurz und läßt einen Atlasrock von derselben Farbe sehen, die ebenfalls mit Spitzen besetzt ist. Jede Dame kann ihn tragen und das ist für Viele eine Empfehlung. Unter den andern mäntelartigen Ueberwürfen haben wir ferner den Perser in ganz orientalischem Style gesehen; er ist von Atlas und Sammet in zwei Farbennüancen, namentlich in Grün und mit Posamentirarbeit, auch an den Aermeln ausgeputzt, die denen eines ächten Kaftan ähnlich sind und wie zwei Troddeln anmuthig herabfallen. Der Infantin-Mantel hat ganz den spanischen Charakter, Würde mit Kokelterie. Er ist von schwarzem Sammet mit großem Sammetkragen und rund herum mit reichen Spitzen garnirt. Der Garrick scheint sehr beliebt zu werden, sowohl wegen seiner Form, als weil er sehr warm hält. Er ist von Sammet, hat drei Kragen, breite Borten und sieht namentlich im Wagen recht gut aus. Der griechische Mantel endlich ist bequem und leicht, obgleich durchaus wattirt und wird namentlich zum Ausgehen viel getragen werden. Er ist einfach, von Sammet, mit Borten besetzt. Gern wird ein Sammethut mit derselben Farbe dazu getragen, der mit einer Kasuarfeder ausgeputzt ist und unter dem Schirme abstechende Bänder hat. Auch die Hüte sind sehr mannichfaltig, aber immer zierlich und hübsch. Wir sahen z. B. einen von himmelgrauem ungerissenem Sammet, der mit zwei kirschrothen Federn ausgeputzt war und unter dem Schirme eine kirschrothe Garnitur hatte; ein Zughut von braunem Atlas war auf dem Schirme mit einer französischen Blume und unter dem Schirme mit Blumen und Blonde ausgeputzt. Zu den Neuigkeiten gehört auch der Spenzer, den wir schon viel erwähnt haben, der die Taille trefflich hervorhebt und lang ist, wie die spanische Basquina und der französische Caraco aus dem Zeitalter der Eleganz. Meist ist er oben am Halse und unten am Gürtel zugemacht und läßt in der Mitte einen Busenstreifen von Spitzen sehen, oder er ist mit breiten Revers offen. Er scheint sehr viel Beifall zu finden, denn wir haben ihn bereits im Theater und in Gesellschaften bemerkt. Fast alle Staatskleider haben ein glattes Leibchen, Schneppe vorn und hinten, und einen Rock, der hinten sehr lang, vorn aber etwas aufgenommen ist. Der Haarputz bleibt ziemlich einfach und niedrig; die glatten Scheitel gehen auf der Stirn nicht weit auseinander, an den Ohren aber höher empor, weil sie dieselben nur zu drei Viertheilen, statt sonst ganz bedecken. Man trägt aber auch gelockte Scheitel und Locken, die dann sehr voll sein müssen. Auch für die Ball- und Soirée-Anzüge ist man bereits besorgt, ob es gleich noch keine Bälle und Soiréen giebt. An den leichten Kleidern von Tülle und Krepp wird man, wie man sagt, häufig doppelte und dreifache Röcke tragen. Dies wäre nichts Neues; aber man will diese Kleider in ganz neuer Art ausputzen, namentlich mit Atlasrollen, wie man bisher noch nicht gesehen hat. Auch Gold und Silber soll sich mit dem Tülle und Atlas verbinden. Auch neue Blumen sind wie immer zum Vorschein gekommen. Die Blätter daran haben eine andere Farbe als gewöhnlich, sie sehen blässer aus und sammetartig. Der Morgenthau scheint eine Feuchtigkeit darauf gelassen zu haben, die sich zu glänzenden Tröpfchen bildete. Die Stoffe der Staatskleider werden diesen Winter sehr reich sein, selbst die zu hochhinaufgehenden. Sehr schön sind die neuen Pekins mit breiten satinirten Streifen in Kirschroth und Perlengrau, was namentlich bei Kerzenlicht sehr gut aussieht. Die Auswahl unter den Atlassen, Reps und Taffeten ist so groß, daß wir es aufgeben müssen, eine auch nur annähernde Beschreibung davon zu liefern. Ueber die Neuigkeiten, die kürzlich erschienen sind und sofort Aufsehen machten, gehört der Pagenmantel von Sammt, der an den beiden Vordertheilen, auf den Aermeln und unten herum doppelt mit prächtiger Posamentirarbeit besetzt ist. Sehr ausgezeichnet ist ferner ein Maintenon-Mantel von kohlgrünem Sammet, mit Rüschen und Spitzen ausgeputzt. Er ist oben am Halse leicht gezogen und ein kleiner zierlicher Capuchon, der den Kragen bildet, fällt auf die Falten, sie verdeckend. Die Aermel fangen an der Achselöffnung an, sind eng und öffnen sich unten bald. Auch haben sie unten einen reichen Spitzenbesatz, der auf die Hand fällt und die Weiße derselben graziös hervorhebt. Der Capuchon ist ebenso ausgeputzt. Man spricht davon, viel Pelerinen an den Kleidern zu tragen. Diese Mode sieht gut aus und hat überdies den Vortheil, daß sie im Winter warm und bequem ist, denn wenn etwas leichte Watte zwischen den Stoff und das Futter gelegt wird, sind die Achseln vor der Kälte geschützt. Der neueste Aermelschnitt ist der, welcher den Aermel oben eng anliegend macht, worauf sich die Weite vom Elnbogen an bis zum Handgelenke entwickelt. Er gefällt auch allgemein. Die Taillen halten sich ungemein lang und oft sieht man sogar eine Schneppe hinten auf dem Rocke. Die wie bisher außerordentlich weiten Röcke sind so eingerichtet, daß sie mehr auf den Hüften anliegen, um die Taille besser hervorzuheben und alles zu vermeiden, was nach Crinoline aussehen könnte, gegen welche jede von der Natur nicht vernachlässigte Dame eine unüberwindliche Abneigung hat.

Auch die Kinder dürfen wir nicht vergessen, denn auch diese haben ihre neuen Moden. Wir sahen für kleine Mädchen Cabans von himmelblauem Caschmir, mit Weiß gefüttert; Atlaszughüte in Rosa, Blau oder Weiß gesteppt und mit einer sehr schmalen Bandrüche eingefaßt und Kleidchen von himmelblauem Caschmir, mit weißen Soutaschstickereien. Etwas ältere Mädchen tragen eine Art Polletot, der fast ganz dicht an der Taille anliegt und vorn rund geschnitten ist. Die Pantalons bleiben kurz; man darf sie nicht unter dem Kleidchen hervorragen sehen.

Herren-Mode. Es ist begreiflich, daß in Betreff der Herrenmoden noch wenig Neues sich wahrnehmen läßt. Inzwischen haben sich die ersten Ateliers der Mode bereits über

die zu wählenden Schnitte entschieden und die Physiognomie der Wintermoden ist schon ein festgestellter Punkt. Wir sahen Soireefracks, Redingotes für die Halbtoilette, und Parbessus als Proben dessen, was diesen Winter in der Mode sein wird. Die Taille der Redingote wird nur mäßig lang sein, weil dies Kleidungsstück zur Halbtoilette gehört. Die Parbessus werden lange Taillen behalten, weil sie über andere Kleider gezogen werden, und daher in allen ihren Theilen größer und reichlicher erscheinen müssen. Sehr lang kann die Taille des Paletots sein; dieser erträgt eine jede Neuerung und Nichts wird diese Mode fallen machen; denn erscheint der Paletot dem Auge nicht sehr graciös, so ist er dagegen sehr comfortabel und bequem, und diese Eigenschaften erklären seine Dauer. Die Fracks behalten kurze, breite und gerundete Schöße, breite und auf der Brust anliegende Revers. Auch die Pantalons werden ihre Form behalten; unten etwas weit und auf den Stiefel auffallend. Die Gilets bleiben sehr lang und für die große Toilette in Shawlform. Die Form der Hüte wird für den Winter etwas modificirt werden; sie wird eine etwas gewölbte sein, was sehr elegant erscheint, und schöner, als ihre Cylinderform des verflossenen Sommers. Noch gedenken wir, als etwas Ausgesuchtes der Herbsttoiletten, der langen und halblangen Phantasie-Cravatten. Nichts zeigt mehr das Gepräge des Neuen, des Eleganten und zugleich des Geschmackvollen. Dann auch die Taschentücher mit Stickerei und Chifferzeichnung in den Ecken.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Twine mit langer Taille. Carrirte Beinkleider. 2. Oberrock mit kurzen Aermeln. An der Seite durch einen Schmuck aufgenommen. 3. Hut mit Feder. Mantille mit Spitzen besetzt. 4. Frack mit breiten Schößen, lange Weste. Oben Kragen und Häubchen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herren Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit rillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Peronen 22½ Ngr

Expedition

IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. N. Büchner, Redacteur. 1846.

Der Sohn des Pascha.

(Schluß.)

O nein! rief der Tartar mit der Begierde eines Menschen, der ein letztes Mittel der Rettung zu erhaschen glaubt; nein! Du wirst mich nicht so tödten, ohne daß ich mein Gebet verrichtet habe, ich bin im Zustand der Unreinheit; ich muß meine Abwaschungen erst verrichten; ich kann Wasser aus dem Abgrunde hier holen; laß uns gemeinschaftlich eine Quelle suchen, und wenn ich dann meine Waschungen verrichtet, kannst Du mich tödten.

Der Bei bückte sich, raffte eine Handvoll Sand auf und reichte sie dem Tartar.

Hier ist für Deine Reinigung, kennst Du nicht die Stelle des heiligen Buchs:

„O Kinder von Ismael, wenn Ihr in der Wüste sein werdet, und Mangel an Wasser leidet, bedient Euch des Sandes, um Eure Reinigung zu verrichten!"

Bei diesen Worten fuhr der Tartar, der alles vergebens sah, mit Blitzesschnelle nach seinem Säbel, aber kaum hatte er die Klinge herausgezogen und sie in die Höhe geschwungen, um seinem Gegner den tödtlichen Hieb zu versetzen, als er von einer Kugel getroffen niedersank.

Ismael Bei hieb ihm sogleich den Kopf ab, fügte ihn noch ganz blutig dem seines Vaters bei, zog die Kleidung des Tartaren an, warf beide Körper in den Strom, stieg zu Pferde und setzte seine Reise fort.

Als er in Koniah angekommen, schloß er sich in eine Stube des Khans ein, wusch sorgfältig den Kopf des Tataren, salzte ihn ein, und reiste nach Constantinopel.

Einige Tage darauf ließ Ismael Bei, im Costüme des Tataren, seine schweren und mit Eisen beschlagenen Stiefel, in einem der Säle des Palastes des Großveziers ertönen. Er trat in die Vorhalle des Audienzsaales ein, und durchwandrete mit Selbstvertrauen die Gruppen der Kawas und der Tartaren, mit denen er angefüllt war, die Einen bereit, auf dem Platze die Befehle des Stellvertreters des Sultans auszuführen, die Andern, nur sein Zeichen erwartend, um die Firmans der erhabenen Pforte bis zu den äußersten Grenzen des Reiches zu bringen. Die Ankunft des Neueingetretenen zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, namentlich die der Tataren, die erstaunt waren, einen ihnen fremden Menschen mit der hohen Filzmütze, und mit dem rothfalben Pelze bekleidet

zu sehen. Aber ohne sich um die auf ihn gerichteten Blicke zu bekümmern, schritt Ismael Bei nach der Thüre des Saales zu, in welchem sich der Großvezier befand, und wollte eben den Vorhang von der Seite schieben, als er durch den Kamas Baschi aufgehalten wurde.

Hola! sagte er, hast Du Deinen Verstand auf dem Wege verloren, daß Du in das Gemach des Großveziers eintreten willst, ohne daß er Dich hat rufen lassen?

Freund, antwortete Ismael Bei, entschuldige einen Fremden, der noch nicht die Gebräuche kennt. Es ist meine erste Reise, die ich nach Constantinopel, der wohl gehüteten Stadt, mache. Ich komme von Aleppo, ich habe Briefe und einen Kopf an unsern Herrn, den Großvezier, zu überbringen. Ich glaubte diesen Auftrag selbst ausrichten zu können.

Der Kamas Baschi wollte antworten, aber er trat sogleich in den Audienzsaal zurück, aus dem sich die Stimme des Herrn hören ließ. Er erschien wieder, und lud den jungen Tartar ein, zu dem Großvezier zu kommen, der ihn zu sprechen wünschte.

Nun, mein Kind, welche Neuigkeit bringst Du aus dem Lande der Araber, sagte der Vezier mit dem Anschein der Unbesorgtheit zum jungen Bei, der sich niederwarf, um sein Kleid zu küssen.

Herr, antwortete der Sohn des Paschas, dieser Kopf und diese Briefe, werden Euch von dem unterrichten, was sich in Aleppo zugetragen.

Und der Vezier ergriff mit Hast die Depeschen, ungeduldig zu erfahren, ob sein Feind aufgehört hatte, zu leben, denn die Pforte hatte zwei Köpfe verlangt, und er wußte nicht, ob es ein alltägliches Schlachtopfer oder ob es Ismael Pascha war, der unterlegen.

Aber kaum hatte er einen der Briefe gelesen, als sein Gesicht sich aufheiterte.

Sei willkommen, mein Kind, rief er, indem er den Sack öffnete, in welchem der Kopf des unglücklichen Tartaren eingeschlossen war. Und hättest Du mir die Nachricht gebracht, daß ein Pascha des ewigen Reiches, Herr des mächtigen Ispahans geworden, oder in dem ungläubigen Wien herrsche, so hättest Du mir keine angenehmere Nachricht bringen können.

Dann, indem er funkelnde Blicke auf den Kopf warf, den er von seiner Hülle entblößt, und neben sich auf den Divan gelegt hatte, fuhr er fort:

O! hättest Du mir ihn noch frisch und blutend bringen können, damit ich noch genau die Züge meines Feindes erkennen konnte, aber kaum hat er noch die Form eines Kopfes. Nichts läßt mich erkennen, daß ich gerächt worden bin. Und er warf mit Zorn die Leinwand auf den Kopf, in welche er gewickelt gewesen war.

Er blieb einen Augenblick in Gedanken versunken, heftete dann die Augen auf Ismael Bei, und betrachtete den jungen Menschen, seine weiblichen Formen, seine schwarzen und großen Augen, sein schönes und bleiches Gesicht. Wie kommt es, rief er erstaunt, daß man eine solche Sendung einem Kinde anvertraut hat, dessen Platz vielleicht besser auf einem Divan des Harems, als auf dem Sattel eines Pferdes gewesen sein würde?

Herr, antwortete Ismael Bei, indem er die Gefühle, welche ihn bestritten, unterdrückte, es war Khalil Aga, der damit beauftragt wurde. Ich war sein Verwandter, und er nahm mich mit sich, um mich an das Handwerk zu gewöhnen. In den Engpässen des Taurus wurden wir von Räubern angefallen. Khalil wurde durch einen Flintenschuß getödtet. Er fiel. Ich bemächtigte mich seines Pferdes, ich rettete mich, und es glückte mir, mich des Auftrages zu entledigen, der ihm gegeben worden war.

Armes Kind, sagte der Vezier, dessen Blicke sich nicht von den schönen Gesichtszügen des jungen Beis abwenden konnten, es scheint, Du hast große Gefahr unsertwegen ausgestanden. Ich will mich erkenntlich zeigen. Verlaß Deinen jetzigen Dienst. Von jetzt an gehörst Du meinem Hause an; Du sollst den höchsten Rang unter meinen Dienern einnehmen.

Ismael Bei küßte die Hand des Veziers. Dieser schlug in die Hand. Ein Sklave erschien, er erhielt den Befehl, dem jungen Bei ein Bad zu bereiten, und ihm eines der reichsten Zimmer des Palastes zu geben, so wie Kleider, dem Range angemessen, den er künftig bekleiden sollte.

Den andern Morgen zierte der Kopf des armen Tartaren das Thor des Serails mit einer Inschrift, daß es der von Ismael Pascha sei, dessen ehrgeizige Absichten eine solche Strafe verdient hätten.

Unterdessen schien Ismael Bei dem Großvezier mit jedem Tage theurer zu werden. Eines Abends überreichte Ismael Bei, in das prächtige Gewand eines Mameluken gekleidet und den Kopf mit einem kostbaren Shawl geziert, ihm mit Anmuth die lange orientalische Pfeife, indem er seine Hand auf sein Herz drückte, hierauf bückte er sich, ein Aloekügelchen auf den Tabak legend.

Der Vezier betrachtete lange seinen jungen Günstling mit Wohlgefallen, dann sagte er:

O mein Sohn, ich weis nicht, welcher Zauber sich meiner bemächtigt hat, seit ich Dich gesehen; ich vergesse meinen Harem, ich werde gegen die kaiserliche Gunst

gleichgültig, ich habe für die wichtigsten Geschäfte meines Amtes nur eine zerstreute Aufmerksamkeit. Seit ich Dich gesehen, hast Du Dich aller meiner Neigungen bemächtigt.

Herr, antwortete Ismael Bei, ich bin Euer Sklave und verlange nur Euer Sklave zu sein.

Du sollst mir theurer, als mein eigener Sohn sein, fuhr der Vezier fort, liebe mich, wie ich Dich liebe, und das glänzendste Los erwartet Dich, die höchsten Ehrenstellen des Reiches sollen Dir vorbehalten sein. Im Schatten meines Harems wächst meine Tochter auf, ihre Gestalt ist biegsam wie die der Cypresse, ihr Gesicht ist gleich dem Monde in seiner vierzehnten Nacht, ihre Augen haben die Sanftmuth der Gazelle. Du sollst ihr Gemal werden. Von jetzt an sollst Du kein niedriger Diener mehr sein. Indem er dies sagte, zog er von seinem Finger einen Ring mit einem Carneol geziert, in dem sein Name gegraben war. Die erste Würde, fuhr er fort, soll allen die Freundschaft beweisen, welche ich für Dich habe; nimm diesen Ring, und sei von jetzt an mein Muhul Dal.

Von jetzt an hatte das Glück des jungen Beis keine Grenzen. Auch begann der Sohn des Veziers, Mustapha Bei, eifersüchtig zu werden.

Ismael Bei schien mitten unter dem Glücke, das er genoß, sich ohne Rückhalt der Rolle, welche das Schicksal ihm gegeben, hingegeben zu haben. Den Tod seines Vaters vergessend, nahte er sich ganz der Laufbahn des Ehrgeizes, welche sich ihm geöffnet hatte, man hätte sagen können, daß er alles der Gunst opferte, die er genoß, und daß der Engpaß des Taurus seinem Gedächtniß ganz entschwunden war.

Inzwischen verwandelte sich die Eifersucht von Mustapha Bei in wüthenden Haß. Ismael Pascha war oft seinen bittersten Bemerkungen ausgesetzt, und nur die Gegenwart des Veziers konnte seinen Sohn zurückhalten. Dann wurde der junge Bei traurig, und schien dem Pascha ausweichen zu wollen.

Woher kommt es, daß Du mich fliehst, sagte ihm eines Tages der Pascha, hast Du einen Wunsch, den ich nicht erfüllt habe? Sprich, um Dir zu geben, was Du verlangst, würde ich selbst im kaiserlichen Schatze schöpfen, wenn es nöthig wäre. Begehrt Dein junger Ehrgeiz nach einer hohen Würde? Morgen soll der Sultan Dich zum Capidji Baschi machen, und Du kannst Dich am Freitag seinem feierlichen Aufzuge beigesellen. Oder sollte ein geheimer Feind Dich beleidigt haben? Verlangst Du eine glänzende Rache? Du brauchst mir nur den Namen des Elenden zu nennen!....

Ach, Herr, unterbrach ihn Ismael Bei, gebt kein Versprechen, was Ihr nicht ausführen würdet. Ja, ein geheimer Feind sieht mit Eifersucht die Gunst, welche Ihr mir geschenkt, überhäuft mich mit den schändlichsten Beleidigungen, aber dieser heimliche Feind ist Euer Sohn.

Was thut dies, erwiederte der Vezier, mag er mein Sohn sein, morgen soll er Constantinopel verlassen. Du sollst von jetzt an seine Stelle vertreten, Du seine Zimmer neben den meinigen bewohnen.

Am andern Tag befand sich bereits Mustapha Bei auf dem Wege nach Adrianopel.

Einige Tage waren seitdem vergangen. Die Stille der Nacht ruhte bereits auf Constantinopel, auch im Palaste des Großveziers war alles in tiefen Schlaf versenkt, nur Einer wachte noch, es war Ismael Bei. Aber es war nicht mehr der sorglose Günstling, seine Züge hatten sich verzerrt, er las eine Schrift mehrmals durch, die er eben mit großen Zügen entworfen hatte, dann stand er auf, näherte sich einem Wandschrank, nahm ein Bret heraus, und zog den Kopf seines Vaters hervor, und indem er ihn starr ansah:

Glaube nicht, sagte er mit verhaltener Stimme, o Ismael Pascha, daß Du einen, Deiner unwürdigen Sohn, hast, Du kannst Dein Kind noch in dem Günstling Deines Feindes erkennen. Mein Vater, Du sollst gerächt werden.

Er ergriff mit der einen Hand den Kopf seines Vaters, mit der andern ein Schwert, und näherte sich der Thüre, die in das Schlafgemach des Veziers führte. Er öffnete sie, und sah den Vezier ruhig auf seinem Divan liegen. Er eilte auf ihn zu, um den tödtlichen Streich zu führen, doch besann er sich plötzlich. Nein, sagte er, der Tod wäre ihm zu süß. Leise band er ihn fest, dann das Haupt seines Vaters wieder ergreifend, rief er: Erwachet.

Als der Vezier durch den Ruf erweckt die Augen öffnete, und das ihm hingehaltene Haupt, den wüthenden Blick, und das Schwert seines Günstlings erblickte, glaubte er erst, daß ein böser Traum ihn erschrecke, und er schloß die Augen wieder. Aber bald mußte er gewahr werden, daß die furchtbare Wirklichkeit es war, die ihn geweckt. Er wollte sich aufrichten, doch die Bande hielten ihn zurück.

Was soll dies heißen, Ismael, Verräther! ist dies der Dank für meine Wohlthaten! rief der Vezier.

Kennt Ihr dies Haupt, schrie ihm der Jüngling zu, indem er es ihm vorhielt, meines Vaters Ismael Paschas Haupt, den Ihr gemordet. Ha, dieser Augenblick, den ich so heiß ersehnt, er ist endlich gekommen.

Unfähig, den Gefühlen seiner Rache länger Einhalt zu thun, senkte er das tödtliche Schwert in die Brust

des Veziers. Dann sah er dessen Todeskampf ruhig zu, schnitt ihm den Kopf ab, nahm darauf den seines Vaters, und tauchte ihn in das Blut seines Feindes: Hier, Ismael Pascha, sagte er, sättige Dich im Blute Deines Henkers.

Und er ging stillschweigend aus dem Zimmer, indem er den Kopf des Veziers am Bart mit sich forttrug. Er ging durch mehrere Höfe, kam an eine geheime Thüre, zu der er den Schlüssel hatte, öffnete sie, und befand sich auf der Straße. Die tiefste Finsterniß bedeckte noch die Stadt. Diese macht es ihm möglich, bis zum ersten Thore des Serails zu gelangen, auf welches er den Kopf des Veziers steckte; er befestigte hierauf das Schreiben, welches er selbst aufgesetzt, und verschwand.

Den andern Morgen, als man in das Gemach des Veziers trat, fand man zu Aller Schrecken einen frischen und blutigen Körper, und neben ihm, in das Blut getaucht, einen alten Kopf. Eben so herrschte große Bestürzung in Constantinopel; man hatte einen Kopf auf dem Thore des Serails gefunden, und in ihm den des Großveziers erkannt, unter demselben las man folgende Schrift:

„Die Rache gehört nicht allein dem Nachfolger des Propheten, sondern auch jedem Manne von unerschrockenem Herzen. Dieser Kopf ist der des Großveziers, und ich bin es, elender Sklave Gottes, Ismael Bei, Sohn des Ismael Pascha, der ihn getödtet, weil er meinen Vater hat ermorden lassen.

Nur Gott ist groß, und Mahomet sein Prophet."

Alles, was aufgeboten werden konnte, um dem Urheber dieses Verbrechens auf die Spur zu kommen, wurde vergebens angewendet. Ismael Bei war nach seiner, Aufsehen, erregenden Rache verschwunden, sei es, daß er in fernen Gegenden ein Asyl gefunden, sei es, daß ihn bald der Tod erreichte, nirgends zeigten sich Spuren seines Lebens.

Mustapha Bei, der Sohn des Großveziers, hatte inzwischen alle Schicksale eines ottomanischen Großen erlebt. Durch einen Aufstand der Janitscharen gestürzt, war er mit einer schweren Verbannung bestraft worden, denn in der Türkei hat das Exil seine Stufen, seine Bedeutung; manchmal läßt sie eine baldige Rückkehr der Gunst des Sultans voraussetzen, manchmal ist sie der Vorläufer eines Todesurtheils. Die Verbannung Mustaphas schloß diese letztere Annahme in sich; er war nach Koniah verbannt worden. Aller seiner Güter beraubt, führte er ein elendes Leben, jeden Augenblick fürchtend, den Abgesandten mit dem Tod bringenden Firman erscheinen zu sehen. Eines Tages trat er in die große Moschee, in welcher die Derwische sich am Freitag vereinigen, um ihre heiligen Gebräuche zu begehen. Schon war der Tempel mit Volk gefüllt, aber bei dem Anblicke Mustaphas zog sich jeder zurück, um ihm Platz zu machen. Die Türken haben stets Achtung für die gefallene Größe. Eine sanfte und religiöse Musik erschallte, und die Derwische traten in den für sie vorbehaltenen Raum und warfen sich vor dem Namenszuge des Propheten nieder. Endlich erschien der Scheik; er war eine heilige Person, bei seinem Anblicke warf sich das Volk nieder. Während er mit den Ceremonien beschäftigt war, richteten sich die Blicke Mustaphas unverwandt auf den Scheik. Er hatte ein bleiches Gesicht mit einem schmerzhaften Ausdrucke. Je mehr ihn Mustapha anblickte, je mehr schien ihm eine schreckliche Gewißheit aufzugehen. Als der Scheik bei ihm nahe vorbeiging, sprach Mustapha den Namen Ismael mit einer sehr bestimmten Stimme aus. Der Scheik wendete sich um, aber sich schnell besinnend, setzte er seinen ernsten Gang ohne Unterbrechung fort.

Mustapha verließ in der größten Aufregung die Moschee, indem er sich seinem Hause näherte... Nur noch einen Tag der Macht und des Lebens, und ich würde ruhig sterben. Aber er traf bei sich einen Capidji, der ihm das Todesurtheil brachte. Zehn Minuten nachher lebte er nicht mehr.

Nanette Nuthardt.

(Fortsetzung.)

Das Vierteljahr ging zu Ende und Nanette hoffte jetzt die Verzeihung der Tante und die Erlaubniß zur Rückkehr zu erhalten, aber ihre Hoffnung wurde bitter getäuscht. Statt einer Antwort von einer Frau, die ihr Beichtvater als ein Muster von Herzensgüte und christlicher Gesinnung bezeichnet haben soll, kam ein Brief von einem Dritten, der im Auftrage der Tante an sie schrieb: „Sie sei nicht die Tochter der Tante, sondern, wie sie „aus dem beigefügten Taufschein ersehen könne, ein „hinter der Hecke gefundenes Kind. Da sie „selbst in Lemberg nach eingegangenen Nachrichten das „Verhältniß mit dem Offizier fortgesetzt habe, werde die „Tante ganz und unwiderruflich ihre Hand von ihr abziehen und sie möge fortan sich durch Dienen ihr Brod erwerben." In der That war jenem Urias-Briefe ein

Taufschein beigefügt, aus welchem hervorging, daß Nanette als Henriettte Christiane Meier, geboren zu Stuttgart am 11. August 1804 in das Kirchenbuch mit dem Vermerke eingetragen worden war: ihr Vater sei unbekannt, ihre Mutter die Tochter eines Tänzers aus Frankfurt am Main.

Wie geduldig ist doch das Papier, das nicht über die Bosheit der heuchlerischen Menschen erröthen kann, und wie weit scheint das Gewissen christlicher Beichtväter werden zu können, wenn es gilt, sich den schamlosen Intriguen einer rechtgläubigen und vornehmen Beichttochter dienstfertig erweisen zu können?!

Wer vermag den Gemüthszustand eines neunzehnjährigen Mädchens zu schildern, das in den glänzendsten Verhältnissen erzogen, plötzlich darauf angewiesen wurde, sein Brod durch den Dienst bei fremden Leuten zu erwerben?! eines Mädchens, das trotz aller Lieblosigkeit, die es von seiner angeblichen Mutter erfahren, doch immer noch der Hoffnung lebte, es werde sich die volle Liebe eines Mutterherzens erringen, und das plötzlich erfährt, es habe weder Vater noch Mutter, es habe Niemanden auf der Welt, der durch einige Bande ihm verknüpft sei?! Und was läßt sich von der Erziehung einer Frau erwarten, die sich zu einer so abscheulichen Handlung herabwürdigen, das Kind ihres Bruders verläugnen und den leichtsinnigen Schwur, bei ihm einmal ganz Mutterstelle vertreten zu wollen, mit so großer Leichtigkeit brechen konnte?! Erscheint es nicht ganz natürlich, wenn später immer deutlicher hervortritt, daß Nanettens Verstand auf Kosten ihres Gemüthes ausgebildet worden war, und daß sie, um nur eine Stelle in der Welt zu erhalten, zuletzt zu einer liebeiosen Ehe schritt?!

Doch genug. Leser und Leserin, die den Gang der Erzählung aufmerksam verfolgen, werden noch reichen Stoff zu solchen und ähnlichen Betrachtungen finden, und einer Unglücklichen Mitleid schenken, die, wahrscheinlich nicht als Verbrecherin auf dem Schaffot gestorben wäre, wenn nicht die Lieblosigkeit unnatürlicher Verwandten eine Reihe von Verbrechen an ihr verübt hätte.

Unter dem Namen Nanette Maier machte nun Nanette den Versuch, sich einen Dienst zu suchen. Sie wurde zuerst bei einer adelichen Dame in Neubrandenburg bei Ulm Kammermädchen und erwarb sich durch ihr musterhaftes Benehmen, dessen sie sich trotz des ungewöhnten und drückenden Verhältnisses befleißigte, während eines Jahres die vollkommenste Zufriedenheit ihrer Herrin. Aber mancherlei Verhältnisse machten es ihr wünschenswerth, sich nach Ulm zu begeben und dort ein anderes Unterkommen zu suchen. Der Zufall wollte es, daß sie dort von glaubwürdigen Personen ihr eigentliches Herkommen erfuhr und hierdurch von Neuem in den aufgeregtesten Gemüthszustand versetzt wurde. Wenn jener Brief ihrer Tante bei ihr die Handlungsweise derselben doch wenigstens noch in sofern entschuldigen und sie gegen die Tante immer noch mit Dankbarkeit erfüllen mußte, als sie sich aus Mildthätigkeit einer unbekannten Waise angenommen hatte — so mußte jetzt die letzte Spur von Dankbarkeit und Liebe gegen dieselbe verschwinden. Nanetten wurde es jetzt klar, welchen Grund die heftigen Gemüthsbewegnngen ihres sogenannten Oheims hatten, von denen wir früher erzählten. Sie sah ein, wie die Tante Alles aufgeboten hatte, um den Oheim zu verhindern, sich ihr als Vater zu entdecken, aber sie sah eben so gut ein, daß die Tante jetzt jeden Brief an ihren Vater unterschlagen würde, wenn es ihr eingefallen wäre, sich jetzt an ihn zu wenden und ihn um Anerkennung zu bitten. Das Einzige, was ihr übrig blieb, war, selbst nach Stuttgart zu reisen, sich ihrem Vater in die Arme zu werfen und sich die Liebe eines Mannes zu erringen, der sich ihr immer sehr freundlich gezeigt hatte. Aber zu der Reise fehlten ihr alle Mittel, und ehe der Zeitpunkt herankam, wo sie sich dieselben von ihrem Lohne mühsam erspart hatte, traf sie die Nachricht, daß der Vater — gestorben sei! So stand Nanette abermals allein und verwaist da, denn auch in dem Versuch, sich an ihre Mutter zu wenden, verfolgte sie ihr Mißgeschick und die Lieblosigkeit Derer, die sie in Sünden empfangen und zum Unglück geboren hatte.

Zwar schrieb ihr die Mutter auf einen herzlichen Brief, den Nanette an sie gerichtet hatte: sie sei ihre Tochter, aber es müsse vor der Welt ewig ein tiefes Geheimniß bleiben, da sie durch die heiligsten Schwüre an eine ewige Verläugnung ihrer Tochter gebunden sei. Dazu klagte die Mutter selbst über ihre eigene trostlose Lage: „sie sei", so schrieb sie, „eine alte, gebrechliche und „kränkliche Frau, die mit den bittersten Entbehrungen zu „kämpfen habe und es oft in Monaten nicht dahin bringen könne, sich mit einem Tropfen Wein zu erquicken." Wir werden später sehen, daß das ganze Schreiben der unnatürlichen Mutter nichts als ein Lügengewebe war, das Nanetten von Schritten abhalten sollte, die der alten Sünderin unbequem werden konnten.

Von Ulm aus war Nanette in verschiedene Dienste nach München gekommen. In allen Verhältnissen wußte

sie sich die besondere Zufriedenheit ihrer Herrschaften zu erwerben und neben ihren körperlichen Reizen gelang es ihrer auffallenden Bildung bald, die Aufmerksamkeit eines jungen adeligen Assessors auf sich zu ziehen, der sich in sie verliebte und — sie zu heirathen beschloß. So schien auf einmal das bisher von dem widrigsten Mißgeschick verfolgte Mädchen sich aus Drangsal und Sturm in einen sicheren Hafen retten zu können. Zwei Jahre lang kannten sich die Liebenden und der Vater des jungen Barons war bereit, seine Einwilligung zu ihrer Verbindung zu geben, nur verlangte er von dem Mädchen, das die Umstände ihrer Geburt weder ihrem Bräutigam noch dem künftigen Schwiegervater verheimlicht hatte, einen Nachweis über die Richtigkeit ihrer Angaben. Nanette überließ ihm selbst, die dazu nöthigen Schritte zu thun. Leider hatten sie einen unglücklichen Erfolg. Die Tante erklärte, Nanette habe sich auf eine solche Weise verfehlt, daß Niemand von der Familie sie anerkenne, sondern sie ihrem Schicksale überlassen werde. Wer konnte es dem Vater des Barons verdenken, daß er seinem Sohne nun die Einwilligung zu einer Verbindung mit einem Mädchen versagte, das sich zwar in München eines ausgezeichneten Rufes erfreute, auf deren früherem Leben aber eine so schwere Schuld zu lasten schien, daß sich alle Verwandten abgewandt hatten?! So schmerzlich auch der Wille des Vaters den Sohn berührte, der von der Unschuld der Geliebten völlig überzeugt war, so sah er sich doch gezwungen, seiner Liebe zu entsagen, und das Verhältniß löste sich wieder.

So war denn Nanette wieder von dem erwünschten Ziele weit zurück geschleudert, aber es schien, als ob das Schicksal sie noch härteren Prüfungen aufbewahrt habe, als ob es ihr Herz stets mit neuer Hoffnung erfüllen und ihr Unglück durch wiederholte Täuschungen noch vermehren wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— In Baden sprach man vor einiger Zeit viel von dem nachstehenden Vorfalle. — Ein junger Graf spielte mit seltenem Glücke an dem Roulette und gewinnt in kurzer Zeit 30,000 Gulden. Er schließt dieses Geld in seiner Wohnung ein, aber den nächsten Morgen ist dasselbe verschwunden wie der alte Fritz, der Bediente des Grafen. Nach acht Tagen erscheint der letztere jedoch wieder. „Woher kommst Du?" fährt ihn der Graf an. — „Von Wien." — „Was hattest Du da zu schaffen? Wo sind meine Gulden?" — „Auch in Wien. Ich dachte, Herr Graf, Sie würden weiter spielen und das schöne Geld wieder verlieren, deshalb habe ich es nach Wien gebracht und hier ist die Quittung von Ihrem Herrn Vater."

(Der verjubelte Staat.) Ein armer Landpfarrer aus Masuren hatte sich seit vielen Jahren sechzig Thaler erspart und beschloß, sie zu dem Jubeltage seiner alma mater springen zu lassen.

„Ei," sagte die Frau Pastorin, „ich dächte, Väterchen, wir theilen das Geld hübsch ein. Zwanzig Thaler bleiben zur Reise, zwanzig nimmst Du für Dich und kannst sie verjubeln, zwanzig aber bleiben für mich und unser Töchterchen, damit wir in Königsberg uns etwas in Staat werfen können."

„Recht so, braves Weib!" versetzte der Pfarrherr, „so und nicht anders soll's sein."

Und das glückliche Trifolium zog nun frohen Muthes in die alte Musenstadt ein. Dort angekommen rückte der alte Commilitone — sein Albertusbild mit der Bischofs-Rosette auf der Brust — sofort aus, um seine theuern Brüder in den Erkennungskneipen aufzusuchen.

Unterdeß saß die Frau Gemahlin und das Fräulein Tochter in der Gaststube „zum weißen Schwan" und beide harrten sehnlichst seiner Rückkehr; aber die Wanduhr schlug eine Stunde nach der andern ab und der alte Herr kam und kam nicht. Den beiden Verlassenen waren die Augen allmälig zugefallen und sie hatten sich zur Ruhe begeben, als endlich in tiefer Nacht der alte Bursche leise in die Stube eintrat und eben so leise in den Federn versank.

Frau und Tochter waren früh Morgens schon auf den Füßen. Es nahete ihnen ja ein hoher Tag: — der vielversprochene Staat sollte heut eingekauft werden; nur der alte Bursche schnarchte noch ruhig fort. Um acht Uhr trat die Frau endlich leise an sein Bette, berührte ihn sanft und sprach: „Liebster Mann, wolltest Du nicht jetzt —"

„Brrrr," sagte er, wandte sich auf die ander Seite und schnarchte weiter.

Um neun Uhr versuchte die Frau Gemahlin ihr Vorhaben aufs Neue:

„Mein lieber Mann, es ist jetzt die höchste Zeit!"

„Brrrr," brummte jener und wandte sich auf die dritte Seite.

Endlich um zehn Uhr riß denn doch der Frau und Tochter die Geduld aus; sie rüttelten den Langschläfer, bis er erwachte, und mahnten ihn ernstlich an sein Versprechen, nun den so nothwendigen Staat für sie einzuhandeln. Da schlug der alte Bursche sein seelenvolles Auge auf und sprach: „Kinder, wie glücklich bin ich gestern gewesen! davon habt Ihr keine Vorstellung. Ich habe Freunde gefunden, alte, liebe Freunde, und so viele, wie ichs nie gehofft hatte; — aber das Geld," setzte er mit der treuherzigsten Stimme hinzu, „das Geld, Mutter, ist aus bis auf den letzten Heller und mit Eurem Staate leider — ist's auch aus!"

— In Amerika ist's diesen Sommer so heiß gewesen, daß die Hühner — einem dortigen Blatte zu Folge — die Eier

gleich hart gesotten gelegt haben. — Seit undenklicher Zeit hat auch in diesem Jahre zum ersten Male der Montblanc einen solchen Respekt vor dem **Sommer** bekommen, daß er seine alte Schneemütze abgesetzt hat nnd baarhäuptig den Winter erwartet, der dafür desto kälter werden wird, wie die Wetterpropheten wissen wollen. Gott sei den armen Leuten gnädig.

— „Meine Theuerste," schrie ein Offizier, zur Stubenthür hereinstürzend, eine junge liebenswürdige Schauspielerin an, „meine Theuerste, ich bin schwer beleidigt worden. Einmal für allemal, Sie müssen Ihren Portier fortjagen, er wird immer unverschämter." — „Daran habe ich schon oft gedacht, erwiederte die Schöne, „aber was kann ich machen? Der arme Teufel ist mein Vater." — So erzählt die Damenzeitung.

(**Zeichen der Sittenreinheit.**) In dem Tempel des Pan zu Ephesus war eine Grotte, welche durch die Eigenheit des Getönes die Sittenreinheit verrieth. Wenn die Jungfrau hineingegangen war, und es wurden sanfte melodische Töne vernehmbar, so galt dieses als Zeichen unverletzter Keuschheit. Die Thorflügel fuhren alsdann von selbst zu, und die Jungfrau kam mit einem Fichtenkranz gekrönt, wieder heraus. Vernahm man dagegen ein grelles, widriges Geheul, so schloß man daraus auf eine Verderbtheit der Sitten.

(**Einfache Kurart.**) Ein Hufschmidt curirte auf nachfolgende Weise das sogenannte kalte Fieber in einer Gebirgsgegend: er schrieb auf drei Brotrinden die Worte: Rabi, Habi Gabi. Er gab zuerst dem Kranken Brot mit dem Worte Rabi, kam das Fieber noch einmal, dann das mit Habi, wiederholte es sich aber zum dritten Male, so mußte der Kranke die Brodrinde mit dem Worte Gabi nehmen. In ersteres schnitt er 1, in das zweites 2, in das dritte Stückchen Brot 3 Kerbchen. Kam jedoch der Unfall wieder, so jagte er den Patienten mit der Krankheit davon.

— Kaiser Karl V. ließ einst einst die Straßburger Abgeordneten hart an, weil sie die Liebfrauenbrüder (ein geistlicher Orden aus ihrer Stadt gejagt hatten. Einer der Abgeordneten nahm das Wort: „So lange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, duldeten wir sie; als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen, als sie fortzujagen." — Der Kaiser lachte herzlich und verzieh ihnen.

— In Baden rief ein Franzose der Magd, welche ihm vor der Thüre zu viel Geräusch mit Scheuern und Kehren machte, auf Deutsch zu: „Halt Sie das Maul mit ihrem Besen!".

— Im Würtembergischen hat ein Mann seine Frau aus Gutmüthigkeit erschlagen. Sie hatte lange an den fürchterlichsten Kopfschmerzen gelitten, und sich oft den Tod gewünscht. Endlich bat sie ihren Mann dringend, sie todtzuschlagen, damit sie von ihren Leiden befreit werde, und er that es, worauf er das Geschehene ruhig dem Gericht meldete.

Pariser Modenbericht.

Damen = Mode. Die Anzüge zur Promenade sind außerordentlich reich und frisch. Man sieht da Ueberröcke von Königs-Pekin mit satinirten Streifen oder Carreaux in zwei Nüaneen z. B. blau und grau, grün und schwarz, grau und braun. Diese Oberröcke werden im allgemeinen auf den schwarzen Stoffen mit Posamentirarbeit besetzt, unter welche sich bisweilen Glasfluß mischt. Die Aermel sind ganz eng, aber mit drei bis vier Garnituren reich verziert, die bis an den Elnbogen reichen und breite volle weiße Manschetten, Mousquetaire-Manschetten genannt, bedecken unten den Aermel fast ganz. Das ebenfalls glatte Leibchen hat einen kleinen Stehkragen von der Breite von zwei Fingern, welcher den Fichukragen stützt. Dieser ist dreifach mit Spitzen garnirt. Diese Kragen werden durch ein Band oder einen mit Gold gestickten Sammetstreifen gehalten. Die Bänder sind überhaupt an der Tagesordnung, ein kleiner Luxus, den man nicht verschmähen darf, weil er der Toilette erst die Vollendung giebt. Sie sind in diesem Jahre ungewöhnlich schön. Viele sind von Sammet in zwei Farben, in denen sich Gold und Silber mit der Seide mischt; andere sind so breit, daß sie kleine Schärpen bilden, die mit einer Franse nachlässig um den Hals geschlungen werden. Es giebt kein Kleid, das nicht sein dazu passendes Band hätte, wenn auch das Passen keineswegs in der Aehnlichkeit der Farbe besteht; im Gegentheile zu einem dunkelgrünen Kleide braucht man ein kohlgrünes Band, zu einem rosa Kleide ein kirschrothes, zu lilas ein violettes. Immer muß man eine Nüance darüber oder darunter wählen und das nennt man Regentschaftsstyl. Für die Häubchen sind die Spitzenbänder das Beste, denn ihre Durchsichtigkeit paßt sehr gut zu dem Tülle und der Blonde. Die Blonde gewinnt die Gunst unserer Damen mehr und mehr, aber sie hat nicht mehr die matten dicken Muster, welche man vor zwanzig Jahren bewunderte. Namentlich werden viel Blondenarbeiten verwendet und das Schönste in dieser Art, was wir gesehen haben, ist ein kleinschirmiges Hütchen, welches mit Recht der **Verführer** genannt wird. Eine Dame, die Blonde, Krepp und Federn in ihr schwarzes oder blondes Haar mischt, muß ja aber auch nothwendig hübsch sein. Die Hüte runden sich mehr ab, reichen aber an den Wangen weiter herunter, so daß sie das Gesicht vollkommen einfassen. Uebrigens putzt man die Hüte von Atlas mit schrägen Streifen von Sammet aus; auf andere legt man Spitzen und kleine Schleier, welche um den Kopf befestiget werden, aber anmuthig an jeder Seite des Schirmes herabfallen. Wir haben auch einige Häubchen gesehen, auf denen sich schwarze Spitzen auf weißen befanden. Sie waren mit Schleifen von schwarzem Sammet und mit rosa oder ponceaurothem Atlasband ausgeputzt; einige hatten nur Büschel Rosen ohne Blätter. Wie immer sieht man die elegantesten Toiletten im italienischen Theater; namentlich finden wir, daß die Kopfputze auch da sehr schön sind. Die Häubchen scheinen uns etwas zu rund und zu kurz zu sein, weshalb auch an einigen sich große Bandschleifen befinden, die an der Seite herunterfallen; es sind dies Häubchen à la Clarisse Harlowe. Andere haben Blumendüschel, welche an der Seite herunterhängen. Für die rundlichen Gesichter kann allerdings auch das Häubchen rund sein und braucht nur unten und an der Seite eine Halbguirlande von Blumen und eine Schleife mit langen flatternden Enden an der andern Seite. Die Maisfarbe ist sowohl zu Kleidern als zu Hüten sehr beliebt. Es giebt Moires in dieser Farbe, welche zwar ganz neu sind, aber vollkommen an die alten erinnern; sie sind weiß glasirt und mit Blumen broschirt wie Damast. Diese Stoffe sind an sich so schön und schwer, daß sie keinen Ausputz erhalten; eine Spitzenberthe oder eine Berthe von gleichem Stoffe, vorn und hinten geschlossen, ist alles, was man dazu braucht; doch werden die Berthen von dem Kleidstoffe mehrfach mit kleinen offenen Fransen garnirt. Diese Berthen, welche man über den Kopf herunterziehen muß, um sie anlegen zu können, haben den Vortheil, daß sie kleine Nadeln mit Edelsteinen aufnehmen

können, welche hübsch von einander abstechen, da sie keine Oeffnung zu verbergen haben. Die Kleider von maisfarbigem Tülle mit doppeltem und dreifachem Rocke werden jedenfalls auf den Bällen dieses Winters die Mehrheit bilden. Die rothen Blumen und die purpurrothen oder grünen Sammetblätter werden die Verzierungen ausmachen und zwar in Bouquets oder in Guirlanden. Zum Ausgehen für die Stadt liebt man gegenwärtig die Kleider von melirtem cameleongrauem Tuche mit einem kleinen hohen geradestehenden und zugeknöpften Kragen; sie sind meist mit Borden besetzt. Zu einem solchen Kleide steht sehr gut aus ein Hut von vanillebraunem Sammet mit einem Halbschleier von schwarzer Spitze und ein schwarzer Caschemirshawl mit Arabeskenbordüre. Auf den Oberröcken von Seide, Damast, Pekin, Alcyone sieht man häufig Revers von schwarzen Spitzen, unter denen sich eine stickereiartige Posamentirarbeit befindet; die beiden Spitzen sind ungefähr von der Breite einer Hand. Auf dem Leibchen dieser Kleider befinden sich Revers, die unter dem ebenfalls mit Spitzen besetzten Aermel herumgehen. Unter der Spitze läuft wiederum eine stickereiartige Posamentirarbeit. Diese Besetzung ist einfach und hübsch und paßt zu dieser Art Kleidern, die man zur Promenade trägt, aber auch zum Diner und Theater behält. Fügt man einen Hut von rosa Königssammet hinzu, der mit einem kleinen Federbüschel sehr tief an der Seite ausgeputzt ist und einen Ueberwurf von vanillebraunem Sammet mit zwei Volants von schwarzen Spitzen, so hat man einen sehr geschmackvollen vollständigen Anzug.

Herren-Mode. Bereits sind für die Wintersaison in Pantalons zur Straßentoilette und zum Neglige reizende Neuigkeiten gefertigt worden. Nicht allein Güte und Dauer des Stoffes hat man zu verbinden gesucht, sondern diesen Eigenschaften auch Colorits hinzufügen wollen, welche durch echte und zarte, glänzende und geschmackvolle Farben jener Eigenschaften würdig wären. Ganz entschieden werden diesen Winter zur Straßen- und selbst zur ceremoniellen Toilette viele hellfarbige glatte Satins getragen werden; zu den Negligee-Toiletten wird man zwar auch glatte, doch dunkler gefärbte Satins wählen, auch solche mit Streifen in Farbe auf Farbe, desgleichen kleiner und größer carrirte schottische. Nach den vielen Bestellungen zu urtheilen, welche bei den Modehändlern der Hauptstadt eingegangen, wird zu den Gilets der Sammet en vogue sein, und die gesuchtesten Farben: Schwarz, Granatfarbig, Smaragdgrün, einfarbig oder mit schmalen Streifchen oder brochirten Blumen, doch die einen wie die andern in ziemlichen Zwischenräumen von einander abstehend. Auch viele etwas dunkele glatte Valencias, z. B. aschgrau, turteltaubenfarbene und haitiblaue, wird man tragen; ferner Cachemires mit reichen Dessins oder mit Streifen in Farbe auf Farbe; auch wohl noch einige schottische Stoffe, doch wenig, denn im Allgemeinen wird das Einfarbige diesen Winter vorherrschen, und die weißen Piques werden stets den Vorrang über die andern Gewebe haben. Die Tuche zu den Redingotes werden in allen Nuancen dunkel sein, mit Ausnahme der Pardessus, welche von hellen Farben sein werden. Zur Morgentoilette trägt man den Twine-Paletot; der Kragen ist hoch angesetzt, sein Abfall breit und ringsum gewölbt, seine Enden sind, nach dem Geschmacke des Schneiders, spitz oder abgerundet, beides ist in der Mode und gern getragen; die Taille wird noch lang gemacht und übersteigt die Hüften um mindestens 10 Centimeter; gewöhnlich wird sie schmal und gerade gemacht, doch fangen auch Einige an, sie breit und im Bogen zu schneiden; die Röcke sind lang und ziemlich weit, doch reichen sie nicht über das Knie, wie im vorigen Jahre; sie haben in der Mitte, in der Höhe der Hand, jederseits eine, nach dem Geschmacke des Verfertigers, schräg oder quer geschnittene Tasche, die stets durch eine ziemlich breite und an den Enden abgerundete Patte bedeckt ist. Einige runden den Rock unten ab, doch die meisten schneiden ihn gerade. Der Leib wird den Winter hindurch noch weit, aber immer die Biegungen des Körpers markirend sein. Fast alle Paletots werden über Kreuz liegend geschnitten, die Anglaisen nicht sehr breit sein und nur bis zum dritten Knopf umschlagen, doch sieht man noch einige mit einer Reihe Knöpfe. Die Aermel sind gewöhnlich oben und besonders unten weit und ohne Aufschläge. Kragen, Vordertheil und Rock bleiben bei der offenen Naht, oder sind mit einer sehr schmalen Borte von der Farbe des Stoffes besetzt. Die Knöpfe, obwohl sonst gewöhnlich klein, sind doch zu den Paletots etwas größer, glatt oder halb gewölbt. Vorherrschende Farben: griechisch blau, Lord Chatam, Lord Grey, amerikanisch Grün und isländisch Grau. Morgengilets: mit 2 Reihen Knöpfe, breiten Revers, lang, unten leicht zugespitzt, mit Schlitz, mit und ohne Schöße, Knöpfe vom Stoff des Gilets; letzterer am beliebtesten von glattem oder gemustertem Cachemire, auch mit verschiedenfarbigen Streifen, desgleichen Valencias mit kleinen Carreaux. Pantalons der Morgentoilette: immer noch in den Beinen weit, doch etwas weniger als bisher, den Stiefel weniger bedeckend, doch auf dem Spann noch sehr ausgeschweift und, auch ohne Sprungriemen, jenem sich anschmiegend.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Eichelfarbiger Paletot; Pantalon von hellgrünem schottischem Satin. 2. Oberrock von Lord Chatam-Farbe. Beinkleider von aschgrauem Satin. Knabenanzug: Hellblauer Sackpaletot mit Chamarrüre rings um denselben, Beinkleider und Halbstiefel von ledergelbem Satin. 3. Mantel von neuestem Schnitt, von grün und violet changeant Satin; weite Aermel; großer dreifache Kragen mit Franzenbesatz, kleiner überfallender, von oben mit Posamentirverzierung und Schnüren mit Quasten von Posamentirarbeit zusammengehalten. Hut von blauweißem Satin mit weiß und lila Feder. 4. Oberrock mit langer Taille, vorn herab mit Besatz und weißen Perlmutterknöpfen besetzt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Paronen 22½ Ngr

Expedition



IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Nanette Nuthardt.

(Fortsetzung.)

Ein sehr wohlhabender Kaufmann, Wittwer und Vater eines Kindes, suchte sich die Neigung Nanettens, deren Schönheit und Wohlverhalten seit langer Zeit ihn gefesselt hatte, zu erwerben, und hielt bei einer Baronesse, in deren Dienst sie sich damals befand, um ihre Hand an. Nanette wich anfänglich ganz seinem Antrage aus, sie bemerkte ihm, daß ihm unmöglich daran gelegen sein könne, ein Mädchen ohne Eltern und ohne Namen als Gattin heimzuführen. Der Kaufmann aber ließ sich durch diese Zurückweisung nicht irre machen und Nanette erzählte ihm nun offen die ganze Geschichte ihres Lebens, wie wir sie bereits kennen gelernt haben. Der Freier, durch ihre Offenheit eben so gerührt als durch das traurige Schicksal, das bisher das Mädchen verfolgt hatte, wandte sich schriftlich an die oft erwähnte Tante, um von ihr ein Anerkenntniß der Geburt Nanettens zu erhalten. Anfänglich wurde sein Schreiben gar keiner Antwort gewürdigt, als er aber immer dringender wurde, und bestimmt auf Antwort drang, entgegnete ihm die Tante genau dasselbe, was bereits der Baron zur Antwort erhalten hatte. Nun zog sich auch der Kaufmann zurück, und wenn wir es auch durchaus nicht männlich finden können, daß er sich durch das Schreiben einer Person, deren verdächtigendes Zeugniß ihm selbst verdächtig erscheinen mußte, so rasch bewegen ließ, ein Mädchen fallen zu lassen, das ihm so theuer geworden war, so läßt sich ein schwerer Vorwurf seiner Handlungsweise doch nicht machen — Tausend Andere hätten eben so gehandelt. Freilich mit der armen Nanette stand es nun recht schlimm. Ihre Liebesgeschichte wurde allmälig bekannt und man erging sich in Vermuthungen, was sie wohl verbrochen haben möge, daß sich ihre ganze Familie von ihr abgewendet habe und die als sehr fromme Frau geltende Tante so widrig in ihr Schicksal eingreife. Es gab herzlose Neugierige genug, die sich an Nanette selbst mit der Frage wandten. Das Leben wurde ihr immer unerträglicher, und sie beschloß, den letzten Versuch zu wagen, nach Stuttgart zu gehen, sich an die Brust ihrer lieblosen Mutter zu werfen und sie um Anerkennung zu bitten.

Nanette kam in Stuttgart an. Sie hatte sich darauf gefaßt gemacht, in dem Hauswesen ihrer Mutter ein Bild des Mangels zu sehen, wie es dieselbe selbst entworfen hatte. Aber wie wurde sie, man kann nicht sagen freudig, überrascht, als sie in ihrer Mutter eine vornehme, vollkommen gesunde und lebensfrische Dame fand, deren heiteres Aussehen zu der höchst eleganten Wohnung in passendem Verhältnisse stand?! Also die unnatürliche Mutter hatte die Tochter belogen, um sie fern von sich zu halten?! Die Mutter lebte in den angenehmsten Verhältnissen und ließ dabei ihre Tochter in dem Dienste bei fremden Leuten sich ein kümmerliches Brod erwerben?!

Alle diese Fragen bestürmten Nanetten mit solcher Gewalt, daß sie unfähig, zu reden, heftig zu zittern begann und in einen Strom von Thränen ausbrach, als sie zum ersten Male ihrer Mutter gegenüber stand. Mühsam erholte sie sich und ging von dannen, ohne sich ihr erkennen gegeben zu haben, weil mehrere fremde Personen bei dem seltsamen Auftritte zugegen gewesen waren. Um die Anwesenheit dieser Zeugen zu vermeiden, schrieb sie der Mutter, wer sie sei und was sie gewollt habe, und bat um eine Zusammenkunft an einem dritten Orte. Wirklich erschien die Mutter und bestätigte von Neuem, daß Nanette ihr Kind sei, aber auch — daß solches ein ewiges Geheimniß bleiben müsse. Vergeblich beschwor nun die unglückliche Tochter, das harte Wort zurückzunehmen, vergeblich erzählte die Letztere alles Leid, was sie bisher erdulden mußte, und das Alles aus einer Quelle floß, und beschwor mit der Beredsamkeit der Verzweiflung, sie doch wenigstens als ihre Tochter Demjenigen gegenüber anzuerkennen, der sie als Gattin heimführen wollte. Die Eisrinde, welche die Sünde und die Heuchelei des alltäglichen Lebens um ihr Herz gelegt hatte, widerstand dem milden Hauche der Liebe. „Was hättest Du auch", rief die stolze Dame nach einer Fluth von Schmähungen über den Vater Nanettens, „von meinem Anerkenntniß, Du bist und bleibst ein uneheliches Kind, und niemals wird ein ehrlicher Mann Dich zur Frau nehmen." Da vertrockneten vor der unendlichen Lieblosigkeit die Thränen der Tochter: „Mutter, Mutter!" rief sie empört, „an mir wäre es, Ihnen Vorwürfe zu machen, aber ich habe es noch nie gethan. Verzeihe Ihnen Gott, daß Sie mir ein Leben gaben, das schlimmer als der Tod ist."

Mit diesen Worten verließ Nanette das mütterliche Haus. Sie stand jetzt einsamer als je vorher, und es würde Niemanden Wunder nehmen, wenn sie sich dem Laster oder der Verzweiflung in die Arme geworfen hätte. Die unnatürliche Mutter aber spielte mit ihrem Schooßhunde und wusch sich mit Prinzessinwaschwasser, um die Runzeln des Schlangengesichtes zu glätten und den neuen Verehrern wieder zu gefallen.

An dieselbe Pfarrerswittwe, der sie zuerst bei ihrer Verbannung aus dem väterlichen Hause übergeben worden war, wandte sich Nanette freiwillig, als sich ihr das mütterliche Herz auf immer verschlossen hatte. Die Wittwe war indeß nach Stuttgart übergesiedelt und glaubte dem hilflosen Mädchen durch eine Anzeige in öffentlichen Blättern, in der sie kurz die Hauptzüge ihres Geschickes mittheilte, eine Aussicht auf ein gutes Unterkommen zu eröffnen. Wirklich fand sich auch ein reicher, verheiratheter Baron, welcher der Pfarrerswittwe erklärte, daß er so gerührt von dem Geschick ihres Schützlinges sei, daß er denselben zu sich nehmen wolle.

Der Baron war Niemand Anders als ein Bruder Nanettens — ein ehelicher Sohn ihrer Mutter.

Die Wittwe, die ihn sogleich erkannte, suchte durch mancherlei Ausflüchte Zeit zu gewinnen, um sich erst bei Nanettens Tante Rath erholen zu können. Die Letztere war ihr für die Mittheilung sehr dankbar und rieth, den Baron geradezu mit der Bemerkung abzuweisen, daß sich schon eine andere Zuflucht für Nanette gefunden habe. Der Rath wurde getreulich befolgt, aber die Redseligkeit einer Wittwe, die sich plötzlich zur Hauptperson großartiger, intriguanter Verhältnisse gemacht sieht, hatte doch Nanetten schon zu viel von dem Geheimniß anvertraut und diese wandte sich sofort an ihre Mutter mit der Bitte, ihr doch die fragliche Stelle bei dem Bruder auszumitteln, und unter dem feierlichen Versprechen, niemals weder dem Baron noch seiner Frau das Geringste von den obwaltenden Verhältnissen entdecken zu wollen. Leicht wird der Leser nach dem bereits Erzählten die Antwort errathen können. Nanettens Mutter schlug nicht allein ihr Gesuch rund ab, sondern bedrohte auch die Tochter mit ihren ewigen Flüchen, wenn sie sich je beikommen lassen würde, das Haus ihres Bruders zu betreten.

Wer verargt es, einer solchen Mutter gegenüber, der Tochter, wenn sie dem Fluche trotzte und wenigstens wissen wollte, in welchen Verhältnissen ihr Bruder lebe. Vielleicht baute sie auch trotz der mütterlichen Ränke auf die brüderliche Liebe einen weiteren Plan, kurz sie wußte sich Arbeit in feinen Nähereien auf dem Gute zu verschaffen, sie gewann durch ihr einnehmendes Wesen bald die Neigung der Baronin und des Barons, und sie

nahm, nachdem sie mehrere Anerbietungen entschieden zurückgewiesen, es endlich an, auf einige Zeit die Stelle eines erkrankten Kammermädchens zu vertreten. Schon war der Tag ihrer Abreise, dorthin bestimmt, als Nanette noch einen Brief von ihrer Mutter erhielt, der im höchsten Grade über den Ungehorsam der Tochter empört, die härtesten Drohungen gegen die Unglückliche ausstieß, wenn sie sich unterstehen sollte, ihren Plan auszuführen. Nanette nahm den Brief mit nach dem Gute. Vielleicht, sagte sie zu sich selbst, vielleicht wird mein Bruder durch eine offene Darlegung aller Verhältnisse gerührt, sich meiner auch gegen den Willen der Mutter annehmen oder für ein anderes Unterkommen Sorge tragen. Eitele Hoffnung! Als die Baronesse den ihr überreichten Brief in Gegenwart ihres Gemahls vorgelesen hatte, schien sie allerdings im ersten Augenblicke erschüttert zu werden, aber vornehme Damen haben oft eine wundersame Fertigkeit, ihre Gefühle hinter die kalten Formen des Ceremoniells zu verstecken, auch die Baronin hatte sie und äußerte bald gefaßt, daß nunmehr von dem beabsichtigten Dienste keine Rede sein könne. Der Baron sprach kein Wort, vielleicht schämte er sich der Schande seiner Mutter, vielleicht war er gewohnt, sich unbedingt dem Willen seiner Frau zu unterwerfen. Man trennte sich bald, höflich aber kalt, und ein Verhältniß, das Nanetten so freundlich werden zu wollen schien, war auf immer gelöst.

Nanetten blieb nichts übrig, als wieder in Dienste zu gehen, denn ein Engländer, der um sie anhalten wollte, war rasch zurückgetreten, als er von ihren Verhältnissen Kunde bekommen. Der letzte Dienst scheint für Nanette der angenehmste gewesen zu sein. Sie erwarb sich die Liebe ihrer Dame in einem hohen Grade und blieb bei ihr, bis diese fünf Jahre vor dem Beginn unserer Erzählung starb. Noch auf dem Todtenbette empfahl sie aber ihren Kindern das ihr so liebgewordene Kammermädchen, und die Kinder beschenkten Nanette, um den Willen der Verstorbenen zu ehren, mit einem Geschenke von vierhundert Gulden. Wir haben von der Tante nichts mehr zu erwähnen, als daß sie während der Dienstzeit Nanettens ihren bösen Einfluß auf das Geschick derselben noch einem Hamburger Druckerei-Factor gegenüber bewies, den sie durch eine Erklärung, wie die frühere, von der Heirath des armen Mädchens abzuhalten wußte.

Nanette hatte bei dem Tode ihrer letzten Herrin ihr fünfunddreißigstes Jahr angetreten. Hatten auch alle die Gemüthsbewegungen, durch die sie eine Reihe von Jahren hindurch erschüttert wurde, auf sie gewirkt, so war sie doch immer noch eine angenehme Persönlichkeit, und eine Frau, die sich mit dergleichen Kuppelgeschäften viel zu befassen pflegte, wußte die Aufmerksamkeit eines Goldarbeiters, Namens Ruthardt, auf sie zu lenken, der sich entschloß, das Mädchen zu heirathen. Eduard Ruthardt war ein rechtlicher und unendlich fleißiger Mann. Er besaß allerdings keine hervorstechenden geistige Eigenschaften, aber selbst seine Lust an neuen Büchern u. s. w. beweist, daß ihn immer noch ein reges Streben, vorwärts zu kommen, vor vielen seiner Arbeiter auszeichnete. Nanette liebte ihn nicht, aber sie achtete ihn, und vor allen Dingen wurde mit dieser Heirath ihr Wunsch erfüllt, einen Namen zu tragen, bei dem sie nicht erröthen durfte und der Verfolgungen ihrer Verwandten überhoben zu sein.

So war denn die Ehe geschlossen, deren tragisches Ende Veranlassung zu unserer Erzählung gegeben hat. Beide Gatten befanden sich nicht mehr in einem Alter, wo die Leidenschaft mit der Kraft und Frische der Jugend den Verstand zurückdrängt, im Gegentheil, eine Kupplerin hatte Beiden zuerst eingeredet, daß ihre Verbindung vortheilhaft sein müsse. Sie hatten nicht ihr Herz, sie hatten nur ihren Verstand gefragt und eine Ehe mit Ueberlegung, aber ohne Liebe geschlossen. Wie Viele haben das vor ihnen gethan, wie Viele werden es nach ihnen noch thun — möchten nur Wenige so schrecklich dafür zu büßen haben! Es giebt noch ein entsetzlicheres Schicksal, als den Tod durch Gift oder auf dem Schaffot — das langsame Hinsterben eines Herzens in einer liebelosen Ehe!

Anfangs ging Alles glücklich. Die Geldmittel, die Beide besaßen, reichten zu einer ersten netten Einrichtung hin und Nanette fing an, sich in ihren Verhältnissen recht wohl zu fühlen. Nach einem Jahre wurde sie mit einem Kinde beschenkt, und sie hatte nun vielleicht das einzige Wesen, das sie lieben konnte. Leider war Glück und Freude nicht von langer Dauer. Ihr Mann, dessen frühere Verhältnisse eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung nicht gewährt hatten, wollte jetzt noch sich die Kenntnisse erwerben, von deren Besitz er sich großen Nutzen versprach. So löblich dieses Streben an und für sich sein mag, so prüfe doch Jeder, ob er darin nicht zu weit geht und andere, heiligere Pflichten verletzt. Ruthardt unterließ diese Prüfung und brachte hierdurch sich und die Seinen bald in traurige Verhältnisse. Er

schaffte sich kostbare Werke, wie das Conversation-Lexicon u. s. w. an und verschleuderte sie bald wieder zu Spottpreisen, wenn eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit erregte. Er versäumte über dem Lesen vieler Bücher seine Arbeit, wurde einige Zeit brodlos und gerieth immer mehr in Schulden. Vergebens machte ihm Nanette über diese unsinnige Lebensweise Vorwürfe — er drohte, sich zu erschießen, wenn er nicht seinen Neigungen in so weit nachhängen dürfe. Natürlich verhinderten solche Vorfälle das Aufkommen jeder innigen Neigung und sie wurde von Tage zu Tage kälter. Nun kam Ruthardt gar noch auf den unglücklichen Einfall, ein Perpetuum mobile zu erfinden, verbrachte mit dieser Arbeit alle Zeit, die er irgend sich abgewinnen konnte, und verschwendete an Apparate und mancherlei Versuche große Summen. Seiner Frau überließ er die ganze Last des Hauswesens und kümmerte sich nicht darum, wenn das Geld, das Nanette mühsam durch Seidewaschen verdiente, nicht zur Bestreitung der häuslichen Bedürfnisse ausreichte. So war denn Nanetten das Zusammenleben mit ihrem Manne zur unerträglichsten Bürde geworden, als das letzte Jahr ihrer Ehe anbrach. Anfangs gedachte sie, sich von ihm nur zu trennen und wieder Dienste zu suchen, die Rücksicht auf ihr Kind hielt sie aber davon ab. Ueberdem fühlte sie sich damals guter Hoffnung. Später wollte sie auf Scheidung dringen, aber es fehlten ihrer Meinung nach dazu hinlängliche Gründe, und sie scheute auch die Oeffentlichkeit des Ehescheidunpsprosses. Ihre Lage wurde immer verzweifelter und sie hatte schon oft den Entschluß gefaßt, sich selbst das Leben zu nehmen, ja sie war bereits mit Gift versehen und nahe daran, diesen Vorsatz auszuführen, als der Plan zu einem entsetzlichen Verbrechen in ihr reifte. (Schluß f.)

Mistreß Blaubart.

In Paris lebt jetzt, einem dortigen Journale zufolge, eine junge Engländerin, welche noch nicht ihr fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hat, und vor Kurzem Witwe ihres fünften Mannes geworden ist. Die Geschichte dieser jungen Ehestandsheldin bildet vorzüglich in den englischen Cirkeln das allgemeine Tagsgespräch, und die Abenteuer, welche dieselbe unter Hymens Banner bestanden, machen sie zur Löwin der fashionablen Salons.

Mistreß N. war kaum sechzehn Jahre alt, als sie in Gretna-Green ihre erste Verbindung schloß. Diese Ehestands-Localität beweist deutlich, daß eine wirkliche Inclination dabei im Spiele war. Zwei Nebenbuhler suchten das junge Herz einander streitig zu machen; der Eine ward von der Familie protegirt, der Andere dagegen hatte weiter keine Protection, als sich selbst. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß der Letztere den Vorzug erhielt. Die beiden Liebenden flohen nach Gretna-Green zu dem famosen Schmied. Die Einsegnung hatte soeben stattgefunden, als der verschmähte Nebenbuhler dazu kam; er war den Liebenden mit aller Schnelligkeit, welche glänzende Trinkgelder bei den Postillons bewirken können, gefolgt.

Sie haben eine vergebliche Reise gemacht; wir sind vermält, sagte der junge Ehemann triumphirend.

Das ist möglich, entgegnete der Andere; aber ich bin doch noch früh genug gekommen, um mich zu rächen.

Der junge Gatte wollte sich erst am folgenden Tage schlagen, aber der eifersüchtige Rival wollte ihm diese süße Frist nicht bewilligen; er hatte schon die Pistolen bereit. Das Duell fand sogleich statt, und der junge Ehemann sank, von einer Kugel getroffen, zu Boden, um nie wieder aufzustehen. Mistreß N. ward also, kaum vermält, schon Witwe. Die Sache machte großes Aufsehen und Scandal, welches nur durch eine zweite Heirat gedämpft werden konnte. Ueberdies hatte die junge Wittwe so wenig vom Ehestande kennen gelernt, daß natürlich der Wunsch in ihr rege ward, dieses an der interessantesten Stelle unterbrochene Capitel wieder aufzunehmen. Um die üble Wirkung ihres ersten, so hart bestraften Fehlers aufzuheben, überließ sie die Wahl eines zweiten Gemahls ihren Verwandten. Man gab ihr einen gesetzten verständigen wohlhabenden Mann von reifem Alter. Das poetische, leidenschaftliche Gemüth der jungen Mistreß N. mochte sich freilich wohl ein anderes Glück geträumt haben, aber sie gewöhnte sich doch an ihren neuen Stand, und sie war noch nicht bis zu den bitteren Täuschungen gekommen, als ihr Gemal auf einer Reise nach dem Continent sein Grab in den Wellen fand. Mistreß N. war also zum zweiten Male Wittwe.

In dieser betrübenden Lage mußte sie sich natürlich nach Trost umsehen. Einer jungen hübschen Witwe von achtzehn Jahren, welche mit ihren persönlichen Vorzügen ein ziemlich rundes Vermögen verbindet, kann es an Tröstern nicht fehlen. Unter denen, welche das gar nicht schwierige Geschäft übernahmen, die Erinnerung an ihren zweiten Gemal zu verscheuchen, trug ein junger, geistreicher, unternehmender Dandy den Sieg davon. Sobald die gesetzliche Frist abgelaufen war, begann das

Reich des dritten Gemals unter den glücklichsten Auspicien. Nichts schien anfangs das neue Ehestandsglück trüben zu wollen; aber bald ließ der Dandy, trotz seiner Liebe zu der Lebensgefährtin, die Laster sehen, welche seine verführerische Hülle bedeckten. Das Spiel war seine Leidenschaft, der er sich so rücksichtslos überließ, daß er in kurzer Zeit den Ueberrest seines väterlichen Erbes und das Vermögen seiner Frau vergeudete. Er jagte sich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf.

Drei so kurz auf einander folgende Katastrophen hätten der Mistreß N. wol den Muth benehmen können, eine neue Ehestandsprobe zu bestehen, wenn ihre Lage sie nicht genöthigt hätte, auf eine neue Vermälung zu denken. Sie war durch die Verschwendung ihres dritten Gemals ganz verarmt, und eine gute Partie war das einzige Mittel, sich vor dem drohenden Elende zu schützen. Es war keine Zeit zu verlieren; sie mußte ihre zwanzig Jahre und ihre Schönheit geltend zu machen suchen. Die liebenswürdige Witwe warf also ihre Angeln aus, und der Himmel, der ihr eine Entschädigung schuldig war, bescherte ihr einen Gemal erster Qualität, in der Person eines noch jungen, reichen, angesehenen Baronet. Dieser spielte weder Pharao noch Roulette, aber er war ein sehr eifriger Freund und Beförderer der Wettrennen. Er wettete bedeutende Summen, und machte selbst die halsbrechenden Steeple-Chases mit. Seine Börse hatte dabei weniger gelitten, als seine Person; er stürzte fast jedes Mal mit dem Pferde, und er hatte bereits einen Arm und mehrere Rippen gebrochen, aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, und selbst seine schöne Gemahlin vermochte ihn nicht ausschließlich zu fesseln. Er machte einen so unglücklichen Sturz, daß er auf der Stelle todt blieb.

Der unglückliche Sportsman hatte seine Gemahlin zur Universalerbin eingesetzt; aber sein Testament wurde wegen einiger Mängel in der Form angriffen. Ein Verwandter des Verstorbenen machte auf den Nachlaß Anspruch; die Sache kam vor die Gerichte, und der geschickt geführte Proceß bedrohte Mistreß N. mit einem neuen schmerzlichen Verluste, als ihr Gegner durch den Antrag seines Herzens und seiner Hand dem Streit ein Ende machte. Die schöne Witte nahm den Antrag an; sie wechselte zum fünften Male ihren Namen, und wurde die Gattin eines reichen Gutsbesitzers, der für den eifrigsten Jäger von Northumberland galt. Aber auch dieses Glück sollte nicht von langer Dauer sein. Es waren kaum einige Monate verflossen, als der fünfte Gemahl auf der Jagd die Unvorsichtigkeit beging, mit dem geladenen Gewehr über einen Graben zu springen. Der Schuß drang ihm in die Brust, und er war eine Leiche.

Die junge Lady ist also zum fünften Male Wittwe. Man wundert sich allgemein, daß sie, nachdem sie diese Quinterne in der Wittwen-Lotterie gewonnen — oder verloren hat, ihr Glück von Neuem versuchen will. Dies ist übrigens sehr leicht zu erklären: da sie jedes Mal nur kurze Zeit vermählt war, so hat sie vom Ehestand nur die Lichtseite, die Honigmonate kennen gelernt; die Rückseite der Medaille ist ihr ganz unbekannt, und sie ist noch nicht enttäuscht worden; ihre Männer hatten ihr nie einen anderen Verdruß gemacht, als durch das Sterben. Sogar der Spieler war so liebenswürdig, daß er aufrichtig beweint wurde.

In Paris nennt man sie, da man ihre so schnell auf einander gefolgten Namen nicht behalten kann, „Mistreß Blaubart;" und ist wohl natürlich, daß die schöne Lady diesen verhängnißvollen Namen, der eine so grausame Anspielung auf ihr wechselvolles Ehestandsgeschick enthält, abzulegen trachtet.

Aber die fünf Witwenschaften haben den Eifer der englischen Bewerber sehr erkaltet; selbst die kühnsten unter ihnen fühlten sich von einem abergläubigen Schrecken ergriffen. Sie fürchten Alle, das Schicksal ihrer Vorgänger zu haben. Mistreß N. begriff wohl, daß einiger Muth dazu gehörte, sie zu heirathen, und ist darum nach Paris gegangen, in welcher Stadt die Anziehungskraft ihrer Schönheit und ihrer hunderttausend Franken Renten gewiß stärker sein wird, als die Furcht, daß sie bald zum sechsten Male Witwe werden könne. Die Pariser sind bekanntlich sehr vorurtheilungsfrei. Die schöne Lady wird gewiß nicht nöthig haben, sich an einen Heirathsmittler zu wenden, um einen sechsten Gemahl zu bekommen.

Miscellen und Anekdoten.

(Berlin.) Ein modernes Kleidungsstück, ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst, wurde bei einem vornehmen Diebe in Berlin vorgefunden: Ein Frack, oder wie man die Zusammensetzung nennen will, der sich mit geringer Mühe, oft durch einen Zug, in einen Oberrock, einen Mantel, einen Spencer verwandeln ließ; selbst die Knöpfe daran bildeten Metamorphosenstücke, und auch der Kragen konnte mit

einen Rock von Tuch oder Sammet sein. Das merkwürdige Kleidungsstück, ganz für ein Raritätencabinet geeignet, war nach der Angabe des Diebes gefertigt und dazu bestimmt, im Falle der Verfolgung durch plötzliche Umgestaltung irre zu leiten. Eine Menge heimlicher Taschen verlieh diesem Industrieerzeugnisse auch noch in anderer Beziehung einen hohen Werth für den Besitzer.

(Die Macht des Blickes.) D. A. Clemens sagt in einer Abhandlung über die Macht des Blickes, namentlich des menschlichen Auges: „Selbst von unsern aufgeklärtesten Aerzten nicht geläugnet, steht eine dämonische Kraft des Blickes fest, jene gefährliche geheimnißvolle Gabe, wie sie unbestreitbar manchen Menschen zu Theil geworden ist; das Auge hat dann schon äußerlich eine besondere Form. Berüchtigte Duellanten sollen ihre blutigen Erfolge nur diesem dämonischen Einflusse ihres Blickes zu danken haben, der lähmend und entmuthigend auf ihre Gegner einwirkt. Lord Byron soll diesen Zauberblick besessen haben. Des großen Friedrichs erprobteste Offiziere sollen seinen Blick nicht haben ertragen können. Wallensteins Blicke vermochten den widerspenstigsten Geist zu zügeln. Selbst das Christenthum scheint diese gewaltige Herrschaft des Auges erkannt zu haben. Die heilige Agnes stach sich die Augen aus, weil in ihnen eine unwiderstehliche verführerische Anziehungskraft lag. Umgekehrt soll aber auch im Auge die Wundergabe liegen, Andern die Tugend der Enthaltsamkeit durch den bloßen Anblick mitzutheilen. Gewiß ist, daß der entschlossenste Wüstling durch den Blick einer wahrhaft tugendhaften Frau in den Schranken der ehrerbietigsten Sitte gehalten werden kann. Die ganze geistige Kraft des Menschen liegt im Auge. Der Neuseeländer verschlingt deshalb so gern das Auge seines erlegten Feindes, in der Meinung, damit auch dessen Seele zu verschlucken.

(London.) Faraday, einer der größten Chemiker und Physiker Englands, hält häufig öffentliche Vorträge, in denen er seine neue Entdeckungen mittheilt. In einer der letzten Vorlesungen wurde plötzlich eine Dame unter den Zuschauern ganz blau im Gesichte. Die Dame hatte sich geschminkt und die rothe Schminke nahm bei der Entwickelung gewisser Dämpfe, die der Professor erzeugte, die schönste blaue Farbe an, zum großen Jubel aller Anwesenden. Eine Nachbarin machte endlich die Unglückliche aufmerksam, die ihr blau angelaufnes Gesicht mit dem Taschentuche bedeckte und in größter Verlegenheit sich entfernte.

— Jemand erzählte von einem merkwürdigen 300 Jahr alten Wein, den er getrunken haben wollte. „Das ist noch nichts," sagte ein Anderer. „In meiner Vaterstadt wurde einmal ein verschütteter Keller ausgegraben; da fand man Bouteillen, auf denen die Jahrzahl 900 stand; die sind also über 900 Jahr alt gewesen." — „Und wie schmeckt der Wein?" — — "Es war keiner mehr drin."

(Englische Sonderbarkeit) Der berühmte Sir John Price heirathete drei Frauen. Die beiden ersten wurden auf seinen Befehl einbalsamirt und wie zwei Statüen zu Seiten seines Bettes aufgestellt. Die dritte Frau, die er heirathen wollte, entsetzte sich jedoch über diese beiden Mumien und verweigerte ihm ihre Hand, bis er sie habe beerdigen lassen. Dasselbe begegnete auch dem Dr v. Burchell. Er vereinigte sich mit zwei Aerzten, um dem Leibe seiner Frau den Reiz des Lebens zu geben. Man spritzte die Blutgefäße aus, so daß die Lippen und Wangen ihre Farbe behielten, füllte alle Höhlen des Leibes mit Fäulnißverhütenden Substanzen, setzte Glasaugen statt der wirklichen ein, ordnete die Haare mit der größten Sorgfalt, legte den Körper in eine mit Gyps ausgegossene Lade, und bedeckte diese mit einer Kristallscheibe. So blieb Madame von Burchell, scheinbar lebendig, fünf Jahre lang in dem Gemache ihres Mannes stehn. Unglücklicher Weise forderte aber seine zweite Frau die Wegschaffung ihrer Rivalin, und die Beerdigung des Leichnams.

Pariser Modenbericht.

Damen = Mode.

Die Aermelmäntel sind entschieden angenommen, man trägt sie von Sammt, Atlas und Moiree, und zwar in Schwarz, Vanillenbraun, Dunkelblau und Dunkelgrün mit zwei breiten Volants von schwarzen Spitzen, über denen eine Stickerei von Posamentirarbeit hinläuft. Diese Aermel bestehen aus fünf Blättern von breiter Seide oder Sammet und sind oben über einem rundlichen Stücke gefaltet, das unter einem Kragen verdeckt wird, welcher mit einer Spitze garnirt darauffällt. Auch viele Visiten werden getragen, welche man auch Mäntel nennt; sie sind nur eben wie eine Visite geschnitten, vorn länger und zugemacht, und haben die eben erwähnten Falten nicht, sonst unterscheiden sie sich durch nichts. Die Länge, das Aussehen und die Garnitur ist dieselbe, auch haben beide Arten kleine Aermel, die mit Spitzen garnirt sind. Die etwas starken Frauen ziehen diese Ueberröcke ohne Falten vor, weil sie nicht dick machen. Wir haben in den letzten Tagen einige der schönsten Kleider gesehen, zuerst eines von violettem schottischen Sammet, vorn auf dem Rocke schürzenförmig mit reichen Arabeskenmustern in schwarz und violett, in den Stoff selbst gewebt. Das Leibchen war mit ähnlichen stickereiartigen Mustern bedeckt und die Aermelaufschläge und die Achselstücke sind ebenso. Nie ist die Stickerei täuschender nachgeahmt worden. Die Rockfalten sind sämmtlich nach hinten gezogen und zeigen sich auf den Hüften fast gar nicht. Ein Ueberrock von casuargrauem Pompadourtaffet mit braunen satinirten Bouquets, welche sich in weißen satinirten Blättern verlieren. Die Bouquets befinden sich auf gerippten Streifen von grauem Satin. Das Leibchen ist glatt, oben zu, nach der Taille herunter aber westenartig offen mit kleinen Schößchen an den Seiten. Die engen Aermel haben Musketaireaufschläge. Vorn auf dem Leibchen und auf dem Rocke befinden sich drei graue Sammetstreifen, die mit weißen und grauen Soutaschbörtchen besetzt sind. Auch die kleinen Schößchen sind mit Sammet besetzt, wie die Aermelaufschläge. Ein Kleid war von joinvilleblauem Brocat, auf dem man große blaue satinirte Tulpen auf weißer Gupüre sah. Das Leibchen war hoch, ging herzförmig übereinander und endigte an der Seite in einem Revers, welcher bis auf den Rocksaum hinabreichte. Der Revers und die Oeffnungen des Leibchens waren mit blauem Atlas garnirt, welcher außerordentlich fein mit weißen Soutaschbörtchen benähet war. Die Aermel waren eng, unten rundlich, und erweiterten sich so, daß man Spitzen hervorkommen sah, welche auf die Hand fielen.

Auch die hufeisenförmige Oeffnung der Aermel war wie das Leibchen mit blauem Atlas garnirt. In den Dessins der Stoffe ist das schottische Genre mehr denn jemals en vogue; man sieht in dieser Manier viele neue seidene, fast durchgängig wollene Stoffe. Die meisten Mäntel verfertigt man aus Flanell, starke, sehr wollige und außerordentlich reiche Stoffe mit großen Carreaur in den mannigfaltigsten Zusammenstellungen. Der modernste und zugleich beliebteste Mantelschnitt ist Bournusartig. Ein solcher Mantel reicht nicht tiefer als bis über die Kniee, hat unten nur eine Weite von kaum 5 Ellen, und schließt fest und knapp um Hals und Schultern an; ein kleiner weicher Kragen umgiebt den Hals, und geht, sobald die obersten Haken ungeschlossen bleiben, in einen kleinen Revers aus. Die Pariserinnen lieben es jedoch, sobald sie nicht en grande Toilette erscheinen, alle ihre Bekleidungen bis an den Hals geschlossen zu tragen. Der in Deutschland so beliebte herzartige Ausschnitt der Leibchen ist total aus der Mode. Die gewöhnlichen Straßenmäntel, zu denen die soeben genannten gehören, sind in ihrer Anfertigung überaus einfach, ohne die allergeringste Verzierung; ihre Schönheit beruht in ihrer frischen Einfachheit; ein solides weiches Oberzeug, ein neues sorgfältig gearbeitetes seidenes Futter, was von mehr dunkler als heller Farbe, und zwar mit Uebereinstimmung mit den Carreaur des Oberzeuges sein muß. Das wattirte Futter ist nach Art der Steppdecken, in Dessins durchnäht, wie sich von selbst versteht, in solchen Dessins, wie diese sich als Mantelfutter eignen. Der Schnitt der diesjährigen Mäntel ist der Art, daß er, ohne übereinander zu schlagen, vom Halse bis zum Gürtel nur gerade zusammenstößt. Ein solcher Schnitt liegt entweder über der Büste gespannt und gezerrt, daß man muß mit Stecknadeln zu Hülfe kommen, sobald man verhüten will, daß bei der geringsten Bewegung der Arme die Haken von selbst aufspringen und der Mantel von den Schultern fällt. Die in Paris angefertigten Mäntel sind wie geschlossen, und zwar mit ganz kleinen, ziemlich dicht gesetzten Haken und Oesen, die jedoch abwechselnd angebracht sind, so daß, wenn der eine Haken von reches nach links, der darauf folgende von links nach rechts schließt. Auf diese Weise bleibt derjenige Theil des Mantels, welcher die Büste bedeckt und gegen die Einwirkung der Luft schützen soll, bei allen Bewegungen des Körpers so fest geschlossen, als sei er zusammengeschnürt. Das von selbst Aufspringen der Haken ist gewiß eine der unangenehmsten Plagen bei unsern Toiletten, daher beseitigen die pariser Modistinnen auch Alles, was einen sichern Halt haben muß, wie z. B. die Oeffnung der hohen Leibchen am Halse, oder im Nacken, der Schlitz der Aermel am Handgelenk, anstott mit Haken, mit Knöpfen. Aus der Beschreibung der Mäntel ersieht man schon, daß sie zum Einhüllen nicht eingerichtet sind; durch kleine an den Seiten angebrachte Aermel steckt man die Arme, und schützt diese, sobald es kälter wird, in einem Muff. Gewissermaßen erfordert die französische Sitte einen solchen Schnitt, denn in Paris, selbst in den allerniedrigsten Ständen, führt der Mann auf der Straße seine Frau. Mäntel von einfarbigem Cachemir, von seidenen Stoffen, oder von Sammt, haben den nämlichen Schnitt wie die Mäntel von schottischen wollenen Stoffen, und sind außerdem ringsherum mit einer à jour gearbeiteten Posamentirborte besetzt. Andere Mäntel, welche jedoch nicht so modern, nicht so beliebt wie jene sind, haben eine flache, bis auf die Taille reichende Pelerine, die vorn in gerundete Zipfel ausgeht, die etwa ³/₄ Elle länger als der Mantel selbst sind. Die Pelerine ist mit einer seidenen Posamentir-Guimpe oder mit gedrehten seidenen Franzen besetzt. Der neue Schnitt der Winterhüte ist gänzlich von der vorjährigen Pamelaform abweichend: die Krempe schließt am Gesicht an, und ist mehr nach vorn geneigt, als hochstehend. Diese Hutfaçon erfordert eine etwas höher arrangirte Haar-Coiffüre, als man sie bisher zu tragen pflegte. Die modernste Hutfarbe ist Filzgrau in allen Nuancen. Diese an und für sich dem Gesichte nicht vortheilhaft stehende Farbe kann nur durch die Garnitur kleidend gemacht werden, und da giebt es außer Schwarz und Weiß keine Farbe, mit welcher jede andere Farbe so passend in Verbindung zu bringen wäre, wie mit diesem Steingrau. Vorzugsweise wählt man zu diesen Hüten in Couleur feutre als Garnitur ein blau, das um einen Schein dunkler, als das preußische Dragonerblau ist. Die Hüte sind einfach, doch reich garnirt, mit Federn oder mit Sammetblumen; die Federn schattirt in der Farbe des Hutes und der Garnitur; gewöhnlich ist die Feder grau, die Spitzen blau, rosa, grün, ponceau, je nachdem die Farbe der Garnitur ist; unter der Krempe reiche Verzierungen von Bändern, meistens von schattirten Atlasbändern in schwerer Qualität. Alle Hüte von einiger Distinction sind mit Federn verziert, besonders die Sammthüte, die von außen nur eine Farbe haben, im Innern der Krempe dagegen mit Bändern von sehr auffallender Farbe garnirt sind. Einen schwarzen Schleier zu tragen, gehört zum guten Ton. Die farbigen Atlashüte sieht man häufig mit schwarzen Spitzen, auch wohl mit Röllchen von schwarzem Sammt verziert.

Herren-Mode.

Der Reitfrack ist jetzt eigentlich ein kurzer Rock mit frackartig rundlich geschnittenen Schößen: er hat einen Stehkragen und wird gerade zugeknöpft. Zu diesem Rockfracke oder Frackrocke, wie man will, trägt man eine Weste mit Schößchen, die übereinander geht, wenn das Zeug carrirt ist; besteht sie aus anderem Stoffe, so ist sie gerade geschnitten, aber Schöße hat sie immer. Die Röcke schienen im Allgemeinen eine lange schmale Taille und kleine Klappen zu haben, und die meisten sind von dunkeler Farbe, selbst von schwarzer. Die Pantalons, die man Vormittags trägt, selbst zu dem Reitfracke, oder zu den kurzen Röcken sind weit und carrirt. Doch giebt es auch enge. Die Form der Hüte hat sich geändert, sie ist nicht mehr cylindrisch, sondern bauchig; das sieht nicht nur besser aus, sondern kleidet auch besser. Die neuesten Ueberziehröcke sind von einem englischen Stoffe, eine Art melirtem Tuche. Die braune Farbe wird am meisten vorgezogen. Die Mode überhaupt scheint sich wenigstens in sofern dem Vernünftigern nähern zu wollen, als man die Taillen nicht mehr ganz so lang trägt, wie sonst. Die Kragen macht man im Allgemeinen weniger breit, dafür aber etwas höher als im verflossenen Jahre, insofern die Höhe des Halses es erlaubt, und sie werden, doch ohne Uebertreibung, ein wenig gewölbt gemacht. Auch die Revers macht man, der Uebereinstimmung mit dem Kragen wegen, etwas schmaler. Die Brustweite muß vorn am Leibe um das Ganze des Stoffes, welchen man der Breite der Revers entzogen hat, vermehrt werden, weil ohne diese Vorsicht die heutige Mode diesen Theil des Kleidungsstückes zu gespannt erscheinen lassen würde, und er im Gegentheil hinlänglich reichlich gehalten sein muß, um ohne alle Anstrengung zugeknöpft werden zu können.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Paletot mit langer Taille, und breiten Seitenpatten. Carrirte Beinkleider. 2. Sammthut mit einem Büschel kleiner blätterartiger Federn; Mantel von Sammt, in andre Nüancen gestickt. Kleid von Levantine ohne Auspuß, mit hohem Leibchen und engen langen Aermeln. 3. Zughut von Atlas mit Blumenauspuß; Kleid von italienischem Taffet, an den Seiten des Rockes mit schwarzen Streifen von gleichem Stoffe und Knöpfen von eben dem Stoffe ausgepußt; halblange Aermel mit bauschigen weißen Unterärmeln; hohes Leibchen, ebenso ausgepußt wie der Rock; Cachemirshawl. 4. Kurzer Ueberzieher mit breiten Klappen, darunter Frack mit runden Schößen. Lange Weste mit Shawlkragen.

Erklärung der Figurentafel.

Man muß wohl beachten, daß eine Tabelle nur da ist, um die Größe der Modelle zu verändern, daß die halbe Körperweite unter den Armen die Nummer bestimmt, und da die Modelle für Menschen von jeder Größe und jedem Bau gemacht sind, so ist es klar, daß man nicht vorhersehen kann, wie der oder jener gerade gebaut ist. Man kann die Nummer der Tabelle nirgends anders, als in den jedesmal genommenen Maaßen finden. Außer, daß die Maaße mit großer Genauigkeit genommen werden müssen, muß man natürlich auch die Veränderungen wissen, die dem Kleidungsstücke, ohne seiner Haltung zu schaden, die nöthige und gewünschte Tournüre geben. Bei der Wahl der Modelle ist nicht genug zu beachten, daß in jedem Patron sich gewisse Ziffern befinden, die sich auf die Maaße beziehen, oder, daß irgend ein Patron, in natürlicher Größe gezeichnet, dieses oder jenes Maaß enthalten wird. Um von dem Gesagten die Anwendung zu machen, findet man auf der Tafel die Patronen eines Paletot und einer Shawlweste für einen starken untersetzten Mann; um die Eigenthümlichkeiten dieses Baues zu sehen, sind alle genommenen Maaße angegeben, damit man ihre Stelle sehe. Also zeigt die Figur 1 an: Taille 44; Verlängerung 9 herunter: Achselbreite 26; Schulterweite 21: Elnbogen und Hand 53 — 83; Schulterumfang 44; Einbogen und Hand 17 — 11; bis zur kleinen Seite 20; Taillenweite 49: große Seite 27; kleine Seite 21; der ganze Oberkörper 55; vorn 64; Revers 41; schräger Revers 44; Brust 21; doppelte Brust 24; Achsel 14; Kragen 27; das Vorrücken auf 34; der Unterarm auf 51 und in der Hüfte 49. Also die halbe Körperweite genügt nicht, um das passende Modell zu wählen. Man sieht aus der Vergleichung dieser Maaße, daß die Person gerade ist und einen kurzen Oberkörper hat. Nach diesen Bemerkungen ist noch zu sagen, daß man das Vordertheil mit dem Seitenstück zusammen, oder beides einzeln zeichnen kann, wie in Fig. 4; in diesem Falle würde man die Seite des Vordertheils durch die Punkte 12 — 14 — 13 ziehen.

Bei dem Aermel, Fig. 6, ist nur zu bemerken, daß seine Verhältnisse kurz sind, weil im Allgemeinen bei starken Taillen die Aermel kürzer werden.

Die Fig. 15 — 16 sind der Patron einer Shawlweste für dieselbe Taille wie der Paletot. Die Constructionspunkte zeigen die Art, sie zu zeichnen, und um die Reeuhung, so wie die Stelle der Knöpfe zu berechnen, ist zu bemerken, daß das Vordertheil zuerst wie bei einer geraden Weste gezeichnet wird; hierauf giebt man 5 Cent. zu für die Brust und 4 für die Hüften. Der Kragen, in das Halsloch gestellt, muß vorne eine Scheibung haben, die der des Ausschnittes im Halsloch gleichkommt. Dieser Ausschnitt muß sich möglichst unter dem Shawl befinden. Die Weste ist etwas gekrümmt, weil sie natürlich herabfallen soll.

Ferner befindet sich auf der Tafel eine Patrone für einen Ueberrock, eine andre für einen Pardessus, eine dritte für einen Paletot. Die Steigerung für die Verlängerung der Taille ist beim Ueberrock 5, beim Pardessus 11 und beim Paletot 15. Diese Patronen sind alle für einen proportionirten Körperbau; und da hier mehr auf Zusammenstellung in Bezug auf Mode, als auf den Bau gesehen ist, so ist die Zeichnung genau nach der halben Brustweite und den übrigen Maaßen zu berichtigen. Besonders hat man, möge die Taillenlänge sein, welche sie wolle, nur die Regel zu beachten, daß man die Stützpunkte in der Hüfte nehme und nach den übrigen Maaßen berichtige. —

In den Figuren 9 — 10, die einen Pardessus darstellen, ist zu bemerken: 1.) Die Seiten werden länger gehalten, damit die Taille nicht so sehr auf die Lenden fällt; 2) die Achsel wird länger gelassen, damit der Kragen des Ueberrockes nicht gedrückt werde; 3) das Halsloch wird wenigstens eben so gerade gehalten, wie beim Ueberrock; 4) der Brust wird mehr Weite gegeben, damit man bequem knöpfen kann. Im Gegentheil hat der Pardessus verhältnißmäßig einen hinten übergebogenen Schnit, folglich hat man die Veränderungen zu bemerken. Was die Façon betrifft, so ist das Vordertheil gerade und um 3 Cent. breiter; die Ecke des Revers ist gerundet; die des Kragens wird gebildet von einer kleinen viereckigen Oeffnung; dann eine abgerundete Ecke; hierauf ein Theil gerade und endlich eine Ecke, deren eine Seite den großen um den Hals laufenden Rand bildet. Der Keil in der Hüfte muß eine Erweiterung hervorbringen. Auch hier kann man das Seitenstück weglassen, und einen Keil ins Vordertheil setzen. Die Seite muß eine leichte Naht bilden, welche mit dem Schooße übereinstimmt. Die Fig 11. ist ein Schoß, der zum Ueberrock oder Pardessus gebraucht werden kann. Bei der Fig. 12 — 13 bemerkt man, daß das Hintertheil 7 Halslochbreite hat. Die Schulterbreite hat 21 und unten 20, die Taille hat nur 6 Breite in der Höhe von 4 — 7, weil man sich so viel als möglich der engen Taille nähert. Der verlängerte Theil enthält 9 in der Höhe von 62. Im Revers ist oben ein Ausschnitt in der Länge und in der Höhe des Aermelloches, ein anderer in der Breite anzubringen, da der Rand immer zusammen gezogen sein muß. Das Seitenstück muß eine Erweiterung von 10 Cent. hervorbringen. In Bezug auf die Fig. 13 ist noch zu bemerken, daß das Seitenstück, so gestellt, ein Vordertheil von einem Zweeo bildet, d. h. man kann die Vereinigungslinie des Schooßes weglassen und denselben an das Vordertheil setzen.

Die andern beiden Schnitte für das vierte Quartal folgen in der Kürze.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von M. Büchner. Maschinendruck von F. André in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition



IV. Quartal.

2) Text und mit bloß monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **A. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Auch ein Fräulein von Kynast.

Dr. Koch erzählt in seinen „Wanderungen im Orient“ folgende Geschichte, welche lebhaft an die Sage von dem Fräulein von Kynast erinnert. „Sonst lebte auf der stolzen Feste Godschiboreth eine reizende Jungfrau, und der Ruf ihrer Schönheit verbreitete sich durch alle Gauen des grusischen Landes. Aus weiter Ferne und der Nähe kamen Freier, um sich um die Hand der schönen und einzigen Tochter des Herrn von Godschiboreth zu bewerben. Doch die Stolze hatte sich gelobt, nie das Eigenthum eines Mannes zu werden, und sich für immer eine ungeschmälerte Freiheit zu erhalten. Umsonst flehte der greise Vater und bat sein einziges Kind, von den zahlreichen Bewerbern, unter denen sich Jünglinge, mit allen Tugenden geschmückt und mit hinlänglichen Glücksgütern versehen, befanden, Einen zu wählen. Doch keiner von den Vielen vermochte das kalte Herz des Burgfräuleins zu erwärmen. Um aber dem Willen des Vaters und den Zudringlichkeiten der Freier endlich zu entgehen, gab sie nach und versprach dem, wenn auch nicht ihr Herz, doch ihre Hand zu geben, welchem es gelingen würde, sich dieselbe aus der Tiefe des Thales, die Felsenwände ersteigend, in ihrem auf dem äußersten Abhange erbauten Zimmer zu holen. Traurig zogen die Meisten von dannen, denn das Verlangen der übermüthigen Jungfrau war nur auf ihr Verderben gerichtet. Nur einige Jünglinge blieben zurück und schwuren an heiliger Stätte, die Braut zu erwerben oder unterzugehen. Sie vereinigten sich zu gemeinschaftlichem Werke, mit dem Beding, daß wenn es mehreren gelingen würde, den hohen Preis zu erwerben, das Loos entscheiden sollte. Mit großer Anstrengung arbeiteten sie mit Hammer und Meißel treppenartige Vertiefungen in das harte Gestein und befestigten mit großen Nägeln Stangen in der Wand, um auf ihnen einen festen Standpunkt für ihre verwegenen Arbeiten zu haben. So erreichten sie mit gegenseitiger Unterstützung die Hälfte der Höhe, aber einer nach dem andern stürzte in die schauerliche Tiefe hinab. Schwindel ergriff den Einen, als er zufällig hinabsah, ein Anderer glitt aus und unter einem Dritten brach der trügerische Balken. Vergebens bat der alte Vater, dem grausamen Beginnen Einhalt zu thun, die hartherzige Tochter aber bestand auf ihrer bestimmten Erklärung. So sehr sich mit jedem Tage die Anzahl der

Freier verminderte, so blieben doch die übrigen ihrem Beginnen treu. Aber noch war das letzte Drittel der Höhe nicht erreicht, als bereits Alle bis auf einen Einzigen in die Tiefe hinabgestürzt waren und auch ihn schien unvermeidlich dies Geschick zu erwarten. Gleichwohl hielt er bei der Arbeit aus und nach unsäglichen Anstrengungen und Mühen erreichte er endlich wirklich die Höhe. Mit innerem Ingrimme hatte die Jungfrau gesehen, wie der kühne Jüngling mit jedem Tage seinem Ziele näher kam, aber immer hoffte sie noch, daß auch ihn das Geschick der andern ereilen werde. Da aber erschien plötzlich an der Hand ihres alten Vaters der junge Mann in dem Gemache der ihm nun verfallenen Braut, die sich jedoch noch immer weigerte, dem feierlichen Versprechen nachzukommen. Da ergriff der bis dahin sanfte Freier mit fester Hand die Unwürdige, die so gräßlich mit dem Leben vieler junger Männer gefrevelt hatte und schleuderte sie hinab in die furchtbare Tiefe, um mit ihrem Blute das Blut d.r Gemordeten zu sühnen.

Nanette Ruthardt.

(Schluß.)

Der Teufel, der Nanetten zur unseligen That verführte, hatte einen sehr schönen Namen und eine freundliche Maske geborgt. Ueberhaupt ist der Teufel ein höchst gefährlicher Kerl, bei dem man niemals vor einer Verkleidung sicher ist. Nicht allein, daß er zuweilen alle Titel und Ehren trägt oder gar im Priesterrocke und mit Schaafsmiene zu uns tritt, nein, er versteckt sich sogar in süße und heilige Gefühle, denen wir uns ungescheut überlassen zu dürfen wohl glauben können. So war es bei Nanetten die Liebe zu ihrem Kinde, die ihr zuflüsterte: Wenn Du Dir selbst das Leben nimmst, kümmert sich Niemand um das Kind. Ruthardt liebt es vielleicht, aber er denkt nie daran, und die Ideen, denen er nachhängt, lassen ihn niemals zu einer Liebkosung kommen. Wer soll auch, wenn ich mir selbst den Tod gebe, daran denken, die Schulden abzutragen. Es werden ihrer immer mehr werden und mein Kind wird im Elend umkommen. Nein, nein — Ruthardt selbst muß sterben.

Von dem Augenblicke an, wo zuerst dieser Gedanke wie ein Feuerbrand in ihre Seele gefallen war, dachte Nanette an nichts Anderes, als daran, ihr Vorhaben auszuführen. Alle bittern Eindrücke, die sie von Ruthardt empfangen, tauchten in ihrem Herzen wieder auf, und doch konnte sie ihren Gatten nicht hassen, aber sie sah keinen anderen Weg aus dem Elend, als seinen Tod. Freilich befand sich unter jenen Eindrücken, welche ihren Gatten als den Urheber des Elends verklagten, seine Glaubenslosigkeit und sein Bestreben, Nanette lächerlich zu machen, wenn sie mit ihrem kleinen Kinde beten wollte. Hier sehen wir wieder eine deutliche Frucht ihrer Erziehung, Nanettens Frömmigkeit, die wir nur für eine äußerliche halten können, fand sich verletzt und machte bitteren Gefühlen Platz, als ihr halbgebildeter Mann — denn die halbe Bildung ist heut zu Tage die Mutter vieler Freigeisterei — ihr mit leichtfertigem Spotte gegenüber trat. Nanette fürchtete einen zürnenden Gott, ohne sich dem Alliebenden vertrauen zu können. Wäre ihre Frömmigkeit eine tiefere gewesen, so hätten äußere Eindrücke nicht so schnell sie berühren und unfrommen Haß in ihr erregen können. Freilich ist das Benehmen ihres Mannes nicht zu rechtfertigen, wie es denn auch immer wenig Geist und noch weniger Herz bei Männern verräth, den Frauen und Kindern gegenüber ihre Glaubenslosigkeit zur Schau zu tragen.

Am 16. April 1844 war es der Ruthardt gelungen, unter Angabe eines falschen Namens und falscher Familienverhältnisse von einem Arzte in Stuttgart einen Giftschein zu erlangen, auf den sie zur Vertilgung der Ratten ein Quentchen Arsenik erhielt. Fünf Tage war sie im Besitz des Giftes ohne es zu gebrauchen, aber am 21. April beschloß sie plötzlich ihren Plan zu vollführen. Sie mischte die Hälfte davon unter eine für Ruthardt, der seit einiger Zeit kränkelte, allein bestimmte Reissuppe, setzte diese ihrem Ehemanne, vor, und verließ das Zimmer, um in der Küche Pfannkuchen zu backen. Als sie das Geschäft beendigt hatte und in die Stube zurückkehrte, fand sie den Teller fast leer.

Ruthardt bekam Nachmittags ein heftiges Erbrechen, indeß hatte sich Abends sein Zustand schon so gebessert, daß der herbeigerufene Arzt keine Arzenei für nöthig hielt, sondern an eine Ueberladung des Magens glaubte. Auch konnte Ruthardt schon am Montage wieder an seine Arbeit gehen und Nachmittags mit seinem Freunde einen Spaziergang machen. Nanette verschaffte sich von Neuem eine Quantität Gift und reichte dieselbe am 25. April abermals ihrem Manne in einer Reissuppe. Diesmal erkrankte er heftiger, und der am 29. April herbeigerufene Hausarzt erklärte die Krankheitserscheinung für eine Entzündung der Darm- und Magen-Schleimhaut. Indessen besserte sich der Zustand des Kranken, so daß am Morgen des neunten Mai der Arzt die Gefahr für beseitigt erklärte. Mittlerweile hatte Na-

nette von einem Stuttgarter Arzte, übrigens unter richtiger Angabe ihres Namens, wieder einen Giftschein auf ein halbes Quentchen, vom Apotheker aber aus Versehen ein Loth Arsenik erhalten. Hiervon reichte sie ihrem Manne am 7. Mai in einer Arzenei eine Messerspitze voll. Am Nachmittage des 9. traten trotz der Erklärung des Arztes am Morgen heftige Krankheitserscheinungen ein. Nanette, die von dem Augenblick der ersten Giftreichung an sich selbst ganz umgewandelt und allen mildeeren Gefühlen verschlossen vorkam, wurde durch die Schmerzen ihres Mannes jetzt heftig erschüttert. Sie weinte in der Nacht, vom 10. zum 11. bitterlich, und als ihr Mann das Schluchzen hörte und ihr sagte, sie sollte nicht durch ihr Weinen ihm den Todeskampf und das Scheiden erschweren, sagte sie: „Ach Gott, du weißt es nicht, wie sehr ich mich an Dir verfehlt habe! ich bitte Dich um Verzeihung," worauf der Sterbende erwiderte: „Der Heiland im Himmel hat ja selbst seinen Feinden verziehen, warum soll ich Dir nicht vergeben, was Du an mir verbrochen hast." Jetzt erwachte Nanette aus ihrem, man möchte sagen, unseligen Wahnsinn, sie empfand bittere Reue, aber es war zu spät, am 11. Mai erfolgte der Tod ihres Mannes.

Verschiedene Gründe, namentlich die Anzeige des Arztes, daß Nanette einen Giftschein erhalten habe, erregten Verdacht gegen dieselbe. Man schritt zur Section der Leiche und fand 22 Gran Arsenik. Nanette wurde verhaftet und gestand gleich im ersten Verhöre ihre That ein. —

Während der ganzen Untersuchung bewies Nanette eine große Aufrichtigkeit, ihr Vertheidiger zeigte sogar später, daß sie in dieser Aufrichtigkeit so weit gegangen sei, Dinge als Thatsachen zu behaupten, die keineswegs erwiesen waren und bloß auf ihren Schlüssen beruhten.

Am 30. Juli 1844 reichte der Staatsanwalt dem Criminalsenate die Anklageschrift ein. Der Strafantrag wurde auf die Enthauptung der Angeschuldigten gestellt und dahin die ganze Darstellung gerichtet. Wie leicht geht der Ankläger über die Geburtsverhältnisse hinweg, die, wie wir zeigten, einen so mächtigen Einfluß auf das ganze Leben der Angeschuldigten übte?! Er findet sie mit der einfachen Bemerkung ab, das Glück, zärtlich besorgte Eltern an ihrer Wiege zu haben, sei der Angeschuldigten versagt gewesen. Was denkt der Ankläger von dem Wesen der Ehe, wenn er zugiebt, daß eine Zuneigung zwischen den Gatten nicht anzunehmen gewesen sei, und doch behauptet, es sei eine zufriedene Ehe zu erwarten gewesen, und nicht schon an der Eingehung dieser Ehe der Keim des Unsegens zu finden sei?! Was gab ihm nach den von ihm selbst mitgetheilten Aussagen der Angeschuldigten das Recht, zu behaupten, daß sie nur aus Selbstsucht, aus Rücksicht auf sich allein die unselige That vollbracht habe?! Das sind Fragen, die sich jedem Unbefangenen bei dem Lesen der Anklageschrift von selbst aufdrängen müssen.

Anklagen ist leichter als vertheidigen, aber der Vertheidiger der Angeschuldigten hat sich seinem schwierigen Geschäft mit bewundernswerther Kenntniß und Beharrlichkeit unterzogen. Wir führen kürzlich die Hauptpunkte an, die er, wenn auch vergeblich, geltend zu machen suchte.

Er gab zuförderst als erwiesene Thatsache zu, daß Ruthardt wirklich durch Arsenik gestorben sei, da 4 — 10 Gran des Giftes schon den Tod bewirken, die Untersuchung von Sachverständigen aber 22 Gran in der Leiche Ruthardt's gefunden hatte, daß ferner die Angeschuldigte dreimal ihrem Gatten Gift gereicht und dabei ihn zu tödten die Absicht gehabt habe. Aber er bestritt, daß der Tod Ruthardt's durch das von seiner Frau empfangene Gift bewiesen sei. Im ersten Augenblick war diese Behauptung des Vertheidigers sehr auffallend, aber wir werden sehen, daß er einigen Grund dazu hatte. Die Aussage der Angeschuldigten stand ihm freilich selbst im Wege. Denn sie bekannte ja, daß sie ihrem Gatten Gift in der Absicht gegeben habe, ihn zu tödten, und daß dieses Gift den Erfolg gehabt habe. Aber, sagte der Vertheidiger, sie behauptet hier mehr als sie behaupten kann. Der Angeschuldigten sind die Wirkungen des Giftes gar nicht so weit bekannt, um darüber ein vollvollständiges Urtheil abgeben zu können. Er zeigte, daß es allerdings feststehe, wie die Angeschuldigte das erste Mal wenigstens 30, das zweite Mal beinahe 60 und das dritte Mal vielleicht 4 bis 6 Gran ihrem Manne gegeben habe. Aber bei den beiden ersten Versuchen sei es gar nicht bewiesen, daß Ruthardt die vergifteten Suppen genossen habe. Die Angeschuldigte habe ihm jedes Mal die Suppe vorgesetzt, darauf das Zimmer verlassen, sei vielleicht nach einer halben Stunde zurückgekehrt und habe die Teller leer gefunden. Hieraus habe sie geschlossen, der Kranke habe wirklich die Suppe zu sich genommen, er könne sie aber eben so gut wegen des durch seine Kränklichkeit zu erklärenden Mißbehagens bei Seite gebracht haben, und die Krankheitserscheinung, die der Hausarzt sich aus der Ueberladung des Magens erklärte, könnte wirklich dadurch veranlaßt worden sein. Nur bei der letzten Giftreichung habe wirklich die Angeklagte sich überzeugt, daß ihr Mann das in die Medizin gemischte Gift zu sich nahm. Aber

dies sei die kleinste Quantität, eben höchstens 4 bis 6 Gran gewesen, und außerdem stehe durch die Aussage der durchaus glaubwürdigen Angeschuldigten fest, daß der größte Theil der Dosis auf dem Grunde des Löffels zurückgeblieben sei. Auch habe diese letzte Vergiftung unmöglich den Tod ihres Mannes herbeigeführt. Denn Ruthardt habe das Gift, wie sich die Angeschuldigte später genau erinnerte, am 7. Mai bekommen. Am 9. Mai früh hattte aber der Kranke sich besser gefühlt, auch der Hausarzt habe keine Gefahr mehr gesehen. Die heftigen Krankheits-Erscheinungen, die am Nachmittag dieses Tages eintraten, und bis zur Auflösung Ruthardt's fortdauerten, habe das Gutachten durch eine große am 9. Mai genossene Quantität Gift erklärt. Diese Giftreichung sei aber von der Angeschuldigten ihrerseits ganz in Abrede gestellt worden. Es bleibe mithin die Vermuthung übrig, daß Ruthardt außer dem von seiner Frau empfangenen Gift noch eine dritte Portion zu sich genommen habe. Der Vertheidiger wies nach, wie leicht das möglich gewesen sei, da Nanette den großen Rest des Giftes, den sie zurückbehalten hatte, in eine Dute gewickelt, in dem Kasten eines Tisches aufbewahrte, der in der auch während der Abwesenheit der Hausfrau unverschlossenen Küche stand. Wie leicht, sagt der Vertheidiger, konnte während der häufigen Abwesenheit der Angeschuldigten, die sich auch am 9. von Hause entfernt hatte, nach der Küche gegangen sein, sich dort Wasser geschöpft und in der Meinung, es sei Zucker, eine große Quantität desselben in das Wasser gethan haben? Wie leicht konnte das von wohlmeinenden Freunden geschehen sein, die den Kranken auch während Nanettens Abwesenheit besuchten und ihm hilfreiche Hand leisteten?

Diese und ähnliche Erörterungen stellte einerseits nunmehr der Vertheidiger an, um zu zeigen, daß Nanettte Ruthardt nicht sowohl wegen verübten Mordes, sondern nur wegen Mordversuchs mit einer der Todesstrafe zunächst kommenden Strafe zu belegen sei. Aber auf der anderen Seite zog er, nach genauer Auseinandersetzung aller die Angeschuldigte betreffenden Verhältnisse, die Zurechnungsfähigkeit derselben in großen Zweifel. Er wies dabei zuerst auf die trübe Stimmung hin, in der bei der Masse von Schulden, zu deren Deckung gar keine Aussicht da war, die Angeschuldigte sich befand. Er hob aber ferner auch hervor, daß die Angeschuldigte zur Zeit der That guter Hoffnung gewesen sei, und zeigte unter Anführung der Aussagen gelehrter Aerzte und Juristen mehrere Beispiele, daß Frauen während ihrer Schwangerschaft in tiefe Melancholie, Wahnsinn und Raserei verfallen und von firen Ideen beherrscht worden seien, von denen, sie erst durch ihre Entbindung befreit werden konnten. Der Annahme, daß der erwähnte Zustand auch bei der Angeschuldigten seine Wirkung geäußert habe, stand aber nach der Meinung des Vertheidigers durchaus nicht entgegen, daß sie behauptete, bei vollem Verstande ihren Plan ausgeführt zu haben, denn die Erfahrung hat ja oft gelehrt, daß selbst wirkliche Narren, deren Unzurechnungsfähigkeit Niemand in Zweifel stellte, mit wohl berechneter Klugheit, ja sogar mit aller Feinheit und überlegter Verstellung ihre Pläne auszuführen wissen.

Die Richter konnten sich von der Triftigkeit der Vertheidigungsgründe nicht überzeugen, die unglückliche Frau wurde in zwei Instanzen zum Tode verurtheilt, und das Todesurtheil am 21. Juni 1845 an ihr vollzogen. Sie ging ihrem Tode in tiefer Reue entgegen und zeigte in den letzten Tagen gegen die Familie der Tante, die sich des ganz verlassenen Kindes der Ruthardt annehmen wollte, eine versöhnliche Gesinnung.

Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier.

In Paris erschien vor mehreren Jahren ein mit Holzschnitten verzierter Bogen auf einer Seite bedruckt, der das Leben und die Sitten der Nationen von Europa enthielt. Hören wir die Quintessenz der Urtheile der Franzosen über sich und ihre Nachbarn.

In der Religion ist der Deutsche ungläubig, geht aber zuweilen mit dem größten Gebetbuche in die Kirche, der Engländer ist devot, der Franzose eifrig, der Italiener voll Ceremonien, der Spanier bigott.

Im Worthalten: Der Deutsche treu, der Engländer sicher, der Franzose leichtsinnig, der Italiener listig, der Spanier betrügerisch.

Im Rathgeben: Der Deutsche langsam, der Engländer entschlossen, der Franzose übereilt, der Italiener fein, der Spanier verwahrt sich durch Cautelen.

Von Gestalt ist der Deutsche groß, der Engländer wohl gewachsen, der Franzose wohl aussehend (de belle mine,) der Italiener mittelmäßig, der Spanier zum Erschrecken.

In der Kleidung ist der Deutsche ärmlich, der Engländer prächtig, der Franzose veränderlich, der Italiener lumpicht, der Spanier bescheiden.

In der Liebe: Der Deutsche versteht nicht, zu lieben (!), der Engländer liebt hier und da ein wenig,

der Franzose überall, der Italiener weiß, wie man lieben muß, und der Spanier liebt wirklich.

In Sitten: Der Deutsche bäuerisch, der Engländer grausam, der Franzose gewandt, der Italiener höflich, der Spanier stolz.

Im Verwahren des Geheimnisses: Der Deutsche vergißt, was man ihm sagt, der Engländer verschweigt, was er sagen, und sagt, was er verschweigen sollte, der Franzose plaudert Alles aus, der Italiener spricht kein Wort, der Spanier ist sehr geheimnißvoll. —

Die Eitelkeit: Der Deutsche prahlt wenig, der Engländer verachtet Alles, der Franzose rühmt Alles (?), der Italiener schätzt das Geringe gering, der Spanier rühmt nur sich selbst.

In Beleidigungen und Wohlthaten: Der Deutsche thut weder Gutes noch Böses, der Engländer Beides ohne Ursache, der Franzose vergißt Beides, der Italiener ist schnell zum Wohlthun, aber rachsüchtig, der Spanier gegen Beides gleichgültig.

Im Essen und Trinken: Der Deutsche ein Trunkenbold, der Engländer ein Leckermaul, der Franzose delikat, der Italiener mäßig, der Spanier knauserig.

Im Gespräch: Der Deutsche redet wenig und schlecht, aber schreibt gut, der Engländer redet schlecht, schreibt aber auch gut, der Franzose spricht und schreibt gut, der Italiener redet gut, schreibt viel und gut, der Spanier redet und schreibt wenig, aber gut.

In der Art, sich zu präsentiren: Der Deutsche sieht aus wie ein Damian, der Engländer gleicht weder einem Narren, noch einem Weisen, der Franzose ist étourdi, der Italiener klug, sieht aber aus wie ein Narr, bei dem Spanier ist es umgekehrt.

In Gesetzen: Die deutschen Gesetze sind so so, der Engländer hat schlechte Gesetze, beobachtet sie aber gut, der Franzose hat gute Gesetze, befolgt sie aber schlecht, der Italiener und der Spanier haben auch gute Gesetze, jener befolgt sie nachlässig, dieser streng,

Die Weiber sind in Deutschland Hausfrauen, in England Königinnen, in Frankreich Damen, in Italien Gefangene und in Spanien Sklavinnen.

Muthig ist der Deutsche wie ein Bär, der Engländer wie ein Löwe, der Franzose wie ein Adler, der Italiener wie ein Fuchs und der Spanier wie ein Elephant.

In den Wissenschaften ist der Deutsche ein Pedant, der Engländer ein Pilosoph, der Franzose weiß von Allem ein wenig, der Italiener ist ein Professor und der Spanier ein tiefer Denker.

Endlich (hört!) die Ehemänner sind in Deutschland Herren (?!), in England Knechte, in Frankreich Gefährten, in Italien Schüler und in Spanien Tyrannen.

Man sieht, daß wir Deutsche uns eigentlich am wenigsten zu beklagen haben, und wenn der Verfasser nur die abscheuliche Verleumdung weggelassen, daß wir nicht zu lieben verständen, und nicht so in den Tag hinein behauptet hätte, daß wir als Ehemänner Herren wären, so könnten wir mit unserer Charakteristik leidlich zufrieden sein.

Miscellen und Anekdoten.

— Welcher Tanz wird im nächsten Winter modisch sein? denn daß man trotz der Kartoffelkrankheit und der leider ernsten Noth tanzen wird, läßt sich mit Bestimmtheit erwarten. Die Polka ist veraltet, die Mazurka gilt für unmöglich, und die Redowa nebst andern mehr oder minder ungarischen, russischen, polnischen und böhmischen Tänzen will sich für unsere Ballsäle auch nicht recht eignen; daß man zur ruhigen zierlichen Menuett zurückkehrt, ist noch weniger wahrscheinlich, ein neuer Tanz ist also ein „allgemein gefühltes Bedürfniß." Nun, wir wollen es verrathen, daß diesem Bedürfniß abgeholfen werden wird, und zwar durch etwas ganz neues. Man wird die bisher beliebten nordischen Tänze bei Seite lassen, und der Abwechselung wegen sich einmal zu den südlichen wenden. Der neue Tanz wird eine Art Walzer mit Galopp sein, ohne indeß dem Walzer und dem Galopp sehr zu gleichen. Er ist neu, sehr graziös und leicht zu erlernen — eine Hauptsache, denn gerade die Schwierigkeit des Erlernens macht die Mazurka unmöglich. Der neue Tanz wird wahrscheinlich Neapolitana heißen. Der Rhythmus hat etwas von der Tarantella, wie sie bei Neapel getanzt wird, und etwas von der römischen Saltarella. Wer den 3. Act der „Stumme von Portici" kennt, kann sich vorstellen, wie der neue Tanz ist, und daß es ihm an Beifall nicht fehlen dürfte. Er ist rasch, hinreißend, unwiderstehlich, und wenn die jungen Herrn auch diese Tanzmelodien hören und kalt dastehen können, ohne in den Jubel mit hineingerissen zu werden, so ist — Hopfen und Malz an ihnen verloren. Nur das einzige kleine Bedenken hat man noch gegen die Einführung der Neapolitana, daß nach ihr nichts übrig bleiben dürfte, als der Bolero und Fandango. So viel ist übrigens gewiß, daß die Neapolitana in Paris bereits getanzt und mit allgemeinem Bravo begrüßt worden ist.

(Die Versöhnung.) Der Herr Brigade-General Baron v. Rahden theilt uns in seinem Werke aus der Schlacht bei Leipzig ein Ereigniß mit, welches komisch begann, aber höchst tragisch endete.

Am 14. October 1813 nahm das 2. schlesische Infanterie-Regiment seinen Bivouacplatz gegen Abend nahe bei Gräbern. Hier verblieb es auch am 15. October, wo die Soldaten be-

müht waren, die vom Winde umgeworfenen Bivouacs-Hütten, die einzige Schutzwehr gegen den kalten und regnigten Tag, wieder aufzurichten.

Der interimistische Capitain v. Rahden, polnischen Stammes, ein tapferer aber rauher Mann, lag in seiner Hütte, neben welcher sich auch die Hütte des Majors des Bataillons befand.

Der Diener desselben bemerkte eine lange Bohnenstange, welche er für die Hütte seines Herrn zu benutzen wünschte. Er hatte aber nicht bemerkt, daß die Stange bereits an des Capitains Hütte befestigt war, und indem er daran zieht, fällt das luftige Schloß über dem Capitain in Ruinen zusammen. Alle lachen, aber in Wuth stürzt der Capitain auf den Armen, welcher ihm solchen Tort gespielt hatte. Das Angstgeschrei desselben erweckte auch seinen Herrn, der im grauen weiten Reitermantel und ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, zu Hülfe eilt. Zwischen beiden Herren entspann sich ein arger Wortwechsel, wobei sie eben nicht als Männer erschienen, sondern den Umstehenden ein lächerliches Schauspiel gaben, indem sie sich um die Stange rissen, wobei der Major zur Erde fiel. Eine Ausforderung auf den nächsten Tag war das Resultat des lächerlichen Streites.

Der Morgen bricht an, die Schlacht beginnt, die Colonne wird zum Bajonett-Angriff beordert und von dem Major trefflich und umsichtig geführt, dabei ist der tapfere Capitain der Erste, um die Befehle des braven Majors pünktlich auszuführen. Man konnte deutlich den Wetteifer unter diesen Ehrenmännern wahrnehmen. In der dritten Position vertheidigt sich der Feind so hartnäckig, daß die jungen Soldaten zurückweichen müssen. „Vorwärts, meine braven Jungen!“ ruft bittend der Major, „mir nach, Soldaten!“ der Capitain, und indem er die sinkende Fahne ergreift, deren Träger eben erschossen worden, hebt er sie hoch und stürzt mitten in den Feind. Mit tausendstimmigem Hurrah folgt ihm sogleich das ganze Bataillon und die Andern Alle. Die alte Kaisergarde ist zum eiligsten Rückzuge gezwungen. — Der Major sieht und bewundert den Braven, seinen erbitterten Gegner von gestern. Er ruft ihn zu sich und schließt ihn brüderlich in seine Arme; der weite Mantel umfängt die beiden Männer; Worte vermögen nicht solche Scene zu beschreiben! Aber, o! fatales, unbegreifliches Geschick! eine feindliche Kanonenkugel saust daher und reißt sie beide nieder. Sie athmen nicht mehr! — Versöhnung war ihr letzter Gedanke.

Die Schlacht wurde gewonnen, und der Bivouac in einem Stoppelfelde aufgeschlagen, wo dem Major und dem Capitain — begleitet von 50 Mann, den übriggebliebenen Braven der Compagnie, — die letzten militairischen Ehren erwiesen wurden. Kein Kriegerauge blieb ohne Thränen, als man sie Beide in ein Grab versenkte.

(Ein neuer Nutzen des elektrischen Telegraphen.) Mittelst des elektrischen Telegraphen ist unlängst eine Trauung vollzogen worden, wobei Braut und Bräutigam ziemlich 50 deutsche Meilen weit auseinander standen. Ein junger Herr, welcher sich gegenwärtig in Geschäftsangelegenheiten eines der reichsten Bostoner Kaufleute in England aufhält, wurde, bevor er von Neu-York absegelte, auf die angegebene Weise der Schwiegersohn seines Prinzipals. Er wurde hauptsächlich deshalb nach England geschickt, um ihn von der Geliebten zu entfernen, welche der Vater mit einem andern Herrn vermählen wollte. Der zur Reise verurtheilte Liebende, der das Herz der jungen Dame gewonnen hatte, befand sich gerade in Neu-York, als er den Befehl erhielt, sich sogleich, ohne erst nach Boston zurückzukehren, nach England einzuschiffen. Die Dame begann sich sofort mittelst des Telegraphen mit ihm zu berathen und man kam endlich überein, daß er im Lokal des Telegraphen zu Neu-York seinen Stand mit einer Magistratsperson nehmen sollte, während sie mit einem vertrauten Freunde ihre Stelle am andern Ende des Drahtes zu Boston einnähme. Also geschah es — und die Trauung wurde durch Blitz vollzogen. Nun segelte der Bräutigam ab, und das Geheimniß blieb noch mehrere Wochen bewahrt, bis einige weitere Schritte von Seiten des Nebenbuhlers die Entdeckung herbeiführten. Aber man hat Maßregeln getroffen, um die Giltigkeit der Trauung zu bestätigen.

— Die Napoleoniden gewinnen zwar keine Schlachten und Throne mehr, sie erheirathen aber Millionen. Bekanntlich verheirathete sich vor einigen Jahren eine Prinzessin aus der Familie Bonaparte mit dem russischen Millionair Demidow. Jetzt erzählt man, daß der bekannte Prinz Louis Bonaparte die Hand der reichsten Erbin Englands, Miß Coutts-Burdett, erhalten werde, die ihm wenigstens 30 Millionen zubringt.

(Die sächsischen Damen geschildert von einem Engländer.) Die Frauen in Sachsen (sagt ein reisender Engländer) sind Muster des Fleißes, sie mögen zu Hause oder außerhalb ihres Hauses sein, das Stricken und Nähen hört nicht auf. Eine Dame, die in Gesellschaft geht, würde leicht den Fächer vermissen, könnte aber gewiß keine halbe Stunde ohne ihr Strick- und Nähzeug sein. Ein Mann, der in eine solche Gesellschaft tritt, könnte in den leicht verzeihlichen Irrthum verfallen, er sei in eine Industrieschule gekommen. In Dresden wird dieser Fleiß so weit getrieben, daß die Damen selbst im Theater stricken. Ich habe es selbst gesehen, wie eine Dame den Strickstrumpf hinlegte, sich die Thränen aus den Augen wischte über die Leiden Theklas in Wallensteins Tod, und dann sogleich den Strumpf wieder vornahm. (Rosen.)

(Napoleons berühmteste Generäle.) Ein kürzlich aufgeführtes Lustspiel, in dem sich die komische Figur eines Barons gar nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, daß Söhne bürgerlicher und gewerbetreibender Familien zu den höchsten Ehrenstellen gelangen und zu den berühmtesten Männern gezählt werden, giebt uns Veranlassung zu einer Zusammenstellung der berühmtesten Generäle Napoleons:

Augereau, Herzog von Castiglione, war der Sohn eines Fruchthändlers in Paris.

Bernadotte, der verstorbene König von Schweden, Sohn eines Advokaten in Pau.

Berthier, Fürst von Wagram und Neufchatel, Sohn eines Hausbedienten im Kriegspalaste.

Bessières, Herzog von Istrien, Sohn eines Bürgers zu Poissac.

Jourdan, Sohn eines Bürgers in Limoges.

Kleber und Kellermann, Herzog von Valmy, Söhne von Bürgern aus Straßburg.

Lannes, Herzog von Montebello, Sohn eines Färbers zu Latour.

Lefèbvre, Herzog von Danzig, Sohn eines Husaren zu Rouffac.

Massena, Fürst von Eßlingen, Sohn eines Weinhändlers in Nizza.

Moncey, Herzog von Conegliano, Sohn eines Advokaten in Besançon.

Mortier, Herzog von Treviso, Sohn eines Krämers zu Chateau-Cambresis.

Murat, König von Neapel, Gastwirthssohn aus la Bastide.

Ney, Fürst von der Moskwa, Sohn eines Faßbinders zu Saarlouis.

Oudinot, Herzog von Reggio, Kaufmannssohn aus Bar.

Soult, Herzog von Dalmatien, Bauerssohn aus Saint-Amand.

Suchet, Herzog von Albufère, Fabrikantensohn aus Lyon.

Victor Perrin, Herzog von Belluno. Von seiner Abstammung weiß man nur so viel, daß er zuerst Ladenbursche zu Troyes gewesen ist.

Es folgen noch einige berühmte Männer ohne Ahnen:

Euripides war der Sohn einer Obsthökerin.

Sokrates der Sohn einer Hebamme.

Pindar der Sohn eines reisenden Flötenspielers.

Aeschines der Sohn eines Taschenspielers.

Virgil der Sohn eines Bäckermeisters.

Papst Sixtus V. der Sohn eines Schweinehirten.

Der berühmte Redner Flechier kommt noch unter Virgil; sein Vater war nur Bäckergeselle.

J. J. Rousseau und Beaumarchais waren Uhrmacherssöhne.

Sheakspeare's Vater war Schlächter und

Thorwaldsen war der Sohn eines Bauern.

— Ein Herr, der das Pulver nicht erfunden hat, tritt dieser Tage unerwartet in sein Schlafzimmer, und erblickt seinen Kammerdiener, welcher sich's in dem prächtigen Großvaterstuhle recht behaglich macht. „Der Daus!" ruft der Herr, „Christian, altes Gesichte, Du denkst wohl Du bist ich, der Herr? Na, dumm genug siehst Du dazu aus."

— Ein Schauspieler hatte einen Selbstmord darzustellen, und darauf einige Augenblicke todt vor den Augen des Publicums auf dem Boden zu liegen. Plötzlich jedoch drängt es ihn zum Husten, erst hält er an sich, endlich aber vermag er es nicht mehr und bricht in ein heftiges Husten aus. Natürlich blieb das Publikum nicht gleichgültig dabei, sondern lacht, zischt, trommelt, pfeift. Da erhebt sich der Todte und tritt vor die Lampen, um das Publikum anzureden. Alles schweigt, gespannt, wie er seinen Fehler gut machen will. „Geehrtes Publicum," sagt er, „Niemand kann doch seinem Schicksal entgehen. Aberr meine selige Mutter hat es mir schon in meiner Kindheit vorhergesagt, wenn ich so den heißen Kaffee trank: „„Du wirst noch im Grabe husten.""

— Vor Kurzem fuhr ein sehr dicker Herr auf der märkischen Eisenbahn von Bunzlau nach Breslau zurück. Das Schicksol hatte ihn in ein Coupé placirt, wo eine dicke Dame auf der einen, eine dünne Dame mit verschiedenen Pappschachteln auf der andern Seite ihn so in die Enge trieben, daß er kaum zu athmen vermochte. Während der Fahrt entspann sich ein Gespräch, in dessen Verlauf die Damen fragten, mit wem sie das Vergnügen zu reisen hätten. „Ich bin der Scharfrichter aus Parchwitz," erwiderte der Dicke, „und habe in Guhrau einen armen Sünder abgethan, der seinen Vater, seine Mutter und alle seine Geschwister umgebracht hat." Diese Worte machten eine unbeschreibliche Wirkung auf die beiden Damen, sacht rückten sie auseinander, der Dicke gewann mehr und mehr Terrain, und als er fortfuhr, von den gräulichen Gesichtern zu erzählen, die der Deliquent geschnitten, bevor er den Kopf verloren, da wurde der Raum zwischen ihm und den Damen immer größer, und unser dicke Herr kam, vergnügt über den bequemen Platz, den er dadurch errungen, wohlbehalten in Breslau an, und freute sich bei einer Kufe Bairisch über die gelungene List.

(Beitrag zur deutschen Sprachlehre.)

Runzeln ist ein Zeitwort.
Strumpfband ein Bindewort.
Dame ein Hauptwort.
Ohrfeige ein Empfindungswort.
Bube und Mädchen sind Geschlechtsworte.
Verstand ist ein Nebenwort.
Michael und Neujahr sind Zahlwerte.
Geld ein Mittelwort.
Präsent ist ein Vorwort.
Esel ist ein Beiwort.
Dummkopf ist ein eigener Name.
Stehlen ist ein zueignendes Fürwort.
Betteln ein Sammelname.
Knute ein Schlagwort.
Mamsell ist ein Gattungsname.
Hebamme ist ein Hülfszeitwort.
Jungfrau ist ein einfaches Hauptwort.
Junge Frau ist ein zusammengesetztes Hauptwort.

(Abbzlg.)

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Im italienischen Theater sieht man wie immer die höchste Eleganz der Toilette. Wir sahen da letzthin eine Dame, welche ein Kleid von weißem Gros de Naples mit breiten rosa Atlasstreifen trug, das vorne auf einem Unterkleide von weißem Taffet offen und durch drei Finger breite rosa Sammetstreifen darauf festgehalten war. Auf jedem solchen Streifen befand sich eine Schleife von gleichem Sammet mit zwei ziemlich langen Enden. Das glatte Schneppenleibchen hatte eine kleine Berthe, welche mit einem rosa Sammetstreifen eingefaßt und vorn mit drei Sammetstreifen, gleich denen auf dem Rocke, festgehalten war. Die kleinen Aermel zeigten ebenfalls eine Schleife mit langen Enden. Ein kleines, ganz rundes Häubchen, garnirt mit einer Blonde, von der Breite einer Hand, war rund herum gezogen und hatte an der linken Seite eine Schleife von rosa Band mit weißer Guipüre und langen Enden, an der rechten Seite dagegen ein Bouquet von kleinen Blumen. Man bemerkte auch ziemlich viele Kleider von schwarzen Spitzen über Unterkleidern von grünem, blauem oder lilas Taffet. — Sehr originell und ele-

gant erschien uns ein mittelalterliches Kleid, das ganz an die wesentlich aristokratischen Trachten der sonstigen Burgfrauen erinnerte. Es war von smaragdgrüner Popeline mit eingewebten schwarzen Atlasbörtchen gestreift. Das Leibchen war glatt und die oben engen Aermel erweiterten sich nach unten zu, wo sie ein schmales Bündchen von schwarzem Sammt hatten. Auf diesem Leibchen befand sich eine Art Jäckchen à la Jeanne d'Arc, tief ausgeschnitten, vollkommen deutlich die Taille bezeichnend, und rund herum einen großen Caraco bildend. Vorn war das Jäckchen glatt, auseinandergehend und an jeder Seite des Jäckchens befanden sich zwei Scheintäschchen, während der Rock wirkliche Taschen hatte. Das Jäckchen hatte kleine Aermel, welche auf den Aermeln des Kleides eine Art Achselverzierung bildeten. Man trägt noch immer viele Armbänder in verschiedener Art nebeneinander. Auch die Hauskleider sind in diesem Augenblick sehr reich und man verwendet dazu am liebsten die alterthümlichen geblümten Stoffe und die modernen broschirten Pompadourzeuge. Einige dieser Kleider haben kleine Pelerinen, welche hinten rundliche Revers bilden und vorn spitz endigen. Die Aermel sind meist sehr weit und entweder mit Troddeln aufgenommen oder unter seidener Borte gezogen. Die Damen, welche sich sehr vor der Kälte fürchten, tragen darunter knapp anliegende Aermel von gleichem Stoffe, welche die Unterärmel von Muslin ersetzen. Der Rücken ist gezogen und die Vordertheile sind aus einem Stücke. Für das Haus hat man auch ein Musquetaire-Jäckchen, das in schwarzem oder doch dunkelfarbigem Sammet getragen wird. Es liegt knapp an der Taille an, ohne sie gerade sehr zusammenzudrücken wie ein Paletot, und reicht bis an die Hüfte. Die Aermel sind halbweit, unten offen mit Aufschlägen; unten herum wird das Jäckchen mit Posamentirarbeit besetzt, die stickereiartig aussieht, und auch die Aermelaufschläge besetzt man so. Auch die Kinderanzüge folgen der Mode. Für die Knaben von 3—4 Jahren wählt man gern kleine Tunicas von einfarbig grauem Cachemir mit Revers, welche mit grünen oder blauen Fransen oder Borte in dieser Farbe besetzt sind, die von dem Grau hübsch abstechen.

Herren-Mode. Die Revers trägt man aus dem Grunde lang, weil man die Taille stets sehr tief macht. Indeß ist ein Mißbrauch dieser Mode zu fürchten, welcher dem Kleide ein Ansehen von Schwerfälligkeit verleiht, welches der unglückselige Gegensatz jenes ungezwungenen Ansehens ist, welches die kurzen Revers ihm geben, das man aber auch übertrieb. Die Schöße der Fracks von beiden Genres zeigen sich etwas schmäler, und hierin gibt sich eine Neigung zur Verminderung ihrer Weite kund, welche immerhin noch eine Abnahme von einigen Centimetern erleiden kann, um weit genug zu bleiben für die mittlere Grenze zwischen den extremen Genres. Die übermäßigen Wellenbewegungen der vordern Schöße sind bei Personen von Geschmack nicht mehr beliebt, und ein leichter Zuwachs an Länge genügt in diesem Punkte dem Tribut der Mode. Fracks und Ueberröcke werden fortdauernd sehr kurz getragen, denn die langen Kleidungsstücke dieser Art sind aus dem Reiche der Eleganz verschwunden. Die Schöße des Fracks eines jungen Fashionable mittler Größe dürfen nur 41 Cent. Länge bei 53 Cent. Rückenlänge haben, zusammen 94 Cent. für den Schnitt des Fracks. Der Ueberrock darf höchstens 92 Cent. und für kleine Herren 82 Cent. haben. Die Paletot-Ueberröcke dürfen nur wenig länger als der Frack sein; 6—8 Cent. mehr genügen, wenn sie als Pardessus getragen werden. Man wird bemerken, daß in Folge der Verschmälerung der Revers der Ueberschlag des Vordertheils des Leibes etwas schmäler ausfällt, und daß die Knöpfe, statt an Zahl zuzunehmen, stets sich vermindern. Ihre Form ist gewölbt, nur allein die blauen Fracks haben Metallknöpfe, für alle andern sind sie von glatter oder façonnirter Seide. Ueber die Stoffe, die sich besonders beliebt machen werden, läßt sich im Allgemeinen noch wenig sagen, indeß dürften die nicht zu hellen und nicht zu dunkelen einfarbigen den Vorzug verdienen. Die Gilets bleiben stets sehr lang und müssen die Revers der Fracks überragen. Die beliebige Shawlform ist die, welche gegenwärtig der meisten Gunst sich erfreut; für die große Toilette der sehr offene Shawl. Der gegenwärtige Schnitt der Beinkleider ist etwas weniger weit, und es bedarf nur noch einer geringen Verminderung dieser Weite, um zu den, dem wohlgewachsenen Manne so graziös stehenden Pantalons zu gelangen, welche die Formen leicht erkennbar machen, ohne sie allzugenau darzustellen. Andauernd trägt man noch Pantalons ohne Strippen und man muß beim Zuschnitt vermeiden, daß sie, angezogen, sich nach aufwärts ziehen. Das Sicherste, diesen Fehler zu vermeiden, ist, das Vordertheil in der Kniebeuge so breit wie das Hintertheil zu schneiden; dies gibt, mittels des Schrägstreifens, welchen das Hintertheil erhält, dem Fond mehr Länge, und dieses mehr an Stoff. Zu mehrerer Vervollkommnung der Fußbiege garnirt man fortwährend die Pantalons an diesem Punkt, namentlich bei dünnen Stoffen. Diese Garnirung muß schräg geschnitten sein und sehr künstlich auf dem bogenförmigen Ausschnitt placirt werden, um einen guten Effect hervorzubringen. Die Mode der Beinkleider scheint sich so erhalten zu wollen, wie wir sie den ganzen Sommer gesehen haben, wenigstens bemerkt man noch gar keine Aussicht auf irgend eine Veränderung. Die neuesten Stoffe zu Pantalons haben so kleine Muster, daß man sie nur ganz in der Nähe sieht, und die beliebtesten Farben an diesen reichen Stoffen sind das Grün und Blau, leicht mit andern Farben gemischt und nüancirt, welche indeß der Hauptfarbe durchaus keinen Eintrag thun. Außerdem werden aber alle bisher beliebten Stoffe getragen. Auch an den Westen können wir durchaus nichts Neues bemerken, als daß die Länge sich erhält, welche sie dieses Jahr erlangt haben; die Form ist ganz die bisherige geblieben: breite Klappen, große Shawlkragen, kleine Shawlkragen, gerade geschnittene Westen ohne Kragen &c. In den Stoffen, welche am meisten von ihrer Beliebtheit verloren zu haben scheinen, steht der schottische Sammt obenan, während die weißen, schwarzen und chamois Stoffe, d. h. Piqué, Cachemir oder Seide, kurz jeder Stoff, welcher gestickt werden kann, jeden Tag größere Gunst gewinnen, sowie jene Art von Cachemir mit großen schottischen Rauten, die man sonst Pferdedecken nannte.

Das unbestreitbare beliebteste Kleidungsstück ist der Palletot, doch nicht mehr der, welchen man bereits seit mehreren Jahren trägt. Der neue ist gerade geschnitten und hat nur eine Reihe Knöpfe, die sehr groß sind. Der Kragen ist von mittlerer Breite und die Aermel sind weit mit runden Aufschlägen, die meist wie die Klappen mit Sammt überzogen werden. Ein solcher Palletot ist gewöhnlich mit einer Borte eingefaßt, hat eine lange Taille und Taschen in den Schößen wie auf der Brust. Die Farben, welche man wählt, sind so verschiedenartig, daß wir sie unmöglich alle aufzählen können: die neueste ist ein mit Grau vermischtes Blau, sowie ein Gemisch von Grün, Roth und Grau. Die meisten dieser Palletots sind mit Seide gefüttert und stark wattirt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Pardessus, Vorderseite von No. 2. 2. Pardessus, Kleid mit drei Spitzenvolant. 3. Palletot mit langer Taille. 4. Frack mit nicht mehr so runden Schößen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn Arnold in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr

Expedition

IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.



MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Lit. D.

Novelle, von A. Stätter.

Als die Revolutionstribunale im Jahre 1793 errichtet wurden, war Herr Duportail einer der ersten, welche auf die Listen der zu ergreifenden und zu richtenden Verdächtigen gesetzt wurden. Es lag mehr als ein Grund zur Proscription gegen ihn vor: er war bei den Pächtereien angestellt, reich, geistvoll, unvorsichtig und so übermüthig, wie es gar leicht ein Glückkind ist. Es war ihm bisher Alles nach Wunsch gegangen: seit drei Jahren mit einer Spanierin verheirathet, die er aus den westindischen Colonien nach Frankreich mitgebracht hatte, mit einer reichen, schönen, liebenden und resoluten Frau, die ihm zwei holde Kinder gab, lebte er, wie man zu sagen pflegt, wie Gott in Frankreich, als die Revolution ausbrach und ihn überraschte, wie so manchen arglosen Freund des Bestehenden.

Noch zu rechter Zeit von Männern gewarnt, die besser unterrichtet waren und ihn für einen unvorsichtigen, doch keineswegs blinden Royalisten hielten, verließ Duportail seine Wohnung noch glücklich vor der Ankunft der Revolutionsagenten und fand bei seinem frühern Bedienten in einer der Vorstädte ein Versteck.

An demselben Abend noch besuchte ihn seine Frau, die er in Folge des Besuchs von den Pikenmännern als Bild des Schreckens wiederzusehen fürchtete, doch die ruhig und gefaßt auftrat und nach der ersten herzlichen Begrüßung entschlossen erklärte:

Wir müssen fort. Hier in der Nähe hält morgen der Wagen. Wir gehen zu unsern Eltern nach Bordeaux, von wo wir leicht nach Westindien entkommen.

Die muthige Frau hatte im Verlaufe des Tages das Geld und die Kostbarkeiten des Hauses zusammengerafft, die dringendsten Angelegenheiten geordnet, und Alles zur schleunigen Flucht vorbereitet.

Duportail küßte sein heroisches Weib und konnte sich doch nicht entschließen, Paris so schnell zu verlassen. Deshalb meinte er, seine Frau sei zu besorgt, man könne ihm ja nichts vorwerfen, der Sturm werde schon vorübergehen, und was die meisten damaligen Royalisten zu denken und zu sagen pflegten. Aber seine Frau sah weiter und setzte ihm so lange zu, bis er versprach, morgen mit ihr und den Kindern abreisen zu wollen.

Indeß kaum war seine Frau wieder fort, als die Leute,

in deren Wohnung er sich verbarg, erzählten, an den Barrieren würden alle Wagen, welche die Hauptstadt verließen, genau untersucht und es sei auf diese Weise schon eine Menge Adeliger, die auswandern wollten, verhaftet worden. Seine Frau hatte ihm zwei Pässe mitgebracht; dennoch war seine Angst nicht gehoben. Die ganze Nacht träumte er von der Gefahr an der Barriere; schrecklicher als Alles aber schien es ihm, wenn er vor den Augen seiner Frau oder diese seinetwegen mit ihm verhaftet würde. Ohnehin konnte sich ja diese Wagendurchsuchung in allen Städten wiederholen; welche Höllenqual!

Am andern Morgen eilte er zur verabredeten Stunde zu dem Wagen, setzte seiner Frau in Hast seine Gründe auseinander und bat sie, mit den Kindern ruhig die Reise fortzusetzen; zu Fuß komme er leichter durch die Barrieren und werde dann Postpferde oder ein Reitpferd nehmen, um sie unterwegs einzuholen, oder in Bordeaux wieder mit ihr zusammen zu treffen.

Frau Duportail brach in Thränen aus, beschwor ihren Mann, ihr zu folgen, bat ihn dann, auf der Hut zu sein, und fuhr trostlos allein mit ihren Kindern ab.

An der Barriere wurde der Wagen in der That angehalten und der Schlag auf beiden Seiten geöffnet. Grause Köpfe mit rothen Freiheitsmützen kamen zum Vorschein.

Ein Frauenzimmer! brummte der eine Revisor.

Wer bist Du? fragte der Andere.

Frau Duportail zeigte ihren Paß.

Passirt!

Die Pferde wurden angetrieben und den Reisenden wurde das Herz leichter.

Dieses erste Glück schien eine gute Vorbedeutung zu sein; ohnehin hielt die Frau ihren Mann für muthiger und gewandter, als er war, denn in solchen Momenten verlieren nicht selten die in geordneten Verhältnissen routinirtesten Leute den Kopf. Jeden Augenblick glaubte sie hinter ihrem Wagen, der zum Glück im Rücken ein kleines Glasfenster hatte, einen Reiter galopiren zu hören; doch stets war ihre Aussicht vergebens. An diesem Fenster die Straße beobachten, ihre beiden Kinder schaukeln und Pläne für die Zukunft machen, das war ihre ganze Reisebeschäftigung.

In Tours hoffte sie sicher Nachricht von ihrem Manne zu erhalten; sie that zu dem Zwecke sogar auf der Post einen gefährlichen Schritt — Alles umsonst!

Er muß mich bereits überholt haben! dachte sie und reiste weiter.

In Poitiers erkundigte sie sich in dem Gasthofe, in dem ihr Mann schon öfter eingekehrt war. Ein Reiter, so hörte sie vom Kellner, sei vorbeigesprengt und habe ganz wie Herr Duportail ausgesehen, doch lasse sich dies nicht mit Gewißheit sagen. Die arme Frau stieg sofort wieder in den Wagen und dachte: Nach Bordeaux! Dort harrt er meiner gewiß schon längst.

In Bordeaux fuhr sie sogleich zu ihres Mannes Vater, und hörte, daß sich derselbe gleichfalls verborgen halte, dennoch gelangte sie endlich zu ihm.

Mein Mann? Mein Mann? rief sie ihrem Schwiegervater entgegen.

Sie wissen noch nicht? . . . Er ist verhaftet!

Wo?

In Paris; am 9. October.

Am 9. October war sie Morgens gerade von Paris abgereist. Sie erblaßte, drehte sich aber auf der Stelle um und rief:

Aber er ist doch noch am Leben?

So Gott will? doch jeder Tag bringt neue Hinrichtungen.

So lassen Sie die Pferde vor dem Wagen, oder besorgen Sie mir rasch andere. Ich weiß meine Kinder hier in Sicherheit; ich muß meinen Mann retten!

Trotz aller Gegenvorstellungen von Seiten ihrer Verwandten blieb die entschlossene Frau bei ihrem Vorsatze, und ließ sich nur so lange in Bordeaux aufhalten, bis ihr Schwiegervater ihr einen Brief an ein einflußreiches Conventsmitglied, einen Freund des damaligen Justizministers Danton, verschafft hatte.

Ihre Kinder unter ihrer Schwiegereltern Obhut zurücklassend, kehrte Frau Duportail nach Paris zurück. —

Acht Tage waren bereits seit ihres Mannes Verhaftung vergangen: was konnte damals in Zeit einer Woche vorgehen! In Paris angelangt, bot die geängstigte Frau zunächst alles auf, um sich über ihres Gatten Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Der Name Duportail war auf den Todeslisten, welche täglich in den Straßen der Hauptstadt ausgerufen wurden, noch nicht vorgekommen, eben so wenig in den Processen vor den Revolutionstribunalen; ihr Mann war demnach noch am Leben. Aber die Proceduren folgten einander Schlag auf Schlag, und die Guillotine arbeitete jeden Morgen. —

Frau Duportail eilte deshalb zu dem Deputirten der Gironde mit dem Briefe, der das Conventsmitglied beschwor, sich bei Danton zur Rettung des genannten Verhafteten zu verwenden.

Der Girondist war nicht zu Hause, wenigstens behauptete dies eine alte Hexe, welche als Höllenhund die Thüre bewachte.

So werde ich ihn erwarten, antwortete Frau Duportail.

Das steht Dir frei; doch wo?

Hier! entgegnete die arme Bittstellerin, welche sich durch die hämische Art der Alten verletzt fühlte.

Unter freiem Himmel? Du mußt eine wüthende Aristokratin sein; dies Geschmeiß ist zu allem fähig. Unsere Deputirten hätten viel zu thun, wenn sie alle Nachteulen solchen Gelichters vorlassen wollten!

Frau Duportail fühlte, was dies „unter freiem Himmel" sagen sollte, um so mehr, weil der Hof, auf dem sie stand, mit Koth bedeckt war. Denn es regnete bereits seit Tagesanbruch unaufhörlich. Ihre Schuhe und Strümpfe waren durchnäßt; der Reiseanzug, den sie noch trug, war beschmutzt und in Unordnung; ihr Herz zerrissen.

Während Frau Duportail überlegte, ob sie warten oder wiederkommen sollte, trat aus dem Hinterhause ein Mann, der eine Rolle Papier gegen den Regen zu verbergen suchte, und ausgehen zu wollen schien.

He! rief jetzt die Alte, ich war im Irrthume, Aristokratin!

Frau Duportail erkannte auf den ersten Blick den Girondisten, den sie suchte, trat ihm auf der Schwelle entgegen, und überreichte ihm den Brief. Der Deputirte sah in den Brief, dann der Bittstellerin in's Gesicht, brummte etwas von Mangel an Zeit, wurde jedoch, als er das Schreiben zu Ende gelesen, höflicher, und bat die Bürgerin, ihm zu folgen.

Im Zimmer des Girondisten herrschte die Unordnung eines genialen, vielbeschäftigten und lebenslustigen Junggesellen; doch war die Einrichtung elegant und noch ganz in der Mode der Vorrevolutionszeit. Ueber den Gemälderahmen prangten noch Wapenschilder; eins dieser Bilder stellte einen kirchlichen Gegenstand dar; andere waren Schlachtstücke, auf denen noch Könige und Prinzen figurirten. Nur vom Schreibtische und den Stühlen hatte die Neuzeit bereits in Zeitungen und Broschüren aller Art, in Reden, Acten u. s. w. Besitz genommen.

Der Deputirte warf von dem einen Sessel die Papiere zu Boden und bat die Bürgerin, Platz zu nehmen. —

Der Bürger Danton, bemerkte er, sich an den Schreibtisch setzend, ist, wenn ich nicht irre, zur Zeit auf dem Lande. Ich gebe Ihnen einen Brief, den Sie ihm jedoch selber übergeben müssen, wenn er Erfolg haben soll.

Aber wann ist er zurück?

In einigen Tagen.

Aber jeder Verzug. . .

Sie wollte hinzusetzen: jeder Verzug ist gefährlich, denn die Guillotine ruht nicht; doch der Girondist zuckte die Achseln und fing an zu schreiben.

Vielleicht ist Bürger Danton auch schon morgen zurück, unterbrach sich der Deputirte, als er sah, daß der Frau die Thränen über die Wangen rollten.

Mit bangem Muthe folgte die unglückliche Frau der raschen Feder des Girondisten, welcher während des Schreibens ein fast unheimliches Gesicht machte.

Hier, Bürgerin! begann der Deputirte, den Brief zusiegelnd. Mein Freund wird mit mir zufrieden sein. Wenigstens thue ich mein Möglichstes und dies vom Herzen gern.

So redend reichte er Frau Duportail den Brief an Danton, nahm seinen Hut und setzte hinzu:

Entschuldigen Sie meine Eile; ich muß in die Sitzung.

Die arme Bittstellerin erhob sich und fragte mit dumpfer Stimme.

Aber glauben Sie denn, daß sich Bürger Danton erweichen und Gnade ergehen lassen wird?

Ich zweifle nicht daran. Danton hat ein gutes Herz und ist Frauen gern gefällig. Aber deshalb noch ein Mal, überreichen Sie den Brief eigenhändig.

So gingen Sie die Treppe hinab. Auf dem Hofe zog das Conventsmitglied noch ein Mal den Hut und eilte mit raschen Schritten fort. Kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, schwankte die arme Frau auf die Straße hinaus, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden solle. Sie mochte eine Weile fast bewußtlos dem Strome der Menschen gefolgt sein, als sie durch den Ruf eines zerlumpten Mannes aufgeschreckt wurde:

.... Sind durch die Nationaljustiz verurtheilt worden die nachbenannten schändlichen Verschwörer, welche noch heutigen Tages ....

Frau Duportail kannte diesen Ruf; schaudernd drängte sie sich an den Ausrufer, der ihr für ein Geldstück eine gedruckte Liste einhändigte und weiter ging. An der Stelle wie festgebannt, las die Gequälte den schmutzigen Fetzen, auf welchem in großen Buchstaben Namen, Stand und Alter der Verurtheilten verzeichnet waren; der Name Duportail befand sich nicht auf der ersten Seite der Liste. Mit zitternder Hand drehte

sie das Papier um: auch hier war der Name nicht zu finden. Ihr Mann lebte also noch, heute wenigstens; doch wer konnte für den nächsten Morgen stehen?

Wie die Unglückliche den Rest des Tages zubrachte, betraf keiner Schilderung. Sie suchte sich über den Gang der Proceduren zu unterrichten, über das Gefängniß, in welchem ihr Mann sitze, und über die Möglichkeit, ihn zu sehen, Näheres zu erfahren; doch das ganze Ergebniß ihrer Schritte bestand in der Gewißheit, daß ihr Mann im Gefängniß des Oratoriums sitze, und daß sie nicht zu ihm gelassen werden dürfe.

Am andern Morgen machte sie sich zu Danton auf den Weg. Sie kam zu früh: der Bürger Justizminister schlief noch. Die Thürsteher wiesen die arme Frau mit jener Derbheit ab, die damals für echten Patriotismus galt. Als sie später wieder anfragte lautete die Antwort, der Bürger Justizminister sei ausgefahren.

Wohin?

Nach Auteuil.

Sie erkundigte sich, ob sie ihn wohl dort sprechen könne? Schallendes Gelächter und die höhnische Vertröstung, morgen sei auch ein Tag.

Was war zu thun? Der Tag verging ihr unter Todesqualen und doch mußte sie sich gedulden. Sie las die Zeitungen; es war ihr, als müsse ihr hier ein Wink über ihres Mannes Schicksal oder zu dessen Rettung werden. Vergebliches Bemühen. Sie versuchte noch ein Mal, zu ihrem Manne zu gelangen, gleichfalls ohne Erfolg.

Am andern Morgen kleidete sich Frau Duportail nach einer unter Todesschauer durchwachten Nacht so um, daß sie von den Thürstehern nicht wieder erkannt werde. Die nämliche Grobheit von Seiten des dienenden Personals, dieselbe Erfolglosigkeit. Der Bürger Justizminister, hieß es, arbeite in seinen Bureaux und dürfe durchaus nicht gestört werden.

Frau Duportail wartete hierauf vier endlos lange Stunden in einer benachbarten Weinschenke, in welcher die Wirthin bald merkte, daß es der schönen blassen Frau nur um ein Ruheplätzchen zu thun sei, und sie deshalb mitleidig in ihr Stübchen führte.

Der Tag neigte sich. Die Unglückliche war so erschöpft, , daß sie nur mit Mühe aufstehen konnte. Endlich raffte sie sich auf, sagte der gutherzigen Wirthsfrau ihren Dank, und kehrte mit dem verzweifelten Entschlusse zum Hotel des Justizministers zurück, Danton zu sprechen, es gehe, wie es wolle.

Die Dienerschaft wies sie auch diesmal wieder ab, doch sie zog ihren Brief hervor, und erklärte entschlossen: —

Der Brief ist vom Bürger R * *, dem Conventsmitgliede, und muß sofort eigenhändig von mir übergeben werden.

Man ließ sie endlich in den Hof, wo sie auf gut Glück die große steinerne Treppe hinaufging. Die entscheidende Stunde gab ihr Kraft.

Im Vorsaal ging es bunt durch einander. Die Bedienten eilten hin und her und hatten so vollauf zu schaffen, daß Frau Duportail ungehindert in ein Vorzimmer und aus diesem in ein anderes gelangte, in welchem wieder mehrere Bediente mit Messern und Gabeln, Tellern und Schüsseln und dergleichen Tafelgeschirr beschäftigt waren.

Wer sind Sie? . . . Wohin wollen Sie? hörte Frau Duportail von mehreren Seiten fragen. Ohne Rede zu stehen, folgte sie dem einen Bedienten durch die halb offene Thüre, die in den Speisesaal führte.

Der Glanz der Kronleuchter, die Menge der Gäste und die Nähe des entscheidenden Augenblicks machten die entschlossene Frau plötzlich betroffen. Zugleich rief ihr ein Bedienter zu:

Zurück? Ist das erlaubt? Warum läßt man sich nicht erst melden?

Die arme Frau wurde von dem Bedienten beim Arm ergriffen, und, als sie sich sträubte, von mehreren dienstbaren Geistern in die Mitte genommen, und hinaus gezerrt. Doch in demselben Momente erschien ein großer breitschulteriger Mann mit straff emporstehenden Haaren und einer Serviette im Knopfloche.

He, was geht vor? donnerte er.

Bürger Minister, es ist eine Frau, die . . .

Nun gut, wenn's eine Frau ist, so seid artig und laßt sie herein.

Trotz seiner derben Stimme und plumpen Außenseite machte der Bürger Justizminister den artigen Hausherrn und angenehmen Wirth, so, daß die unglückliche Eindringlingin ein Herz faßte, und ihm mit niedergeschlagenen Augen den Brief überreichte. Danton öffnete das Schreiben, sah hinein und sagte:

Ah! Frau Duportail! . . . Mein College hat mir schon davon erzählt. Wir wollen daran denken.

Sie wissen, wie dringend die Sache ist, stammelte die Bittstellerin.

Ja, ich weiß . . .

Bei diesen Worten sah Danton die Frau mit seinen halb geschlossenen durchdringenden kleinen Augen, die in dem unförmlichen Gesichte fast ganz verloren gingen, an.

Ein Wort von Ihrer Hand . . .

Schon gut, wir wollen sehen. Doch bleiben wir hier nicht in der Thüre stehen. Treten Sie näher. Ich habe nur einige vertraute Freunde zu Tische; eine liebenswürdige Frau ist nirgends zu viel.

So redend nahm er die Zitternde bei der Hand und führte sie zu der Tafel, wo ein Dutzend Männer die Augen auf sie richteten.

Ich stelle Ihnen lauter liebe Freunde vor, die sich freuen, Sie hier zu sehen! begann Danton mit einer gewissen Galanterie, die mit seinen derben Manieren und der kolossalen Figur im seltsamen Widerspruche stand. Zugleich setzte er ihr einen Stuhl hin, den sie scheu ans Täfelwerk zurückschob.

Werden Sie uns das Vergnügen machen, unser Gast zu sein, wenn ich Sie darum bitte? fuhr der Justizminister fort.

Die junge Frau lehnte die Einladung mit einer Handbewegung ab. Mehrere Tischgenossen schienen durch die Erscheinung einer Dame belästigt zu sein und warfen ihr deshalb mürrische Seitenblicke zu; Andere sahen bald sie, bald den galanten Hauswirth spöttisch an und suchten alsdann das durch dies Intermezzo in Stocken gerathene Gespräch wieder in Schwung zu bringen. Es drehte sich um die Politik des Tages und wurde bald mit jeder Minute ernster und stürmischer; man verhandelte bei Tafel wie im Convent. Nur Danton wandte sich von Zeit zu Zeit wieder an die Dame, die auf glühenden Kohlen saß, mit der Entschuldigung:

Es thut mir leid . . . ich hoffte, Sie würden mit uns gespeist haben . . . nehmen Sie doch!

Dabei griff er jedes Mal mit der gewaltigen Hand rückwärts und nahm dem Bedienten eine Flasche nach der anderen ab, aus der er den Nachbarn einschenkte, denen er mit einem schwer nachzuahmenden Beispiele voranging: selten stand sein Glas leer und stets trank er es in einem Zuge bis zur Nagelprobe aus. Hatte er sich so gestärkt, dann mischte er sich mit seiner Donnerstimme in die stürmische Debatte, so lange Alles überschreiend und beherrschend, bis er wieder zur Flasche griff. Sein Hauptopponent in der Disputation spielte dagegen den Ruhigen, Gemessenen, ja mitunter sogar Pathetischen. Wein und Disput erhitzten jedoch in Kurzem alle Köpfe; der Lärm stieg; die Ausdrücke wurden derber. Da rief endlich einer der Gäste, nachdem er sich durch wiederholtes Schlagen des Glases an die Flasche Luft gemacht hatte:

Wie dem aber auch sei, so ist die Hauptsache doch, daß wir uns vertragen als wahre Freunde und echte Bürger des Vaterlandes, da wir ja Alle das Gute wollen. Darauf laßt uns anstoßen!

Daran erkenn' ich den eingefleischten Vermittler, rief Danton lachend. Du gemahnst mich an den Tropf von Lamourette und würdest, wie Molière sagt, den Großtürken mit der Republik Venedig zusammenkuppeln. Aber stoßen wir dennoch an, da Dein Toast wenigstens ein Mittel zum Trinken ist!

Alle erhoben sich.

Danton hoch! rief jetzt mit bittersüßer Stimme der frühere ingrimmige Opponent, ein katzenfreundliches, geschniegeltes und gebügeltes Männchen, im Vergleich zu dem kolossalen Justizminister.

Danton hoch! stimmten die andern Gäste ein.

Frisch mit der Sprache heraus und das Ding beim rechten Namen genannt! fuhr ein Mann vom Ende der Tafel aus dazwischen: Stoßt an auf die Republik! —

Du hast recht Levasseur! entgegnete Danton. Auf die Republik!

Die Gläser läuteten; die Augen sprühten; nur der kleine Leisetreter zuckte höhnisch mit den Lippen. Da fiel Dantons Blick auf die Fremde, welche kaum zu athmen wagte, und in heller Weinlaune sich zu ihr wendend, rief er:

Ah, schöne Frau, diesmal thun sie uns Bescheid! Nippen Sie wenigstens; es ist ein ganz unschuldiger spanischer Wein. (Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Sämmtliche französische Staatsdiener sollen in Zukunft Uniformen tragen, wodurch sich die verschiedenen Behörden von einander unterscheiden. Die Abzeichen der höheren Beamten werden in goldenen und silbernen Stickereien auf dem Frackkragen bestehen und Degen und Claque werden dieses brillante Costüm vervollständigen. Die Attribute der übrigen Angestellten werden auf den Frackschößen figuriren. Die Kriegsuniform soll ein Flintenschloß als Abzeichen erhalten; für die Marine ist ein Anker, für die Administration des Handels ein Merkurstab, für die den öffentlichen Arbeiten vorstehenden Beamten eine Locomotive bestimmt. Jede Abstufung der Hierarchie wird ebenfalls ihre besonderen Embleme erhalten; der Expedient eine Gänsefeder (plume d'oie), der Vorgesetzte (chef) eine Pfauenfeder. — Also China auch in Frankreich! —

(Ein schlafender Pfarrer.) Zu einem großen Diner, welches die Prinzessin Adelaide im Schlosse Randan gab, und wobei sich die ganze königl. Familie befand, war auch ein armer Landpfarrer gebeten worden. Dieser hatte das Unglück, zu vergessen, daß die Weine, welche man an fürstlichen Tafeln

trinkt, von anderer Qualität sind als die, welche in einer Dorfpfarre genossen werden. Er leerte demgemäß sein Glas in aller Gemüthlichkeit gerade so oft, als er es zu Hause zu thun pflegte. Die Folge davon war, daß er gegen Ende des Diners sanft entschlief. Leider blieb er aber nicht bei dieser negativen Thätigkeit, sondern der Herr Pfarrer fing an der königl. Tafel laut zu schnarchen an. Das immer hörbarer werdende unharmonische Geräusch erregte natürlich in höchstem Grade die Aufmerksamkeit aller seiner Nachbarn und das Erstaunen theilte sich allmählich den ferner Sitzenden mit. In diesem Augenblicke gaben der König und die Königin das Zeichen, die Tafel aufzuheben; sämmtliche Gäste erhoben sich, mit alleiniger Ausnahme des Armen, den ein glücklicher Traum umfangen hielt. Der Anblick des schlafenden Pfarrers, welcher mit der größten Seelenruhe auf seinem Stuhle schnarchte, war so komisch, daß nur wenige der Anwesenden eine ernste Miene behalten konnten und ein allgemeines Lachen mit elektrischer Schnelligkeit über die Gesichter nicht nur aller Gäste, sondern auch der Bedienten zuckte. Da trat die Königin mit Würde vor die Versammlung hin und sprach in hohem Ernste die Worte: „Ihnen, meine Herren, die Sie täglich im Ueberflusse leben und alle Arten von Wein zu trinken haben, ist es freilich leicht, bei dem Genusse dieses Getränkes Ihr Bewußtsein zu behalten. Der alte Mann aber, den Sie verspotten, leidet oft am Nöthigen Mangel, um die Armen unterstützen zu können; sein gewöhnliches Getränk ist Wasser, und was ihm heute hier begegnete, leicht zu entschuldigen." Dann wendete sie sich an den Oberstallmeister und sagte: „Lassen Sie meinen Wagen anspannen und den Herrn Pfarrer nach seiner Wohnung fahren. Auch sage man ihm, daß ich ihn bitten lasse, 100 Frs. für die Armen seiner Gemeinde anzunehmen." — Niemand wagte ferner über den armen Dorfpfarrer zu lachen.

(Eine neue Schönheit.) Von den Marquesas-Inseln ist eine junge Wilde mit der Lastcorvette „Invicible" nach Frankreich gekommen. Das Costüm der 18jährigen braunen Schönheit, die gar nicht übel ist, und Ma-ha-eesa-he heißt, besteht im Ueberfluß an Mangel von jedem Costüm, wenn man ein paar Korallenschnuren, die sie um Hals und Arme trägt, nicht für Kleidungsstücke gelten lassen will. Als das Schiff sich unsern höhern Breitegraden näherte, begann die reizende Marquesanerin doch einigermaßen zu frieren und nahm daher dankbar einen alten Makintosch an, welchen ihr der Schiffslieutenant verehrte. Von den Knien an aber geht sie immer noch bloß, denn nichts konnte sie bewegen, sich eines Paares Sommerpantalons zu bedienen, welche ihr der Capitain bereitwillig anbot. Dadurch unterscheidet sie sich von unsern Emancipationsdamen, die vor allen Dingen in die Hosen kommen wollen. Auch ist sie gutmüthig, sehr gesprächig, decent und singt ihre Volkslieder mit großer Bravour, aber schrecklich anzuhören. In Paris wird sie großes Glück machen, man wird sie in der königl. Familie vorstellen und wahrscheinlich auf einem Theater auftreten lassen. Wahrscheinlich findet sie auch einen Mann. Der Schiffsgeistliche bereitet sie, obgleich sie erst ein paar Worte Französisch spricht, schon mit Erfolg zum Christenthume vor. Ihr ist also geholfen!

— Die Schneider sind die besten Patrioten in Berlin; sie nähen nur für das Vaterland. Da giebt es eine „preußische Volkskleiderhandlung," in der das Paar Hosen für einen Thaler zehn Groschen zu haben ist, und ein Rock für drei Thaler fünf Groschen. Westen und andere Kleinigkeiten hat man beinahe umsonst. Dann giebt es wieder eine „erste preußische National-Kleiderhandlung," wo alles so billig ist, wie es noch nie dagewesen und auch nicht wieder kömmt; dann wieder ein „vereintes preußisches Kleider-Magazin," wo alles „unterm Preise" verkauft wird, und unzählige andere, zum Wohle des Vaterlandes gegründete, preußische Institute und Vereine. Es ist rührend, wenn man es liest, wie die guten Leute so für ihr Vaterland sich aufopfern, und ihre Waare halb umsonst und „fort mit Schaden" weggeben. Und man hat gar nicht nöthig, diese Anstalten zu suchen; auf großen ellenlangen Zetteln wird das preußische Volk an allen Straßenecken darauf aufmerksam gemacht, und mit zehnzolllangen ☞ ☞ darauf hingedeutet. Neulich soll zwar ein Preuße, der in der National-Handlung einen Rock gekauft hatte, auf der Eisenbahn von hier bis Potsdam den einen Aermel daraus verloren haben, allein dies ist eine boshafte Verleumdung, die von Leuten ausgeht, welche keinen Patriotismus haben und keine National-Handlung zu schätzen wissen.

— In Gent starb kürzlich vielleicht der älteste Gefangene in Europa, ein gewisser Soete, der wegen Mordes 1778 zum Tode verurtheilt, dessen Strafe aber von der Kaiserin Maria Theresia in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt wurde. Im Jahre 1814 wurde er von einem Kosakenhetmann freigelassen, da er aber nach 36jähriger Gefangenschaft kein Existenzmittel hatte, bat er um die Gnade, wieder in das Gefängniß gebracht zu werden. Dies geschah, er saß da noch 32 Jahre und starb 85 Jahre alt.

— Robespierre war sehr galant gegen die Damen: doch trieb er seine Galanterie bisweilen etwas zu weit. Als er einst mit einer Dame auf den Boulevards spazieren ging, bewunderte dieselbe ein Haus, das ihr ungemein gefiel. „Möchten Sie dies Haus besitzen?" fragte Robespierre. „Allerdings," antwortete die Dame. „Sie sollen es haben," entgegnete er und er trieb seine Artigkeit so weit, den Besitzer jenes Hauses als Feind der Republik anklagen zu lassen, worauf derselbe sogleich guillotinirt und sein Vermögen confiscirt wurde, wodurch Robespierre leicht in Besitz des Hauses kam und dies so jener Dame schenken konnte. Es geht doch nichts über die französische Artigkeit.

(Eine neue Kaffeebereitungsart.) Benson Hill in seinem Almanach für Gutschmecker sagt: ich habe jede bekannte Methode der Kaffeebereitung versucht und mich dadurch überzeugt, daß es keine sicherere Art giebt, klaren und starken Kaffee zu erhalten, als die folgende. Man schlage ein Ei aus — für einen großen Topf zwei — und mische es gut mit dem Kaffee, bis aus beiden eine Kugel geworden ist, die man in den Kaffeetopf mit kaltem Wasser thue. Darin lasse man den Kaffee etwa eine Stunde lang ziehen, man hüte sich aber, ihn durchaus nicht zu rühren; kurz bevor er getrunken werden soll, setze man den Topf auf das Feuer und lasse ihn heiß werden, sorge aber, wenn man das Arom erhalten will, daß er nicht kocht. Dann gieße man ihn vorsichtig ab und man wird einen so reinen und starken Kaffee haben, als er nur im-

mer zu erhalten sein dürfte. Zur Versüßung eignet sich am besten weißer Zuckerrand, gepulvert. Kann man Rahm haben, so ist dies das Beste, was man zusetzen kann; außerdem nehme man gekochte Milch.

(Speculation.) Ein Jude kaufte für sich und seinen Sohn Schöpsel ein Gallerіebillet zum „Kaufmann von Venedig." Der Junge sollte die ersten zwei, der Vater die andern drei Acte sehen; Beide wollten dann durch Erzählung das Nichtgesehene ergänzen. Schöpsel aber, der für seine 5 Silbergroschen so viel als nur möglich genießen wollte, bog sich ein wenig zu weit heraus und fiel hinunter ins Parterre, wo er auf der Stelle todt liegen blieb. Der Vater war in Verzweiflung, als man ihm Schöpseln als Leiche übergab; eine Collecte jedoch, welche die Anwesenden in der Geschwindigkeit für den Juden veranstalteten, wurde lindernder Balsam für das zerrissene Vaterherz. Einige Minuten darauf hört man an der Casse einen lebhaften Streit; es war der Jude, welcher dem Cassirer in den Haaren lag. Er wollte, da Schöpsel nichts gesehen, sondern vor Anfang des Stückes den Hals gebrochen, die fünf Silbergroschen Entre zurückhaben.

— In einer preußischen Festung trug sich folgender Spaß zu: Eine auf dem Wall postirte Schildwache hatte die Ordre erhalten: „nur hübsche Leute" auf den Wall zu lassen. Nicht lange stand sie da, als eine steinalte Generalin mit ihrer hübschen Kammerzofe daher getrippelt kam. „Halt!" rief der Soldat der Ersteren entgegen, „Sie darf nicht hinauf; wohl aber Sie!" wandte er sich an die Zofe. „Mein Gott, weshalb denn mein Kammermädchen und nicht ich?" fragte die alte Dame entrüstet. „Weil ich Ordre habe, nur „hübsche Leute" hinauf zu lassen," war die Antwort.

(Bruchstück aus einer Katechisation.) Ein Bauer wurde in der Katechisation vom Pfarrer gefragt, wie viel Stücke zur Taufe gehörten? Er antwortete: „Drei." — „Ei," rief der Pfarrer, „habt Ihr Euren Katechismus so schlecht gelernt? Nur zwei Stücke gehören zur Taufe, Wasser und das Wort Gottes." — „Aber, Herr Pfarrer," meinte der Bauer, „taufe Er doch einmal, wenn Er kein Kind hat!"

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Zu den neuen Kleidungsstücken, welche mit der Eleganz einen nützlichen Zweck und Bequemlichkeit verbinden, gehört der coin de feu, eine Art Ueberwurf für das Haus, wenn man zu Hause halb geputzt erscheinen will. Dieser neue Ueberwurf sieht hinten ziemlich so aus, wie die alten Jäckchen der sonstigen Burgfrauen, d. h. er liegt nicht gerade fest an, bezeichnet aber die Taille vollkommen und umfaßt in Folge seines eigenthümlichen Schnittes ohne Caraco und Schößchen die Hüften, die er deutlich hervorhebt. Vorn ist er ebenfalls weit, bequem und doch glatt anliegend; er geht ziemlich weit hinunter und läuft in Spitzen auseinander. Die Aermel sind weit und so kurz, daß die Aufschläge und die Unterärmel des Kleides darunter sichtbar werden. Ein solches Kleidungsstück läßt sich sehr wohl auch zu einem Diner und im Theater tragen, wenigstens da im Anfange. Wir sahen eins von violettem Sammt, das mit Hermelin besetzt war, und ein anderes von weißem gesticktem Cachemir mit Revers von rosa Plüsch, mit rosa Atlas gefüttert; ein sehr aristokratisches war von rubinrothem Sammet, mit weißem Atlas gefüttert und mit schwarzen Spitzen garnirt, und ein anderes sehr zierliches von blauem gestepptem Atlas, mit weißem Atlas gefüttert. Wir bemerkten als neu auch einen kleinen Maria-Stuart-Mantel, von vanillebraunem Tuche, hinten glatt und mit einer Pelerine vorn, welche die Aermel bildete. Er war mit reicher Posamentirarbeit garnirt. Zu bemerken ist, daß diesen Winter fast alle Kopfputze traubenförmig hängen werden, wie auch die Bouquets am Leibchen und auf dem Rocke. Diese neue Anordnung gilt auch von den Schmucksachen, und die Brochen z. B. stellen fast alle zierliche Blumen vor, deren Staubfäden sich in Perlen und Brillanten ausbreiten. Man fängt auch an, einige Ohrgehänge in dieser Art zu tragen. Die neuesten Medaillons sind von weißer, blauer oder grüner Email, platt und etwas oval. Auf der einen Seite befinden sich verschlungene Buchstaben, auf der andern meist ein Wappenschild. Diese Medaillons sind in der vornehmen Welt so modisch, daß man sogar Armbänder davon machen läßt. Diese Armbänder bestehen aus 6 Medaillons, die durch drei goldene Kettchen mit einander verbunden sind. Die Nadeln zum Feststecken der Shawls sind ebensoviele schöne Allegorien. Sie bilden fast immer einen kleinen Gegenstand aus dem Pflanzen- oder Thierreich, eine Blume, eine Frucht, ein Insekt, einen Fuchskopf, eine Chimäre mit Smaragdaugen. Sogar die Nachtmützen unterliegen der Mode, und man hat jetzt ganz neue, ob sie gleich diejenigen sind, welche die Urgroßmütter trugen. Sie sind von weißgrundigem Muslin oder Jaconas mit rosa oder blauen Blümchen oder mit kleinen Guirlanden à la Watteau, in denen sich allerlei Blümchen befinden. Auch von Organdi hat man sie, und diese sind mit Taffet gefüttert und haben eine Schleifchenguirlande von Taffet. Der Kopf daran ist rund, vorn befindet sich ein breiter Streifen, der mit Spitzchen garnirt ist. Die Fußbekleidung verliert allmählich ihre Gleichförmigkeit, weil man die Schuhe von demselben Stoffe wie das Kleid oder doch wenigstens in derselben Farbe hat. Sehr viel Stiefelchen von schwarzem Atlas trägt man namentlich Vormittags, und im Hause Schuhe von Sammt, die mit Posamentirarbeit ausgeputzt sind. Die Mäntel, wenigstens die von Sammt, sind fast alle reich mit Spitzen garnirt, die sehr breit und doppelt sein müssen. Die Spitze scheint hier den Pelzbesatz so ziemlich ganz zu verdrängen. Zu einfachen Mänteln, namentlich für junge Mädchen, verwendet man viel graumelirtes Tuch. Ihre Form ist sehr einfach, nämlich eine ziemlich lange Visite, die vorn zugemacht ist, oder eine Visite mit einem großen Pelerinenkragen, der vorn zugleich die Aermeln vertritt.

Herren-Mode. Wir rücken mit jedem Tage dem Zeitpunkte näher, wo man ausschließlich nur Winterkleider von bestimmten Formen tragen wird, und die Auswahl wird gewiß sehr mannichfaltig sein. Wir wollen daher die neuesten Erzeugnisse unsern Lesern nicht länger vorenthalten. Man wird rein im Interesse der Mode den Schnitt verändern, und daran thut man nur sehr recht, denn es entstehen alle Augenblicke Moden, die, ohne gerade ins Lächerliche zu fallen, doch wenig Eleganz und Grazie verrathen. Es ist dies fast jedesmal der Fall, wenn man den Schnitt verändert, man modificirt, zeichnet die graziösesten Formen, welche gerade in diesem Augenblick am wenigsten existiren. Was man heutiges Tages will, sind gerade Linien, Formen, welche sich wenig oder gar nicht anschließen. Denn es liegt der großen Welt wenig daran, ob sie passende oder nicht passende Kleider tragen, wenn nur die Form derselben neu ist. Ob man noch ferner unter die Hüften herabhängende Taillen tragen wird, ist für den Augenblick noch unentschieden. — Die Pantalons trägt man noch immer weit in den Beinen, und trägt dafür Sorge, daß sie sich auf dem Stiefel abrunden, doch haben sie meist fest angenähte Stege. Was den Schnitt der Seitennaht betrifft, so geht sie nicht weiter auf den Fuß vor, als im vergangenen Sommer. In mehreren Werkstätten haben wir Pantalons mit Borden an der Seitennaht bemerkt, aber eigentlich sind es nur zwei Passe-poil an der Seite, die nur zwei Centimeter weit

von einander abstehen, und von gleichem Stoffe wie die Pantalons sind, obgleich sie nicht sehr stark in die Augen fallen. So ist z. B. der Schnitt der Seitennaht gerade, ohne die Weite der Hose zu beeinträchtigen. Die Stoffe zu den Pantalons, die gegenwärtig an der Tagesordnung sind, sind dunkelblau, braun, grün, aschgrau mit gerissenen Streifen von gegeneinander abstechenden Farben. Zugleich bemerken wir jedoch, daß die großen 10—12 Centimeter breiten Carreaux auf Hosenzeugen nicht mehr sehr hoch in der Gunst des Modepublikums stehen. Ein ganz neuer, vor Kurzem erst in den Kauf gekommener Stoff, der bald allgemein getragen werden wird, ist dunkelgrauer Satin-Laine mit schwarzen Streifen, worüber blaßgraue hinweglaufen; wir können diesen Stoff als den gegenwärtig modernsten anempfehlen. — Ueber die verschiedenartigen Westenschnitte etwas zu sagen, ist fast überflüssig. Man trägt sie mit weit herumfallendem Shawl, mit Stehkragen und weit offenstehender oder geschlossener Brust, theils mit Revers, theils ohne solche, je nach dem Geschmack des Einzelnen. Als Stoffe dafür verwendet man Cachemir mit breiten weißen Streifen und von den verschiedensten Farben als gelb, blau und roth mit broschirten Blümchen und Palmzweigen, die ohne gerade neu zu sein, doch viel Wirkung hervorbringen. Wir wollen nicht reden von den prächtigen Gold- Silber- und Seidenstickereien auf Sammet, womit der Luxus auf die höchste Spitze getrieben wird, und die man nur zu den höchsten Preisen erhält, die jedoch, so schön sie auch sind, von der gewöhnlichen Mode abhängen. — Eine ganz neue Schöpfung der Mode ist der Pelisse, dessen Entstehung eigentlich dem Mittelalter angehört. Er wird jetzt häufig getragen, und ersetzt den Oberrock und den Mantel mit Aermeln. Der Pelisse hat denselben Schnitt wie ein Mantel mit Aermeln, er ist wattirt und mit Pelzwerk verbrämt, und hat auf beiden Seiten mit Borden eingefaßte Taschen mit Patten. Der Revers ist shawlartig oder eingeschnitten und man kann das Pelzwerk durch Sammt ersetzen, den man der ganzen Länge nach anwendet, aber nach unten zu nicht einfaßt. Der Aermel ist gerade und ebenfalls mit Pelz oder Sammt verbrämt, und unter dem Aufschlag mit einer breiten Tresse garnirt, im Fall daß man die Hand in der Tasche verbergen will. An jeder Seite des Vordertheils sind drei Knopflöcher mit großen gewölbten Knöpfen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Mantel mit langem Kragen. 2. Mantel mit Posamentirarbeit verziert. 3. Kurzer Mantel mit Schlitzen. 4. Ball-Anzug.

Erklärung der Patronen-Zeichnung.

Die erste Abtheilung enthält die neuesten Muster zu Winter-Ueberziehkleidern. Figur 1, 2, 3, 4 u. 5. Modell zu einem monte Christo (ehemaliger Paletot-Sack oder Sackpaletot) mit Kaputze. Fig. 1: das Hintertheil. Die Länge von 0, 10, 20, 104 Cent. Die Breite am Halsloch 7, über den Rücken 20, unter dem Arm 30 und unten 50 Cent. Fig. 2: das Vordertheil. Die Länge von 0. 6. 10. 20. 26. 110 Cent. Die Breite von der senkrechten Linie wird nach dem Achseleck am Halsloch 18, zur Höhlung des Halses 16, zum Abstich der Brustnaht 4, zur Brustweite 26, bei der Tiefe des Armlochs 34, unten am Ende 55 Cent. Fig. 3: der Aermel. Die Länge 0. 2. 10. 40. 62. 68 Cent. Die Breite 0. 10. 22. 18. 26. 14 Cent. Fig. 4: Kaputze. Die Länge 0. 30. 42. 50 Cent. Die Breite oben 41, in der Mitte 40 und unten 42 Cent. Fig. 5: Zusammengelegte, angefertigte Kaputze. Fig. 6, 7, 8 u. 9: Modell zu einem Bournus oder spanischen Mantel. Fig 6: das Hintertheil. Die Länge 0. 10. 22. 96. 110 Cent. Die Breite 0. 26. 38. 80 Cent. Fig. 7: das Vordertheil. Die Länge 0. 4. 14. 18. 24. 96. 110 Cent. Die Breite 0. 14. 38. 2. 32. 44. 80 Cent. Fig. 8: Aermel. Die Länge 0. 10. 36. 68 Cent. Die Breite 0. 26. 24. 22 Cent. Fig 9: Kragen. Die Länge am stehenden Theil 26, am liegenden Theil 30 Cent. Die Breite hinten 16 und vorn 12 Cent. Die Kaputze und der Kragen können nach Belieben an beiden Modellen verwendet werden. Der Monte Christo wird mit carrirtem wollenen Zeuge unterfüttert und besetzt. Der Bournus wird gewöhnlich mit Orleans oder Seidenzeug und Watte unterfüttert und mit Sammt besetzt. Die Kanten werden mit Borden besetzt. Die Verzierungen an dem Bournus werden ganz einfach gemacht. Der Schnitt an dem Paletotrock hat sich nicht viel geändert; man schneidet nur das Hintertheil am Armloch um 2 Cent. breiter, wie dieser, als die verkleinerte Patrone vom vorigen Monat zeigt. Die Taschen auf den Hüften werden mehrentheils ohne Patten gemacht. Die Aufschläge und der Kragen werden mit Sammt besetzt. Die Kanten, sowie die Oeffnung der Taschen werden mit einer Borde, welche ohngefähr 8 Millimeter bis 1 Centimeter breit ist, besetzt.

Die zweite Abtheilung enthält einen Frack oder Kleidrock nach dem neuesten Modeschnitte für diese Jahreszeit. Fig. 10, 11, 12, u. 13: Modell zu einem Frack. Fig. 1: das Hintertheil. Die Länge 0. 18. 15. 45. 52. 98 Cent. Die Breite von der senkrechten Linie aus 0. 6. 20. 5. 10. 5. 10. unten 81 Cent. Fig. 2: das Vordertheil. Die Länge von 0. 5. 10. 22. 26. 45. 50. 54. 60. Die Breite von der senkrechten Linie aus von 0. 20. 22. 34. 3. 16½. 40. 18. 39. 9 Cent. Die Achsel wird am Armloche um 1 Cent. ausgezogen, weil selbige um einen Cent. kürzer gezeichnet ist, als gewöhnlich. Die Klappen werden oben 8—10 Cent. breit gemacht. Fig. 3: der Schooß. Die Länge von 0. 10. 36. 60 Cent. Die Breite von der senkrechten Linie aus 0. 42. 3. 32 unten 28 Cent. Der Ceremonien-Frack-Schooß wird ohne Patte gemacht, und vorn viereckig ausgeschnitten, wie die punctirten Linien an dieser Figur zeigen. Fig 4: Der Kragen. Die Länge 26 Cent. Die Breite hinten 12 und vorne 7 Cent.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr

Expedition



IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

An unsere geehrten Abonnenten.

Wir bitten Dieselben, gleich nach Empfang dieser Nummer Ihre Bestellungen bei den Wohllöbl. Postämtern und Buchhandlungen und namentlich bei den Letztern gleich auf das **erste Halbjahr** zu machen, damit in der Versendung keine Unterbrechung erfolgt.

Das Journal erscheint wie bisher und bringt vierteljährlich **26 Herren- und 26 Damenfiguren, Modelle zu Kragen, Häubchen, Fichus** rc. und **monatlich einen Schnitt** für Herrenschneider, zu dem Preise von nur **3 Thaler jährlich**, so daß in **dieser** Vollständigkeit und zu **diesem geringen** Preise kein Modenjournal in ganz Deutschland dem unserigen gleichkommt.

Denn die Moden-Journale, welche jährlich drei Thaler kosten, erscheinen blos monatlich und zwar geschieden, für Herren besonders und für Damen besonders, und bringen vierteljährlich entweder blos 9 Herren- oder 9 Damenfiguren, von der Unterhaltungslectüre, die hier wöchentlich in einem ganzen Bogen geboten wird, ganz abgesehen.

Der glückliche Wechsel.

Amalie lag zu den Füßen ihres Vaters und vergoß heiße Thränen. Sie hatte alle Mittel aufgeboten, um den hartherzigen Mann zu bewegen, sie nicht zu der Verbindung mit dem bejahrten stolzen Baron von W . . . zu zwingen. „Ich kann nicht seine Gattin werden, mein Vater," sprach sie unter Schluchzen, „mein Herz gehört nicht mehr mein — ich liebe einen andern Mann — dem habe ich Treue gelobt, zwingen Sie mich also nicht zu einem Meineid!

„Thörichte Reden eines Kindes," entgegnete kalt der Graf, „meine Tochter hat keinen eignen Willen, also auch den nicht, ein Versprechen zu geben, das auf ewig bindet. Ich forsche nicht nach dem Namen dessen, den Du erwählt, es ist mir gleichgültig, da Du den Mann zum Gemahl nehmen mußt, den ich Dir bestimmt habe. Jetzt weißt Du meinen unabänderlichen Entschluß, steh auf, laß' die Comödienscenen und füge Dich in meinen Willen."

Die junge Gräfin erhob sich und begab sich in ihr Zimmer. Sie tilgte die Thränen von ihren Wangen, setzte sich ans offne Fenster und überließ sich ihren trüben Gedanken; eine gewisse Ruhe der Verzweiflung malte sich in ihren Zügen.

Nach einiger Zeit erschien der Diener ihrer gräflichen Mutter, mit dem Auftrage, sie zu derselben zu bescheiden; Amalie ordnete in etwas ihren Anzug und schwankte die Treppe hinab in das Cabinet der Gräfin.

Die stolze Dame begrüßte die Eintretende nur mit einem leisen Kopfnicken und gab ihr ein Zeichen sich neben sie zu setzen.

„Dein Vater," begann sie, „hat mir seinen festen Willen hinsichtlich Deiner Vermählung mit dem Baron W . . . mitgetheilt, und den Tag Deiner Hochzeit festgesetzt. Meine Sache ist es nun die näheren Details über Dein Costüm als Braut, über den Schmuck, den Du zu tragen denkst, und über mancherlei andre Dinge, die bei einer so großen Feier nothwendig sind, mit Dir zu verabreden. Alles versteht sich wird auf das Glänzendste unserm Range gemäß eingerichtet; darum theile mir offen Deine Wünsche in dieser Hinsicht mit."

„Mit Offenheit will ich Ihnen gestehen, meine Mutter, daß mir diese Verbindung durchaus verhaßt ist, daß ich sie nie freiwillig schließen würde. Soll sie dennoch vollzogen werden, so richten Sie alles ein wie es Ihnen beliebt — ich habe dann keinen Wunsch." —

Nach diesen Worten verneigte sie sich und verließ langsam das Zimmer.

In dem Schlosse herrschte die größte Bewegung, alle Hände waren geschäftig die Zimmer zu schmücken, die Einladungskarten zu schreiben; die Trauung sollte in einer nahen Kirche stattfinden, welche zu den Gütern des Grafen gehörte.

Die schöne Braut war ruhig, doch sehr bleich, ergebungsvoll ließ sie alles mit sich geschehen, duldete die Berührung des Schneiders, des Friseurs — willenlos, als ob es die gleichgültigste Sache betreffe. Sehr spät suchte sie Abends ihr Lager, ihre vertraute Kammerjungfer Louise blieb ihr dann zur Seite, weinte oft still vor sich hin, versuchte es aber nie, ihre junge Gebieterin zu befragen.

Zwei Tage vor dem zur Vermählung festgesetzten Tage, winkte Amalie ihre Dienerin zu sich, überreichte ihr einen mit Thränen benetzten Brief, deutete mit dem Finger auf die Adresse und sprach: „Louise, Du treue Seele, ich vertraue mein Wohl in Deine Hand, überliefre dieses Schreiben und bringe mir die Antwort! — Aber um Gotteswillen in die rechten Hände." —

Die Zofe beugte ihr Knie zur Erde, küßte die herabhängende Hand der Gebieterin, und rief unter Thränen: „Bauen Sie auf mich — mein Leben gehört Ihnen!" dann verließ sie rasch das Gemach.

Die junge Gräfin verfügte sich zu ihrem Betpult, und sandte im heißen Flehen, ihre Sorge, ihre Angst, zum Vater im Himmel.

Einige Stunden verstrichen, ehe Louise wieder erschien, sie überlieferte der jungen Gräfin ein rasch zusammgefaltetes Blatt; diese überflog den Inhalt, blickte zum Himmel empor, und blieb in dieser Stellung einige Momente — dann ergriff sie schnell den Brief und verbarg ihn unter ihrem Busentuch.

Der Baron von W . . . war eingetroffen, mit allem Pomp und mit einem Gefolge von reichgekleideten Dienern, wie es einem hochadligen Bräutigam geziemte; in der ganzen Umgegend bildete diese Verbindung den einzigen Stoff zum Gespräch.

Als endlich der verhängnißvolle Tag anbrach, ruhte jede Arbeit. Die Landleute stellten sich mit ihren Sonntagskleidern angethan, in zwei Reihen auf dem mit Blumen und grünen Zweigen bestreuten Pfad auf, den die Prozession zur Kirche nehmen mußte.

Alle adligen Familien der Nachbarschaft waren in ihren mit betreßten Livreebedienten besetzten Carossen angelangt, in der Halle des Schlosses ordnete sich der festliche Zug.

Endlich verkündeten die Glocken vom Kirchthurme herab den Anfang der religiösen Feier. Der Sonne hellste Strahlen, der wolkenloseste Himmel lächelten auf die Anwesenden herab.

Zuerst erschienen die Diener des Hauses, von dem Haushofmeister vorgetreten, alle trugen die Gala-Livree mit fliegenden bunten Bändern von den Schultern herab. Dann schritt der alte Graf daher, er führte die Braut. Amalie trug ein weißes Atlas-Kleid mit Brüßseler Spitzen reich besetzt, auf ihrem Haupt hielten Nadeln von großen Diamanten den bräutlichen Myrtenkranz. Ihre Hand lag ohne zu zittern in der ihres Vaters.

Ihnen folgte mit stolzer Haltung und verächtlichem Gesicht der Bräutigam, ihm zur Seite ging die alte Gräfin. Die eingeladenen Gäste schritten Paarweise hinter ihnen und beschlossen den Zug.

In der Kirche angelangt empfing sie der Geistliche auf der Schwelle, und schritt vor ihnen her zum Altar; Amalie fuhr zusammen, und ihr marmorbleiches Gesicht ward auf einen Moment mit dunkler Gluth bedeckt; aber nur auf einen Moment, dann trat die geisterhafte Blässe wieder ein. Braut und Bräutigam standen neben einander, der Priester öffnete das Buch — eine Todtenstille herrschte; die Traurede begann. Als es zu der an den Bräutigam gerichteten Frage kam; „Wollen Sie diese Jungfrau zu Ihrem Weibe nehmen?" antwortete der Baron mit lauter Stimme „Ja!"

Der Prediger wandte sich darauf an die Braut. „Wollen Sie diesen Mann zu Ihrem Gatten nehmen?

Die junge Gräfin schwieg, doch schaute sie dem Geistlichen grade ins Antlitz. Er wiederholte nach einigen Momenten die an sie gerichteten Worte.

„Das will ich nicht," sprach endlich die junge Dame mit großer Entschlossenheit und so lauter Stimme, daß es durch die ganze Kirche schallte, „nie und nimmermehr!" — Ich habe es Ihnen oft gesagt, mein Herr," bemerkte sie dem Baron, „an dieser Stätte hier werden Sie meiner Versicherung glauben."

„Ausgeartetes Kind! Welch ein Schimpf!" rief die Mutter und sank in Ohnmacht.

Der alte Graf kannte sich vor Zorn nicht und schwur hoch und theuer, die Tochter sollte von seiner Hand sterben. Die Gäste gruppirten sich um sie, suchten die alte Gräfin ins Leben zurückzurufen, den Vater zu beruhigen.

In dem allgemeinen Tumult achtete man nicht darauf, daß die Braut verschwunden war, sie schlüpfte leicht wie ein Schatten durch die entgegengesetzte Kirchenthür, dort harrte ihrer ein Wagen und in demselben der Geliebte ihres Herzens. Eine Fahrt von einigen Stunden führte sie in die Kirche einer kleinen Stadt, wo der zuvor gewonnene Geistliche den Segen der Religion über sie aussprach.

Im Schlosse war alles wie umgewandelt. Der so öffentlich verschmähte Bräutigam hatte sich unter Flüchen und Verwünschungen zurückgezogen; das Herz der stolzen Aeltern war durch den Verlust des einzigen Kindes, das sie für todt hielten, mächtig erschüttert, die Tage vergingen ihnen in stiller Trauer, ihre Nächte brachten ihnen keinen Schlaf. Sie sprachen mit Niemand empfingen keine Besuche. Nach einem Monat erst gelang es dem Geistlichen des Guts bei ihnen Einlaß zu gewinnen.

Er fand das gräfliche Ehepaar vom Schicksal gedemüthigt, unglücklich, tiefgebeugt. Er spendete ihnen den Trost der Religion und sprach ihnen vom Wiedersehen jenseits.

„Bis dahin aber, Herr Pfarrer, bis dahin!" entgegnete der alte Edelmann, „wir stehen allein, sind ganz verwaist. Hätte sich das unglückliche Kind an Sie gewandt — auf Ihr Wort hätte ich geachtet — ich hätte ihr vergeben. — Aber sich selbst den Tod zu geben! —

Die Gräfin weinte heftig.

„Dazu aber fehlen Ihnen die Beweise," beruhigte der Prediger," leicht möglich, daß die Tochter Ihnen wiedergegeben wird — daß wenn Ihr Zorn verraucht ist — sie es wagt, wieder vor Ihnen zu erscheinen." —

„Wenn wir sie nur wieder hätten!" rief die zerknirschte Mutter unter Schluchzen, kein Blick des Vorwurfs sollte sie kränken."

„In der That," sprach der Geistliche, und eilte zur Thür. „Treten Sie ein, gnädige Frau," rief er. „Liebe und Vergebung harren Ihrer!

Amalie sank zu den Füßen ihrer Eltern. Vergebung, Vergebung!" flehte sie, „für mich und — meinen Gemahl!"

„Dieser da?" stammelte der freudetrunkene Vater, indem er die erhob und auf einen stattlichen Herrn deutete „der wackere Hauptmann Alldorf? Ey, Du Herzenstochter! dazu hast Du meinen Segen, sein Vater und ich wir waren alte Freunde."

„An mein Herz Amalie!" rief die Mutter. „Habe ich Dich wieder, mein todtgeglaubtes Kind!

„Wo Trübsal herrschte, da ist die Freude eingezogen, im Namen des Herrn!“ sprach feierlich der Geistliche.

Wahn und Enttäuschung.

Ein Lebensbild.

„Wenn man lebt, erlebt man Vieles.“

Daß Damen an dem Zifferblatte ihrer Lebensuhr den Zeiger gern zurückschieben, und dergestalt ihre Umgebung zu mystifiziren suchen, ist eine alte Geschichte, welche aber ewig neu bleibt. Allein wem auch immer diese Mystifikationsgeschichte passirte, noch Niemandem ist darüber das Herz entzweigebrochen; es müßte nur wieder eine Dame sein, welche statt des zärtlichen Glaubensbekenntnisses eine satyrische Entgegnung oder einen Zweifel hören mußte.

Frau von Leugold ist eine Dame zwischen 50 und 60 Jahre alt. Die Epoche ihrer Blüthe ist also schon in den tiefsten Lebenshintergrund getreten. Gleichwohl regt sich in ihrer welken Brust der grüne Wunsch nach Liebe; der Wurm der Gefall- und Eroberungssucht nagt an ihrem dürren Herzen und sie wirft die morschen, nothdürftig ausgebesserten Verführungsnetze noch ein Mal aus. Aber wie theuer mußte sie nicht des Wissens, der Erfahrung Gut bezahlen.

Es ist Christabend. In einem Saale sitzt um die reichgedeckte Tafel ein fröhliches Bunterlei von Herren und Damen. Obenan sehen wir eine Frau, sie spricht leise und viel mit einem neben ihr placirten jungen Mann, ohne sich von dem zweideutigen Geflüster und Hinüberblinzeln der Gäste beirren zu lassen. Es ist Frau von Leugold. Das Kerzlicht läßt uns in ihr eine eben nicht uninteressante Figur sehen: und doch ist nur die Kunst hier im Spiele. Denn Frau von Leugold versteht sich ganz absonderlich darauf, ihre Gesichtsunebenheiten durch Schminke zu glätten und dem Deficit sonstiger Körperreitze durch Putz und andere Mittel abzuhelfen. Vermittelst dienstbarer Geister wußte sie in Umlauf zu bringen, daß nicht die Erfahrung von mehr als einem halben Jahrhundert, sondern nur die binnen vierthalb Decennien gesammelten Klugheits-Normen ihr zu Gebote ständen. Man glaubt ihr's — und warum sollte man auch nicht? Macht sie ja doch ihr Haus deshalb fast zum Centralpunkte für alle vornehmen Militärs und die Notabilitäten aus der Künstler- und Literatenwelt.

Jetzt öffnen sich die Thürflügel des anstoßenden Gemaches, und der blendende Strahlenschimmer des Christbaumes überrascht die Versammelten. Die Frau vom Hause erhebt sich, und ihren Arm in jenen des erwähnten jungen Mannes schlingend, führt sie die Gesellschaft zum Christbaum.

Clairvigne — so heißt der junge Mann — ist Frau von Leugolds diesmaliger Verehrer und gehört zur Classe der Marsjünger. Seine Gestalt ist schlank, sein Haar dicht und blond, das Gesicht oval und blaß, sein Kinn glatt; er zählt 19 Sommer. Sein Benehmen hingegen ist das eines routinirten Abenteurers. Zungenfertigkeit, ein angenehmes Sprachorgan, Kniegelenkigkeit und etwas Demüthigstolzes in seinem ganzen Wesen waren die Waffen, womit er Frau von Leugold besiegte.

Schon hatte seine Gönnerin unter die Gäste die Gaben des Christbaums vertheilt; jetzt nimmt sie die letzte und theuerste Frucht von den Zweigen, eine brillantene Busennadel, und ziert damit des Jünglings Kravattenschleife. Der Beschenkte neigt sich und drückt seinen Mund mit zärtlicher Grazie auf ihre marklose Hand; und ein Lächeln irrte um seine Lippen, wodurch er eine ganze Generation eroberungssüchtiger Damen hätte gewinnen können; ein Feuer glühte in seinen Augen, an dem sich Miriaden weiblicher Strohherzen hätten entzünden müssen; ein Wohlklang lag in seiner dankflüsternden Stimme, welcher ein Marmorherz zu erweichen fähig gewesen wäre.

Frau von Leugold ist in der tiefsten Tiefe ihres Herzens ergriffen; eine Thräne perlt in ihrem matten, glanzlosem Auge und mit einem inbrünstigen Händedruck erwiedert sie Clairvigne einschmeichelnde Galanterie. Er aber legt mit der Hastigkeit unseres emancipirten Zeitalters die Hand ans Herz und lispelt: „Götterbild meiner Seele, Licht meines Lebens, Ideal meiner Träume!“ und senkt dann das schmachtende Auge.

Die Christnachtfeier ist zu Ende. Clairvigne scheidet der Letzte. Frau von Leugold überströmt von Gefühlen und preßt ihre bleichen Lippen auf des Jünglings Korallenmund und ladet ihn für den kommenden Tag zu einem vertraulichen Kaffee-Tête-à-tête

Folgen wir Beiden in ihre Zimmer, und der grellste Kontrast tritt uns entgegen! Wir können Scenen beiwohnen, bei denen jede Fieber unseres Herzens erzittert; so beweinenswerth, so schaurig entfaltet sich vor unserm Auge der menschliche Charakter.

Der junge Mann macht seinem Herzen durch ein sarkastisches Gelächter Luft; sein ganzes Ich ist aufgelöst in bacchantischer Lust und Spott. Seine Genossen

zwingen ihn an den Pharaotisch. In wilder Begeisterung setzt er sich zum Spiele und zerbiegt in leidenschaftlicher Gluth die Karten, die ihm der tückische Gott des Spieles in die Hand zaubert, indeß seine Mitspieler lüstern nach den blitzenden Diamanten seiner Busennadel schielen. —

Frau von Leugold sitzt auf dem Divan, stützt das Haupt in ihre Rechte und schwärmt. Ihr Antlitz ist der Schminke entäußert, und die Furchen gähnen tief und vielfach uns entgegen, welche die Zeit in dasselbe gegraben. Auf einem kleinen Tischchen liegt die Haarfrisur, welche den Kopf in Locken hüllte, den Kopf, der jetzt halb kahl auf dem Rumpfe sitzt. In einem Glase liegen die Elfenbeinzähne, die kurz zuvor den gebißlosen Mund geziert hatten. So sitzt sie vor uns, die Heldin des Tages, und es ergreift uns ein unheimlicher Schauer, wenn wir sie plötzlich in verliebter Begeisterung vom Sitze emporfahren sehen. Die Gifttropfen des Wahnes befruchten ihre eingetrocknete Phantasie; sie eilt zum Schreibpulte, greift nach der Feder, und — reimt. Ja wahrhaftig

Der schrecklichste der Schrecken
Ist der Mensch in seinem Wahn.

Wie oft hat ihn nicht die Satyre durchgegeißelt? Wie oft wurden derlei Character-Anomalien von der Bühne dem Leben nicht abgeborgt? Wie oft hat sich der Karrikirpinsel an solchen Scenen versucht? Wie häufig waren dergleichen Abnormitäten im menschlichen Handeln nicht die Wetzsteine für die Pfeile des Witzes? Und doch ist die Zeit nicht nur nicht ärmer, sondern im Gegentheil reicher geworden an Begebenheiten dieser Art.

Die Abendsonne des Christtags überschaute von den beschneiten Bergen noch einmal das Häusermeer der Residenz und schied, um dem Treiben der Menschen auf der entgegengesetzten Erdhälfte zuzusehen.

(Schluß folgt.)

Lit. D.

Novelle, von A. Stätter.
(Fortsetzung.)

Hm, hm, brummte jetzt einer der Zecher, als die Aufgeforderte wie eine Marmorstatue sitzen blieb, die Bürgerin fürchtet weniger den Wein, als die ausgebrachte Gesundheit. Ich wette, sie trinkt nicht auf's Wohl der Nation mit uns.

Diese gefährliche Bemerkung gab der Unglücklichen ihre volle Geistesgegenwart wieder.

Strafen Sie den Spötter lügen, ermahnte Danton, zeigen Sie, daß Sie eine gute Patriotin und würdig sind, mit den angesehensten Conventsmitgliedern anzustoßen!

Frau Duportail erhob sich mit jener weiblichen Würde, die selbst dem ausgelassensten Zecher Achtung gebietet, nahm das Glas, das der Hausherr ihr mit schwankender Hand reichte, und trank aufs Wohl der Nation.

Stürmischer Jubel erfüllte den Saal.

Ei was, begann jetzt der jüngste der Gäste mit dem sichtbaren Bestreben, dem politischen Gezänk ein Ende zu machen, glaubt Ihr wirklich, man habe der Politik noch nicht Genüge geleistet, wenn man Morgens einige Dutzend Zeitungen gelesen, in der Conventssitzung war, die Clubsitzungen mitgemacht, und, wie ich, einige 20 Seiten über die Tagesereignisse geschrieben hat? Dürfen Leute, wie wir, nicht mit Archelaus sagen: Auf Morgen die ernsten Arbeiten! In diesem Treiben geht das Leben im Fluge dahin und die Jugendzeit ist entflohen, ehe man's ahnt. Und wer weiß, ob wir Zeit zu verlieren haben? Wir sind, ich wette, alle über die Kunst einig, mit der die Maillard gestern in der Oper sang. Hast Du sie gehört, Danton?

Ob ich sie gehört habe!? Die Haare stiegen mir wie Borsten in die Höhe. Es ist merkwürdig, wie mich die Musik packt. Aber ich habe mich auch in jungen Jahren im Gesange versucht, und wäre gewiß kein übler Sänger geworden, doch: „Die Kraft, mit der ich sang, erschütterte die Wände!“ —

Während die Gesellschaft bei diesem auf Danton's Stimme trefflich passenden Verse in schallendes Gelächter ausbrach, wandte sich der Justizminister mit der Frage an Frau von Duportail:

Nicht wahr, schöne Frau, man sieht es meiner derben Leibhaftigkeit nicht an, daß sie so reizbare Nerven birgt und . . . ein so weiches Herz. Sind Sie musikalisch?

Ein wenig; doch . . .

Ach, Sie singen? Sie singen! Bei einem so himmlischen Gesichte müssen Stimme wie eine Göttin haben. Lassen Sie hören! . . . Uebrigens, fuhr Danton sich zu den Gästen wendend, fort, schützt uns dies vor Levasseur's tödtlichen Couplets, die uns sonst unfehlbar den Nachtisch verderben. Also eine Harfe herbei!

Levasseur lachte laut auf, während Frau Duportail sich vergebens gegen das Ansinnen sträubte. Sie

konnte kaum einen Ton hervorbringen, so betäubt war sie von dem Geschrei der Zecher und der Donnerstimme des Hausherrn. Aber es galt ihres Mannes Leben!

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Soldatenrache.) Vor etwa eilf Jahren schlich ein Unterofficier vom zweiten Regimente der Jäger von Afrika in ein kleines im maurischen Style erbautes Häuschen bei Algier, wo seit einigen Monaten eine schöne junge Dame, die sich Witwe Donna Anita Lopez nannte, wohnte. Der Jäger schritt über den Hof, eine breite Treppe hinauf, über eine Gallerie; er schien die Oertlichkeit genau zu kennen. So erreichte er leise eine Thür, bückte sich zum Schlosse herab und lauschte. Plötzlich richtete er sich auf und rüttelte aus allen Kräften an der Thür. Ein halb erstickter Schreckensschrei, und bald darauf zeigte sich die herkulische Gestalt eines Mannes in bürgerlicher Tracht mit falbem Schnurrbarte. Es war der Lieutenant, unter welchem der Jäger diente.

Der Jäger sprang mit einem Schrei der Wuth ins Zimmer; die Spanierin, ihm entgegen schwankend, neigte sich, als wolle sie flehend ihm zu Füßen fallen, riß aber unversehens dem Jäger den Säbel aus der Scheide und schleuderte ihn durch das offene Fenster in einen tiefen morastigen Graben. Mit einem wahren Brüllen des Ingrimms warf sich nun der Jäger über seinen Officier her, stürzte ihn zu Boden, stieß ihn mit Füßen, zerfleischte ihn mit den Sporen und wollte ihn sogar erdrosseln. Erst als das Geschrei der schönen Spanierin Leute herbeizurufen drohte, entfernte er sich unaufgehalten, schwang sich auf sein Pferd und wandte Algier den Rücken zu.

Man begreift, daß dieser gewaltthätige Auftritt durch einen Liebeshandel veranlaßt wurde. Der Flüchtling war als Freiwilliger ins Heer getreten, hatte es durch die größte Tapferkeit bis zum Quartiermeister gebracht und war von der eben so leichtfertigen als reizenden Spanierin in die glühendste Leidenschaft verstrickt worden. Spöttereien seiner Kameraden hatten ihm endlich die Augen geöffnet. Jetzt, nachdem er Rache genommen, erwartete ihn bei seinem Regimente die sichere Todesstrafe. Er wandte daher sein Roß nach dem Gebirge. Seiner genauen Kenntniß der Gegend gelang es, sich durch die französischen Vorposten durchzuschleichen.

Am dritten Morgen erreichte er ein arabisches Zeltdorf, Weiber gewahrten ihn und stießen beim Anblicke der feindlichen Uniform ein warnendes Geschrei aus. Aus allen Zelten stürzten die Männer hervor, bewaffnet mit Steinen, Knitteln, Yatagans und langen Flinten; sie umringten ihn und rissen ihn vom Pferde. Es wäre um ihn geschehen gewesen, da er wohl arabisch verstand, aber nicht sprach, wäre nicht ein alter silberbärtiger Marabut mit ausgebreiteten Armen den Männern entgegengetreten. Er fragte den Franzosen, ob er den Islam annehmen wolle und ohne Furcht und Zaudern gab dieser das Zeichen seiner Einwilligung.

Seit diesem Tage war der Franzose im Stamme Beni-Salah aufgenommen; eine Woche später fand die Beschneidung statt und er erhielt den Namen Abd-el-Mohamed. Er stieg durch Tapferkeit und militairische Umsicht bald bis zum Befehlshaber der Reiter des Stammes empor und lieferte seinen alten Waffenbrüdern im Sahel und im Thale von Titerie mit Vortheil mehr als ein mörderisches Gefecht.

Eines Tages erfuhr er durch Späher, daß eine Escadron des zweiten Jägerregimentes einen Zug Vorräthe nach Blidah geleiten sollte. Er konnte eine wilde Freude nicht verbergen; sammelte fünfzehnhundert Reiter und gewann in Eilmärschen den Engpaß, den die Jäger passiren mußten. Es war eine tief eingerissene Schlucht mit steilen Wänden. Auf Abd-el-Mohameds Geheiß stiegen etwa fünfzig Männer ab, vertheilten sich hinter dem dichten Buschwerk und erwarteten, platt auf dem Boden liegend, mit gespannter Flinte den Feind. Die Masse der Reiter hielt am Ausgange des Passes. Bald erscholl von Ferne dumpfes Getöse; es kam näher, schon zeigte sich das Roth der Uniformen. Abd-el-Mohamed gab das Zeichen; seine Reitermasse stürmte vorwärts. Ihr wilder Anprall warf die Franzosen, die nichts weniger als ein Handgemenge erwarteten, zurück. Abd-el-Mohamed, unter den Vordersten kämpfend, erkannte seinen ehemaligen Lieutenant, den Geliebten Anita's. Durch Freund und Feind brach er sich zu ihm Bahn; aber ehe er ihn erreichte, blitzte aus einem nahen Busche ein Schuß, und der Lieutenant schwankte im Sattel, suchte sich an der Mähne zu halten und sank dann, in die Brust getroffen, zu Boden.

Mehrere Araber stürzten auf den Gefallenen zu; doch ihr Führer rief mit Donnerstimme: „Niemand berühre ihn, er gehöre mir!" — Eine höllische Freude lag auf den blassen Zügen des Renegaten; er stand vor dem schwer Verwundeten, setzte ein Pistol an seine Stirn, setzte es wieder ab; mit fürchterlichem Lachen rief er den Namen Anita Lopez, und im nächsten Augenblicke zerschmetterte er durch einen Schuß das Haupt des Wehrlosen, daß Blut und Hirn über ihn spritzten. Die gedrängt Umherstehenden sahen nun, wie er dem Entseelten die Kleider vom Leibe riß, und — ein kaum glaubliches Beginnen — mit der Spitze des Dolches ihm seinen vormaligen Namen, Meußet, in den nackten Leib ritzte. Hierauf gab er das Zeichen zum Rückzuge. Die Franzosen sammelten sich wieder und drangen, da der Feind freiwillig wich, abermals durch den Engpaß. Mit Schaudern erkannten sie die verstümmelte Leiche des Lieutenants. Sie bestatteten ihn an der Stelle, wo er gefallen war, und schwuren, seinen Tod zu rächen.

Die Gelegenheit dazu ergab sich erst eilf Monate später. In Folge eines verzweifelten Gefechts wurden Abd-el-Mohameds Reiter in eine hinten geschlossene Schlucht des Atlas getrieben; ein lebhaftes Gewehrfeuer vertilgte sie, man machte keine Gefangenen. Nur Abd-el-Mohamed ergriffen die Zuaven lebendig und übergaben ihn den Jägern des zweiten Regimentes. Er mußte der siegenden Colonne bis in das Engthal von Mered, an die Stelle seiner Gräuelthat folgen. Hier machte die Abtheilung Halt; fünf oder sechs Jäger nahmen, augenscheinlich nach einem früher verabredeten Plane, dem Renegaten Burnus und Haik ab, zwangen ihn auf zwei große gekreuzte Holzblöcke sich niederzulegen, banden ihn mit Riemen fest und legten ihn genau auf die Stätte, wo ihr Lieutenant begraben war, alles unter dem fürchterlichsten Schweigen. Keine Klage, kein Wort entschlüpfte dem Renegaten; mit der

trotzigen Fühllosigkeit eines Wilden erwartete er sein Schicksal. Plötzlich bewegte sich die dichtgeschlossene Masse der Krieger, die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten. Männer, Pferde, Maulthiere, Wagen zogen über den Leib Abd-el-Mohameds hin, zermalmten, zerstückten ihn. Als der Zug verschwunden war, gewahrte man im Engpasse von Mezeb nur einige kaum kenntliche Knochentrümmer und ein wenig blutigen Schlamm.

(Caen.) Vor Kurzem wurde ein gewisser Londais hier an den Pranger gestellt, dessen Schandthaten ihm eine gewisse furchtbare Berühmtheit zugezogen hatten. Eine Menge Menschen eilte herzu, um den Bösewicht zu sehen. Man flüsterte einander zu: Siebzig Jahre Zwangsarbeit muß er erdulden! Ein junges Mädchen brach in Thränen aus. „Beruhigen Sie sich, mein liebes Kind," rief er, „ich befreie mich doch wieder, ich bin meiner Sache gewiß." Die Geschichte dieses Verbrechers bietet mitunter seltsame Züge dar. Zu der Zeit, als seine Räubereien in dem Distrikt La Dive den größten Schrecken verbreiteten, kehrte er eines Abends in einer elenden Dorfherberge ein. Er fand den Wirth und die Wirthin in der größten Verzweiflung, beide weinten und jammerten laut; er fragte um die Ursache und erfuhr, daß sie ganz arm wären und daß am morgenden Tage ein Gerichtsdiener erscheinen würde, um ihnen das wenige, was sie hätten, zu nehmen, da sie 400 Fr. einem Gläubiger bezahlen müßten, und nur 200 Fr. dazu hätten. „Wenn es weiter nichts ist, da heult nicht mehr," rief er ihnen zu, „ich will Euch die 200 Fr. geben, Ihr könnt sie mir später wiedererstatten." Und wirklich zahlte er ihnen die Summe. Am andern Tage verließ er das Wirthshaus und stellte auf dem Wege durch ein Gehölz sich auf, das der Huissier passiren mußte. Als der Unglückselige erschien, stürzte er sich mit Riesenkraft auf ihn, nahm ihm die Summe, band ihm die Hände auf den Rücken und ließ ihn liegen.

— Wie Prießnitz im kalten Wasser, so findet bekanntlich Schroth die Panacee des Lebens in — altbackener Semmel und bei Verweigerung jeden Getränkes, eine Art Hunger- und Durst-Kur bis zur höchsten körperlichen Erschlaffung! — „Jeder Mensch," so folgert er, „hat in seinem Magen eine Luhsche (schlesischer Ausdruck für Pfütze). Je nach der Größe dieser Luhsche ist ein Mensch kränker oder gesünder, und diese Luhsche muß daher ausgetrocknet werden. Dazu ist nun nichts geeigneter als „altbackene Semmel."

— In Wien will man das erste Feuerwerk von Schießbaumwolle abbrennen. Die Baumwollenraketen sollen weit höher steigen als die gewöhnlichen und auch schöner aussehen.

— Wie es mitunter in kleineren Städten zugeht, davon giebt folgende ergötzliche Geschichte aus Chemnitz ein charakteristisches Bild. Ein irrender Ritter, der das Clavier zum Tummelplatz seiner Thaten und Unthaten auserkohren, veranstaltete vor Kurzem in der Linde daselbst ein Concert. Seine Leistungen waren der Art, daß die wenigen Zuhörer sich theilweise schon beim dritten Stücke entfernten, um den Mißklängen zu entfliehen. Mit Recht zog man nach einigen Tagen im Lokalblatte gegen seine Stümpereien zu Felde. Was thut der Unhold? Er erläßt in demselben Blatte an Kenner und Nichtkenner eine Einladung zu einem zweiten auf dem Schlosse zu veranstaltenden Concerte, und fordert das Publikum auf, zu erscheinen und zu urtheilen, damit er sich gegen jenen Angriff rechtfertigen könne. Das Eintrittsgeld war nach Belieben — viel Publikum versammelte sich; das tafelförmige Instrument erdröhnte endlich unter den Händen seines Peinigers. Nach dem ersten Stücke spendete ihm die Versammlung einen großen ironischen Applaus, der Mensch dankte durch viele Bücklinge. Allein schon beim zweiten Male wurde er so ausgelacht und ausgepfiffen, daß er sich selbst nicht mehr hören konnte. Da sprang der Gereizte zornentbrannt auf und rief in die Zuhörerschaft, seiner beengten Brust Luft machend: Wer es besser kann, mag herkommen und spielen." Ein Herr nahet sich gewichtigen Schrittes, setzt sich an's Instrument und spielt einige Stückchen, u. a. „Lott ist todt," zur allgemeinen Belustigung und Freude; darauf producirte sich ein kleines Mädchen — man klatschte und jubilirte über die Maßen. Nachdem nun noch Unterschriften gesammelt worden waren für eine gemeinschaftliche öffentliche Erklärung gegen den Irritter, gin man friedlich und guter Dinge auseinander.

— „Punch" erzählt, die Londoner Journalisten hätten in ihren Druckereien allezeit einen Artikel abgesetzt fertig stehen, den sie niemals auseinander legen ließen, und zwar des Inhalts, daß es irgendwo im Lande Frösche geregnet habe. — Sobald nun der vorhandene Satz zur Füllung des Blattes nicht ausreicht, so ruft der Factor nur: „O — Sie da! — reichen Sie mir doch 'mal den Froschartikel her!" — Dann wird der Artikel „Froschregen" gebracht, man hebt den vorigen Ortsnamen der Gegend heraus; setzt einen andern hinein und der Froschartikel geht in die Welt hinaus.

— Vor Kurzem erschien in dem Gasthofe zu Köthen in welchem der berühmte Wunderdoktor, dem der Aufenthalt und die Praxis daselbst vorläufig auf drei Monate gestattet worden ist, sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, ein aus weiter Ferne hergereis'tes Bäuerlein, um sich durch dessen wunderbare Willenskraft von einem langjährigen Hüftreißen befreien zu lassen. Statt zu diesem, gerieth er jedoch unter eine in demselben Gasthofe gerade anwesende lustige Gesellschaft und wurde von dieser über den Zweck seines Hierseins bald ausgefragt. Sofort wurde ihm ein gerade anwesender bärtiger Schlaukopf (auch der wirkliche Wundermann trägt einen starken Bart) als der große Heilkünstler vorgestellt. Nach geziemendem Ersuchen von Seiten des Bauers erklärte sich dieser bereit, seinem leidenden Mitmenschen zu helfen, er befragte, manipulirte, bestrich und magnetisirte ihn nach allen Regeln der Kunst, und, o Wunder! der Bauer ging geheilt von dannen.

— Ein Inquisit sollte in Darmstadt zum Tode geführt werden, wurde aber in demselben Augenblick vom Fürsten begnadigt. Die actenmäßigen Nachrichten über sein Leben und schreckliches Ende waren schon gedruckt und sollten gleich nach der Hinrichtung als warnendes Beispiel verkauft werden.

— Ein großer Theil der spanischen Zeitungen besteht jetzt aus zwei Drittheil weißem Papier. So erschien kürzlich der Espectator in folgendem Zustande. Auf der ersten Seite stand: „Alle treuen Spanier," und auf der zweiten, ganz unten: „Unser glückliches Vaterland." Auf der dritten standen die Worte: „Die Infantin durch ihre Heirath," und am Ende der letzten, vierten: „in unserer nächsten Nummer."

— In Rechnitz, im Eisenburger Comitat, hat sich neulich die Geschichte von dem wiederkehrenden, todtgeglaubten Gatten, die Houwald in der „Heimkehr" behandelt hat, wirklich zugetragen. Auch hier war der zweite Gemahl ein Förster und als er eines Abends in das Haus trat, war sein Weib verschwunden. Er folgte der Spur der Entflohenen, die er auch bald mit ihrem Begleiter einholte, doch jetzt erfuhr er, daß der vermeintliche Entführer der rechtmäßige Gatte seines Weibes sei, und 1831 nicht im Polenkampfe gefallen, sondern von den Russen gefangen und nach dem Kaukasus geschickt worden war.

— In Berlin erschien eines Abends einer anständigen jungen Dame eine Figur in adamitischem Zustande, nur mit einem Officiermantel bekleidet, den er aber zurückgeschlagen hatte, auf dem Hausflur. Auf ihren Hülferuf verschwand die Erscheinung. In einer Putzhandlung erschien dasselbe Gespenst, ging im Zimmer einige Mal auf und ab und fuhr dann in einem Wagen davon. Der nackte Wanderer ist an §. 183. des Criminalrechts zu erinnern, nach welchem „muthwillige Buben, welche auf den Straßen oder sonst grobe Unsittlichkeiten verüben, mit verhältnißmäßigem Gefängniß, körperlicher Züchtigung oder Zuchthausstrafe belegt werden sollen."

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die fashionable Welt hat sich bei Annäherung des Herbstes eiligst von ihren Landgütern wieder nach Paris zurückgezogen um die Wintervergnügen zu genießen, und die einzige Frage, die man fast aus Jedermanns Munde hört, ist: „Was wird uns die Wintersaison für neue Moden bringen." Es ist viel Neues im Schnitt und Verfertigung versprochen worden, wir wünschen nur, daß sich diese Versprechungen auch wirklich realisiren. — Vor allen Dingen denkt man daran, die weit unter die Hüften herabgehenden Taillen abzuschaffen, und bereits haben mehrere Häuser schon den Anfang damit gemacht und sind wieder zu dem natürlichen Wuchse zurückgekehrt. Sonst sind wenige Veränderungen vorgekommen. Die Kleider von schwarzem Cachemirtuch behalten nach immer den Vorzug, wenn gleich auch andere Stoffe und Farben, wie smaragdgrün, griechisch blau, dunkelblau u. s. w. noch immer beliebt sind. Die Westen werden noch immer mit Shawl- oder Stehkragen gefertigt, und die dazu gewählten Stoffe sind brochirter Sammt, strohgelbe Valencias und weiße gestickte Satins. Die Hosen werden nur halbweit getragen und haben ganz kurze, fest angenähte Stege; einige Werkstätten denken daran, Pantalons zu verfertigen, die nach unten eine Oeffnung von etwa zwölf Centimeter haben, die durch vier Diamantknöpfe geschlossen ist. Als Stadtanzug dominirt noch immer der Ueberrock mit hohem Kragen, weitem Umschlag und nur 2 Centimeter unter die Hüfte herabgehender Taille. Die Fantasiekleider, à la française haben keine Veränderung im Schnitt erlitten, und als Negligee-Anzüge haben noch immer die Paletots den Vorzug. Man sieht noch wenig Ueberzieher, denn die Saison ist noch nicht kalt genug, Cabans sowie Crispinen-Mäntel werden bei stärker eintretender Kälte als Stadtanzüge getragen werden. Das leichte melirte Tuch wird noch immer vorzugsweise zu Ueberröcken, Röcken und Fracks verwendet, ausgenommen die Abendfracks, die allgemein schwarz, oder doch ziemlich schwarz sind. Noch immer stehen die kleinen Stöckchen (die man englisch sticks nennt) bei den jungen Herren sehr in Gunst. Die gewöhnlichen Stöcke müssen einen Knopf von Gold und Platina haben. Uhrketten, Cravatennadeln und Hemdknöpfe sind unentbehrlich. An den Uhrketten von Gold und Platina hängen stets sogenannte Charivari's, die aus Petschaften, Schlüsseln in phantastischen Formen, in Blumen, Früchten oder Thiergestalten bestehen. Die Phantasiecravaten, die man am Vormittage trägt, sind alle entweder carrirt oder gestreift oder sie haben Blumenguirlanden. Die langen Cravaten sind natürlich auch reicher, aber eben so mannichfaltig. Die Hüte fangen an, wieder eine anständige Form zu erhalten, d. h. die Krempen sind breiter geworden und das allgemeine Aussehen ist angenehmer.

Damen-Mode. Die Spitzen sind modischer als je, und man darf sich darüber nicht wundern, da die Moden offenbar einen spanischen Character annehmen und folglich Spitzen nothwendig dazu gehören. Auch zu Kopfputzen werden sie sehr häufig verwendet, selbst zu Hüten. Eine Goldspitze mit einer goldgefleckten Feder bildet den castilianischen Kopfputz, der sehr pikant aussieht. Unter den Anzügen, welche uns besonders aufgefallen sind, führen wir namentlich an: Ein Kleid von ungerissenem mießfarbigen Sammet mit satinirten Streifen, mit türkischen Mustern, garnirt mit Volants von Bändern in verschiedenen Farben, denen des Kleides entsprechend. Das Kleid hatte ein glattes Leibchen mit gleicher Berthe und lange Aermel, die eben so ausgeputzt waren wie der Rock des Kleides. Ein Kleid von smaragdgrünem Brocat mit nachgeahmter Guipüre im Stoffe selbst und eine vorn übereinander gehende Pelerine von venetianischen Spitzen. Ein Kleid von joinvilleblauem satinirten Moire, mit breiten Fransen ausgeputzt, über denen ein breites Atlasgeflecht hinlief; Chatelaine-Leibchen mit drei Näthen, die mit Geflecht bedeckt waren; Aermel bis an den Ellbogen mit Fransen und kleinem Geflecht von Atlas besetzt; hoher Fichu von Spitzen gleich den langen Aermeln, die bis an das Handgelenke gingen und in reichen Armbändern endigten. Kleid von braunem Atlas mit breiten Sammetstreifen, die vom Leibchen bis hinunter an den Saum des Rockes laufen, am Gürtel dicht beisammen stehen und nach unten zu schürzenförmig sich erweitern; ähnliche Streifen in umgekehrter Richtung auf dem Leibchen, das glatt und hochhinaufgehend ist.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kurzer Rock mit langer Taille. Lange Weste. 2. Mantel mit Kapuze, der Schnitt befindet sich auf der Patrone von voriger Woche. 3. Kurzer Mantel. 4. Mantel mit Crispinartigem Schnitt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER



VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Paronen 22½ Ngr

IV. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Peterssstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Lit. D.

Novelle, von A. Stätter.

(Schluß.)

Die Harfe wurde gebracht, und Danton wiederholte sein Anliegen.

Bitte, verschonen Sie mich! erwiederte die arme Frau, welcher der Angstschweiß auf der Stirne stand.

Sie wollen nicht?

Ich kann nicht.

Ei, Sie schlagen mir die erste Bitte ab, mir? fragte Danton gebieterisch.

Frau Duportail nahm die Harfe und ließ die zitternden Finger über die Saiten gleiten; dann begann sie mit bebender, doch trefflich ausgebildeter, wohltönender Stimme eine Romanze, die damals gerade Mode war. Die meisten Gäste blieben ziemlich kalt bei dem Gesange und mochten an ganz andere Dinge denken; Danton dagegen stimmte bei mehreren Stellen brummend ein, wiegte sich behaglich auf dem Stuhle und gerieth trinkend und zuhörend in immer lautere Extase.

Als die Romanze zu Ende war, klatschte Danton wie rasend Beifall; auch einige Andere stimmten ein, während einer der Gäste eine witzige Zweideutigkeit sagte, die von der Sängerin zum Glück nicht verstanden wurde, aber eine Art der Unterhaltung herbeiführte, die immer schrankenloser wurde.

Frau Duportail erhob sich, um Luft zu schöpfen, wie sie sagte.

Gut, gut, brummte Danton, der den Wein gewaltig spürte, sie soll im Nebenzimmer auf mich warten.

Ein Bedienter führte die arme Frau in ein geräumiges Zimmer, an dessen Wänden mehrere eichene Repositorien mit Büchern, Actenballen, und numerirten Pappenschachteln standen. Das Zimmer war augenscheinlich das Arbeitscabinet des Bürgers-Justizministers, denn in der Mitte desselben stand ein mächtiger Schreibtisch, der mit Papieren überladen war und auf dem unter Andern ein Sacktuch und eine große Schnupftabaksdose lag.

Nachdem Frau Duportail ihrem gequälten Herzen durch Thränen Luft gemacht und wieder Fassung errungen hatte, drängte sich ihr der Gedanke auf, wie oft von diesem Schreibtische schon Leben oder Tod ausgegangen sei, und wie viele Todesurtheile in jenen Actenstößen und mit Buchstaben gezeichneten Pappenschachteln

wohl noch verborgen sein. Auch ihres geliebten Mannes Schicksal war in diesen Pandorabüchsen gewiß enthalten. Plötzlich fuhr sie schaudernd zusammen; denn in das chaotische Gewühl in dem Speisesaal, in das Gläserklingen, Singen, Lachen, Schreien und Rasen, donnerte des Hausherrn Stimme hinein, gleich dem Brüllen des Löwen, der Blut geschmeckt hat. Die Gefolterte faltete die Hände, fiel auf die Kniee und betete zu den Witzen, Flüchen und Trinksprüchen, die zu ihr herüberschallten.

Fast zwei Stunden lang mochte Frau Duportail bereits in dem Zimmer gewesen sein; die einzige Wachskerze, die ihr zurückgelassen worden, war bereits tief herabgebrannt, als die Thür aufging und der Bediente mit zwei Armleuchtern hereintrat.

Der Herr Minister? fragte Frau Duportail, sich erhebend.

Er wird sogleich erscheinen, antwortete der Gefragte, stellte die Leuchter auf den Tisch und verschwand.

In demselben Momente wurde die entgegengesetzte Thüre hastig aufgerissen, und es erschien ein dunkler Körper auf der Schwelle, der mit den Händen um sich griff, weil ihm die Kniee schwankten und der Kopf zu schwer war. Mit Entsetzen erkannte die unglückliche Bittstellerin den Bürger Justizminister in dem Ungethüm, das jetzt fehltrat und nur mit genauer Noth noch den geräumigen Sessel am Arbeitstische erreichte. In diesen hinein sinkend, und mit Arm und Beinen zappelnd wie ein Fisch auf dem Trocknen, röchelte der Betrunkene, als ob er jeden Augenblick ersticken müsse.

Danton hatte beim Essen schon die Cravatte abgelegt und jetzt das Hemd aufgerissen, so daß seine gewaltige Brust, welche wie eine Esse schnob, bloß war. Das Hemd war von Wein besudelt, eben so der Rock; das Haar sah aus wie die Borsten eines Stachelschweines. Als der Berauschte so eine Weile mit geschlossenen Augen und auf die Brust gesenktem Kopfe gesessen hatte, fuhr er plötzlich auf und brummte:

Ah Du da, Bürgerin?

Bei dieser Anrede wurde Frau Duportail eiskalt vor Grauen und Ekel. Das Räthsel, daß der Girondist ihr so angelegentlich empfohlen, den Brief in Person zu überreichen, wurde ihr jetzt mit Schrecken klar.

Nach einer Pause fing der Justizminister von Neuem an zu stöhnen.

Ha, mich trifft noch der Schlag . . . wenn mir Zeit gelassen wird! . . . Dies ewige Fressen und Saufen taugt nicht für meine Körperconstitution . . . Den Tag über arbeiten wie ein Vieh und . . .

Er ist so betrunken, daß er nicht einmal seinen Namen mehr schreiben kann, dachte Frau Duportail jetzt, und dieser Gedanke gab ihren Ideen sofort eine andere Richtung. Ihren Ekel niederkämpfend, trat sie Danton näher und sagte:

Bürger Minister, Sie haben doch die Zusage, die Sie mir gaben, nicht vergessen?

Der Angeredete breitete die Arme aus, erhob sich, sank aber sofort wieder in den krachenden Lehnstuhl zurück und fragte:

Hm, was willst Du?

Den Brief, den Sie schreiben wollten, das Begnadigungsschreiben, das Sie mir auf Empfehlung des Bürgers R * * versprochen haben; das Leben meines Mannes!

Schreiben? . . . Dummes Zeug! Da braucht sein Name nur auf der Liste gestrichen oder vielmehr aus dem Kasten genommen zu werden.

Aus welchem Kasten? fragte Frau Duportail in Todesängsten.

Ich ersticke! . . . Luft!

Frau Duportail riß das Fenster auf, wagte jedoch nicht, dem Betrunkenen näher zu treten.

Der Robespierre ist ein perfider Hund; . . . stöhnte Danton. Er trinkt nicht . . . säuft nur Blut! . . . Baptist, zieh mir die Schuhe aus!

Den Kasten, sagen Sie mir den Kasten! . . . rief Frau Duportail mit gefalteten Händen.

Ei, Dummkopf, hol Dir ihn selbst herunter! Dort steht er.

Den Arm ausstreckend, wies er auf das Repositorium hin, das unten voll Acten u. s. w. lag, und in den obersten Fächern eine Reihe von Pappeschachteln enthielt, welche mit Buchstaben gezeichnet waren.

Vor dem Repositorium stand eine Leiter, welche Frau Duportail jetzt auf den Wink leise bestieg, und dann fragte:

Lit. A.?

Nimm mir die tolle Weinlaune nicht übel, schönes Kind. Der Robespierre ist des Teufels mit seinem Disputiren! . . . Gut, daß Bürger R * * Dich zu mir schickte, der ist noch ein echter Girondist. Du singst wie eine Göttin und bist schön wie ein Engel, sage ich Dir.

Frau Duportail stand athemlos, bis der Betrunkene wieder ruhig wurde. Dann fragte sie:

Lit. B.?

Wie heißt er denn?

Duportail!

Duportail? Lit. A. nichts, Lit. B. auch nichts!

Euch doch unter Lit. D! . . . Wie dumm Du bist! Geh mit Deiner Lit. A! Du machst mich lachen, Kind!

Er brach in ein schallendes Gelächter aus, bei welchem der Sessel krachte.

Endlich hatte Frau Duportail die Lit. D. herunter genommen, und sie trat mit demselben an's Licht. Das Repositorium enthielt die Anklageacten der politischen Verhafteten. Die Actenstücke waren in die Pappekasten nach den Buchstaben geordnet, und wurden dem öffentlichen Ankläger nach der Reihenfolge übergeben, wie es den Komites oder dem Justizminister gerade gefiel. —

Der zweite Anklageact, der im Kasten obenauf lag, und ihr deshalb ins Auge fiel, trug den Namen Duportail.

Morgen also schon oder spätestens übermorgen sollte ihr Mann aufs Blutgerüst wandern. Rasch nahm sie das Actenstück heraus, zerknitterte es, und steckte es zu sich. —

Aufathmend sah sie jetzt nach dem Justizminister, der im Sessel unbeweglich geworden war. Sie wollte ihm danken, bemerkte jedoch, daß er die Augen geschlossen hatte und eingeschlafen war.

Noch warf sie einen scheuen Blick auf das selbst im Rausche und Schlafe furchtbare Partheihaupt; dann schlüpfte sie leise aus dem Cabinet durch den Speisesaal, in welchem Grabesstille herrschte. Im Vorzimmer fand sie einen Bedienten, der gleichfalls seinen Rausch ausschlief, jedoch einen leiseren Schlaf als sein Herr hatte, und erwachte.

Baptist! donnerte jetzt des Justizministers Stimme. Während Frau Duportail wie ein gescheuchtes Reh das Weite suchte, eilte der Bediente zu seinem Herrn, der ihm zurief:

Hm, wo ist die Bürgerin?

Soeben verläßt sie das Vorzimmer.

So? Glückliche Reise? . . . Zieh mich aus und bringe mich zu Bette.

Baptist nahm den Justizminister beim Arm, lavirte ihn gleich einem schwer beladenen Schiffe ins Schlafzimmer, und brachte ihn ins Bett, aus welchem der Mann, der Frankreichs und Europas Geschick damals in Händen hatte, mit Tagesanbruch sich erhob, um bis zur Tafel wie ein Riese zu arbeiten, und dann wieder eben so kolossal zu schlemmen.

Frau Duportail hatte am folgenden Tage leichtes Spiel mit der Befreiung ihres Mannes. Bald befanden sich die Gatten auf der Reise nach Bordeaux, von welcher Stadt sie glücklich nach ihren westindischen Besitzungen entkamen. Erst während der Restauration kehrten sie nach Frankreich zurück.

Frau Duportail ist als 78 jährige Matrone noch jetzt in Blois am Leben.

Wahn und Enttäuschung.

Ein Lebensbild.

„Wenn man lebt, erlebt man Vieles.“

(Schluß.)

Clairvigne eilte sputig zur Leugoldschen Wohnung hinauf. Frau von Leugold sah eben sehnsüchtig nach der Straße, aus welcher er kommen sollte, als der Erwartete eintrat.

Auf seinem Antlitze zeigen sich die Verheerungen, welche die Leidenschaftsstürme der durchschwärmten Nacht angerichtet. Das tiefliegende Auge blickte unstät aus den blauen Ringen, welche sich um dasselbe zogen, umher. Anfangs war Clairvigne verlegen; doch schnell hatte er den Gegenstand gefunden, der interessant genug war, den Conversationsfaden daran zu knüpfen und so seine innere Unruhe niederzukämpfen.

Frau von Leugold war den ganzen Tag über von einer peinlichen abergläubischen Ahnung gefoltert worden, denn kein Mensch, selbst der größte Geist ist ganz frei von einer gewissen Art des Aberglaubens. Des Marsjüngers verwüstetes Mienenspiel machte sie noch düsterer, denn sie schrieb es dem Uebermaß seiner Liebe zu. Sie empfing ihn mit sichtbarer Freude, vermag aber ihrem Gesichte den Anstrich der Ruhe nicht zu geben.

„Meine Göttin,“ beginnt Clairvigne mit melodischer Stimme, hat geruht in der gestrigen Nacht?

„Sehr angenehm, versetzte die Angeredete, wahrhaftig sehr angenehm, mein lieber Romeo!

„O, wie glücklich sind Sie nicht, daß Sie schlafen können? Es ist dies der Schlaf eines Engels, in dessen liebendem Herzen kein beunruhigender Wurm sich windet.“

„Haben Sie nicht geschlafen? Daher also die Blässe Ihres Gesichtes, das Erstorbensein Ihres Auges?“

„O, wie könnte ich auch schlafen, wenn böse Träume mich umschwirren, wie könnte ich schlafen, wenn der Gedanke mich quält, vielleicht ist ein Anderer beglückt durch Ihre Liebe, nach der ich so sehr ringe?“

„Romeo, welche Gedanken durchkreuzen Ihr Gehirn? Gab' ich Ihnen nicht so viele sprechende Beweise, wie so unendlich theuer und unentbehrlich Sie meinem liebedürftigen Herzen sind?“

Diese Worte, Laura! genügen, um mich zum Glücklichsten zu machen; keine Krone wiegt die Seligkeit der jetzigen Minute auf! der Himmel kann nicht reicher an Wonnen sein, als dieses Gemach, worin unsere Seelen harmonisch in einanderschlagen.

Frau von Leugold sank an die Brust des militärischen Jünglings, und vergaß jetzt der Ahnung, die sonst selbst in seiner Gegenwart nicht weichen wollte. Eben schlingt Clairvigne die Arme um die Liebetrunkene, und drückt ihre Hand an seine Brust, da bringt ein Diener ein Briefchen.

Frau von Leugold erbricht es hastig, und nicht wenig wurde der zärtliche Paladin überrascht, als er sie aufs Sopha zurücksinken, und das Blatt ihren zitternden Händen entfallen sah. Wie von einer inneren Stimme getrieben, rafft er das Schreiben vom Boden auf, um den erschütternden Inhalt kennen zu lernen. Ein Blick auf die Zeilen und in seinem Gesichte wechselt die Blässe des Schreckens mit der Blutröthe des Zornes. Er erkennt die verrätherische Hand seines Freundes Fiorelli, welcher Frau von Leugold in schonungsloser Weise Clairvignes Charakterlosigkeit und schändlichen Plan enthüllte. Der Angeklagte schlägt sich mit der geballten Faust vor den Kopf und stürzt mit wuthentstellten Zügen zur Thür hinaus.

Frau von Leugold sah ihn nicht wieder.

Ferdinand Becker



Professor der Experimental-Physik und Magie.

Wenn jemals das sonst bewährte Sprichwort: „daß ein Prophet nichts in seinem Vaterlande gelte," eine glänzende Widerlegung fand, so geschah es an der Person obgenannten Künstlers, und unsere Blätter nehmen keinen Anstand, unsern Lesern einige Skizzen der eben so interessanten, als belehrenden Biogra-

phie dieses berühmten Escamoteurs mitzutheilen, der nach dem Urtheile aller competenten Kunstkenner des In- und Auslandes als Dritter zu dem großen Künstler-Triumvirat der Gegenwart hinzugetreten ist, in welchem Frankreich durch Philipp, Italien durch Bosco und Deutschland durch unsern Becker repräsentirt wird, und tragen kein Bedenken, unserem Landsmann den ihm gebührenden Zoll der Anerkennung, den wohlverdienten Tribut wahrer Würdigung zu entrichten und seinem Andenken für Mit- und Nachwelt ein eben so bleibendes Denkmal der Erinnerung zu stiften, gleichwie diese Auszeichnung seinen beiden ausländischen Kunstgenossen zu Theil wurde.

Ferdinand Becker ward im Jahre 1808 in Berlin von wohlhabenden und geachteten Eltern geboren, indem sein Vater dem höheren Lehrerstande angehörte, und, da der außerdem mit einem höchst einnehmenden Aeußern ausgestattete Knabe schon frühzeitig ungewöhnliche Geistesanlagen entwickelte, von jenem zum Studiren bestimmt. Leider frühzeitig verwaist, kam er unter die Vormundschaft eines hochgeachteten Lehrers, des Conrektor Grimm, und dieser sowohl, wie seine ganze angesehene Verwandtschaft stimmten in den von seinem verstorbenen Vater gewählten Beruf überein. Allein das trockene Studium der todten Sprachen, das Stillsitzen auf den bestaubten Schulbänken sagte dem feurigen und lebendigen Geiste des jungen Becker keinesweges zu; er trieb frühzeitig allerhand Allotria, die mit den ernsten Sprachstudien nicht harmonirten, und zeigte einen unwiderstehlichen Hang zu allerlei Tausendkünste, der seinen inneren, entschiedenen Beruf zu einem magischen Künstler beurkundete, in welchem er bald so bedeutende und glänzende Erfolge erringen sollte. Trotz aller Ermahnungen und Bitten von Seiten seiner Verwandten, diesem abenteuerlichen Hange zu entsagen, blieb sein Entschluß unerschütterlich und er ging von der Schule ab. Durch diesen Schritt mit allen seinen Verwandten zerfallen, ja von ihnen verstoßen, nahm er, sich selbst überlassen, alle seine Ersparnisse zusammen und hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als bei einem der berühmtesten Mechaniker Berlins Unterricht zu nehmen Vorlesungen über Physik zu besuchen und mit einem Worte sich in allen den in sein Lieblingsfach einschlagenden Dingen zu unterrichten, so daß er in seinem 17ten Jahre, ausgerüstet mit einem reichen Schatze von Kenntnissen, die er ebensowohl seinen vortrefflichen Lehrmeistern, als vorzüglich eigenem Studium, seinem eigenen schöpferischen und erfinderischen Genie verdankte, den Entschluß faßte, eine Kunstreise zu unternehmen.

So hatte die Laune des Schicksals einen sonderbaren Berufswechsel herbeigeführt und aus dem wahrscheinlich zum Predigerstande bestimmten Becker einen Escamoteur gemacht, ein Stand, der von dem ersteren in dem Falle nicht sehr unterschieden sein dürfte, wenn jener nicht aus reiner, tiefinnerer Ueberzeugung, sondern, wie so oftmals von Seiten der Eltern vorkommt, nur gezwungen gewählt wird.

Er durchwanderte ganz Altpreußen mit seinen Haupt- und Provinzialstädten, spielte Anfangs in Casinos, Theater rc., erwarb sich eine immer größere Fertigkeit und machte so bedeutende Fortschritte, daß er überall den rauschendsten Beifall erndtete und mit den ersten Prestigateurs der Vorzeit und Gegenwart nicht nur nicht verglichen, sondern noch über dieselben gesetzt wurde, um so mehr, da er mit der eminentesten Kunstfertigkeit eine herzengewinnende Anmuth, einen ansprechenden und mit humoristischer Würze gepaarten Vortrag verband, wodurch er vorzugsweise vor seinen Vorgängern seinen Productionen den liebenswürdigsten Anstrich zu verleihen weiß. Durch solche glänzende Erfolge aufgemuntert, begab er sich nach Rußland und Polen, spielte in den Hauptstädten Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau rc. mit einem zuvor nie gekannten Beifalle, so daß sich alle russischen Journale in seinem Lobe erschöpften und ihm endlich durch die Protection der Fürsten Czermitoff und Sulkowsky die hohe Auszeichnung zu Theil ward, vor Se. Maj. dem Kaiser Nikolaus, der kaiserlichen Familie und dem ganzen versammelten Hofstaate aufzutreten und in hoher Anerkennung seiner seltenen Kunstfertigkeit von Sr. Maj. eine goldene Uhr zu erhalten. Sieben Jahre hindurch blieb ihm hier das Glück günstig, so daß er erst nach Verlauf dieser langen Zeit, während welcher er bei seinen Verwandten für verschollen galt und nur etwa der Gelehrte seinem Namen in den russischen Kunstnachrichten begegnet sein dürfte, aber nicht mehr als der arme verlassene und unbekannte Jüngling, sondern mit Gold und Ruhm beladen, als vollendeter, ruhmgekrönter Künstler, in seine Vaterstadt zurückkehrte, dessen Namen ein glänzender, festgegründeter Ruf vorangeeilt war.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Ein Witz von einem armen Teufel.) Der Sohn eines armen Teufels hatte bei Gelegenheit eines Streites den Sohn eines hohen Staatsbeamten gehörig durchgeprügelt.

Wuthentbrannt eilte der Vater des Geschlagenen zum Vater des Schlägers. Ihr ungezogener Junge, hub er hier an, hat meinen Karl mißhandelt, und ich muß darauf bestehen, daß Sie ihn auf der Stelle exemplarisch strafen. — Gut! erwiederte Jener, wenn sich die Sache so verhält, wie Sie erzählen, soll der Junge seiner gerechten Strafe nicht entgehen. Ich werde ihn nicht zum Mittagstische und hungrig in die Schule gehen lassen. — Diese Strafe steht in keinem Verhältnisse zu seinem Vergehn, fuhr der aufgeblasene Staatsdiener fort, zudem will ich Zeuge der Bestrafung sein, und verlange deshalb, daß sie zur Stelle vollzogen werde. — Zur Stelle? fragte Jener weiter; auch das soll geschehen, nur würden Sie mir in diesem Falle erlauben, daß ich mich vorher genau erkundige, ob sich die Sache auch wirklich so verhält, wie Sie angeben. Er ließ hierauf seinen Sohn kommen und fragte ihn mit möglichst affectirter Aufgebrachtheit, ob es wahr sei, daß er den Sohn des Herrn X. geschlagen habe? — Ja! antwortete dieser unerschrocken. — So! sagte er nun mit dem ganzen Vorrath der Vaterwürde, über den er zu gebieten hatte — „so! — nun: so bist Du hiermit feierlichst von mir enterbt!“ Sind Sie zufrieden mit dieser Strafe, Herr X.?

(Verbrecher-Statistik in London.) Man hat berechnet, daß es in London 12,000 Kinder giebt, die im Schoße des Lasters erzogen werden, 3000 Hehler, 4000, die fast jährlich von den Gerichten abgeurtheilt werden, 10,000 Betrüger, 20,000 Bettler und 30,000 Diebe. Um alle diese verdorbenen Geschöpfe zu ernähren und zu erhalten, ist eine Masse geistiger Getränke im Werthe von 3 Millionen Franken nöthig, in Folge deren sich das Jahr hindurch an 23,000 Individuen betrunken in den Straßen herumwälzen, und 150,000 Individuen sich im Uebermaße alkoholischen Getränken hingeben. Verbrechen an Personen begangen, kommen in London jährlich an 8,333, in Paris an 3,416 vor, gegen das Eigenthum anderer in London 17,719, in Paris 4076. Somit fällt der Vergleich für London nicht sehr ehrenvoll aus.

(Die Nonne von Sehlau.) Unterhalb Kaaden am rechten Egerufer steht auf einem steilen Felsen weithin sichtbar die Kirche des Dorfes Sehlau, welche zu einem Magdalenen-Kloster gehörte. Als in den Zeiten des Hussitenkrieges die wilden Horden Ziska's verheerend durch das Land zogen, drangen sie auch in dieses Asyl der Frömmigkeit. Das Werk der Zerstörung und Grausamkeit hatte bereits begonnen, als der Hauptmann plötzlich durch die Schönheit einer der Nonnen, an die gewaltsam Hand gelegt wurde, zumal durch ihre Augen der Art sich ergriffen fühlte, daß er schwur, das Kloster ferner schonen zu wollen, wenn die schöne Schwester ihm mit ihren Augen, in die er sich verliebt habe, ein freiwilliges Geschenk machen würde. Er gönnte ihr, sich mit seinen Kriegern zurückziehend, eine kurze Bedenkzeit. Die Nonne zögerte nicht, nahm ein Messer, stach sich damit die Augen aus und schickte sie auf einem Teller dem Hauptmanne, hiermit dem Wortlaute seines Begehrens entsprechend. Die Sage fügt bei, daß der Hauptmann, als er die ausgestochenen Augen erblickte, plötzlich sein Augenlicht und auf immer verlor.

(Der Teufelsstein.) Etwa eine halbe Stunde von Kaaden aufwärts am linken Egerufer, dicht neben dem schmalen steinigten Fußweg, liegt unter anderem Steingerölle ein abgerissenes Felsstück, der Teufelsstein genannt, an dem gar Viele schneller vorüber eilen, das Gesicht abwendend und ein Kreuz schlagend. In der Gegend dieses Steines soll einst der böse Feind in Gestalt eines elegant gekleideten Reisenden einer sittlichen Jungfrau begegnet sein und versucht haben, sie durch süße Worte und glänzende Verheißungen zum Bösen zu verführen. Da er aber alle seine höllischen Künste scheitern sah, gerieth er der Art in Zorn, daß er die Hand erhob und nach der Jungfrau schlug, deren Schutzengel jedoch den Schlag abwehrte, so daß er den Felsblock traf und zwar mit solcher Macht, daß noch heute darauf die schwarze Hand vollkommen ausgedrückt zu sehen ist, und deshalb der Teufelsstein heißt.

Fr. J. Schaffer. (Oesterr. Morgbl.)

— Der Engländer Murray in seiner Reisebeschreibung ist sehr ungalant. Er sagt: Die norddeutschen Frauen haben in der Regel häßliche Füße, aber sie besitzen in Betreff derselben noch dazu kein Ehrgefühl. Der Pfau schämt sich seines abscheulichen Pedals und würde gerne Strümpfe anziehen, um sie zu maskiren, wenn sie dergleichen besäßen. Aber die deutschen Damen entstellen ihr unvortheilhaftes Fußwerk noch mehr durch graue und schwarze Strümpfe, die sie aus Sparsamkeit und um sie nicht oft waschen zu müssen, anziehen. (Schön! Aber haben denn die englischen Blaustrümpfe etwa zierliche Füßchen??)

(Kaiser Joseph II. im Kontrollorgange.) Bekanntlich ging Joseph öfter in unscheinbarer Kleidung unter das Volk. Bei einer solchen Gelegenheit hörte er einst, daß ein paar Soldaten sehr über ihn schimpften. Des andern Tages ließ er ihre Nummern aufsuchen und sie vor sich führen. Er fragte sie, ob sie gestern nicht Dies und Jenes von ihm gesagt hätten. „O ja!“ antwortete einer derselben, „und wir hätten noch viel Aergeres gesprochen, wenn wir einen noch größeren Rausch gehabt hätten.“ Dieser naive Einfall bewog den Monarchen ihnen zu verzeihen.

Einst erfuhr Joseph, daß ein abgedankter Lieutenant in einer Vorstadt, wo ihn Niemand kannte, verkleidet die niedrigsten Taglöhnerarbeiten verrichte, um seiner alten Mutter einen nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen. Gerührt von solch seltener Probe der kindlichen Liebe, erkundigte er sich insgeheim nach seiner einstigen Aufführung, so wie um die Ursache seiner Entlassung. Da erfuhr er nun, daß sich der junge Mann stets als rechtschaffener Offizier betragen und seine Entlassung blos durch die Kabale eines Vorgesetzten herrührte. Sogleich ließ er ihn zu sich in den Gang kommen und nachdem er ihn belobt, schenkte er ihm das Patent als Rittmeister in einem andern Regimente und versprach für seine Mutter zu sorgen. Als der Officier nach Hause kam, fand er daselbst die Uniform und in den Taschen eine Börse mit 100 Dukaten und eine goldene Tabatiere mit des Kaisers Brustbild.

(Das Balsamiren bei den Aegyptern.) Der Aegypter glaubte, daß wenn der Körper nicht zerstört ist, ihm auch die Seele bleibe, im entgegengesetzten Falle wandre sie dreitausend Jahre hindurch von einem Thierkörper zum andern,

bis sie sich mit Osiris vereinige. Man suchte also den Körper vor zerstörenden äußeren Einflüssen zu verwahren. Aus Herodot erfahren wir über das Balsamiren Folgendes: Nach dem Absterben eines Menschen wählten die Verwandten eine von den drei Methoden des Balsamirens: Erste Methode: Die Weichtheile der Kopf- und Unterleibshöhle werden entfernt; die Höhlungen gereinigt, und dann mit kostbaren Spezereien ausgefüllt; die Leiche in eine concentrirte Auflösung von mineralischem Laugensalz (Natron) 70 Tage gehalten, dann mit Gummi überstrichen, in Leinwand oder baumwollene Binden gehüllt und in hölzernen Behältern in den Katakomben, künstlichen, gigantischen Sandsteingrotten, beigelegt. Zweite Methode. Zedernharz wurde in den Leib gespritzt, der Körper 70 Tage lang in Laugensalz beigesetzt, dann das Herz mit den Eingeweiden herausgenommen und der Leichnam wie oben behandelt. Dritte Methode. Der Körper wurde 70 Tage lang in Laugensalz gelegt und ohne fernere Behandlung beigesetzt.

(Aegypten vor 3000 Jahren.) Die Einrichtungen, Gewohnheiten und Gesetze der Aegypter förderten den Handel, Ackerbau und schönen Früchte des Friedens; Polygamie herrschte, Bruder und Schwester durften einander heirathen, der Priester nahm nur ein Weib. Die Frauen beherrschten einigermaßen die Männer; woher? ist ungewiß. Die Erziehung der Kinder war in den Händen der Priester, welche Haß gegen die Fremden, aber auch Ordnungsliebe, Dankbarkeit und Verehrung des Alters lehrten; Gymnastik (Leibesübungen) wurden verschmäht: Der Körper gewinne nur an vorübergehender Kraft. — Der Nil verbreitete durch seine periodischen Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit, indem er stets befruchtenden Schlamm zurückließ; in Aegypten und größtentheils am Nil, sollen im grauen Alterthume über 20,000 Ortschaften geblüht haben.

— Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine Grenzlinie von mehr denn 10,000 Meilen, eine Meeresküste von 4000 Meilen, und eine Binnenseenküste von 1200. Einer ihrer Flüsse ist zwei Mal so groß als die Donau, der größte Fluß in Europa. Der Ohio ist um 600 Meilen länger als der Rhein, und der Hudson ist 120 Meilen weiter schiffbar als die Themse. Der Staat Virginien allein ist ein Drittheil größer als ganz Europa, und der Ohiostaat hat 5,120,000 Acker Landes mehr, als Schottland. Vom Maine bis Ohio ist weiter, als von London bis Konstantinopel.

— Die englischen Schönen, Frauen und Kinder, Jung und Alt, bedienen sich, wenn es draußen auf der Straße schmutzig ist, einer Art von Stelzen — Holz-Sandalen auf 3 Zoll langen Eisenstäben befestigt, die unten an einen Stahlring genietet sind. So von unten her gesichert, schreiten sie in tüchtigem Streckschritt (3 Fuß Weite mag das Normalmaß betragen) flüchtig hinweg über den Schmutz; sind die Schmutzstellen durchwatet, wird das Pflaster reinlich, so werden die Holzpantoffeln abgestreift und nun frei und zierlich in den Händen mitgeführt, bis abermaliges Anlegen nothwendig erscheint. Auf solchen Stelzen mit Festigkeit herzuschreiten, mag viel Uebung erfordern und schon in frühester Jugend erlernt werden müssen, wie man denn wirklich auch die kleinsten Kinder damit angethan sieht. Ohne Klipp-Klapp-Geräusch geht's freilich dabei nicht ab, denn jeder Tritt schallt völlig wie der Hufschlag eines Litthauers, dem die Eisen wackeln.

— Eine englische Zeitschrift philosophirte folgendermaßen über die Sommersprossen: Gewiß ist, man kann die Blumen eine von Gott auf die Erde geschriebene Poesie nennen. Hält man nun bei Tulpen, Nelken und andern Kindern der Flora die Fleckchen für eine Verschönerung derselben, wie können dann ähnliche Fleckchen das Antlitz eines liebenswürdigen Mädchens entstellen, das doch die herrlichste Blume der Menschheit und Gottes lebendiges Ebenbild ist?

Those be rubies, fairy favours,
In those freckles I ve their savours.

Etwa: Sommersprossen, gleich Rubinen,
Müssen ihren Reizen dienen.

So dachte man zu Shakespeares Zeit. Und anstatt diese natürlichen Schönheitspflästerchen länger für etwas Häßliches zu halten, wollen wir lieber glauben, die Sommerflecken seien Liebesmale, entstanden durch die feurigen Küsse des verliebten Sonnengottes — durch die einzigen Küsse vielleicht, welche noch eine jugendliche Schöne empfangen hat. Fürwahr ein Mädchenangesicht mit Sommersprossen ist wie ein Himmel voll Sterne oder ein Beet voll gesprenkelter Rosen und Lilien. Und sind denn die Sommersprossen nicht lebendige Denkmale und redende Zeugen sonnenheller Tage, und fröhlicher Ausflüge mit lachenden Gespielen unter einem lachenden Himmel? Das Niederschreiben dieser Mementos dem Himmel verwehren durch Schleier und Sonnenschirme, heißt ein heiteres Verzeichniß verlebter Freuden unterdrücken, und die Zeichen vernichten, die nur zur Dankbarkeit gegen Gott auffordern sollen. Denn welches Mädchen wird nicht an den Himmel denken, auf dessen Antlitz derselbe seine Handschrift verewigt hat? Sonderbar! Man hat ein Mal die Schönheitspflästerchen für etwas Reizendes gehalten, und will nun die winzigen Male, welche durch die schöne Sonnenscheibe aufgeprägt sind, für etwas Häßliches ausgeben. Wenn im grauen Alterthume erzählt wird, Daphne und andere schöne Mädchen seien von Apollo geliebt worden, so soll damit nur gesagt sein, daß ihr Antlitz durch Sommersprossen verschönt gewesen." — Was sagen die schönen Leserinnen zu dieser philosophischen Betrachtung?

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Pagen-Agrafe, deren sich die Damen seit einiger Zeit bedienten, um im schlechten Wetter beim Ausgehen das Kleid vor dem Schmutze zu bewahren und deren Zweckmäßigkeit allgemein anerkannt wurde, wenn sie auch nicht schön war, hat jetzt eine neue Vervollkommnung erfahren, heißt nun Chatelaine-Agrafe und dient zugleich als Putz am Gürtel. Sie besteht jetzt aus beweglichen Ringen, die mit Posamentirarbeit oder einer Bandschleife bedeckt sind, welche man ganz nach der Farbe des Kleides einrichten kann; oder es ist ein kleiner Neger, welcher in der Gestalt von Ringen die Falten des Kleides in die Arme nimmt, oder Schlangen, die sich um die Falten legen, oder Blumenkränze, welche sämmtlich dazu dienen, das Kleid emporzuheben und zugleich als Schmuck zu dienen. — Die unendliche Mannichfaltigkeit der Schnitte und Verzierungen der Kleider macht es fast unmöglich, ausführlich

über dieselben zu berichten. Das Wichtigste ist, daß die Röcke dieselbe Weite behalten wie bisher, daß aber wegen der Garnirung, da alle Kleider, mit Ausnahme der eigentlichen Soiré-Kleider, oberrockartig gemacht und garnirt sind, die Falten mehr nach hinten fallen müssen, so daß sie die Hüften graziös hervortreten lassen und der Rock hinten eine Art Schleppe bildet, während er vorn bedeutend kürzer ist. Die Leibchen sind entweder ganz zu oder mit Revers offen; bisweilen haben sie eine ganz schmale Oeffnung, nur um einen Busenstreif sehen zu lassen. Einige haben runde Gürtel, andere feste Schneppen und mehrere gehen westenartig auseinander und bilden kleine Schößchen. Die Aermel der Kleider zum Ausgehen sind fast alle am Oberarme eng, nach unten zu gezogen, mit einem kleinen Bündchen. Bei den Putzkleidern sind die Aermel immer ganz eng mit Mousquetaireaufschlägen, unter denen ein Amazonen-Aermel mit einem zweiten Aufschlage von Spitzen sichtbar ist. Viele Aermel von festen Stoffen wie Sammt, Tuch rc., sind oben eng und öffnen sich unter dem Arme hufeisenartig; der Schnitt ist aber ziemlich schwierig. Die hauptsächlichsten Verzierungen bestehen in kleinen Troddeln, in dicken Knöpfen à la Fronde, in Soutaschbörtchen, in Sammetstreifen, die häufig wieder mit Soutaschbörtchen benähet sind. Wir sahen z. B. auf einem schwarz pekinirten Kleide von blauem Damast vorn schürzenartige Streifen von schwarzem Sammt, die mit blauen Soutaschbörtchen benähet waren. Die Posamentirarbeit hält sich, wie man sieht, noch immer in Gunst und sie scheint sogar diesen Winter zum großen Theile den Pelz zu verdrängen. Pompadourfransen dienen zum Ausputze der Balltoiletten; sie sind außerordentlich leicht. Soutaschknöpfe heißen Knöpfe von Sammt, die mit Soutaschbörtchen benähet sind. Aus Gold- und Silberposamentirarbeit macht man sehr schöne Kopfputze. Im Ganzen behalten die Kopfputze noch eine große Einfachheit. Das Haar wird hinten am Kopfe zusammengedreht, oftmals um einen Kamm, der mit antiken Cameen besetzt ist. Die glatten Scheitel müssen noch immer etwas hohl sein und etwas über dem Ohre hingehen, um die Diamantenohrgehänge sehen zu lassen. Wenn man Locken trägt, so sind sie immer lang und das sogenannte Herzogin-Haar, das in außerordentlich duftig gekrauseten Locken besteht, kleidet nur die Blondinen gut. Auch trägt man sehr häufig kleine Flechten, die muschelartig zusammengedreht und platt an die Schläfe gelegt werden. Einige elegante Damen halten sie da durch Blumen von ächten Perlen fest. Die Hüte haben einen etwas ausgeschweiften Schirm, der weit herunterreicht und gleichsam einen das Gesicht umfassenden Kreis beschreibt. Die Bindebänder schließen den Schirm an den Wangen völlig zu. Das Vanillebraun, Dunkelblau, das Amerikanischroth und Smaragdgrün sind die besonders modischen Farben. Häufig vermischt man sogar alle Farben in spanischer Weise. Der Ausputz ist sehr häufig von Sammtblättern. Die Damen von wahrhaft gutem Geschmacke lassen sich freilich nicht zu dieser bunten Farbenprahlerei herab; sie ziehen einfarbige Hüte vor, welche einfach mit Straußenfedern garnirt sind, da auch die bunten Federn ihnen zu auffallend erscheinen. Wir sahen in dieser Art einen Hut von meergrünem Sammt mit einer anmuthig gedrehten Straußenfeder und mit Schalen von rosa Atlas und Blonde unter dem Schirme. Die Nackenschirme sind bei Weitem nicht mehr so stark in Falten gelegt wie sonst und die Schleifen über diesem Nackenschirme werden jetzt etwas an der Seite angebracht. Fast immer wählt man zu einem Hute zwei Stoffe, Sammet und Atlas, Atlas und ungerissenen Sammet. — Die weißen Kragen sind noch immer außerordentlich klein. Diejenigen, welche man am Vormittage trägt, sind meist von Tricot oder von feinem Jaconas oder auch von Streifen gefaltenen Batists. Die Putzkragen von Spitzen werden gewöhnlich durch ein Band von Atlas, Sammt und Gold gehalten. Die Taschentücher müssen alle Arten Blumen in Spitzenstich nachgeahmt haben. — Die Maisfarbe ist entschieden modisch geworden, und sie steht fast unter allen Modefarben oben an, dann folgt das Apfelgrün oder Pomona.

Herren-Mode. Zur Straßentoilette trägt man die Redingote mit zwei Reihen Knöpfe; die Taille übersteigt die Hüften kaum noch um 2 Centimeter, ist nach unten zu stets schmal und ihre Form verschieden, gerade oder gebogen. Wie diese sind auch die Röcke von verschiedenem Genre: man sieht sie glatt, d. h. ohne Weite, mit einer blinden Falte im Faltenwurf; andere haben viel Weite und starke Falten; ihre Länge reicht nicht bis über das Knie, eher sind sie um etwa 4 Cent. kürzer; der Leib, obgleich über die Hüften hinausgehend, ist fast anschließend und bezeichnet vollständig die Körperverhältnisse. Die Anglaisen sind schmal, sehr zugespitzt und nur bis zum dritten Knopfloch umgeschlagen, können sich aber nach Belieben bis unten umlegen, ohne daß dies minder graziös erschiene; Kragen und Anglaisen werden sehr gewölbt. Die Aermel trägt man oben und unten in der Regel etwas weit, manche, doch keineswegs allgemein, ohne Aufschläge. Noch immer machen zwar manche Kleidermacher Taillen und Leiber von übergroßer Länge, doch wird dieser Schnitt, wie graziös ihn auch Einige finden mögen, niemals allgemein werden, schon wegen der vielen Schwierigkeiten, die er mit sich führt. Alle Redingotes werden mit offener Nath gemacht, im Rock, in den Weichen und Aermeln mit Seidenzeug gefüttert; die Knöpfe, wie die zu den Fracks, sind gewöhnlich klein, platt oder halb gewölbt, von glattem Satin oder façonnirt übersponnen, doch stets von der Farbe des Rockes, von welchen zu Redingotes die vorherrschenden: Lord Grey, amerikanisch Bronze, griechisch Blau, chinesisch Schwarz, Lord Novare, russisch Grün, Königsbronze, Olivenbronze, hell Amandine, Aumale-Bronze, Haitiblau und fumée de Londres sind. Die Gilets der Straßentoilette trägt man gerade oder mit etwas hoch hinauf geknöpftem Ausschnitt; auch sieht man viele mit zwei Reihen Knöpfe mit breiten Anglaisen; sie werden gewöhnlich lang und die Knöpfe vom Stoff der Weste gemacht. Die vorgezogensten Gewebe zu diesem Genre sind schwarzer oder chamois gestickter Casimir, Valencias und Cachemirs mit reichen Dessins und von glänzenden Farben. Die Pantalons zu diesem Costüme werden in den Beinen noch ziemlich weit gemacht, obgleich weniger weit, als man sie im Sommer trug; sie fallen gerade herab und sind auf dem Stiefel gerundet; die Souspieds, welche zum Abnehmen nach Belieben gemacht werden, sind eng. Die beliebtesten Satins zu diesen Pantalons sind einfarbig helle, auch gestreifte und viele schottische in verschiedenen Schattirungen und Farben. Der Phantasie-Frack, Frack à la française genannt, hat keine Abänderung erfahren; zu ihm gehören das Gilet mit Ausschnitt und das weite Pantalon. Zur Negligétoilette werden der Paletot getragen, das gekreuzte Gilet mit breiten Revers, nicht sehr hoch geknöpft, das weite Pantalon ohne Fußriemen. Die wenigen Pardessus, die wir bis jetzt bemerkten, waren fast alle von heller Farbe; auch werden die Cabans sowie die Crispinenmäntel diesen Winter viel getragen werden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Paletot mit langer Taille, breitem Sammtkragen, halbweite carrirte Beinkleider. 2. Ball-Sortie, mit großen Knöpfen und Posamentirarbeit ausgeputzt. 3. Ball-Sortie oder Ueberwurf zum Ball von blauem Atlas mit Troddeln und Posamentirarbeit ausgeputzt. 4. Burnuß mit Aermeln.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

LEIPZIG-PARISER

VII. Jahrgang.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr

Expedition



IV. Quartal.

2) Text und mit bles monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur. **1846.**

Ferdinand Becker.

(Schluß.)

In zwei eleganten vierspännigen Equipagen mit großem Dienergefolge in reichen russischen Livreen hielt er vor den Thüren seiner Verwandten, welche ihre Freude über den ihnen nun plötzlich lieb und theuer gewordenen Vetter nicht genug äußern konnten. Mit entschiedenem Beifall trat er nun in seiner Vaterstadt auf und von da an glich seine Reise durch Schlesien, Oesterreich, Baiern, die Schweiz und die Rheinlande nach Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen einem wahren magischen Triumphzuge, von wo er abermals mit Ruhm und Gold beladen nach 5jähriger Abwesenheit wieder nach Berlin zurückkam. War aber sein erster Empfang daselbst glänzend, so war es der zweite in noch weit höherem Grade. Serenaden und Fackelzüge wurden ihm gebracht und Se. Majestät der verstorbene König geruhte, den jungen Künstler mit dem Professor-Diplom zu beehren, so wie er bereits früher von Se. Königl. Majestät, dem jetzt regierenden König von Dänemark, damals Kronprinz, als Zeichen der Anerkennung eine goldene Tabatiere erhalten hatte. Nun richtete er seinen neuen Ausflug über Leipzig, Dresden durch Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei nach Bucharest und Constantinopel und wie früher sein Name in den russischen Journalen geglänzt hatte, so glänzte er jetzt in den türkischen und kehrte nach mehrjähriger Abwesenheit, mit den rühmlichsten Attesten, in allen Sprachen und Zungen, vieler hohen und höchsten Herrschaften, vor denen seine Kunst die ehrenvollste Anerkennung gefunden, wieder nach Deutschland zurück, wo er in letztvergangener Michaelismesse in Leipzig mit dem gewohnten glänzenden Erfolge abermals auftrat, und auch sein 11jährigen Sohn Robert, der ganz in die künstlerischen Fußtapfen seines Vaters zu treten verspricht, namentlich in equilibristischen Künsten, großen Beifall fand. Professor Becker versammelte die Elite Leipzigs in den mit den glänzendsten Apparaten decorirten Räumen seines Schauplatzes, und obwohl Bosco und Philippe unterdeß die Leipziger bezaubert hatten und auf lange Zeit hin alles Lob und alle Anerkennung unserer Journalisten für sich in Anspruch genommen zu haben und letztere gleichsam ordentlich Lob-Bankerott geworden zu sein schienen, so wußte doch unser Künstler abermals den rauschendsten Beifall zu ärndten und, nach solchen Vor-

gängern, eine ungleich schwerere Feuerprobe seiner Kunst zu bestehen, nach welcher dem allgemeinen Urtheile zufolge Professor Becker sich keineswegs als Nachtreter der beiden obgenannten Großmeister der Zauberkunst bewährte und zu erkennen gab, sondern, ebensowohl von einem reichen Fond mechanischer und physikalischer Kenntnisse, als von den kunstreichsten Apparaten meist eigener Erfindung und Construction unterstützt, ein selbstschöpferisches Genie beurkundete, das ihn, ohne alle Nachahmung, völlig unabhängig von obgenannten beiden Corpphäen, mit diesen auf gleicher Linie rangirt.

Was aber unserm Künstler erst die wahre Weihe verleiht, das ist die strenge Redlichkeit und biedere Rechtschaffenheit, sein moralisch guter Character und sittlicher Lebenswandel, wodurch er sich überall beliebt machte und überall Achtung und die ehrenvollsten Atteste erwarb, die ihn zu einer der rühmlichsten Ausnahmen von dem gewöhnlichen Künstler-Schlage stempeln, so wie auch sein glückliches Familienleben, ein unter Künstler ebenso selten getroffenes Gut, eine rühmliche Ausnahme bilden dürfte.

Die beiden Tamino's.

Es ist schon einige Zeit her, da hatte der Director B., welcher mit seiner Gesellschaft in Merseburg Vorstellungen gab, die Zauberflöte angekündigt. Diese Oper war dort lange nicht gegeben worden. Manche erinnerten sich der schönen Musik, Andere der Papagenopfeife, noch Andere der majestätischen Löwen, welche darin auftreten — und so waren denn schon am Mittag des Zauberflötenabends sämmtliche Billete vergriffen; ein sehr seltener Fall, über den der Director sich nicht wenig freute. Aber, o Jammer; als B. noch einmal schmunzelnd den Kassenbestand überblickte, da bringt ein kleiner zerrissener Junge dem Director einen mit seltsamem Siegellack verkleisterten Brief, in welchem die unumstößliche Heiserkeit des ersten Tenoristen plötzlich eingetreten ist. Der Director, welcher es trotz seinen für Merseburg ganz erträglichen Leistungen selten zu einem vollen Hause gebracht, soll heute um die Zauberflöte, um diese schöne Einnahme kommen, wegen eines plötzlich eingetretenen heißern Tenoristen? Unmöglich! — Es war keine Zeit zu verlieren, und B. eilte zu einem jungen talentvollen Dilettanten, der gerade in Merseburg anwesend war und von dem er wußte, daß er früher die Parthie des Tamino einstudirt, aber freilich noch niemals auf den heißen Brettern gestanden hatte. Bitten und Beschwörungen des verzweifelten Theaterdirektors bewegten endlich den Dilettanten, einen ersten theatralischen Versuch zu wagen und dadurch B. die Einnahme zu retten. — Was liegt daran, denkt er, es mag gehen wie es will, ich bin ja fremd hier und bekannt wird die Geschichte jedenfalls. Er erklärt sich also bereit, den Tamino zu singen, und zwar ohne Probe, denn zu dieser war keine Zeit mehr übrig — nur eine Bedingung stellte er, daß der Director vor Beginn der Oper einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum devotest unterrichte von der Heiserkeit und um Nachsicht bäte für den bis jetzt noch unaufgetretenen Tamino. Bis hierher war Alles gut — da zeigte sich ein neues Hinderniß. Der Remplacant hatte wohl die Gesangsparthie des Tamino im Kopfe, keineswegs war die Sprechparthie. Jetzt konnte indeß den kühnen Direktor nichts mehr incommodiren, die Zauberflöte mußte heute gegeben werden und wenn die Welt zusammengestürzt wäre. Der heißere Tenorist konnte zwar nicht singen, aber sprechen mußte er, da half ihm keine Macht von der Welt. Und so ging denn endlich nach so mannigfachen Anstrengungen die Zauberflöte glücklich los und zwar mit — zwei Tamino's! Hatte der eine ausgesungen, so verschwand er hinter den Coulissen und ließ den andern vor, damit er rede; war dieser fertig, so räumte er gemüthlich dem singenden Doppelgänger das Feld. So ging es fröhlich bis zu jenem Theile der Oper, wo Sprechen und Singen sich so unmittelbar in der Rolle des Tamino folgt, daß an ein Abgehen des Einen oder des Andern nicht zu denken war, hier gebot die eiserne Nothwendigkeit, dem Publikum den Anblick beider Tamino's zu gleicher Zeit zu gewähren und man kann also wohl sagen, daß die Zauberflöte noch nirgend verschwenderischer gegeben wurde, als in — Merseburg. — Besser zwei Tamino's als gar keiner, aber sehr hübsch war es doch; und noch heute lassen es sich manche Merseburger nicht einreden, daß Mozart die Zauberflöte nur für einen Tamino componirt hat.

Die Ulvsdüne.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte auf der Insel Amrum ein alter Schiffer Namens Ulv

dessen einziger hoffnungsvoller Sohn in die Sclaverei der Tunesischen Seeräuber gefallen war. Der Vater hatte ihn nur ungern in die Gewässer des Mittelmeeres entlassen. Als nun die Zeit heran kam, wo sein Sohn von der Fahrt zurückkehren sollte, begab er sich auf eine hohe Düne, die jetzt von ihm ihren Namen trägt, und blickte von da weit auf das Meer hinaus, um das Schiff seines Sohnes zu erspähen. So war er täglich den ganzen Herbst hindurch auf die Düne gestiegen und hatte von dort vergebens seine Blicke ausgesandt. Endlich lief eine Nachricht von dem Schiffe ein, die das geängstete Vaterherz auf's Tiefste verwunden mußte. Es sei dasselbst an der Tunesischen Küste von Seeräubern genommen und die ganze Mannschaft in die Sclaverei geführt worden. Diese Nachricht streckte den Alten auf's Krankenlager. Nachdem er aber etwas genesen, fing er an, eifriger als bisher zu arbeiten, besorgte seine Schaafe und Kühe pünktlich, handelte beim Verkauf seiner Wolle bis auf den letzten Pfennig, hielt jede Kleinigkeit zu Rathe, und fand er am Strande ein Stückchen Holz, so bestimmte er es zu Hause nicht für den Ofen, sondern verkaufte es, um baares Geld zu gewinnen. Auch zeigte er sich bei Strandungsfällen energischer und habgieriger als alle Uebrigen und riß dabei an sich, was er ergreifen konnte. Auf alle gegen ihn in dieser Beziehung gerichteten Bemerkungen antwortete er: „Ich brauche es für meinen Sohn." Es war nämlich der Plan in ihm zur Reife gekommen, er wolle ein Capital zusammenbringen, um seinen Sohn damit aus der Sclaverei zu erlösen. Solche Fälle kommen oder kamen bei diesen Schiffervölkern nicht ganz selten vor, und sie wissen schon, wie sie dabei zu verfahren haben; auch giebt es immer Consule in der Nähe, die ihnen durch Vermittelung der Regierung zu Hülfe gehen. Als der alte Ulv die nöthige Summe zusammengebracht, sandte er sie auf dem geeigneten Wege nach Afrika und nun setzte er sich wieder auf seiner Düne, dem Ankerplatze seiner Hoffnung, hin und blickte voll Sehnsucht auf das Meer hinaus, um zu erspähen, ob es ihm nicht für Silber und Gold seinen geliebten Sohn zurückbrächte. — Die Sache kam indeß in Richtigkeit, der junge „Ulvssohn" wurde ausgelöst — und der Befreite segelte eines Tages der nicht mehr fernen Küste zu. Die Freude des Alten bei der Annäherung des so heiß ersehnten Schiffes und bei dem Gedanken, das Ziel seiner Hoffnung baldigst in seine Arme schließen zu können, läßt sich wohl nicht denken, aber seine Verzweiflung kann man leicht ermessen, als er bemerken mußte, daß der an's Land Gestiegene — nicht sein Sohn war. Es war noch ein anderer „Ulvsohn" von Amrum in die Sclaverei gerathen, der, wie es bei den Friesen so häufig ist, ganz denselben Namen trug, und man hatte diesen Falschen ausgelöst. — Der Alte verfiel abermals in eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, und aus der er als ein sehr melancholischer und in der Welt vereinsamter Greis mit schneeweißem Haar hervorging. Niemand wußte ihm zu sagen, an wen er sich entweder wegen seines verlorenen Sohnes oder auch wegen seines verlorenen Sparschatzes zu wenden habe. Er fühlte nicht die Kraft mehr in sich, noch einmal ein solches Capital zusammenzubringen. Der Ankerplatz seiner Hoffnung, der sandige und windige Dünengipfel, wurde nun zum Orte seiner Melancholie und Verzweiflung. Die Vorübergehenden sahen den alten Ulv oft auf seinem Hügel sitzen, auf dem der Wind mit seinen greisen Locken spielte, während seine Augen trauernd auf der weiten Meeresfläche schweiften. Sei es, daß er Vergnügen darin fand, die Blicke nach der Gegend zu senden, wo sein Sohn entschwunden, sei es, das ihn doch noch eine kleine Hoffnung zuweilen belebte, daß sein Kind von daher zurückkehren müsse. — Er suchte den Hügel immer wieder auf. Eines Tages kehrten Schiffer aus dem Mittelmeere zurück und verwandelten plötzlich die Hoffnung des Alten zur Gewißheit. Sie brachten ihm Nachrichten und Briefe von seinem Sohne, worin dieser ihm mittheilte, er lebte nicht nur, sondern es gehe ihm auch recht wohl; er sei Sclave eines afrikanischen Fürsten, und durch das Vertrauen, das dieser in ihn gesetzt, auch einer von dessen Officieren und zuletzt sein General geworden; er sehne sich jedoch nach seiner Insel und nach seinem Vater zurück, und sobald er könne, wollte er in seine Heimath zurückkehren. Hätte es des Alten Mittel erlaubt, gewiß würde er auf seiner Düne einen Tempel der Freude haben bauen lassen, um die Wonnegefühle des süßen Wiedersehens in diesen heiligen Hallen zu genießen. In seinen jetzigen Umständen blieb ihm jedoch nichts weiter übrig, als wie bisher täglich auf dem Sande Platz zu nehmen und auf's Meer hinauszuschauen. Es verstrichen aber noch einige Jahre, und der Alte seufzte oft: „Kommt mein Sohn nicht bald, so wird er wohl nur auf meinem Grabe beten können." — Es kam jedoch ein wenig besser, denn der afrikanische General kehrte eben noch zeitig genug in sein Vaterland zurück, um seinen alten schwachen Vater zu umarmen, ihm seine Liebe und Zärtlichkeit zu erwiedern und ihm, nachdem er den letzten Rest seiner Lebensfrist mit ihm in Gemächlichkeit verbracht, ein ehrenvolles Begräbniß zu geben. Ihn, den General, machte man nachher zum Strandvoigt auf

der Insel Amrum, als welcher er hier noch lange wirkte. Die Amrumer erzählen noch heute von dem Ulv sowohl, als von dem General, und von dem Letzteren sagen sie, er habe im Dienste seines afrikanischen Königs sogar mehr als eine Schlacht gegen die Wilden der Wüste gewonnen, und jene Düne heißt seitdem die Ulvsdüne.

Die Fasten in Constantinopel.

Es ist bekannt, wie strenge der Mahomedaner auf die Beobachtung der Rhamadanfasten zu halten pflegt und welche harte Kirchenbuße einem bekannt gewordenen Bruch derselben folgen. Wenn diese Fasten zur Winterszeit fallen, wenn die Tage kurz sind, so ists noch zu ertragen; aber so viele lange heiße Sommertage ohne Speise oder Trank zuzubringen, ist ein wahres Marterthum; und es ist daher wohl verzeihlich, wenn ein kluger Türke seinem gestrengen Imam eine Nase zu drehen sucht, und zur Pharisäerei seine Zuflucht nimmt. Folgender Methode bedient man sich in Constantinopel. Gegen Mittag, wenn der leere Magen zu murren anfängt, und die vertrocknete Zunge am dürren Gaumen klebt, verläßt der junge Türke seine Wohnung, um in einem Spaziergang durch die Straßen der Hauptstadt wenigstens zum Theil der Schmerzen der Entsagung zu vergessen. Nach langem Wandeln nähert er sich endlich dem unheiligen Pera, dem schmutzigen Quartiere der Griechen; hier sieht er sich sorgfältig nach allen Seiten um, und sobald er sich unbemerkt glaubt, husch! ist er um die verhängnißvolle Ecke. Jeden sattgegessenen Christenhund, dem er hier begegnet, mürrisch anbrummend, trabt er hier vorwärts, bis er an eine Conditorbude kommt, wo er die eingesetzten Leckerbissen von außen eine Zeitlang anstarrt, endlich aber tritt er dem Hause näher und zuletzt überschreitet er nachlässig dessen Schwelle. Hier betrachtet er eine Eßwaare nach der andern, nimmt jede in die Hand, frägt nach dem Namen derselben, und wie man sie zubereitet, legt sie dann wieder nieder — und so ganz vom Forschungsgeiste hingerissen, erreicht er nach und nach den Hintergrund des Ladens, und ganz gedankenlos verliert er sich hier in ein kühles Hinterzimmer, wo ganz zufällig ein erquickendes Mahl aufgetischt steht. Eben so gedankenlos als der vom Fasten abgemattete Muselmann schließt nun der Grieche die Thüre hinter ihm ab, steckt den Schlüssel in die Tasche, und da ihm gerade einfällt, daß er in der Nachbarschaft etwas zu verrichten habe, welches keinen Aufschub leidet, geht er schnell aus dem Hause. Nach dem Verlauf einer Stunde aber erinnert er sich seines Gefangenen, eilt erschrocken zurück und unter vielen Entschuldigungen seiner Abwesenheit des Geistes öffnet er ihm die Thüre, durch welche dieser voll Zorn die Dummheit des Giaur verwünschend sich ungesäumt entfernt. Die Pasteten und Torten sind freilich nicht mehr, wo sie der Grieche gelassen, eine Handvoll Piaster und Zechinen aber, die er dafür in seiner Schublade findet, müssen den vergeßlichen Mann für seinen Verlust trösten, und der Türke? — Ja, der arme Mann kommt mehr erschöpft und abgemattet nach Hause als je; und wenn mit den Sternen am Himmel auch die Speisen auf dem Tische erscheinen, so fällt er so gierig darüber her, als ob er in einer Woche nichts gekostet hätte.

Schamyl in den Wäldern von Itschkeri.

Nach wahrer Thatsache.

Die Banner des Halbmonds und Adlers wehn,
Zum Kampf gerüstet die Schaaren stehn.
In Itschkeri's Wäldern auf freiem Plan
Zu Schamyl sprengt der Feldherr der Russen heran:

„Ich grüß' Dich Schamyl, Du furchtloser Held!
Du Herrscher des Landes und Führer im Feld,
Du Leitstern der Völker des Kaukasus,
Der Russen-Czar sendet Dir Botschaft und Gruß!
Genug ist's der Kämpfe in Daghestan —
Sei des mächtigen Czaren Unterthan,
Und Du sollst zum Lohn alle Lande empfahn
Vom Koissu bis nach Lesghistan!"

Da runzelt Schamyl sein stolzes Gesicht:
„Was mein ist, brauch' ich als Lehen nicht!
Weil der Czar den Besitz unserer Freiheit uns wehrt,
Drum zog ich zum Kampfe mein gutes Schwert:
Nicht der Letzte aus meiner Krieger Reih'n
Wird je Sclav der ungläubigen Russen sein!"

Russenfeldherr.

„Beug, tapfrer Schamyl, Deinen stolzen Muth!
Was der mächtige Czar Dir aus Gnade thut,
Wird sonst Dir entrissen mit Feuer und Blut.
Denn zahllos wie der Sand am Meer
Ist das unübersehbare Russenheer
Und der Name des Czaren ein Schrecken auf Erden!"

Schamyl.

„Und sei wie der Sand die Zahl Eures Heers:
Meine Krieger sind wie die Wellen des Meers,
Die den stiebenden Sand hinwegspülen werden!"

Russenfeldherr.

„Greift rächend mein Heerbann zu Schwert und Gewehr,
Weh, weh Dir, Schamyl, dann und weh Deinem Heer!

Wenn sich dunkel die Banner des Adlers entrollen,
Wenn die Donner aus hundert Geschützen grollen
Und Blitze und leuchtende Bomben sprüh'n,
Die wie rollende Sonnen die Wälder durchglühn . . .
Was den Kugeln entfleucht und den Schwertern im Kampf,
Sinkt heulend zerquetscht unter Rossegestampf!"

Schampl.

„Daß Dir Allah die Zunge im Munde verdorrt!
Schweig, schweig, stolzer Prahler, Fluch treffe Dein Wort!
Deiner eigenen Söldlinge grimmes Geschick
Weissagt mir Dein Unglück-verheißender Blick —
Und flattert der Adler auch stolz und hoch:
Der leuchtende Halbmond glänzt höher noch!
Sieh meine gepanzerten Schaaren stehn,
Den schlanken Kabarden, den stolzen Tschetschen —
Noch nie hat ein Feind ihren Rücken gesehn!
Wie sie halten zu Rosse so stattlich und kühn,
Wie die dunkelen Augen von Kampflust glühn . . .
Mehr zählt so ein Held aus kaukasischem Blut,
Als hundert von Eurer geknechteten Brut!"

Russenfeldherr.

„Ein Wort noch, Schampl, von dem, der mich gesandt:
Sieh, es hält eine Kugel und Salz meine Hand —
Das Salz deutet Frieden — doch Feindschaft das Blei;
Wähl' Eines, so ist meine Botschaft vorbei.
Doch vernimm, eh' Du wählest: das bleierne Loos
Birgt Weh und Verderben im dunklen Schooß, —
Dein Sohn weilt gefangen im Russen-Gezelt,
Schon sind ihn zu morden die Henker bestellt,
Und wählst Du die Kugel, so fällt sein Haupt,
Und dem Sohn hat der Vater das Leben geraubt!"

Da zuckt wie ein Blitz durch die Brust des Imam,
Als er schaudernd das furchtbare Wort vernahm . . .
Es durchrieselt ihn kalt, seine Wange erbleicht,
Wild ballt sich die Hand, und das Auge wird feucht; —
Doch bald faßt er sich wieder, der Kampf ist vollbracht;
Seine Hand greift das Blei: — „Nun wohlan denn zur Schlacht!

Und fällt auch mein Sohn unter Henkershand,
Mein Blut ist mir theuer — doch theurer mein Land!
Mein Herz ist gewappnet für Unglück und Wehe,
Allah ist groß, und sein Wille geschehe!
Aber furchtbar an Eurem verruchten Geschlecht
Wird der Todtschlag des Kindes vom Vater gerächt!"

(Man vergleiche unten die Miscelle.)

Miscellen und Anekdoten.

(Der Sohn eines Helden.) Einer der Söhne Schamyl's, des Helden des Kaukasus, wurde vor mehrern Jahren, erst acht Jahre alt, von den Russen gefangen genommen. Der Kaiser ließ ihm in der Militairschule eine ausgezeichnete Erziehung geben, und der Sohn des gefürchteten Kriegers gehörte bald zu den besten Schülern. Er sprach niemals von seinem Vater und schien überhaupt sein Geburtsland vergessen zu haben. Seine Schulkameraden, ja selbst die Professoren wußten nichts von seiner Abkunft, denn er war ihnen unter einem andern als seinem eigentlichen Namen bekannt. Verflossenen Juli verließ er die Militairschule und wurde als Lieutenant zu einem finnländischen Regiment geschickt. Vor einem Monate verschwand er plötzlich und ließ einen Brief an seinen Obersten zurück, worin er ihn über seine Abkunft unterrichtete und ihm erklärte, er habe, obgleich jung, sein Geburtsland nicht vergessen, und er begebe sich jetzt dorthin, um sich seinem Vater und seinen Brüdern anzuschließen. Die Nachricht von seinem Verschwinden erregte großes Aufsehen. Der junge Schamil, der jetzt 18 Jahr alt ist, war bei seinen Mitschülern außerordentlich beliebt, und sie können jetzt seine Geduld und seinen Muth, mit dem er lange Zeit hindurch sein Schicksal ertrug, nicht genug bewundern. Man glaubt, daß er Schweden glücklich erreicht habe. Die Mitglieder einer wohlhabenden finnländischen Bauernfamilie sind verhaftet worden, weil sie im Verdachte stehen, die Flucht des jungen Schamyl begünstigt zu haben. (Man lese oben das Gedicht.)

(Die seltsame Heirath.) Zwei 70jährige Brautleute wurden neulich in Hull getraut. Nach der Feierlichkeit sagte die Dame zu dem Geistlichen: „Sie haben mich vor 28 Jahren bereits einmal getrauet." — „Wohl möglich." — „Und mit demselben Manne." Diese Seltsamkeit verdiente eine Erklärung und so erzählte die Dame: „Im Jahre 1818, als ich mich für verwittwet hielt von einem ersten Manne, der mich verlassen hatte, um sein Glück in Indien zu versuchen, heirathete ich meinen Mann da. Wir haben mehrere Kinder gehabt. Durch Zufall erfuhr ich letzthin, daß mein erster Mann zu der Zeit nicht todt, als ich mich für frei hielt, und eine zweite Ehe eingehen zu können glaubte, daß er aber jetzt gestorben sei. Wir zogen einen Advokaten zu Rathe und nach dem Rathe desselben haben wir unsere Ehe noch einmal einsegnen lassen, damit wir über das Schicksal unserer Kinder unbesorgt sein können." — Der Geistliche, welcher dieses Paar traute, scheint zu außergewöhnlichen Abenteuern bestimmt zu sein. Wenige Tage vorher sollte er zwei junge Leute trauen. Während der Traurede aber schlief die Braut ein, und der Bräutigam ärgerte sich darüber so gewaltig, daß er auf der Stelle die Kirche verließ und die beabsichtigte Verheirathung abbrach.

— Man unterhält sich in Münster viel von der List, womit ein Zuchthausgefangener sich vor Kurzem seiner Haft entzogen hat. Derselbe wußte einen eben angekommenen Untersuchungsgefangenen (die Verurtheilten und die blos in Untersuchung Befindlichen sitzen dort nämlich im selben Gebäude, im Zuchthause) zu bereden, daß er ihn seine Kleider anziehen lasse, begiebt sich in seinem Anzuge auf den Hof und verlangt von der Schildwache am Thore, daß sie ihm öffne. Als diese, welche den Sträfling noch eben in der Züchtlingskleidung gesehen, sich weigert, giebt derselbe vor, daß er auf Befehl des Inspectors sich in die Stadt begeben solle; er läuft vor ins Haus, ruft mit lauter Stimme, so, daß die Schildwache es hört: „Herr Inspector, soll ich nicht heraus?" und antwortet dann selbst mit der täuschend nachgeahmten Stimme des Inspectors: „Ja wohl, Schildwache, lassen Sie den Mann heraus!" Diese öff-

net, nun das Thor, der Sträfling eilt hinaus und erst nach einigen Stunden klärt sich die Geschichte auf.

— Vor etwa fünfzig Jahren lebte in Oldenburg ein gewisser Doctor Lüttmann. Ein Bauer, der ihn um Rath bitten wollte, trat eines Morgens frühzeitig in sein Zimmer, ehe der Arzt aufgestanden war. Er sah nur ein dort aufgestelltes Skelett, bei dessen Anblick er sich eilig davon machte, so daß der Arzt, dem die Ankunft des Bauers gemeldet worden war, ihn nicht mehr vorfand. Als Lüttmann einige Stunden später vor der Thüre stand, machte ihn ein Diener darauf aufmerksam, daß der Bauer, der sich an der entgegengesetzten Straßenreihe an den Häusern vorbei drückte, der Patient sei, welcher den Doctor heut Morgen habe sprechen wollen. — „He, guter Freund!" rief Lüttmann dem Bauer zu, „Ihr waret ja heut Morgen bei mir!" — „Bleibt mir drei Schritt vom Leibe," erwiederte der Bauer ängstlich forteilend, „ich hab' Ihn heut Morgen wohl gesehen, als er noch kein Hemd anhatte!"

— Ein Pariser Banquier saß jüngst mit dem schwedischen Gesandten zu Paris am Spieltische. Bald entspann sich ein Streit zwischen Beiden und der auswärtige Diplomat warf dem Pariser die Karten ins Gesicht. Man erwartete ein Duell, und einer der Freunde des beleidigten Banquiers fragte Letzteren, ob er seinen Gegner nicht fordern werde? — „Ich wollte es," entgegnete dieser ruhig, „aber mein Associé gibt es nicht zu."

(Baumwolle.)

Sein theueres Vaterland zu wahren
Erfand der Deutsche eine neue Wehr,
Kein Pulverdampf verhüllt die dunkeln Schaaren
Und deutlich sieht er seiner Feinde Heer;
Denn drückt er ab mit Schönbein's Präparat,
Weiß Jeder wen er zu erschießen hat.

Das erste Opfer ist bereits geblieben,
O saget, wen er erkor der deutsche Muth?
Ist wo ein Feind vom Belt, vom Rhein vertrieben
Und wo der Riemen wälzt die trübe Fluth?
O nein, das erste Opfer liegt dort schon im Grase,
Denn wohlgetroffen starb — ein deutscher Haase.

(Mein Paß.)

Reiste neulich in Gedanken
Nach der Liebe Wunderland;
An der Grenze, an den Schranken
Mauthner Argwohn stand.

„Deine Heimath?" — Ihr zu Füßen!
„Dein Vermögen?" — Poesie!
„Dein Gewerbe?" — Stürmisch küssen!
„Und Dein Abgott?" — Sie!

Erklärung der Patrone.

Die Figuren 1—5 stellen einen sogenannten schottischen Mantel vor, der früher in etwas anderer Form sehr in der Mode war und auch jetzt schon wieder hier und da verlangt wird, weshalb wir uns beeilen, das Muster eines solchen mitzutheilen. Die Stellung und die Construction der Patrone wird zugleich gemacht, wie auf Tuch mit den Vorderlängen, wie sie hier erforderlich sind, mit Pelerine und Aermeln. Man bemerkt, daß das Hintertheil der Pelerine (Fig. 1) schief steht, wie beim Burnuß. Das Vordertheil derselben ist verkehrt, zunächst weil eine Pelerine überhaupt nicht auf allen Seiten nach dem Strich gestellt werden kann, und dann, weil dies die einzige Art, sie zu stellen, ist, wenn sie keine Zwickel haben und große Aermel zulassen soll. Das Vordertheil, Fig. 2, hat ein Halsloch, wie das Vordertheil eines Mantels und die Achselnaht befindet sich auf der Schulter. Das Hintertheil, Fig. 3, hat ein faltiges Halsloch; seine Oeffnung von 30 Cent. muß auf 12 zurückgeführt werden. Die Falten müssen bei dem Punkte 25 aufhören, damit die Form nicht verunstaltet werde. Der Aermel ist in seinem Vordertheile offen und kann keine Knöpfe haben. Der Kragen kann gerade stehend geschnitten werden und in diesem Falle wird nach hinten eine Höhlung von drei Cent. nöthig. —

Die Figuren 6—10 sind die Patronen eines Leibrockes, der fast die Mitte hält zwischen Rock und Paletot. Der Schnitt ist für einen regelmäßigen Bau berechnet. Am Hintertheil, Fig. 6, ist die Schulterweite 20, an der Taille 48; diese ist um 6 Cent. verlängert. Dieselbe Verlängerung ist an der Seite des Vordertheils angewendet, und man weiß, daß jedesmal, wenn die Taille bis unter die Hüfte herabgeht, die Seitenspitze sich wenden muß, so daß sie den untern Theil nicht zurückhält; man weiß auch, daß bei verlängerten Taillen die Form des Schoßes sich verändert, indem dabei mehr Neigung stattfindet. Nimmt man z. B. auf dem ganzen Hüftenumfang 5 Cent. ab, ohne etwas am Schooß zu verändern, so wird derselbe, besonders nach hinten zu, weit werden. Bei kurzen Taillen genügt eine Abnahme von 0—6, während bei langen fast immer 10 erforderlich sind. Die Richtung der Falte wird übrigens nach dem Seitenstück bestimmt. Bei der Form des Vordertheils ist zu bemerken, daß, wenn der Schooß bis zum Rande geht, das Vordertheil am Rande mehr gespannt ist, und wenn die Anglaise gerade geschnitten ist, so wendet sich der Revers und entsteht gegen die Knöpfe eine gewisse Länge; daher muß die Anglaise auf der Seite, die unten an das Vordertheil stößt, etwas gehöhlt sein, so daß sie in einer Ausdehnung von 10—12 Cent. platt angesetzt werden kann. Wenn man im Vordertheil keinen Ausschnitt in die Länge macht, so muß die untere Naht gedehnt werden, von der kleinen Seite bis 10 Cent. nach vorn. Der Aermel, Fig. 10, ist oben weiter gehalten, als gewöhnlich, und kann man ihn verengen, wenn man vorn den untern Theil zurücksetzt. Der untere Theil ist gebogen, weil Viele den Aermel so schöner finden, als wenn die Vordernaht gerade ist. Das ist wahr, aber der Ellbogen tritt mehr hervor, wenn der Arm gespannt ist.

Die Figuren 11—12 sind die Patronen einer Kreuz-Shawlweste für einen regelmäßig gebauten Körper. Man weiß, daß bei dieser Art von Westenschnitt in Betreff des Anpassens nichts zu verändern ist; also muß das Vordertheil zuerst wie für eine gerade Weste geschnitten und nachher die Kreuzung besonders gerechnet werden. Auf der Brust werden 5 Cent., in der Hüfte 4 und unten am Vordertheil ebenfalls

4 zugegeben. Um die Stelle der Knöpfe zu bestimmen, ist das Vordertheil 1 Cent. hinter der Linie einer geraden Weste umzubiegen und am Rande der Raum für Ausfüllung und Knopfloch abzurechnen. Das Vordertheil muß unten so geschnitten werden, als ob es angesetzte Revers hätte. Die Tasche ist schräg gestellt und höher als gewöhnlich; man trägt sie so, damit die Taschen nicht geniren, wenn man unten bogenförmig schneidet. Ihre Oeffnung ist ohne Patten; sie ist nur an beiden Seiten bordirt und ihre Oeffnung ist mit einer Verzierung besetzt. Der Shawl ist zum Umschlagen eingerichtet, bis zu 10 Cent. unter das Armloch. Die Brust ist gerade. Man kann, um die Brust zu wölben, einen Ausschnitt unter dem Shawl machen und einen andern im Aermelloche. Indeß hat die Erfahrung gelehrt, daß man bei Ausschnitten im Armloche die Westen zerreißt, besonders wenn die Brust nicht stark ist. Der unter der Tasche gezeichnete Ausschnitt giebt übrigens Wölbung genug, und es ist zu beachten, daß man oft genöthigt ist, nach unten zur Erweiterung der Hüften einen Keil einzusetzen.

Die Figuren 13 und 14 sind das Vordertheil und Hintertheil eines Pantalons. Beim Hintertheil tritt die Seite 15 Cent. hervor, der Fersenumfang ist 14 Cent., das innere Voerücken 6 Cent., das Vordertheil hat 15 Cent. Breite, und zwar 11 für den Theil zwischen der Richtungs- und der Seitenlinie und 4 Cent. für den inneren Haken. Das Ganze beträgt 50 Cent., woraus, wenn die Nähte gemacht sind, weniger als 48 Cent. werden. Die Knieseite muß 2 Cent. gehöhlt ein, und man setzt auf die Schenkelseite 4 Cent. weniger als unten. Das Vordertheil wird auf folgende Art gezeichnet. Die Seite ist, zwischen 0—106; es sind noch 4 Cent. mehr, um bei der Klappe den Gurt zu vermeiden: zwischen den Füßen sind es von 0—82 und zur Hälfte von 0—41. Die Schenkelweite ist in der Höhe von 82 Cent. um 3 Cent. geringer als auf der Seite, folglich bei 33 Cent. Breite sind es 19 statt 22 Cent. und 30 statt 33 Cent. Die gerade Spitze ist um 3 Cent. schmäler, daher sind 19—30 das Drittheil des Schenkels. 19—27 ist eine Krümmung von 6 Cent. für die Naht zwischen den Füßen. Um die Krümmung der Seiten zu berechnen, giebt es zwei Mittel: Nachdem man die Richtungslinie gerade gezeichnet hat, markirt man, von der Seite ausgehend, sowohl auf der Seite als unten, denselben Raum; da nun die Linie 8—8—8 mit der Linie 19—19—19 gleichlaufend ist, so muß die Seitenlinie, welche durch 8—4—42 geht, dieselbe Krümmung haben, wie die Linie 19—23—27. Um das Hintertheil mit dem Vordertheil zu zeichnen, ist es unumgänglich nothwendig, zuerst die untere Eintheilung zu bemerken, hierauf die 3 Längen auf der Seite und besonders die Seitenlinie zu ziehn, indem man vom Hauptpunkt ausgeht und oben einen Rand von 2 Cent. läßt. Dann muß man die Veränderungen am Vordertheil berechnen. Da nun 3 Cent. zugegeben werden und 6 Cent. wegfallen müssen, so kommt die Seite des Vordertheils in eine Entfernung von 9 Cent. Nach diesem Punkte muß einerseits das Vordertheil bestimmt werden; von der andern Seite muß die Richtungslinie 4 Cent. innerhalb der Ferse treffen. Bei der Höhlung auf der kleinen Seite sind nur am Hintertheil 2 Cent. abzunehmen, um dann die Breite etwas zu vermindern, kann man das Hintertheil statt um 3 Cent. nur um 2 Cent. herausrücken. Die innere Spitze geht um 3 Cent. über das linke Vordertheil, d. h. das Hintertheil ist um eben so viel erweitert, als man vom rechten Vordertheil weggenommen hat.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. In Folge der häufigen Anwendung des Cachemire und der einfarbigen Stoffe würden die Straßentoiletten in eine schwerfällige Monotonie gerathen, wäre man nicht bedacht, die Roben und Redingotes mit sehr verschiedenem Zierrath, gewöhnlich von leichter Posamentirarbeit, von Frangen und ausgefaserten Spitzen, auszuschmücken. Die Seidenstoffe zu den Straßen-Costümen bieten die reizendste Mannichfaltigkeit, und nichts ist kleidender als die in zwei abstechenden Farben pekinirten Gewebe. Die Aermel der Redingotes sind glatt, doch mit einer gewissen Gesuchtheit verziert, nicht selten mit vier Reihen Garnituren bis zum Ellbogen, der Vorderarm mit einer breiten Mousquetaire-Manschette; das Leibchen glatt und mit kleinem, kaum 3 oder 4 Cent. breitem Stehkragen zur Stütze des Chemisettekragens, welcher schmal und mit Kanten reich garnirt ist; unter ihm geht eine Cravatine von Grenadine oder ein Band um den Hals. Dieses Costüm, zu welchem ein Cachemireshawl oder ein Mantelet vollkommen harmonire, wird durch eine, ganz von schwarzem Tüll überdeckte Atlas-Capote vervollständigt. Kanten-Fichüs, auf dem Kopf eines Atlashutes angebracht und von Blumenagraffen gehalten, sind sehr beliebt. — Die von jüngeren Damen getragenen kleinen Bonnets lassen die Stirn frei und mit Fleiß das glänzende Seidenhaar möglichst sehen.

Viele Gunst finden die Pompadour-Bonnets, welche fast nur aus Tüllbauschen und Roseneoulissen bestehen, oben mit Guirlanden von Pfirsichblüthe; ferner die Genoveva-Bonnets, breitheilig und mie Guirlanden von Laubwerk in Sammet und Blonden, oben mit zwei platten Schleifen; das Fanchon- und das Margarethen-Bonnet, ersteres aus schmalen Kanten, mit kleinen Sammetstreifen abwechselnd, gebildet, das andere von breiten, gewissermaßen labyrinthisch geordneten Kanten, der obere Theil, statt glatt, gefaltet, und mit sechs zu beiden Seiten graziös abgestuften Coques. Noch kann man zu den Soireen Fichüs von neuer Form empfehlen; sie sind rund, etwas breiter als die Berthen, ausgeschnitten, nach hinten abgerundet und herzförmig; ferner kleine Unterhemdchen von gebauschtem Seidentüll; endlich sehr elegante Turbane, welche aus einer schottischen Echarpe mit Verzierungen von dunkelblauem Velours épinglé bestehen.

Unter den neuen Hüten müssen wir einen von Velours épinglé nennen, dessen Fond und Krempenbordüre von Atlas-Piqué waren; einen rosa Atlashut mit einer soutachirten Guirlande von schwarzer Chenille, die Fem desselben mit schwarz und rosa seidenem Filet überdeckt. Dieses, mit Maraboutfasern eingefaßte Filet ist auf einem Atlashute von sehr schönem Effect, und es wird auf der einen Seite von Blumen, auf der andern von Band zusammengefaßt. — Die Bonnets à la Charlotte Corday scheinen zu großem Erfolge berufen, nicht minder auch ein häusliches Bonnet mit langen eingefaßten Barben und vielen Rüchen, in welche Marabouknötchen eingemengt sind.

Die Promenaden wie die Salons bieten viel Ausgezeichnetes in den Pardessus dar, welche mit einer großen Mannichfaltigkeit das doppelte Verdienst des guten Geschmacks und des Originellen vereinigen. Die gewöhnlichen, man möge sie Manteaux, Mantelets, Châtelaines, Visites und mit allen andern Namen benennen, die man hört, gehen dennoch nicht über den Kreis des Vulgairen hinaus, denn der Geschmack ist nur die Ausnahme von der Regel. Die Roulière z. B., so ganz einfach und selbst etwas bizarr, zeigt auf den Schultern der großen Dame ein ganz eigenes Gepräge, weil es eben höchst distinguirt und der Art ist, wie nicht Jeder es darstellen kann. Von großer Einfachheit ist auch der Garrick, doch von einer durchaus anmuthvollen und für die Morgen-Ausgänge sehr nützlichen Einfachheit. Er wird von Sammet und mit ver-

chiedenen Kragen verfertigt, anscheinend sehr bescheiden, und dennoch kostbar galonirt. Der griechische Mantel, mit Hut von gleicher Farbe, wird gleichfalls von vielen Seiten verlangt. Ihm folgen die: Katharina II., Infantin, Mauresque genannten und noch viele andere, von denen einer immer schöner als der andere; jeder zeigt seinen eigenthümlichen Character. Man sieht dergleichen in weißem, rosa, himmelblauem Satin, alle mit Blonden derselben Farbe, oder mit den feinsten und zartesten Posamentirarbeiten garnirt. Der Schnitt ist fest anschließend, mit Fichüpelerinen, die etwas über die Taille hinab reichen. Im Vestibul der italienischen Oper zeichnen sich vor Allem die Theater-Sorties aus mit ihrem wohlwattirten Capuchon, dessen Schnitt die Coiffüre schont, und an welchen eine einen Halbschleier bildende breite Kante gesetzt ist, was bewundernswerth kleidet; gewöhnlich bestehen letztere aus einer breiten weißen oder schwarzen Blonde.

Noch gedenken wir einiger Toiletten, welche als der Typus desjenigen erschienen, was diesen Winter wahrscheinlich getragen werden wird. Eine Robe von maisfarbenem Velours épinglé mit satinirten Streifen von türkischem Dessin und mit Volants von verschiedenfarbigen, dem Stoffe entsprechenden Bändern garnirt. Glattes Leibchen, ähnliche Berthe und gleich dem Rock unten verzierte kurze Aermel. — Eine Robe von smaragdgrünem Brocat mit imitirter Guipüre von gleichem Stoff; Pelerine von venetianischen Spitzen, mit vorn gekreuzten Enden. — Eine Robe von Joinville-blau satinirtem Moiré, mit breiten Frangen, über jede eine breite Flechte von Atlas gesetzt; das Châtelaine-Leibchen mit drei, von ähnlichen Atlasflechten überdeckten Nähten; Aermel bis zum Ellbogen und ebenso mit etwas kürzeren Frangen und Satinflechten garnirt; hohes Fichü von englischen Applications, sowie die langen Aermel, welche bis oberhalb des Handgelenks gehen und unter reichen Bracelets sich verlieren. Halb-Turban von Kanten. — Robe von aurikelfarbigem Satin mit breitem, doppeltem Sammtbesatz perpendiculair vom Leibchen bis zum Ende des Rockes; am Gürtel trafen die Besätze zusammen und wurden nach unten in Form einer Schürze breiter, in umgekehrter Art ebenso auf dem glatten und hohen Leibchen; die langen und halbweiten Aermel sind ebenfalls mit Sammet coupirt und enden in zwei Reihen breiter schwarzer Spitzen. Der Pardessus von Satin und mit Sammet garnirt, etwas kurz, war mit schwarzen Spitzen besetzt.

Herren-Mode. Auf einen allgemeinen fehlerhaften Geschmack in der jetzigen Mode glauben wir zunächst und dringend aufmerksam machen zu müssen. Wenn es von jeher Greise gegeben hat, die sich jung glaubten, weil sie wie junge Leute gekleidet waren: was soll man von unserer Jugend sagen, welche sich schon seit mehreren Jahren alle Moden aneignet, welche die Kleidungsstücke der ältesten Greise charakterisiren? Zu allen Zeiten hat sich die Tracht der Greise durch einen weiten, anspruchslosen Schnitt ausgezeichnet, indem man die Bequemlichkeit dabei berücksichtigte, und nicht im Geringsten darauf achtete, die Körperformen hervorzuheben, welche junge Leute sich gewöhnlich so gern zum Vortheil machen. Allein einem Unsinn, einer unglaublichen Verkehrtheit der Ideen zufolge, findet man heut ein Kleidungsstück dann erst schön und nach der Mode, wenn es ein völliger Sack ist und von Allem, was schön und gut ist, ganz und gar abweicht, während die schönste Form, welche der Schneider einem Kleidungsstücke geben kann, diejenige ist, die sich einerseits der Mode anschließt, und andererseits dazu beiträgt, die Körperformen zu verschönern. Selbst die Anstrengungen der Männer von Geschmack unter den Kleidermachern sind bei der jetzt herrschenden Mode, welche sich durch allzugroße Fahrlässigkeit in der Tracht auszeichnet, unfähig, anmuthige Kleidungsstücke hervorzubringen. Wenn die Schneider diese Alltäglichkeit des Geschmackes noch länger dulden, so wird sich die elegante Welt bald ganz und gar denen gleichgestellt sehen, welche ihre Kleider aus den Magazinen vorräthiger Kleider beziehen und die Kunst wird immer mehr in Verfall gerathen. Wenn wir nach dieser allgemeinen Vertheidigung des besten Geschmackes zu der wirklichen Mode übergehen, so ist zuerst zu bemerken, daß die größern Stücke immer so eingerichtet werden, daß das Kleidungsstück leicht sei; zuweilen arbeitet man sogar ohne alle Garnitur in den Vordertheilen, wie in den Revers; das Tuch ist ganz einfach. Die Pantalons sind am Knie etwas eng und dessenungeachtet unten breit und vortretend. Die Kreuz-Shawlwesten kommen wieder in die Mode; sie haben dieselbe Form, wie die Westen mit angesetzten Revers; der ganze Unterschied ist, daß sie nicht offen sind. Man macht auch solche gekreuzte Shawl-Westen, die nicht durch Revers erweitert sind.

Die 4. Figur trägt einen, in verschiedener Hinsicht ganz neuen Paletot-Ueberrock. Seine Farbe ist dunkelolivenbraun, der Stoff, genannt neues Kalbleder, ist warm, sehr weich, und paßt vollkommen zu diesem Gebrauch. Neue Patten, wie man deren noch nie getragen hat, schmücken hinten die Schoosfalten an der Taille und unterhalb derselben. Die Umschläge klein und ein wenig abgestumpft, so wie auch die Ecken des Kragens, der, gleich den Aermelvorstößen, von Sammt ist. Diese letztern haben einen Schlitz von ungefähr 5 Cent., welcher, je nach dem Grade der Temperatur, erlaubt, dieselben herunter zu lassen. Die Kreuzung des Rumpfes ist klein, um mit der Größe der Umschläge im Einklang zu stehen. Die Knöpfe sind klein, gewölbt und wenig zahlreich. Die Taschen sind drei an der Zahl; zwei vorne auf den Rockschößen und eine auf der linken Seite der Brust. Eine breite, gemodelte und dem Stoffe wohl angepaßte Einfassung schmückt alle Theile des reizenden Kleidungsstückes. Die Beinkleider dazu sind von einem sehr starken, warmen und zarten Stoffe. Der Grund derselben ist grün oder blau, mit großen, durch schwarze Streifen gebildeten Würfeln. Die Mode giebt immer mehr den Beinkleidern ohne Stege, oder mit kleinen lockeren Stegen den Vorzug.

Der Paletot unserer dritten Figur ist mit einer Reihe Knöpfe; sonst nähert er sich in allen seinen Theilen der Gattung des vorhergehenden, ausgenommen seine Kreuzung und seine Farbe, welche wir in einer reichen dunkeln Savoyardsfarbe mit purpurnem Widerschein vorgestellt haben. Ein französischer Frack ist darunter. Die Beinkleider sind von einem sehr schönen, sehr starken und sehr zarten Stoffe von barbenblauer Farbe und mit Streifen von derselben Farbe im Gewebe. Wie bei dem vorhergehenden Paletot sind hinten die Naht herab und beide Taschen mit einer Bordüre besetzt.

Die Westen trägt man immer unmäßig lang, und die Stoffe, welche man dazu nimmt, sind sehr verschieden. Die, welche sich bei schönen Promenaden-Toiletten am besten tragen, sind von Cachemir und in sehr lebhaften Farben.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Tunika mit weiten Aermeln, mit Pelz besetzt. 2. Zughut von Seide, mit weißen Spitzen besetzt, und an der Seite mit einem Büschel Akazienblüthen ausgeputzt; Kleid von grauem Damast mit Mustern in derselben Farbe. Pagenmantel von Sammt, mit weißem Atlas gefüttert und reich mit Posamentirarbeit besetzt. 3. u. 4. Man lese oben den Herren-Modenbericht.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

AB 19[illegible]

6 Bde





Österreichische Nationalbibliothek
+Z175662306

